

Friedrich von Zinck in Emmendingen  
Leben und Werk eines schriftstellernden Privatiers  
der oberrheinischen Spätaufklärung

Inaugural-Dissertation  
zur  
Erlangung der Doktorwürde  
der Philologischen Fakultät  
der Albert-Ludwigs-Universität  
Freiburg i. Br.

vorgelegt von

Cornelius Ludwig  
aus Freiburg i. Br.

Wintersemester 2012/13

Erstgutachter:

Prof. Dr. Achim Aurnhammer

Zweitgutachter:

Prof. Dr. Dieter Martin

Vorsitzender des Promotionsausschusses  
der Gemeinsamen Kommission der Philo-  
logischen, Philosophischen und Wirtschafts-  
und Verhaltenswissenschaftlichen Fakultät:

Prof. Dr. Bernd Kortmann

Datum der Fachprüfung im Promotionsfach:

31.01.2013

## **Vorwort**

Diese Arbeit wurde im Wintersemester 2012 von der Philologischen Fakultät der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg im Breisgau als Inaugural-Dissertation angenommen.

Zuerst gilt mein außerordentlicher Dank Herrn Prof. Dr. Achim Aurnhammer, der von der Themenfindung bis zu den letzten Minuten vor Drucklegung nicht nur mit wertvollen Hinweisen und Ratschlägen, sondern auch mit unerschütterlicher Geduld, Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft die Entstehung dieser Arbeit über Jahre begleitet hat.

Als nächstes danke ich sehr herzlich Herrn Prof. Dr. Dieter Martin für die Übernahme des Zweitgutachtens und viele wertvolle Hinweise.

Auch für die Hilfsbereitschaft der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Archive, die ich während meiner Recherche benutzt habe, bin ich Dank schuldig. Diese sind die Universitätsbibliothek und das Universitätsarchiv Freiburg, die Universitätsbibliothek Leipzig, das Generallandesarchiv Karlsruhe; das Landeshauptarchiv Sachsen-Anhalt, Abteilung Magdeburg, Standort Wernigerode; Domstiftsarchiv und -bibliothek Merseburg; sowie das Stadtarchiv Emmendingen.

Mein besonderer persönlicher Dank gilt Herrn Matthias Wießner in Leipzig für die Überlassung seiner ungedruckten Magisterarbeit zur Journalgesellschaft; Herrn Adolf Armbrüster, Merseburg, für seine freundliche Vermittlung; und Herrn Hans-Jörg Jenne, Stadtarchivar zu Emmendingen, für vielfältige Auskunft.

Diese Arbeit wäre nicht vollendet worden ohne stetigen Ansporn, Ermunterung und Geduld seitens meiner Eltern Hans-Bernhard und Barabara Ludwig in Emmendingen und meiner Ehefrau Dr. Birte Christ sowie dem Verständnis meiner beiden Söhne Theodor und Rufus, die ihren Vater in der Redaktionsphase viele Abende und Wochenenden entbehren mussten. Ihnen allen sei diese Arbeit gewidmet.

Freiburg im Breisgau, 31. Januar 2018

Cornelius Ludwig

## Inhalt

0 – Einleitung	4
0.1 – Forschungsstand	5
0.2 – Vorgehen	6
1 – Leben	7
1.1 – Biographische Skizze	7
1.1.1 – Leipziger Freunde und Verwandte	8
1.1.1.1 – Christian Friedrich Eberhard	8
1.1.1.2 – Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck	8
1.1.1.3 – Reichard Gottlieb von Zinck, der Domprobst	10
1.1.2 – Emmendingen	11
1.1.3 – Franz Xaver Schnetzler	14
1.1.4 – Das Leipziger Journalisticum und die Emmendinger Lesegesellschaft	15
1.1.5 – Letzte Jahre	19
1.2. – Das Werk	22
1.2.1 – Poetisches und Publizistisches	22
1.2.1.1 – Übersicht	22
1.2.1.2 – Das erhaltene Frühwerk	27
1.2.1.3 – Poetische Entwicklung zu reiferer Autorschaft und die Rolle Jacobis	31
1.2.1.4 – Zincks ästhetische und poetische Positionierung	33
1.2.1.5 – Zinck als Übersetzer	42
1.2.1.6 – Die Publizität als Dichter	45
1.2.1.7 – Literatur als freundschaftliches Zwiegespräch	46
1.2.1.8 – Horaz als Vorbild und das Lob ländlichen Lebens	47
1.2.1.9 – Zincks Epistel-Dichtung	62
1.2.1.9.1 – Die Episteln nach dem Horaz	63
1.2.1.9.1.1 – Die Travestie der horazischen „Soracte-Ode“	63
1.2.1.9.1.2 – Die poetologische Epistel	66
1.2.1.9.1.3 – Die Kontrafaktur der horazischen ‚Schwätzer-Satire‘	70
1.2.1.9.2 – Die Freundschaftsepisteln	73
1.2.1.9.3 – Die ethisch-didaktischen Episteln	80
1.2.1.9.4 – Drei Episteln an hochstehende Persönlichkeiten	89
1.2.1.9.5 – Die Romanze „Die Gefahr der Liebe“	94
1.2.1.9.6 – Die Fabel „Der Affe“	97
1.2.1.10.1 – Gustav Adolph als deutscher Nationalheld	100
1.2.1.10.2 – Zur Preisfrage über die Verhinderung des Kindsmordes	103
1.2.1.10.3 – Der Emmendingen-Aufsatz „An Herrn Schnetzler“	110
1.2.2 – Die Briefe	115

2 – Materialien	118
2.1 – Veröffentlichtes	118
2.2 – Briefe	231
2.3 – Dokumente	485
2.4 – Abbildungen	514
3 – Bibliographie	516

## 0 – Einleitung

In der vorliegenden Arbeit werden erstmalig sämtliche greifbaren Briefe, literarischen Werke, Archivalien und weitere Quellen zum Leben und Werk Friedrich Freiherr von Zincks (\*21.04.1752 †17.02.1802) zusammengeführt und ausgewertet. Bislang buchstäblich eine Fußnote der Literaturgeschichte, besonders im Zusammenhang mit Johann Georg Schlosser (1739-1799) und Johann Georg Jacobis (1740-1814), tritt Zinck nun als qualitativvoller Autor hervor, der sich im Genre des Briefgedichts einen eigenen poetischen Ton erarbeitete und auch als Rezensent, Polemiker und Teilnehmer an zentralen Debatten der Epoche sowie als Übersetzer aus dem Französischen beachtenswerte Leistungen erbracht hat.

Spätestens seit der Ausstellung „Johann Georg Jacobi und sein Oberrheinischer Dichterkreis 1784 bis 1814“ in der Freiburger Universitätsbibliothek 2000<sup>1</sup> sowie der Freiburger Tagung „Zwischen Josephinismus und Frühliberalismus – Literarisches Leben in Südbaden um 1800“<sup>2</sup> hat die Forschung zur oberrheinischen Spätaufklärung an Dynamik gewonnen und in den letzten 15 Jahren viele neue Erkenntnisse zutage gefördert sowie erlaubt, manche vage Sachverhalte mit kräftigeren Strichen nachzuziehen.

Besonders das direkte Umfeld Johann Georg Jacobis ist stärker ausgeleuchtet worden, seine Verbindung etwa zu Gottlieb Konrad Pfeffel (1736-1809)<sup>3</sup> ins Elsaß nun schärfer konturiert, ferner ist durch die laufende Erschließung des umfangreichen epistolarischen Nachlasses Joseph Albrecht von Ittners (1754-1825)<sup>4</sup> – Jacobis erster Biograph – dem weitgespannten Netzwerk in die Schweiz neues Interesse zuteil geworden.

Dem Schaffen und der Person Friedrich von Zincks war zwar ein kleiner Teil der Freiburger Ausstellung von 2000 gewidmet und das veröffentlichte Werk sowie die wenigen in Freiburg erhaltenen Briefe<sup>5</sup> wurden in der Folge einer ersten Sichtung unterzogen<sup>6</sup>; doch erst drei Jahre später erlangten die Freiburger Jacobi-Forscher um Achim Aurnhammer Kenntnis vom in der Universitätsbibliothek Leipzig aufbewahrten Sammelband mit einem weiteren Hundert Briefen aus Zincks Feder. Die plötzliche Vermehrung des archivalischen Materials rechtfertigte eine größer angelegte Untersuchung, um das schmale Œuvre des Freiherrn mit biographischem Material zu kontextualisieren und in den größeren Epochenzusammenhang einzuordnen. Diese Arbeit soll die vorliegende Dissertation leisten.

---

<sup>1</sup> Begleitkatalog: Aurnhammer/Klein 2002.

<sup>2</sup> Dokumentiert in Aurnhammer/Kühlmann 2002.

<sup>3</sup> Aurnhammer/Kühlmann 2010.

<sup>4</sup> Sondierungsprojekt Aurnhammer/Ludwig vom Frühjahr und Sommer 2013.

<sup>5</sup> Im Nachlaß Jacobi: UB Freiburg, NL 7/IV B 546-552.

<sup>6</sup> Z. B. Lefèvre 2002.

## 0.1 – Forschungsstand

Der Nachruf bei Schlichtegroll (1803; vgl. Dokumente 16) ist nicht die einzige zeitgenössische Würdigung Zincks, mit 19 Seiten aber die ausführlichste, und präsentiert einige Passagen aus Briefgedichten als poetische Proben.<sup>7</sup> Josef Albrecht von Ittner (1822) und Friederike Brun (1808)<sup>8</sup> berichten am Rande ihrer jeweiligen Jacobi-Porträts über ihn. Bereits Ittner verwechselt Zinck mit dessen Schwiegervater und legt ihm den Titel „Oberforstmeister“ bei.<sup>9</sup> Ohne genauere Kenntnis seines Werks bleibt Zincks Name in der stark biographistisch-prosopographisch ausgerichteten Literaturgeschichtsschreibung eine Generation später<sup>10</sup> im Kontext Schlosser-Jacobi weiter präsent und verschwindet erst danach allmählich. Georg Gottfried Gervinus zählt Zinck immerhin zu denjenigen, „unter denen sich die Epistelpoesie erneuerte.“<sup>11</sup> Diese Verwechslungen werden bis in neuere Zeit fortgeschrieben.

Relativ präsent geblieben ist aus Zincks Schaffen lediglich ein Text, sein Emmendingen-Aufsatz, den Heinrich Maurer 1890 als Quelle für seine lokalhistorische Studie *Emmendingen vor und nach seiner Erhebung zur Stadt* (Emmendingen 1912) entdeckte und über weite Strecken zitierte, wobei er „humoristische“ Schreibart bemerkte, auch wenn er deren Prätext nicht gekannt zu haben scheint.<sup>12</sup> Neu gedruckt und eingeordnet wurde der Text Oliver Sängers *Emmendinger Chronik* (2000), Michaela Schmölz-Häberlein zitiert ihn im Zusammenhang mit ihrer Untersuchung zu religiöser Toleranz und konfessionellen Konflikten in der Markgrafschaft Hochberg<sup>13</sup> und erwähnt ihn auch in ihrem Beitrag zur Geschichte der Stadt Emmendingen.<sup>14</sup>

Ferner hat Zinck Erwähnung in der neueren Literatur zur Kindsmorddebatte der Aufklärung gefunden: Otto Ulbricht nennt ihn als einen von nur drei adligen Teilnehmern an der Mannheimer Preisfrage von 1780<sup>15</sup>, Michael Niehaus im Zusammenhang mit der Psychologie der Kindsmörderin<sup>16</sup>. Und in ihrem Werk *Die*

---

<sup>7</sup> Zwei weitere Nekrologe, die augenscheinlich auf dem Schlichtegroll'schen basieren, erschienen in G. Chr. Hamberger/J. G. Meusel, *Das gelehrte Teutschland oder Lexikon der jetzt lebenden teutschen Schriftsteller*, Bd. 11, Lemgo 1805; sowie in Fr. Chr. Raßmann, *Deutscher Dichterneurolog, oder gedrängte Übersicht der verstorbenen deutschen Dichter, Romanschriftsteller, Erzähler und Übersetzer*, Nordhausen 1818.

<sup>8</sup> Ittner 1822; Brun 1806; Auszug in den *Miszellen für die Neueste Weltkunde*, Nr. 72, 7. September 1808; 1.

<sup>9</sup> Jacobis Leben, 88.

<sup>10</sup> Trenkle 1856, 90f; Stoeber 1875, 20; und Schoell 1896, 38.

<sup>11</sup> Georg Gottfried Gervinus, *Geschichte der deutschen Dichtung*, Bd. 4, 239f.

<sup>12</sup> Maurer 1912, 117-120.

<sup>13</sup> Schmölz-Häberlein 2003, 310f.

<sup>14</sup> Schmölz-Häberlein 2006.

<sup>15</sup> Ulbricht 1990, 216.

<sup>16</sup> Niehaus 2005, 37.

*Anfänge der Archäologie in Folio und Oktav* erwähnt Ulrike Steiner Zinck als Mitarbeiter Jacobis bei der Übersetzung der *Geschnittenen Steine*.<sup>17</sup>

Der häufigste Grund für neuere Nennungen jedoch ist der Bericht über den Ausbruch des Wahnsinns bei Jacob Michael Reinhold Lenz, den Zinck seinem Freund Eberhard im Brief vom 4.4.1778 (hier Nr. 36) erstattete. Diese Stelle wurde in der jüngeren Lenzforschung mehrfach zitiert, wobei Zinck namentlich erwähnt, aber nichts weiter zu ihm berichtet wird.<sup>18</sup> Bereits Sigrid Damm hatte für ihr Buch über Cornelia Goethe diese Briefstelle verwendet und Zinck dabei zu einem „Friedrich Eberhard von Zinck“ gemacht.<sup>19</sup>

## 0.2 – Vorgehen

Bereits die Erschließung und Kommentierung der nur im Manuskript vorliegenden Quellen, insbesondere der Leipziger Briefsammlung, erbrachte den Beleg, daß es sich bei Zincks Korrespondenz erstens um einen integralen Bestandteil seines schriftstellerischen Werks handelt, und zweitens, daß diese Briefe auch nicht nur von literaturwissenschaftlichem Interesse sind. Die Beschreibungen des Alltags bei Hofe in Karlsruhe ebenso wie in Emmendingen, die Reiseberichte und Nachrichten vom Verlauf der Kampfhandlungen im Koalitionskrieg sind von großer lokal- und kulturhistorischer Aussagekraft. Anhand der Briefe und archivalischen Quellen entstand eine biographische Skizze, die die Würdigung der schriftstellerischen Leistung Zincks historische verankern soll.

---

<sup>17</sup> Steiner 2005, 159.

<sup>18</sup> So etwa: Wolfgang Albrecht, „Nachträge zu Peter Müllers Lenz-Dokumentation [...]“, in: *Lenz-Jahrbuch: Sturm-und-Drang-Studien. Literatur Kultur Medien 1750-1800*, Bd. 15, 2008, 11-69; 62, 65– hier zudem fälschlich als „Oberförster“ identifiziert, also mit seinem Schwiegervater verwechselt. Michael Will, „Autopsie“ und „reproduktive Ohantasie“. *Quellenstudien zu Georg Büchners Erzählung „Lenz“*, Würzburg 2000; 63, 158. Hubert Gersch/Stefan Schmalhans, „Quellenmaterialien und ‚reproduktive Phantasie‘. Untersuchungen zur Schreibmethode Gerorg Büchners, in: *Georg-Büchner-Jahrbuch* 8 (1990-95), [1995], 82. B. Dedner/Hubert Gersch/Ariane Martin, *Lenzens Verrückung. Chronik und Dokumente zu J. M. R. Lenz von Herbst 1777 bis Frühjahr 1778*, Tübingen 1999; 29, 91, 220.

<sup>19</sup> Sigrid Damm, *Cornelia Goethe*, Frankfurt a. M. 19888, 238f.

## 1 – Leben

### 1.1 – Biographische Skizze

Friedrich von Zinck wurde am 21. April 1752 geboren. Zwar wird sein Geburtsjahr in sämtlichen zeitgenössischen Nachrufen mit 1753 angegeben; ein in der Zweigstelle Wernigerode des Landeshauptarchives Sachsen-Anhalt befindlicher Auszug aus dem Taufregister des Kirchensprengels Gatterstädt nennt jedoch den 21. April 1752 als Geburtsdatum.<sup>20</sup> Gatterstädt ist heute (seit 1995) ein Ortsteil der sachsen-anhaltinischen Stadt Querfurt im Saalekreis, ca. 35 km südwestlich von Halle. Querfurt war bis einige Jahre vor Zincks Geburt die Hauptstadt des kleinen (ca. 15 Quadratmeilen), reichsunmittelbaren Fürstentums Sachsen-Querfurt, wurde von einer Nebenlinie der Herzöge von Sachsen-Weißenfels regiert und gehörte über Sachsen zum obersächsischen Reichskreis; daher die Selbstbezeichnung Zincks als „ehrlicher Ober-Sachse“.<sup>21</sup> Nach Aussterben des Hauses Sachsen-Querfurt 1746 fiel es zurück an das Kurfürstentum Sachsen.<sup>22</sup> Zinck lokalisiert seinen Geburtsort in „Thüringen“<sup>23</sup>, meint damit aber den Thüringer Kreis des Kurfürstentums Sachsen, zu welchem Weißenfels und auch Querfurt gehörten.

Der Vater Friedrich Ludewig von Zinck war „S[einer] Königl[ichen] Maiesté in Pohlen und Churf[ürstlichen] Durchl[au]cht zu Sachsen [...] Capitain bey der Cavallerie“<sup>24</sup> und hatte das seit Anfang des 18. Jahrhunderts in Familienbesitz befindliche „Erb-, Lehn- und Rittergut Gatterstedt“ 1741 von seinen Brüdern und Miterben übertragen bekommen, deren letzten Überlebenden, seinen Bruder Leberecht Gottlob, er 1745 ausbezahlte. Nach dem Tode des Hauptmanns am 10. Oktober 1765 wurde der erst 13-jährige, einzige Sohn Friedrich unter die Vormundschaft von „Reichardt Gottlieb von Zinck auf Witzschersdorf, Oßmarsleben und Staßfurth, des Hohen Stifts Merseburg Domprobst, Stifts- und

---

<sup>20</sup> Die erwähnten Nekrologe nennen hier sämtlich das falsche Geburtsjahr 1753, was ein weiteres Indiz dafür ist, daß von dem im Schlichtegroll erschienenen Nachruf abgeschrieben worden ist. Vermutlich war dessen Verfasser nur das Alter Zincks zum Zeitpunkt seines Todes bekannt, 49 Jahre, wie es auch eine Todesanzeige, die am 6. März 1802 im *Allgemeinen Intelligenzblatt für das Land Breisgau* erschien, angibt, wo unter den „im Monat Februar [...] Verstorbenen“ steht: „Den 17ten [verstarb] Herr Friedrich Freyh. v. Zink, markgräfl. badenscher Hofrath, alt 49 Jahre, an innerlicher Verhärtung“. Ausgehend von dieser Information rechnete der Autor des Nachrufs wohl vom Todestag (17. Februar 1802) einfach 49 Jahre zurück und kam auf das – falsche – Jahr 1753. Mit der Autorität von Karl Goedeckes *Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung* (Dresden 1907; Zinck in Bd. VII, §300, 22) ging diese Angabe in alle weiteren Erwähnungen Zincks ein, bis Gabriele Schmölz-Häberlein wahrscheinlich während der Arbeit an Schmölz-Häberlein 2003 die Unterlagen des Emmendinger Stadtarchivs konsultierte und zuerst das richtige Geburtsjahr publizierte. Friedrich von Zinck selbst kokettiert jedoch in seinem Aufsatz *An Herrn Schnetzler* (Veröffentlichtes 17b) mit dem Gedanken an seinen eigenen Nekrolog, den er sich für das Jahr 1852 erhofft – sollte es sich dabei um eine humoristische Pointe handeln, setzt diese geradezu voraus, daß er in jenem Jahre 100 geworden wäre.

<sup>21</sup> Vgl. Brief 5

<sup>22</sup> Vgl. Köbler 1995, 485.

<sup>23</sup> Vgl. „An Herrn Schnetzler“, Veröffentlichte Schriften 17.

<sup>24</sup> Siehe Sterbeurkunde (vgl. Fußnote 3).

Consistorialrath”<sup>25</sup> gestellt. Der junge Friedrich wuchs offenkundig in Merseburg auf, wo er möglicherweise das Domgymnasium besuchte, dem sein Vormund als Scholasticus vorstand, und bezog 1769 als Student der Jurisprudenz die Leipziger Universität.

### **1.1.1 – Leipziger Freunde und Verwandte**

#### **1.1.1.1 – Christian Friedrich Eberhard**

In Leipzig stieß er 1773 zur Journalgesellschaft, welcher Christian Friedrich Eberhard (1753-1818)<sup>26</sup> vorstand, sein späterer lebenslanger Freund. Eberhard, Advokat, Senior der Journalgesellschaft, stammte aus einer Leipziger Juristenfamilie, sein Vater Gottlob Siegmund diente als Oberhofgerichts-Pronotar. Eberhard war Thomasschüler und bezog im Frühjahr 1769 die Universität seiner Vaterstadt. Mit sechs Gleichgesinnten hatte er bereits im Juli des Vorjahres eine Lesegesellschaft gegründet, die in den Briefen Zincks als „Journalisticum“ firmiert und in der Forschung als Journalgesellschaft bekannt ist, und blieb bis kurz vor seinem Tod deren Vorstand „Senior“.<sup>27</sup> Eberhard verließ die Universität als Baccalaureus im Jahre 1775 und war für einige Jahre in Leipzig als Advokat tätig. 1789 übernahm er das Amt des Universitätsregistrators, das zuvor bereits sein Vater innegehabt hatte. 1799 wurde er zum Doktor der Rechte promoviert und wirkte danach als Oberhofgerichts-Advokat.

Eberhards extensive literarische Interessen spiegeln sich in den Nachrichten und Lesefrüchten, die Zinck ihm brieflich mitteilte, und in dem Umstand, daß er am Leipziger *Allgemeinen Literarischen Anzeiger* und der *Neuen Leipziger Literaturzeitung* mitwirkte. Seine Privatbibliothek war als kostbar berühmt, neben der schönen Literatur war einer seine Sammelschwerpunkte die Reformationsgeschichte. Eberhard versorgte Zinck immer wieder mit Neuerscheinungen und besorgte in den letzten Lebensjahren seines Freundes auch dessen Geschäfte in Sachsen.<sup>28</sup> Nach Zincks Tod sammelte er dessen Briefe an ihn und Louise Juliane von Münchhausen in einem Band, der mit einem Teil seines Nachlasses in die Leipziger Universitätsbibliothek gelangte.

#### **1.1.1.2 – Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck**

Die Lebensdaten der Leipziger Tante und „Hauptmännin“, an welche mit 65 Einzelbriefen der Großteil der erhaltenen Korrespondenz von Friedrich und

---

<sup>25</sup> Siehe Kaufvertrag, Landeshauptarchiv Sachsen-Anhalt Abt. Wernigerode, Sign.: Rep. A. 35 G X Nr. 5 (Blatt 5). Das genaue Verwandtschaftsverhältnis läßt sich aus dem vorliegenden Aktenmaterial nicht ermitteln.

<sup>26</sup> Vgl. im Folgenden Wießner 2003, bes. 149.

<sup>27</sup> Vgl. Wießner 2004, 104-108.

<sup>28</sup> Vgl. Brief 130.

Wilhelmine von Zinck gerichtet ist, waren nicht zu ermitteln; einzig ihr Geburtstag, der 6. April, läßt sich aus den wiederkehrenden Glückwünschen Friedrich von Zincks erschließen. Louise Juliane<sup>29</sup> war eine Tochter des Reichard Vollrath von Zinck auf Gatterstädt und der Eleonore Helene von Zinck, geborene von Hahn (beider Lebensdaten unbekannt) und somit eine Schwester des sächsischen Kavalleriehauptmanns Friedrich Ludewig von Zinck, Friedrichs Vater. Sie war verheiratet mit einem Hauptmann der sächsischen Infanterie namens von Münchhausen (gest. 1777 oder 1778). Unter Friedrich von Zincks Paten zählte auch eine „Geheimde CammerRäthin von Münchhausen, geb. von Hanfstengel aus Gatterstedt“; und wie dem Vertrag zu entnehmen ist, mit dem Friedrich von Zinck am 8. April 1774 sein väterliches Erbe, das Gut Gatterstädt, an seinen Vormund Reichard Gottlieb von Zinck für insgesamt 16000 Taler verkaufte, gehörte zu diesem auch „die Helffte [sic] des mit dem MÜNCHHAUSISCHEN Ritter-Guthe, gemeinschaftlich habenden Kirch-Stübgens, in dasiger Kirche“;<sup>30</sup> somit liegt nahe, in dem Hauptmann von Münchhausen einen Gatterstädter Gutsnachbarn zu vermuten.<sup>31</sup> Mit diesem lebte Louise Juliane in Leipzig und führte in ihrem Logis im Blauen Lamm am Ranstädter Steinweg, wie für die Ehefrauen militärischer Vorgesetzter damals üblich, ein offenes Haus für die Offiziere des Regiments ihres Mannes. In dieser Gesellschaft scheint ihr Neffe während seines Leipziger Studiums sich viel aufgehalten zu haben, wie die wiederkehrenden Fragen nach einigen dieser Herren und Grüße an sie in den Briefen der späteren 1770er Jahre belegen; besonders oft und gern erinnerte sich Friedrich von Zinck an das Kartenspiel im Salon der Tante. Louise Juliane von Münchhausen scheint eine unverheiratete Verwandte (möglicherweise die in Friedrich von Zincks erstem Testament von 1794 als bereits verstorbene Erblasserin erwähnte Erdmuthe Helene von Zinck, oder eine Schwester namens Juliane Henriette) bei sich leben gehabt zu haben; so sind sieben Briefe ihres Neffen nicht nur an sie allein, sondern auch an das nicht näher identifizierte „Frl. Tante“ gerichtet.

Offenkundig war Louise Juliane von Münchhausen vergleichsweise wohlhabend, denn sie konnte ihrem Neffen in Emmendingen bis an dessen Lebensende immer wieder finanziell aushelfen; selbst die letzten erhaltenen Briefe aus Zincks Feder vom Frühjahr 1801 spielen auf Geldgeschenke an, die Zinck freilich auch – nicht selten erfolgreich – mit Klagen über hohe Unkosten oder unerwartet geringe

---

<sup>29</sup> Die Vornamen erfahren wir lediglich aus dem zwischen Friedrich von Zinck und seinem Vormund geschlossenen Vertrag über den Verkauf des Gatterstädter Gutes (vgl. Dokument 6) und aus einem Brief, den ein k.k. Hauptmann Klor [?] aus Linz am 6. März 1803 an das Oberamt Hochberg geschrieben hat, um Ansprüche seiner Frau, einer geborenen Teuffel von Birkensee, auf einen Teil des Erbes der im Vorjahr verstorbenen Wilhelmine von Zinck anzumelden. Da es dort um eine „Sächsische“ bzw. „Münchhausensche“ Erbschaft geht, ist anzunehmen, daß Louise Juliane von Münchhausen im Frühjahr oder Sommer 1802, kurze Zeit nach Friedrich und nur ein Weniges vor Wilhelmine von Zinck, verstorben ist; vgl. GLA Karlsruhe, Bestand 198 No. 173, Anlage 154.

<sup>30</sup> Vgl. Dokument 6. LHASA, MD, A 35 G X Nr. 5, fol. 8r.

<sup>31</sup> Noch heute gibt es laut Denkmalverzeichnis des Landes Sachsenanhalt (Nr. 09420949 bzw. 09420960) zwei als „Rittergut“ klassifizierte Anwesen in Gatterstädt.

Einnahmen zu provozieren wußte. Im Brief vom 2. August 1775 (Nr. 18) heißt es denn auch an die Adresse der Hauptmännin: „Sie sind von iehier meine beste Freundin gewesen“. Diese Freundin bei Laune zu halten, versuchte Friedrich von Zinck seinen an die Tante gerichteten Briefen stets etwas für diese Interessantes zu verleihen, weswegen sich detaillierte Schilderungen von höfischen Festen, Klatsch und Skandale, merkwürdige Begebenheiten und Scherzhaft-Anekdotisches in ihnen finden; Urteile über Literatur und Politik, wie sie in den Schreiben an Zincks Studienfreund Eberhard vorkommen, fehlen hingegen fast gänzlich. Manchmal berichtete Zinck seine Erlebnisse beiden Leipziger Korrespondenzpartnern, wie in den über lange Passagen fast identischen Briefen von seiner Reise in die Schweiz im Sommer 1780 (Nr. 43 und 44) oder gelegentlich seiner Zufallsbegegnung mit Johann Caspar Lavater im Juli 1786 (Nr. 73, 74 und 77); bei letzterem fällt auf, daß er den so prominenten wie eitlen Zürcher Geistlichen nur in den Briefen an Eberhard kritisierte und mit Spott bedachte.

Nach dem Tode Louise Juliane von Zincks (vermutl. Frühjahr oder Sommer 1802) kamen die an Sie gerichteten Briefe ihres Neffen in die Hände Christian Friedrich Eberhards und so in jenen Sammelband, der sich mit dessen Nachlaß heute in der Universitätsbibliothek Leipzig befindet.<sup>32</sup>

### **1.1.1.3 –Reichard Gottlieb von Zinck, der Domprobst**

Reichard Gottlieb war mit Eleonore Dorothee von Zinck verheiratet, einer Schwester von Friedrich Ludewig von Zinck, und damit der angeheiratete Onkel Friedrichs. Das genaue Verwandtschaftsverhältnis zwischen diesem und seinem Vormund – beide trugen den Namen „von Zinck“ – bleibt unklar; in der Korrespondenz nennt Friedrich von Zinck ihn zu Beginn noch gemäß seiner Funktion „Papa“, dann „Onclé“, um später nur noch von dem „Domprobst“ zu sprechen. Daß es sich bei dem Propst und seiner Frau um Cousin und Cousine handelte, ist jedoch wahrscheinlich. Im Jahr 1782 trennten sich die Eheleute, Reichard Gottlieb lebte seitdem mit einer ehemaligen Dienstmagd zusammen, Eleonore Dorothee von Zinck zog nach Leipzig, wo sie von Zuwendungen ihres entfremdeten Ehemannes lebte. Ein langer Briefwechsel, der in der Zweigstelle Wernigerode des Landeshauptarchivs Sachsen-Anhalt aufbewahrt ist, liefert einige Informationen zur den ehelichen Konflikt begleitenden juristischen Auseinandersetzung, besonders um die Alimentation der Ehefrau, verrät aber auch während des letzten Lebensjahres des Dompropsts durch die Veränderung des Tons eine Wiederannäherung.<sup>33</sup> Reichard Gottlieb starb am 24. Dezember 1785. Eleonore Dorothee von Zinck lebte zuletzt in einem Gartenhaus an der Thomaspforte, einer heute nicht mehr existenten kleinen Toranlage der

---

<sup>32</sup> Universitätsbibliothek Leipzig, MS 0349.

<sup>33</sup> Vgl. LHASA MD, H 255 (Rep. H Witzschersdorf), Bde. Nr 10 und Nr. 11.

Leipziger Stadtbefestigung unweit der Thomaskirche, und starb im Frühjahr 1801.<sup>34</sup> Das im Zuge der Karriereentscheidungen und der Brautwahl Friedrichs heraufziehende Zerwürfnis zwischen diesem und seinem ehemaligen Vormund, dessen etappenweise Eskalation bis hin zu Vorwürfen des Meineides und der Urkundenfälschung sich in der erhaltenen und hier vorliegenden Korrespondenz verfolgen läßt, führte letztlich zur Enterbung Friedrichs und zur Adoption des Wolf Heinrich von Wurmb durch den kinderlos gebliebenen Dompropst.<sup>35</sup>

### 1.1.2 – Emmendingen

Am 7. April 1774, kurz vor seinem 22. Geburtstag, verkaufte der junge Baron das väterliche Gut in Gatterstädt bei Querfurt für die Summe von 16.000 Talern an seinen ehemaligen Vormund. Nach Abschluß seines Studiums – seine lateinische Dissertation trägt das Datum 4. August 1774<sup>36</sup> – reiste er Anfang September 1774 nach Karlsruhe, um dort eine Position als Badischer Regierungs- Hof- und Ehegerichts-Assessor einzunehmen. Er arbeitete dort unter der Aufsicht des Geheimrats und Regierungs- und Hofrats-Präsidenten August Johann von Hahn. Da Friedrich von Zincks Großmutter Eleonore Helene eine geborene von Hahn war, ist zu vermuten, daß verwandtschaftliche Beziehungen der Grund für den Gang ins Badische waren; Darüber hinaus war Friedrichs Onkel und Pate Leberecht Gottlob von Zinck (1717-1782) seit dem Jahre 1748 als Forstmeister des Oberamtes Hochberg in Emmendingen ansässig.<sup>37</sup>

Leberecht Gottlob war einer der jüngeren Brüder Friedrich Ludewigs von Zinck, Friedrichs Vater und der einzige, der 1745 noch am Leben war, als Friedrich Ludewig das väterliche Gut Gatterstedt in Besitz nahm und seinem Bruder Leberecht dessen Erbteil auszahlte; er taucht anläßlich der Taufe seines Neffen und zukünftigen Schwiegersohns in Gatterstädt als „H CammerJuncker und Forstmeister, Leberecht Gottlob von Zinck in Emmendingen“ auf.<sup>38</sup> Dort heiratete er Eleonore Marie Teuffel von Birkensee, deren Familie seit dem Dreißigjährigen Krieg auf dem

---

<sup>34</sup> Vgl. Briefe 124 und 125.

<sup>35</sup> Vgl. LHASA, MD, A 35 G X Nr. 5, fol. 23 r&v. Wolf Heinrich von Wurmb (1765-1838), Sohn des mächtigen sächsischen Konferenzministers Friedrich Ludwig von Wurmb (1723-1801), nahm den Namen Wurmb von Zinck an und erbe das von Zinck'sche Gut Witzschersdorf, das bis zur teilweisen Zerstörung im April 1945 und der anschließenden Enteignung durch die sowjetischen Besatzungsbehörden im September desselben Jahres im Besitz seiner Familie blieb. Das beschädigte Gutshaus wurde nach der Enteignung bis auf einen Flügel abgetragen. Vgl. Internetseite des von Wurmb'schen Familienverbands (mit einer Beschreibung des Gutes und seiner Geschichte sowie Bildern des Vorkriegszustandes), [www.vonwurmb.de/chronik/witzschersdorf.htm](http://www.vonwurmb.de/chronik/witzschersdorf.htm), aufgerufen am 25.08.2012.

<sup>36</sup> *Dissertatio Iuridica de Officio et Iure Capituli Sede Vacante quam illustris ictorum ordinis auctoritate praeside D. Frid. Gottlieb Zollero [...] die IIII. Aug. MDCCLXXIII publice defendet Fridericus de Zinck eques Querfurt, Leipzig [1774]*

<sup>37</sup> Vgl. Dienstakte Leberecht Gottlob v. Zinck, Bad. GLA Karlsruhe 115 Nr. 73.

<sup>38</sup> Vgl. Dokument 1.

Steckenhof, einem Gutshof beim heutigen Emmendinger Ortsteil Wasser, ansässig war. Im Zuge mehrerer Besuche verliebte Friedrich von Zinck sich in deren einziges Kind, seine Cousine Wilhelmine, die er mit Einverständnis ihrer Eltern, aber wohl gegen den Willen des Domprobsts von Zinck, und eines Teils seiner sächsischen Verwandtschaft 1777 ehelichte. Aus dieser Zuwiderhandlung gegen die Wünsche seines ehemaligen Vormundes entstand ein Zerwürfnis mit dem Resultat, daß Friedrich von Zinck enterbt und das Zinck'sche Familienvermögen an einen Adoptivsohn des kinderlosen Domprobstes, Wolf Heinrich Wurmb von Zinck (1765-1838) übergang. Das einzige Kind Friedrich von Zincks und seiner Frau Wilhelmine, ein Sohn namens Carl (22. Mai–9. Juli 1778), starb im Alter von nur wenigen Wochen, womit Zincks Familie im Mannesstamm erlosch.

In Emmendingen gehörte Zinck zum Kreis um den Oberamtmann Johann Georg Schlosser. In der Zeit zwischen 1784 und Herbst 1787 – Johann Georg Jacobis Ankunft in Freiburg und Schlossers Abschied aus Emmendingen – muß der Baron auch die Bekanntschaft des Halberstädter Canonicus und vormaligen Professors zu Halle gemacht haben. Jacobis Publizität als Dichter, welcher Schlosser durch eine von ihm besorgte Auswahl bevorzugt der anakreontischen Dichtung<sup>39</sup> auf die Sprünge helfen wollte, war der Baron da aber längst geläufig. Bereits in einem Brief vom 4. November 1776 (Briefe Nr. 29) an seinen alten Leipziger Kommilitonen Eberhard schrieb er: „Die Iris habe ich noch nicht gesehen, und ich weiß weiter nichts davon, als daß sie zu Halle unter der Direction des H[err]n Canonic[us] Jacobi herauskommt. Empfehlung genug für diese Wochenschrift!“ Bemerkenswerterweise ist dies aber das einzige Mal, daß Jacobi im Briefwechsel mit Eberhard überhaupt Erwähnung findet; nicht die Aufnahme des persönlichen Umgangs und nicht einmal die sich entwickelnde Freundschaft mit dem deutschland- und europaweit bekannten Autor, die einen der Literatur so zugetanen Briefpartner wie Eberhard brennend interessiert haben müsste, wird in der Folge thematisiert.

Mit Jacobi verband Zinck bald eine enge Freundschaft, die sich in häufigen gegenseitigen Besuchen und dem Austausch poetischer Freundschaftsbeweise manifestierte. Nach dem Tod der wohlhabenden Schwiegereltern (Leberecht v. Zinck war im April 1782 verstorben, seine Frau Eleonore im November 1784) kaufte der Baron ein repräsentatives Haus in der Emmendinger Vorstadt, das heutige „Haus zum Engel“ an der Karl-Friedrich-Straße (vgl. Brief 67). Zu diesem Anwesen gehörten landwirtschaftliche Flächen und ein Grundstück, daß sich hinter dem Haus den Hang hinauf zur „Burg“ genannten Anhöhe erstreckte, wo ein Gartenhäuschen stand. Zinck war nun finanziell und räumlich in der Lage, ein geselligeres Leben zu führen, und ersetzte für Jacobi Schlosser, der 1787 nach Karlsruhe gegangen war, als dessen Emmendinger Gastgeber.

---

<sup>39</sup> Johann Georg Schlosser (Hg.), *Auserlesene Lieder von Johann Georg Jacobi*, Basel (Thurneysen) 1784.

Auch setzte Zinck sein polemisches Talent zweimal dazu ein, für Jacobi öffentlich Partei zu ergreifen. Das erste Mal veröffentlichte der Baron eine Richtigstellung zur öffentlich kolportierten Behauptung, Jacobi stünde hinter der Stiftung eines „Ordens der Sanftmut und Versöhnung“ (vgl. Veröffentlichtes Nr. 3) bzw. dem damit verbundenen Handel mit sogenannten „Lorenzo-Dosen“<sup>40</sup>.

Noch stärker exponierte sich Zinck für Jacobi, als sich dieser 1798 mit Verdächtigungen konfrontiert sah, die zwischen allgemein aufklärerischen Positionen und republikanischer oder gar radikal-demokratischer Gesinnung nicht differenzierten. Sein *Schreiben an \*\*\*, über eine den Herrn Professor Jacobi zu Freiburg betreffende Anfrage. Emmendingen, den 1sten Oktober, 1798* (Veröffentlichtes Nr. 14) überschriebene Heftchen zirkulierte wohl als Flugblatt in Freiburg. Zinck reagierte darin auf den Vorwurf, der Freiburger Professor protegiere einen jungen Mediziner, der „demokratische Gesinnungen geäußert“ habe; man spräche in Freiburg „von verdächtiger Correspondenz, aufzustellender Untersuchung und dergleichen“. Der Baron stellt jedoch richtig, der inkriminierte Arzt habe Jacobi lediglich einige dichterische Versuche zur kritischen Begutachtung vorgelegt, und der Ästhetikprofessor sei auf eines dieser Erzeugnisse näher eingegangen, wobei er sich gegen die in dem Gedicht geäußerten materialistischen Grundsätze ausgesprochen habe. „In diesen kritischen Zeiten, wo Obscurantismus und Intoleranz ihr grämliches Haupt aufs neue empor heben“, sei es, so Zinck, ein Leichtes, einem unbescholtenen Mitbürger, dem man ansonsten nichts am Zeuge flicken könne, dadurch zu schaden, daß man ihn umstürzlerischer Gedanken bezichtige: „Sie kennen ja“, wendet er sich an den anonymen Empfänger,

die Demokraten- und Jakobiner-Riecherey unsers Zeitalters, daß man keinen freien Gedanken über die Verhältnisse der Glieder, die einen Staat ausmachen, äußern darf, ohne gefährlicher Grundsätze verdächtig, keine Abstellung eines unpassenden Mißbrauchs wünschen, ohne für Revolution und Aufruhr geneigt zu scheinen [...].

Auch die mutmaßlichen Urheber der Gerüchte hat Zinck schnell ausgemacht:

Nur rathen Sie nicht etwa auf die theologische Fakultät, denn da würden Sie dieser ehrwürdigen Gesellschaft sehr Unrecht thun, die schon bey mehreren Gelegenheiten, im Angesichte von ganz Deutschland rühmliche Beweise ihrer Einsicht und Freymüthigkeit gegeben hat, und mit Jacobi, wie ich gewiß weiß, im Besten Vernehmen steht. Am geschäftigsten waren [beim Verleumden] die zahlreichen Französischen Ausgewanderten in Freyburg. Diesen Leuten, die aus Unkunde der Sprache des Landes, in dem sie doch schon so lange umherziehen, alles meistens nur halb verstehen, ist jeder Protestant verdächtig, und ein Protestantischer Professor auf einer katholischen Universität nun vollends gar ein Greuel. Dazu kommt noch, daß Jacobi, wie so viele andere vernünftige und brave Leute, über die Französische Revolution nicht denkt, wie sie —

---

<sup>40</sup> Vgl. Aurnhammer 2004.

Diese Äußerung zu Jacobis politischer Einstellung wird weiter präzisiert:

[...] Jacobi bekümmert sich um das, was man gemeiniglich Politik zu nennen pflegt, so wenig, daß das ganze Jahr keine Zeitung in sein Haus kommt, und er vielleicht keine einzige Landkarte in seinem Vermögen hat, es müßte denn die vom Parnaß seyn, auf dem er sich aber, wie ganz Deutschland weiß, auch ohne Karte recht gut zurecht finden kann, weil er so viele Jahre schon darauf einheimisch ist. Ihm dient die Politik dazu, wozu anders das Wetter dient: kann er sich mit jemanden von etwas unterhalten, was ihm näher anliegt, so spricht er gewiß nicht von Politik mit ihm.

Zinck unterstreicht zuletzt Jacobis Loyalität zu Österreich und die Abscheu des Ästhetikprofessors vor politischen Umwälzungen:

Uebrigens hat zuverlässig der Oestreichische Staat keinen treuern Bürger und Unterthan, als er ist. Ihn belebt ein ächter Patriotismus gegen den Staat, der ihn ernährt, und dem er durch Bildung tauglicher Staatsbürger zu nützen sucht; aber ohne jenen falschen Nationalhochmuth, der nur dazu dient, den Ausländer zu beleidigen und bitter zu machen, und ohne durch niederträchtige Kriecherey, [die] den wahren Gelehrten herabwürdigt, Belohnung und Ehre zu erheucheln. Jacobi ist nicht reich, aber er würde lieber darben, als seine wahren Gesinnungen zu verläugnen, und neben dem: *Salus populi suprema lex esto*, ist sein politischer Grundsatz der, daß eine Nation lieber den härtesten Druck ertragen, als sich den unabsehblichen Gefahren einer Revolution aussetzen soll.

### 1.1.3 – Franz Xaver Schnetzler

Über Jacobi lernte Zinck den am 2. September 1766 in Freiburg geborenen Verwaltungsjuristen Franz Xaver Schnetzler<sup>41</sup> kennen. Dieser hatte seine Universitätsstudien gerade begonnen, als Jacobi 1784 als Professor nach Freiburg berufen wurde; Schnetzler hat den philosophischen Vorkurs offensichtlich hauptsächlich bei diesem absolviert, bevor er sich der Juristerei zuwandte und nach seinem Examen 1790 seine Karriere in der Verwaltung der vorderösterreichischen Provinz begann, die ihn vom Magistratsauskultanten über den „landständischen Sekretariats-Gehülfen“ (1798) und Magistratsrat (1799) bis ins Amt des Stadt-Direktors führte (1816). Während der Befreiungskriege war er für die Neuorganisation des besetzten Lothringen freigestellt und diente beim Kaiserlich russischen General-Gouvernement in Nancy. Nach seinem literarischen Debut in Jacobis *Taschenbuch für 1799*, einem Aufsatz über die Merkwürdigkeiten Freiburgs, seine Geschichte und Umgebung, war er ständig schriftstellerisch tätig: Er veröffentlichte in Jacobis *Iris* und war seit dessen Gründung 1802 bis zu seinem Tode 1830 Redakteur des unter verschiedenen Namen erscheinenden Freiburger Wochenblattes. Der frankophile Schnetzler hatte eine Tochter aus der französischen Emigrantenfamilie de Picot-Puyssac geheiratet und veröffentlichte als Pensionär

---

<sup>41</sup> Vgl. hier und im folgenden: Heinrich Schreiber, *Litterärisches Freiburg*, 1825.

seine Übersetzungen der *Erzählungen von dem Grafen Xavier de Maistre* (Freiburg i. Br. 1826) in einem eleganten, nuancenreichen Deutsch sowie sämtlicher Werke François René de Chateaubriands (in 66 Bänden, Freiburg 1827-1838). Sein glückloser Sohn August Ferdinand (\*1809) machte die Schriftstellerei sogar zum Beruf und wurde mäßig bekannt.

Zinck identifiziert sich als fortschrittlicher, einer „Aufklärung von oben“ gegenüber aufgeschlossener Zeitgenosse. Hohe ethisch-moralische Ansprüche (soziales Engagement, z. B. in der Emmendinger Waisenhausstiftung, deren Mitglied er 1785 wird<sup>42</sup>; Wohltätigkeit im Testament), seine persönliche Nähe zu Schlosser, sein Interesse für den Physiokratismus (Schlettwein), für Gesetzes-, Sozial- und Erziehungsreformen (Kindsmordaufsatz, Philanthropinen), sein Lob des „guten, milden Fürsten“, der sich seinen Untertanen gegenüber als *primus inter pares* zeigt, ferner sein anfängliches Verständnis für die Auslöser der französischen Revolution und die mehrfach geäußerte Verachtung für verstockte französische Refugiés stützen diese Einschätzung. Schließlich dient auch die Einrichtung einer Lesegesellschaft dazu, einen bürgerlichen, wenn auch elitär begrenzten und somit nur halböffentlichen Diskursraum zu schaffen; das Neujahrs Gedicht von 1795 (Veröffentlichtes Nr. 8) an die Lesegesellschaft legt die Vermutung nahe, daß dort durchaus auch politisiert wurde.

#### **1.1.4 – Das Leipziger Journalisticum und die Emmendinger Lesegesellschaft**

Den großen Stellenwert, den bereits für den jugendlichen Zinck die Literatur gespielt haben muß, verdeutlicht seine Mitgliedschaft in der Leipziger Journalgesellschaft, der er als 21-jähriger Student der Rechte im September 1773 beigetreten war.

Die im Juli 1768 von sieben lektürebegeisterten Jugendlichen unter dem Vorsitz Christian Friedrich Eberhards gegründete Gesellschaft entsprach der damaligen Freude an den unterschiedlichsten Assoziationsformen, die gepflegt-heitere Geselligkeit und Gedankenaustausch über die Standesgrenzen zwischen Adel und oberem Bürgertum hinweg ermöglichen sollten. Angelegt war das Journalisticum als eine Umlaufgesellschaft, indem die Mitglieder eigene Lektüre einbrachten und zirkulieren ließen.<sup>43</sup> Der Name „Journalisticum“, der nicht offiziell war (einen festen Namen erhielt die Gesellschaft erst mit ihrer Vergrößerung auf 17 Mitglieder 1780; sie nannte sich danach „die Siebzehner“) bedeutete dabei keineswegs, daß der Lesestoff nur auf Zeitschriften beschränkt war; es wurde jedoch streng darauf

---

<sup>42</sup> Vgl. Brief vom 15. Januar 1785, Nr. 67.

<sup>43</sup> Vgl. Prüsener (1973).

geachtet, daß die Mitglieder nur Literatur einbrachten, die nicht älter als drei Jahre war und einem gewissen Umfang entsprach.<sup>44</sup>

Der Wunsch nach geordneter Soziabilität spiegelte sich in einer festgelegten Anzahl von Mitgliedern und den Gesetzen, die als „Leges“ im eigens dafür angeschafften Rechnungsbuch niedergelegt waren und die Akzeptanzmaßstäbe für die eingebrachte Literatur festschreiben, die monatlichen formellen Zusammenkünfte („Convente“) der Mitglieder regeln sowie mittels genau festgelegter Sanktionen und Strafgeelder die reibungslose Zirkulation des Lesestoffes gewährleisten sollten; daß die meisten Mitglieder in der Gründungsphase angehende Juristen waren, mag dabei auch eine Rolle gespielt haben.<sup>45</sup>

Auffällig waren einige egalitäre Aspekte des Reglements; zwar blieb der Initiator Eberhard zeit seines Lebens der Senior der Gesellschaft, daraus leiteten sich jedoch keine besonderen Privilegien ab. Auch waren die Gesetze nicht unumstößlich, sondern wurden in gewissen Abständen diskutiert und nach Mehrheitsbeschluß modifiziert. Das wichtigste Instrument war das rotierende Amt des „Fiscals“, also desjenigen, der während der monatlichen Konvente das Rechnungsbuch führte und Strafgeelder sowie Literaturneuzugänge notierte. Im Januar 1774, wenige Monate vor seiner Abreise aus Leipzig und seinem damit zusammenhängenden Austritt aus der Gesellschaft, hatte Friedrich von Zinck dieses Amt inne und nutzte die Gelegenheit und den kalendarischen Anlaß zu einem poetischen Neujahrsgruß an die Mitglieder. Für Zinck muß die gelehrte Geselligkeit des Journalisticums ein prägendes Erlebnis gewesen sein, obwohl er ihm nur acht Monate angehört hat. Noch Jahre später erkundigte er sich in seinen Briefen an Eberhard, wie es um die Lesegesellschaft stehe und was aus den Mitgliedern von damals geworden sei. Im Sommer 1784, während seines ersten Besuchs in Leipzig nach seinem Weggang ein Jahrzehnt zuvor, nahm er als Ehemaliger und Ehrengast der Gesellschaft an ihrem sommerlichen Convivium teil. Die Journalgesellschaft, der neben wenigen Adligen wie Zinck oder Adam Friedrich August von Watzdorf ausschließlich Vertreter des akademisch geprägten Bürgertums angehörten<sup>46</sup>, scheint für Zinck nach seiner Jugend auf dem väterlichen Gut, seiner Erziehung in Merseburg und abseits dem Leipziger Salon seiner Tante von Münchhausen auch der Sozialisierungsrahmen gewesen zu sein, in dem sich bei ihm ein positives Bild einer aufgeklärt-bürgerlichen Gesellschaft formieren konnte – in einer Sphäre der Solidität, die zu den Andeutungen über seinen sonstigen studentischen Umgang, gerade auch mit seinen gleichaltrigen Standesgenossen, in einem deutlichen Kontrast steht.<sup>47</sup>

---

<sup>44</sup> Vgl. Rechnungsbuch der Journalgesellschaft, (A<sup>2</sup>), fol. 3v: „IX. – Kein *Journal* darf älter als 3. Jahre seyn [...] XI. Ein jedes *Journal* darf nicht dünner als 4. Bogen seyn [...]“.

<sup>45</sup> Vgl. Wießner (2004), 109.

<sup>46</sup> Vgl. Wießner (2004), 112.

<sup>47</sup> In Brief 42 beschreibt Zinck retrospektiv die Gefahren eines liederlichen Lebenswandels, denen er in den letzten Wochen seines Aufenthalts in Leipzig beinahe noch erlegen wäre.

Zinck engagierte sich jedenfalls auch in Emmendingen für eine derartige Einrichtung, deren Gründungsjahr er mit 1788 angibt. In einem Brief an seine Tante von Münchhausen in Leipzig schrieb er im März jenes Jahres:

Schicken *Sie* das an mich *adressirte* Päckchen an den Buchhändler Hofcammerrath Schwan von Mannheim in die kleine Feuerkugel auf dem Neuen Neumarkt, so erhalte ich es auf diese Art ohne große Kosten. Er hat von mir den Auftrag, *Ihnen* das dafür ausgelegte Geld auszuzahlen. Ich stehe mit diesem Mann wegen der Lesegesellschaft, die ich hier errichtet habe, in ziemlich starkem Verkehr, und er hat wirklich für mich verschiedene Aufträge nach Leipzig.<sup>48</sup>

Und zu Weihnachten des Folgejahres berichtet er:

*Ihren* Brief erhielt ich erst 8. Tage später mit einem andern Paket von Hn. Schwan. Ich mache jährlich für mehr als 40. Dukaten Geschäfte mit ihm, weil ich Directeur der hiesigen Lesegesellschaft bin, und alle Bücher von ihm nehme, auch sonst Comissionen besorge.<sup>49</sup>

Ein Artikel über Bildungseinrichtungen in Baden von 1802 gibt nähere Informationen:

*Lesegesellschaften.* Schönes Produkt der Humanität, das Männer mit Einem Band umschlingt, die durch Stand, Alter, Amt und Beschäftigung weit voneinander getrennt sind, und sich sonst vielleicht in ihrem Leben nie nahe kommen würden, das, indem es eine vernünftige Gleichheit, nämlich Gleichheit im Streben nach etwas Gutem einführt, und die müßige Zeit auf eine nützliche Art ausfüllt, manche Anlässe zur Eifersucht abschneidet, die kleinere Städte so oft zum Schauplatz des Zanks machten, das dem Umtausch nützlicher und allgemein interessanter Ideen so günstig ist, und Jeden mit der Geistesnahrung versieht, die für sein Bedürfniß paßt! Es ist sehr erfreulich zu sehen, wie allgemein auch in unserm Lande der Sinn für Vereinigung zu einer solchen edlern Art von Geselligkeit ist, und wie leicht es fast überall, selbst in kleinen Städten und Flecken wird, eine solche Gesellschaft zusammenzubringen. Nicht an vielen Orten erlaubt es übrigens die geringe Anzahl der Personen, welche der Natur der Sache nach an einem solchen Institut Theil nehmen können, daß eigene Zimmer gemiethet werden, wo sich die Theilnehmer versammeln und wo die Bibliothek aufgestellt wird; meistens sind es blos Lesezirkel, wo die Schriften bey Einem der Mitglieder, der Platz hat, oder sich der Sache sonst unterziehen will, aufgestellt, und bey diesem abgeholt werden können; oft schaft auch Einer gewisse Schriften an, läßt sich von den Andern etwas Bestimmtes dafür bezahlen und behält sie nachher für sich. Alle diese Arten von Lesegesellschaften, nebst vielen kleinern, wo sich bald mehr bald weniger Subjekte zur Haltung gelehrter und politischer Journale und Zeitungen vereinigen, findet man in unserm Lande, und gewiß im Verhältniß zu seiner Grösse in nicht geringerer Anzahl als in den Ländern Deutschlands, welche, bisweilen mit Unrecht, den verjährten Glauben für sich haben, als ob sie zu den Kultiviertesten gehörten. [...]

---

<sup>48</sup> Vgl. Brief 79 vom 26. März 1788.

<sup>49</sup> Brief 86, 24. Dezember 1789

Unter den LeseGesellschaften, welche keine eigene Conversations- und BibliothekZimmer haben, behauptet die in *Emmendingen*, dem Hauptort der Markgrafschaft Hochberg, den ersten Rang. In diesem Städtchen herrschte und herrscht noch ein eigener litterarischer Geist, der auch früher als an irgend einem andern Orte im protestantischen Baden, nämlich schon im Jahr 1775 das Gefühl des Bedürfnisses einer solchen Anstalt erweckte. Sie kam auch zu Stande und erstreckte sich im Anfang nicht nur über Emmendingen und die Geistliche [sic] der Diöcos [sic], sondern auch über das Oberamt hinaus. Zwar trennten sich im Jahr 1788 die Geistlichen von ihr, weil die Erfahrung lehrte, daß die verschiedenen und oft entgegengesetzten Bedürfnisse der Lesenden sich an einem kleinen Orte nicht wohl vereinigen liessen; doch dauert die LeseGesellschaft unter Direktion des Herrn Hofraths von Zink<sup>50</sup> (vorher dirigitte sie Herr Diak. *Mylius*, nunmehriger Spezial in Kippenheim[]) in blühenden Umständen durch die jährlichen Beyträge der Mitglieder noch fort und bringt viele gute Journale und andere Schriften in Umlauf. Jedesmal nach Verfluß Eines Jahrs werden die angeschafften Bücher unter der Gesellschaft theils verlost, theils versteigert, und der Erlös gibt einen Beytrag zur Anschaffung neuer Schriften fürs nächste Jahr. So rühmlich diese Anstalt auch schon deswegen ist, weil sie die Erste ihrer Art im Lande war, so zweifeln wir doch sehr, ob ihre Einrichtung, wovon freylich der MiethZinß, die Kosten der Erwärmung und Erleuchtung u.s.w. auch für Bücher gewonnen werden, ganz zweckmässig sey, und ob nicht die Sammlung einer Bibliothek, wovon auch künftige Generationen Vorthail ziehen könnten, nützlicher seyn möchte.<sup>51</sup>

Zinck griff also bei der Neuformierung des bestehenden Emmendinger Lesezirkels auf das ihm vertraute und bewährte Konzept der Leipziger Journalgesellschaft zurück. Der Hauptunterschied bestand darin, daß in letzterer die Mitglieder für die Anschaffung des Lesestoffs persönlich sorgten und diesen nach seiner Zirkulation auch wieder in ihren Besitz nahmen, während die Emmendinger Gesellschaft ihre Lektüre durch feste Mitgliedsbeiträge gemeinschaftlich anschaffte. Zinck als Direktor scheint dabei gelegentlich in Vorleistung getreten zu sein, denn nach seinem und seiner Frau Tod heißt es in einer Aktennotiz bezüglich ihres Nachlasses:

Auch hat diese ErbsMasse noch eine Forderung an die hiesige Lesegesellschaft, welche aber noch auf einer von *Tit.* Herrn Geh.Rath und Landvogt von Liebenstein zu fertigenden Berechnung beruht, und woran jedem der 4. HauptErben  $\frac{1}{4}$ tel zu steht.<sup>52</sup>

Eingesammelt wurde das Geld offenbar durch eines der Mitglieder, den Peruquier (Friseur) Vollradt, wie aus der Reaktion Liebensteins auf eine Nachforderung

---

<sup>50</sup> Fußnote im Original: „Ist nun todt.“

<sup>51</sup> H. W. Bommer, „Ueber die Anstalten, welche zur Verbreitung der Cultur durch Lektüre im protestantischen Baden bestehen“, in: *Magazin von und für Baden*, 1. Bd., 1. Stück, Karlsruhe (Macklot) 1802, 149-151 und 156-157.

<sup>52</sup> Bad. GLA Karlsruhe, 198 No. 173, fol. 55r&v.

vermutlich des Buchhändlers Macklot<sup>53</sup> hervorgeht, in der auch die abonnierten Periodika aufgeführt sind:

1.) So viel den rückständigen Betrag der Karlsruher Zeitung betrifft, solcher allein an die von Zinksche Erbmaße gefordert werden müße[n] 2. f. 30 / 2) Betreffend den Rückstand *pro* 1801. für ReichsAnzeiger – 4.12 / Literarischer Anzeiger – 6.30 und /LitteraturZeitung – 8.- / auch dieser von der Zinkischen Maße zu bezahlen sey als der Beitrag der Mitglieder vierteljährig vom Herrn v. Zink eingefordert und durch *Peruquier* Vollradt eingesamlet wurde, gleichwie noch kurz vor der Abreise des H. v. Zink ein derartiger Einzug bewirkt wurde. Sollte übrigens, was etwa mögl. wäre, für das letzte ¼. Jahr 1801 bey denen Mittheilhabern noch ein Rückstand seyn, so wird solchen jeder gerne abrichten, wenn solches dargethan wird.<sup>54</sup>

Als „Directeur“ der Emmendinger Lesegesellschaft machte Zinck diese anlässlich des Jahreswechsels 1795/96 zur Adressatin einer seiner moralischen Versepieteln<sup>55</sup> und setzte damit im gewissen Sinne die Tradition fort, die er mehr als zwanzig Jahre zuvor mit seinem ins Rechnungsbuch der Journalgesellschaft eingetragenen Neujahrsgedicht gestiftet hatte. Und voll Stolz rechnet Zinck schließlich 1799 in seiner humoristischen Erwiderung *An Herrn Schnetzler* die Lesegesellschaft zu den Vorzügen, die Emmendingen gegenüber Freiburg auszeichnen:

Auch haben wir hier seit eilf Jahren eine nach den Bedürfnissen eines eingeschränkten und vermischten Cirkels eingerichtete Lesegesellschaft, in welcher, außer den gangbarsten Journalen lauter gemeinnützige Bücher gelesen werden. Sie ist die Mutter von einer der beyden Freyburger, und es ist ein unverzeihlicher Undank, daß Sie dieses Verhältnisses nicht mit der gebührenden kindlichen Ehrfurcht Erwähnung gethan haben. Neben dieser besteht noch eine andere unter den Geistlichen der Diöces, deren Bücher meistens theologischen und pädagogischen Inhalts sind, und seit einem Jahre hat Herr Specialsuperintendent Gockel auch noch ein Lese-Institut für die Schulmeister seiner Diöces errichtet. Wer hätte wohl geglaubt, daß das kleine unbekannte Emmendingen so viele litterarische Anstalten aufzuweisen hätte?<sup>56</sup>

### 1.1.5 – Letzte Jahre

Die Zeit der französischen Besetzung Badens während des ersten Koalitionskrieges hatte Zincks Gesundheit ruiniert. Nach 1799 ist in den Briefen immer mehr von anhaltender Krankheit und vielfältigen Leiden zu lesen. Im Jahr 1801 hielt der Baron sich mit seiner Frau für ein Vierteljahr in Zürich auf, um sich dort einer Kur zu

---

<sup>53</sup> Mit diesem war von Liebenstein laut seiner Dienstakte in einen Prozeß um unbezahlte Rechnungen verwickelt; vgl. Bad. GLA Karlsruhe, 137 No. 68.

<sup>54</sup> Landvogt von Liebenstein am 29.12.1802; vgl. Bad. GLA Karlsruhe, 198 No. 173, Anlage 87.

<sup>55</sup> *Beim Schlusse des Jahres 1795, an die Lesegesellschaft zu Emmendingen*; vgl. Veröffentlichte Schriften 7.

<sup>56</sup> Vgl. Veröffentlichte Schriften 17.

unterziehen<sup>57</sup>. Um seinem behandelnden Arzt Alexander Ecker näher zu sein, zog er zum Jahresende 1801 nach Freiburg. Am 8. Februar setzte er, da er „an einer schweren Krankheit darniederliege, und es ungewiß [sei], ob [er] wieder genesen werde“, ein neues Testament auf. Er diktierte es seinem Freund Franz Xaver Schnetzler, der gemeinsam mit Ecker als Zeuge unterschrieb.<sup>58</sup>

Neun Tage später ist Zinck seiner Krankheit erlegen. Aus einer Emmendinger Aktennotiz mit dem Datum „18. Feber 1802“ geht genaueres hervor:

[E]ine Krankheit [hat] kurz vor letzterer Weihnachten [den Baron und seine Frau] veranlasst sich nach Freyburg zu begeben, um sich der Kur eines dortigen Arztes anzuvertrauen. Nach einer diesen Morgen erhaltenen Anzeige ist gedachter Herr HofRath von Zink gestern Abend um 7 Uhr in Freyburg mit Todt abgegangen und wird mit dortseitiger Erlaubniß morgen Abend hierher transportiret und dahier beerdiget werden.<sup>59</sup>

Das *Allgemeine Intelligenzblatt für das Land Breisgau* führt in seiner Ausgabe vom 6. März 1802 unter den „im Monat Februar [...] Verstorbenen“ auf:

Den 17ten [verstarb] Herr Friedrich Freyh. v. Zink, markgräfl. badenscher Hofrath, alt 49 Jahre, an innerlicher Verhärtung.<sup>60</sup>

Der Baron hatte seine Frau Wilhelmine von Zinck zur Alleinerbin eingesetzt, jedoch die nicht unbeträchtliche Summe von jeweils 200 Gulden seiner „getreuen Dienstmagd“ und der Stadt Emmendingen für den Armenfond und die Amalienstiftung für Waisenkinder, beide seinerzeit von Schlosser eingerichtet, zugedacht. Seinem Freunde Schnetzler schenkte er testamentarisch „das Schwanische *Dictionnaire* und die alte und neue Allg[emeine] deutsche Bibliothek zum freundschaftlichen Andenken“.<sup>61</sup>

Die Freifrau Wilhelmine von Zinck kehrte am 17. Juli 1802 nach Emmendingen zurück, hat ihren Ehemann aber nur um einige Monate überlebt; sie starb am 14.

---

<sup>57</sup> „An die Verlassenschaft der verstorbenen Frfrau Wilhelmine Luise Eleonore von Zink macht der hiesige Peruquier Vollrath [...] eine Forderung von 10 f. 45 g [...] Man hat die Magd Katharine Neesin darüber zur Rede gestellt welche erläuterte, daß der seel. Herr Baron von Zink und dessen Frau Gemahlin im vorigen Jahr 3 Monate lang in Zürich und folglich von hier abwesend gewesen seyen, die Frau von Zink sich in vorigem Jahr nicht mehr habe frisiren lassen, der Herr Baron von Zink auch durch den Vollrath jedweilen nach bedient worden, und ihr unbekannt seye, welche Zahlungen etwa Vollrath erhalten habe, und was ihm überhaupt zu zahlen versprochen worden seye [...]“ Vgl. Erbschaftssache Wilhelmine von Zinck, Bad. GLA Karlsruhe 198 No. 173, Anlage 7 (unpag.).

<sup>58</sup> Siehe das zweite Testament Zincks, Generallandesarchiv Karlsruhe, Sig. GLA 198 No. 173a. Zu Ecker vgl. AURNHAMMER/KLEIN (2000); 89-96.

<sup>59</sup> Die Aktennotiz ist offensichtlich die Kopie eines Schreibens an den Freiburger Magistrat mit der Bitte um Übersendung des erneuerten Testaments an die Emmendinger Behörde zwecks Vollstreckung und ist eingheftet in die Erbangelegenheitsakte, Sig.: GLA 198 No. 173a.

<sup>60</sup> *Allgemeines Intelligenzblatt für das Land Breisgau*, Nr. 19, Samstag, 6. März 1802.

<sup>61</sup> Generallandesarchiv Karlsruhe, Dienstakte Fr. v. Zinck, Sign.: GLA Abt. 76 Nr. 8949.

Oktober 1802 in Emmendingen.<sup>62</sup> Dort erinnert nichts mehr an die Eheleute von Zinck.

Nach Eintreibung aller Ausstände und Bezahlung aller offenen Forderungen belief sich das Zincksche Erbe immer noch auf 55.342 Gulden und 38 ½ Groschen; somit führte das Ehepaar Zinck in seinen letzten Lebensjahren einen der reichsten Haushalte Emmendingens.<sup>63</sup>

---

<sup>62</sup> Freundlicher Hinweis des Stadtarchivars von Emmendingen, Herrn Jenne. Die Hinterlassenschaftsakte enthält eine von Johann Alexander Ecker am 24. Oktober 1802 ausgefertigte Quittung über den Empfang „der [ihm] von der seeligen Freyfrau von Zinck zugedachten Legatio“, einer Brillantnadel. Siehe Zincks Hinterlassenschaftsakte im Generallandesarchiv Karlsruhe, Sig. GLA 198 No. 173a. Der Bogen trägt die Nummer 7.

<sup>63</sup> Vgl. Schmölz-Häberlein 2000, 80: „Daß [der Metzger, Gastwirt und Bürgermeister Johann Wilhelm] Zimmermann [den Zinck in Brief 81 anlässlich dessen Todes als „fast auch reichste[n] Mann von hier“ bezeichnet] es verstand, das ererbte und von seinen Frauen zugebrachte Vermögen zu mehren, zeigt ein Inventar aus dem Jahre 1782: sein gesamtes Vermögen wurde damals auf insgesamt 86.297 Gulden und 50 Kreuzer geschätzt. Mit dieser Summe konnte nicht einmal der Besitz der adligen Familie Teufel von Birkensee – eine der wenigen landsässigen Adelsfamilien im Oberamt Hochberg – auf dem Steckenhof bei Denzlingen mithalten, der 1797 auf rund 63.385 Gulden veranschlagt wurde.“

## 1.2. – Das Werk

### 1.2.1 – Poetisches und Publizistisches

#### 1.2.1.1 – Übersicht

Das erhaltene poetische und publizistische Werk Friedrich von Zinks ist außerordentlich schmal. Zu seinen Lebzeiten wurden 12 seiner Gedichte in verschiedenen Periodika und Almanachen veröffentlicht, hinzukommen sechs gedruckte Prosatexte und vier Gedichte, die lediglich im Manuskript überliefert sind. Zudem war Zinck als Übersetzer aus dem Französischen tätig. Alles in allem sind es 16 versifizierte Originalarbeiten, sechs in Prosa und drei Übersetzungen in Prosa bzw. Versen.

Genauer gliedert sich das in der vorliegenden Edition chronologisch geordnete Werk formal und inhaltlich in folgende Gruppen:

#### Versepisteln an Johann Georg Jacobi

- „An Herrn Professor Jacobi. Nach dem Horaz Carm[en] I. 9. Im December 1794“. In: *Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks*, November 1795, 489f; hier Veröffentlichtes Nr. 4  
„Sieh, wie bedeckt mit Schnee der Feldberg glänzt! [...]“
- „An den Herausgeber. Emmendingen, den 8ten Jun[ius] 1798“. In: *Taschenbuch von J. G. Jacobi und seinen Freunden für 1799*, Basel, 122-128; hier Veröffentlichtes Nr. 15  
„Jakobi's Freunde kommen Hand in Hand [...]“
- „An den Herausgeber. Emmendingen, den 24. May, 1799“. In: *Überflüssiges Taschenbuch für das Jahr 1800*, Hamburg o.J., 97-104; hier Veröffentlichtes Nr. 18  
„Noch voll von jenen innigen Gefühlen [...]“

Neben dem gemeinsamen Adressaten ist das verbindende Element dieser drei Gedichte, daß sie alle Parodien von Werken oder Topoi des Horaz sind. Während das erste eine Travestie der bekannten Soracte-Ode ist (Oden I, 9), parodiert das letzte in der Wahl des Sujets die sog. „Schwätzer-Satire“ (Satiren I, 9). Das mittlere wiederum, ein poetologisches Gedicht, zitiert zentrale Positionen aus Horaz' Dichtungstheorie, besonders aus der *Ars poetica*.

#### Freundschaftsepisteln an Johann Georg Jacobi

- „Antwort“. In: *Taschenbuch von J. G. Jacobi und seinen Freunden für 1796*, Königsberg und Leipzig, 3-19. Neudruck in *Johann Georg Jacobi's Gedichte*, Bd. 2, Wien (Bauer) 1818, 154-159; hier Veröffentlichtes Nr. 5  
[ „Indeß, o Freund, im harten Gleise [...]“ –  
„Ja, Freund, das stille Glück des häuslich frohen Lebens [...]“

- „Antwort. Emmendingen, am letzten Februar 1796“. In: *Taschenbuch von J. G. Jacobi und seinen Freunden für 1798*, Basel o.J. ,11-24. Neudruck (redigiert) in *Johann Georg Jacobi's Gedichte*, Bd. 2, Wien (Bauer) 1818, 176-179; hier Veröffentlichtes Nr. 11  
 [„Hier, wo dein Schattenbild, du Lieber, ...“]  
 „Ein Veilchenstrauß von deinem Grabe?“

Diese beiden Gedichte bilden nach dem Schema Rede-Gegenrede Paare mit Versepisteln, die Jacobi an Zinck geschrieben hat. Neben der gegenseitigen Versicherung empfindsamer Freundschaft feiern die beiden Autoren jedoch auch das unabhängige Leben abseits der „großen Welt“, wofür wiederum Horaz zum Kronzeugen berufen wird. Diese beiden Gedichte sind die einzigen poetischen Erzeugnisse Zincks, die nach seinem Tod erneut gedruckt wurden.

#### Moralisch-didaktische Versepisteln

- „Beim Schlusse des Jahres 1795, an die Lesegesellschaft zu Emmendingen“. In: *Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks*, Juli 1796, 85-88; hier Veröffentlichtes Nr. 8  
 „Noch immer tobt, mit ungezähmter Wut [...]“
- „Das ächte Glück. Eine Epistel“. In: *Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks*, Okt. 1797, 375-378; hier Veröffentlichtes Nr. 9  
 „Längst war, was Menschenglück sey, das Problem der Weisen [...]“
- „Die beste Welt. An eine Freundin“. In: *Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks*, Nov. 1797, 468-474; hier Veröffentlichtes Nr. 10  
 „Noch unentschieden, Freundin, ist der Streit [...]“

Bei den Stücken in dieser Gruppe handelt es sich um Briefgedichte mit ethisch-philosophischen Erörterungen in der Tradition der epistolographischen Moraldidaxe eines Seneca oder Pope. Den beiden Gedichten des Jahres 1797, die auch inhaltlich ein Diptychon bilden, sind jeweils Zitate aus dem *Essay on Man* des letzteren (in J. G. Schlossers Übersetzung) vorangestellt.

#### Versepisteln an verschiedene Personen

- „An das Journalisticum, beym Antritt des Jahres 1774“. Ungedruckt. Im Konstitutions-, Protokoll- und Rechnungsbuch der Journalgesellschaft, A<sup>2</sup> fol. 32v-33r. Januar 1774; hier Brief Nr. 1  
 „Wie, Freunde, konntet Ihr es wagen [...]“
- „An den Kaiserl. Königl. Herrn Obristen Freiherrn von Ulm. Nach Begnadigung eines wegen Diebstahls vom Kriegsgerichte zum Tode verurtheilten Verbrechers. Emmendingen, den 2ten November 1797“. In: *Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks*, Juni 1798, 573f; hier Veröffentlichtes Nr. 12

„Wer mit der Strenge seiner Pflicht [...]“

- „An des regierenden Herrn Markgrafen zu Baden Hochfürstliche Durchlaucht, im Nahmen der Stadt Emmendingen und sämmtlicher Gemeinden der Markgrafschaft Hochberg“. In: *Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks*, Februar 1799, 105-107; hier Veröffentlichtes Nr. 15  
„Willkommen hier, nach aller deutscher Weise [...]“
- „An Aegle“ (Übersetzung des französischen Widmungsgedichts des anonymen *Nouveau voyage autour de ma chambre*, Braunschweig 1797). In: *Neue Reise in meinem Zimmer herum*, Basel (Samuel Flick) 1798, iv-x; hier Veröffentlichtes Nr. 13  
„So bist du nimmer zu ergründen [...]“

Während das erste Gedicht dieser Gruppe – launige Neujahrsansprache an die Mitglieder eines studentischen Lesezirkels über Drang und Mühen des Dichtens – das erste überlieferte poetische Erzeugnis Zincks überhaupt ist, handelt es sich bei den beiden mittleren Exemplaren um Preisgedichte auf hochgestellte Persönlichkeiten, in welchen Zinck die Humanitas der Geehrten besonders hervorhebt. Das letzte Beispiel dieser Gruppe, „An Aegle“, ist die genaue Übersetzung eines französischen Widmungsgedichts an eine nicht näher identifizierbare, möglicherweise auch nur fiktive Person, erreicht aber durch Ton und inhaltliche Kompatibilität mit Zincks übrigen Arbeiten nahezu den Status eines Originalwerks.

### Übrige poetische Gattungen

- „Gebet an den Gott des Rheins. d. 24. April[is] 1775“. Ungedruckt. Brief an L. J. v. Münchhausen, A fol. 27v-28r; hier Brief Nr. 17  
„Der du, mit jungem Schilf bekränzet [...]“
- [Grabschrift für Johann Wilhelm Pannifex, 29 April 1783]. Ungedruckt. Brief an L. J. v. Münchhausen, A fol. 101r-102v; hier Brief Nr. 56  
„So ruhe denn, befreyt von Jammer und Beschwerde [...]“
- „Die Gefahr der Liebe. Eine Romanze. Nach einer bekannten Melodie des Schillerschen Räuberliedes“. In: *Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks*, Juni 1796, 572-576; hier Veröffentlichtes Nr. 7  
„Es war einmal ein Rittersmann [...]“
- „An das Gartenhäuschen, in welchem S[eine] K[aiserliche] H[oheit] der Erzherzog Carl während der Action am 19. Okt[ober] 1796. sich aufhielt, von dem Besitzer deßelben“. Ungedruckt. Brief an J. G. Jacobi, B Nr. 90; hier Brief Nr. 104  
„Den späten Enkeln noch wirst Du zum Denkmahl dienen [...]“
- „Der Affe“. In: *Taschenbuch für das Jahr 1802*, Hamburg (Perthes) o.J., 61; hier Veröffentlichtes Nr. 20

„Ein alter Affe setzte sich [...]“

Diese letzte Gruppe der poetischen Arbeiten ist notwendig formal und sujetmäßig disparat, da in ihr alles versammelt ist, was sich in die übrigen Kategorien nicht eingliedern lässt. So finden sich hier ein Rollengedicht des jungen Zinck („Gebet an den Gott des Rheins“); eine Grabschrift für einen Emmendinger Selbstmörder; ein als „Romanze“ klassifiziertes, liedhaft-balladeskes Erzählgedicht über einen verliebten Ritter, das sowohl von der Strophenform und metrischen Regelmäßigkeit her als auch in der Wahl des mittelalterlichen Stoffs innerhalb von Zincks Werk ein Solitär ist („Die Gefahr der Liebe“); ein Epigramm, mit dem Zinck sein Gartenhaus zum Denkmal des Gefechts von Emmendingen während des Ersten Koalitionskrieges erklärt („An das Gartenhäuschen ...“); und eine Tierfabel in der Manier Gellerts über die Wunderlichkeit des Alters („Der Affe“).

### Politisch-Publizistisches in Prosa

- „Gustav Adolph. Eine Aufforderung an Teutschland“. In: *D[oktor] Posselts wissenschaftliches Magazin für Aufklärung*, Leipzig (Jacobäer) Mai/Juni 1786 (2. Bd., 3. Stück), 405-413; hier Veröffentlichtes Nr. 1
- „Ueber die besten und ausführbarsten Mittel, den Kindermord zu verhüten.“ In: *D[oktor] Posselts wissenschaftliches Magazin für Aufklärung*, Leipzig (Jacobäer) März/April 1787 (3. Bd., 2. Stück), 129-154; sowie Mai/Juni 1787 (3. Bd., 3. Stück), 240-283; hier Veröffentlichtes Nr. 2

Bevor er sich mit Poetischem an die Öffentlichkeit wagte, trat Zinck mit diesen beiden Aufsätzen zu politischen Themen hervor. Der erste über Gustav II. Adolf, nach Schlichtegrolls Nekrolog<sup>64</sup> die erste publizierte Arbeit Zincks überhaupt, fordert die Rehabilitation des Schwedenkönigs in der öffentlichen Meinung sowie seine Aneignung als Teil der historischen Selbstvergewisserung einer gesamtdeutschen Nation und befördert ihn gar, u. a. durch einen Vergleich mit Friedrich II. von Preußen, zu einem Vorkämpfer der Aufklärung. Mit dem zweiten Aufsatz, seiner mit Abstand umfangreichsten Arbeit, schaltet sich Zinck in die zeitgenössische öffentliche Debatte um die Kindsmordproblematik ein, holt aber zu weitausgreifenden Überlegungen über notwendige Justiz- und Sozialreformen aus. Zincks den zentralen Gedanken der Aufklärung verpflichtete gesellschaftliche Haltung tritt in diesem Stück besonders scharf hervor.

### Publizistische Interventionen und Essays

- „Erklärung“. In: *Intelligenzblatt zur Leipziger Allgemeinen Literatur-Zeitung*, Nr. 28, 18. März 1795, 223; hier Veröffentlichtes Nr. 3

---

<sup>64</sup> Friedrich Schlichtegroll (Hg.), *Nekrolog der Teutschen für das neunzehnte Jahrhundert*, Gotha (Perthes) 1803 (2. Jahrgang), 53-63, ; hier Dokumente Nr. 16.

- „Berichtigung“. In: *Intelligenzblatt zur Leipziger Allgemeinen Literatur-Zeitung*, Nr. 21, 13. Februar 1796, Sp. 174-176; hier Veröffentlichtes Nr. 6
- „Schreiben an \*\*\*, über eine den Herrn Professor Jacobi zu Freiburg betreffende Anfrage.“ Separat gedruckte Flugschrift vom Oktober 1798, B (Nachlass Jacobi), NL 7/VI, AZ; hier Veröffentlichtes Nr. 14
- „An Herrn Schnetzler.“ In: *Überflüssiges Taschenbuch für das Jahr 1800*, Hamburg (Perthes) o.J. [1799], 73-86; Antwort auf Franz Xaver Schnetzlers Aufsatz „Zum Titelkupfer“, in: *Taschenbuch von J. G. Jacobi und seinen Freunden für 1799*, Basel o. J. [1798], 3-33; hier Veröffentlichtes Nr. 17

Wie bereits im Schlichtegroll'schen Nachruf auf ihn bemerkt<sup>65</sup>, fühlte sich Zinck in der Pflicht, unwidersprochenen Irrtümern öffentlich zu begegnen oder für seine Freunde Partei zu ergreifen. So ist bereits der erste Beitrag in dieser Gruppe ein Versuch, der Legendenbildung um Johann Georg Jacobi entgegenzutreten sowie Bestrebungen Dritter zu denunzieren, dessen Ruf und Ruhm zum verkaufsfördernden Element zu instrumentalisieren.

Das zweite Stück ist die Rezension eines Reiseberichts über Zincks oberrheinische Wahlheimat und gleichzeitig eine Klage über mangelnde publizistische Sorgfalt beim Recherchieren.

Die dritte Schrift ist eine Apologie des Freundes Jacobi, welcher Opfer rufschädigender Gerüchte um seine Haltung zur Religion geworden war.

Die vierte Arbeit schließlich ist ein stark ironisch gefärbtes Prosa-Enkomion Emmendingens im Wettstreit mit dem größeren Freiburg.

### Übersetzungen

- *Beschreibung einiger der vornehmsten geschnittenen Steine mythologischen Inhalts, aus dem Kabinette des Herzogs von Orleans, aus dem Französischen ausgezogen und mit Anmerkungen begleitet.* Zürich (Orell, Gessner und Füßli) 1796; französisches Original von Abbé Le Blond und Géraud de la Chaud: *Description des principales pierres gravées du cabinet de S. A. S. M[onseigneur] le duc d'Orléans*, 2 Tle, Paris (Pissot) 1780-85
- „Vorbericht des Übersetzers“ und Übersetzung des Widmungsgedichts „An Aegle“. In: *Neue Reise in meinem Zimmer herum*, Basel (Samuel Flick) 1798, i-x; hier Veröffentlichtes Nr. 12

---

<sup>65</sup> Schlichtegroll 1803, 52: Hier heißt es über Zinck: „Zu jeder nützlichscheinenden literarischen Arbeit, zumal wenn etwas zu berichtigen oder jemand zu vertheidigen war [...], fand man ihn immer bereit.“

- „Vorbericht des Uebersetzers.“ In: *Oncle Thomas., aus dem Französischen des Bürgers Pigault le Brun, 1. Theil*, Basel (Flick) 1801, i-xvi; hier Veröffentlichtes Nr. 19

Als letzte Werkgruppe seien schließlich die Übersetzungen genannt. Zincks Mitarbeit an der von Jacobi besorgten deutschen Ausgabe eines Werks über antike Gemmen wird im „Vorbericht des Uebersetzers“, 6, erwähnt: „Endlich wär’ es ein nicht zu verzeihender Undank, wenn ich verschwiege, daß ich viele der folgenden Uebersetzungen meinem Freunde, dem Freyherrn von Zink [sic] in *Emmendingen*, schuldig bin. Ich möchte darüber schreiben, was der ältere Plinius von dem Werk eines griechischen Bildhauers sagt: *Habet simulacrum et benignitas ejus*; denn ihr Verfasser bot zu dieser Arbeit mir bloß deswegen die Hand, weil die Kriegsunruhen in der hiesigen Gegend meine Geschäfte unterbrachen, und er für meine Ruhe besorgt war.“ Einzelne Texte sind der Autorschaft des Barons aber nicht zuzuordnen.

In Zincks letzten Lebensjahren erschienen darüber hinaus seine Übersetzungen zweier zeitgenössischer französischer Romane. In den diesen vorgeschalteten Übersetzer-Vorreden legt Zinck mit allgemeinen Überlegungen zur Tätigkeit des Übersetzers als Vermittler Rechenschaft über sein eigenes Schaffen ab und grenzt sich ästhetisch von anderen literarischen Strömungen ab.

### 1.2.1.2: Das erhaltene Frühwerk

Seine poetische Produktion hielt Zinck lange Zeit zurück und trat mit dieser überhaupt erst 1795 an die Öffentlichkeit, also nach Beginn seiner Freundschaft und Zusammenarbeit mit Johann Georg Jacobi. Der Verfasser des Schlichtegroll’schen Nekrologs, der, wie der Brief Jacobis an den Herausgeber Schlichtegroll vom 16. August 1802 (Briefe Nr. 128) nahelegt, auf einige direkte Informationen Jacobis und seines Kreises zurückgreifen konnte, bemerkte dazu: „In seiner frühern Jugend war er zu bescheiden, es [das Dichtertalent] in sich zu ahnden, und daher wurde es nicht ausgebildet.“<sup>66</sup> Das quantitative Ausmaß dieser poetischen Produktion vor jenem Zeitpunkt muß daher im Dunkeln bleiben.

Im ältesten überlieferten Gedicht, dem poetischen Neujahrs- und Abschiedsgruß an die Mitglieder des Leipziger Journalisticums (Januar 1774, Brief 1), bezeichnet Zinck sich selbst in absichtlicher Langatmigkeit als jemanden, „der [...] einst ein Dichter war“ (v2). Mit der Wahl des Präteritums unterstreicht er den biographischen Einschnitt, den das Ende seiner Studentenzeit und der bevorstehende Fortgang aus Leipzig bedeutet, distanziert sich aber gleichzeitig auch von einer Beschäftigung, die nicht selten aus „Bedürfnis ihrer [der Dichter] Magen“ (v8) ausgeübt werde und die den Jahreswechsel als „schickliche Gelegenheit“ sehe, „ein Liedchen an den Mann zu

---

<sup>66</sup> Schlichtegroll (1803), 66.

bringen, / Das sie sonst nur sich und berußten Wänden singen“ (vv9-11) – einer Beschäftigung also, die nicht um der Sache willen betrieben wird und deren Produkte auf keine echte Nachfrage treffen. Als Angehöriger der „Zunft“ (v13) der Poeten erklärt sich Zinck jedoch nahezu dazu verpflichtet, dem Freundeskreis, den er bald zu verlassen gedenkt, „ein Denkmahl der Unsterblichkeit / Und dichterischer Ewigkeit“ (vv23f) zu setzen, die er aber gleichzeitig, im Gegensatz zur real erfahrenen Freundschaft, einen „Traum“ nennt (v25). Die kunstvoll in die Länge gezogene Periode vv8-37 mag zudem ein satirischer Verweis auf den juristischen Kanzleistil sein, dessen sich Zinck als angehender Justizbeamter bald werde befleißigen müssen. In einem Brief an seinen Leipziger Freund Christian Friedrich Eberhard erwähnte Zinck sechs Jahre später noch eine kleine Episode aus der gemeinsamen Studentenzeit (Brief vom 30. März 1780, Nr. 41):

Wenn [Stenzel] noch in Leipzig ist, so entschuldige mich bey ihm, und sage ihm, daß mich sein Brief recht gefreuet habe [...]. Er hat einmahl Verse von mir wollen machen lernen, erinnre ihn doch daran, besonders über die merkwürdigen Vorlesungen, die ich ihm über Ernesti's Rhetorik gehalten habe.

Zinck scheint also zumindest bei seinen Kommilitonen als eine Art Autorität im Versifizieren angesehen gewesen zu sein.

Das nächste erhaltene Gedicht, „Gebet an den Gott des Rheins“ ist durch die Einbettung in einen Brief an die Leipziger Tante Louise Juliane von Münchhausen (26. Juni 1775, Briefe Nr. 17) mit einer konkreten biographischen, sogar datierbaren (24. April 1775) Situation verbunden und kann als eine Mischung aus Erlebnis-, Gelegenheits- und Rollengedicht angesehen werden. Über den Entstehungskontext berichtet Zinck selbst, er habe „wieder einmahl Verse gemacht, die ich Ihnen [der Tante] zum Spas abschreiben will“, was sowohl die Vermutung stützt, daß die poetischen Gehversuche des jungen Freiherrn nicht auf die beiden erhaltenen Beispiele beschränkt gewesen sind, als auch erneut belegt, daß es sich bei ihnen um einen mit wenig Ernsthaftigkeit betriebenen „Spaß“ handelt.

Das Gedicht entstand, so Zinck im genannten Brief, im Kontext einer Bootsüberquerung des Rheins vom badischen zum französischen Ufer, die er in Gesellschaft seiner Cousine Wilhelmine von Zinck unternahm, um deren im Elsaß ansässigen Verwandten zu besuchen. Wenige Sätze zuvor hatte er seiner Leipziger Tante bekannt, sich mit dieser Cousine verlobt zu haben, obwohl seine Neigung zu ihr bei der sächsischen Verwandtschaft im Vorfeld offenkundig auf Mißbilligung gestoßen war. Das „Gebet an den Gott des Rheins“ ist denn auch ein wenig verhülltes Preisgedicht auf die Qualitäten seiner Verlobten, das der Adressatin des Briefs wohl die Brautwahl des Neffen in poetischer Weise plausibel machen sollte.

Die insgesamt 37 meist vier-, gelegentlich fünfhebigen, reimlosen jambischen Verse mit unregelmäßig wechselnden Kadenzten werden durch zwei Überschriften in

Anrede (das eigentliche „Gebet“; 22 Verse) und „Antwort des Fluß-Gottes“ (15 Verse) geteilt; nur in letzterer sind die jambischen Vierheber an einigen Stellen um einen Versfuß zum vollen Blankvers augmentiert. Durch diese Erweiterung des Metrums zum weichen „Konversationsvers“ steht die Replik des Flußgottes in einem gewissen Kontrast zur hymnischen Strenge des „Gebets“ und nimmt einen besänftigenden Klang an.

Das „Gebet“ des lyrischen Ichs beginnt mit einer neun Verse langen Invocatio des Rheingotts, in welcher dieser als kraftvoller und unberechenbarer Hüter des Grenzflusses apostrophiert wird, und geht ab Vers 10 in die eigentliche Bitte über, „ein sanftes Mädchen“ – wie die Adressatin des Briefs aus dem Kontext weiß: Wilhelmine von Zinck – gefahrlos übersetzen zu lassen. Dieses Mädchen wird sogleich durch ihre himmelblauen Augen und ihr Engelslächeln (vv13f) als Quell zukünftiger Seligkeit charakterisiert. Ihr gebühre, so das lyrische Subjekt, nicht nur Schonung durch den Rheingott; es wird darüber hinaus gefordert, dieser möge sie selbst (v15) – einem Christophorus gleich – auf seinem Rücken an das andere Ufer tragen, ja, er soll den „scherzenden Tritonen / Und [...] lachenden Najaden“ (vv17-18) befehlen, die junge Frau, deren „Reitze“ noch die der notorisch eifersüchtigen Wassernymphen überstrahlen (v19), ans französische Ufer zu eskortieren. Das aufgebotene aquatisch-mythologische Personal, vollständig mit einem dreizack-schwingenden Meeres- oder Flußgott (v5) sowie einem Schwarm von Tritonen, Nereiden und Najaden, entstammt zwar der Antike, scheint hier aber vermittelt zu sein durch die bildnerische Imagination des Rokoko mit seiner Vorliebe für das Sujet des „Triumphs der Venus“ (z. B. bei François Boucher). Da das „sanfte Mädchen“ vom lyrischen Ich also gewissermaßen für dem Gotte ebenbürtig erklärt worden ist, verwundert es nicht, daß dieser in seiner Antwort das Versprechen eines Dankliedes bzw. noch darüber hinausgehender Vergütungen (vv21f) ignoriert. Der Rheingott nimmt generell für sich in Anspruch, zivilisiert genug zu sein, kein „holdes Mädchen [...] betrüben“ zu wollen (vv23f), zudem seien die Schöne und er alte Bekannte (vv25-27) und er habe sich an ihrem Anblick schon oft ergötzt (vv28f). Ebenso möge sich der Bittende freuen, daß er der Reisebegleiter einer solchen Schönheit sein dürfe. Daß der „Zorn [der Gottheit] nur den Bösen schrecklich“ ist (v31), eröffnet abschließend noch einmal die Gelegenheit, den Tugendkatalog der Passagierin zu erweitern: „Schönheit, Unschuld, Jugend“ (v34). In deren Anwesenheit läßt der Flußgott nur „die grünen Wellen / Sanft an des Schiffes Rande spielen“ (vv36f). In diesem „sanften Spiel“ wiederum drückt sich nicht nur das Versprechen einer sorglosen, ja sogar erfreulichen Überfahrt aus, sondern auch Zärtlichkeit der Empfindung sowie eine verhaltene, leicht frivole Erotik, die in der typologischen Anspielung auf den rokokotypischen Triumph der Venus im exakten Zentrum des Gedichts (vv17-20) bereits angeklungen war.

Daß das Gedicht jedoch gerade nicht nur eben so – als „Spas“ – mitgeteilt wird, sondern im Kontext des um Verständnis für die Brautwahl werbenden Briefs eine

genau kalkulierte Funktion erfüllt, wird deutlich, wenn man sich dessen Einleitung vergegenwärtigt: Der dort bedauerten Unmöglichkeit, der Tante ein Porträt der Geliebten zu schicken, das „zugleich die schöne Seele, den Ausdruck der Güte, der Unschuld, der Sanftmuth, der gefälligen Freundlichkeit, bisweilen auch der satyrischen Schalckhaftigkeit“ abbilde, setzt Zinck – *ut pictura poesis* – somit ein dichterisches Porträt gegenüber, welches alle jene Eigenschaften – stehende Topoi der Empfindsamkeit – zeigt. Und das im Zentrum der gebethaften Apostrophe (vv11f) stehende Anvertrauen, die Bitte um Inobhutnahme eines herausragend teuren Guts, eines „sanften Mädchens [...] mit selten Reitzen“, wird von Zinck eben nicht nur poetisch an den Rhein, sondern realiter gleichzeitig an die Tante gerichtet, sowie, durch diese, an die übrige sächsische Verwandtschaft, die seiner geplanten Verbindung mit der Emmendinger Cousine ablehnend gegenübersteht. Ob dabei der explizite Verweis auf „des Wuchrers Geitz“ (v33) als Verhalten, das den Zorn des Rheingottes verdient, auf Zincks ehemaligen Vormund gemünzt ist, den Merseburger Domprobst Reichard Gottlieb von Zinck, welcher sein früheres Mündel zu enterben gedroht hatte, kann freilich nur spekuliert werden.

Zwischen dem Rheingedicht und dem nächsten erhaltenen poetischen Text liegen ziemlich genau acht Jahre. Auch hier ist der Entstehungskontext aus jenem Brief bekannt, in welchem das Gedicht überliefert ist (25. Juni 1783, Brief Nr. 56). Ein markgräflich-badischer Beamter, der Emmendinger Burgvogt Johann Wilhelm Pannifex, der in großer finanzieller Bedrängnis Gelder unterschlagen hatte, war Mitte April 1783 aus Emmendingen verschwunden. Am 29. April erreichte die Nachricht von seinem offenbaren Selbstmord das Oberamt. Zinck war laut seinem Brief vom 25. Juni anwesend, als der Witwe die Nachricht vom Tode ihres Mannes überbracht wurde. Die Grabschrift, die er darauf für den Unglücklichen verfaßte, welcher nach den Vorschriften der Zeit „an eine[m] abgelegenen Ort begraben“ worden war, besteht aus sechs paargereimten Versen: zwei Alexandrinern, zwei vierfüßigen jambischen Versen und einem fünffüßigen, sowie zum Abschluß wieder einem Alexandriner. Die ersten beiden Verse stellen zunächst ganz konventionell dem „Jammer und [der] Beschwerde“, von welchen der Tote nun „befreyt“ sei (v1), die sanfte Ruhe des Grabes „im Schoos der mütterlichen Erde“ (v2) gegenüber. Zwar wirkt das im Vergleich zu den Alexandrinern deutlich verkürzte Metrum der nächsten beiden Verse wie ein Weckruf, aber inhaltlich geht es ebenso augenscheinlich konventionell weiter, denn der Verschiedene werde am jüngsten Tag in den „Chor der seelgen Geister“ gerufen (v4) und dann mit seiner nun und bis zu ihrem eigenen Tod um ihn trauernden Witwe „zu beßerm Glück in Ewigkeit vereint“ werden (vv5f). Im letzten Vers, der wieder ein Alexandriner ist, ist die statische Ruhe des anfangs geschilderten Grabes wieder erreicht. Formal erscheint das kurze Epitaphium wenig speziell; erstaunlich ist hierbei jedoch, daß Zinck entgegen der kirchlichen Lehre auch dem Selbstmörder Pannifex die Auferstehung und das ewige Leben verheißt. Somit ist die äußere Unauffälligkeit die eigentliche Auffälligkeit des Gedichts. Zincks liberale Haltung gegenüber dem kirchlicherseits

als schwere Sünde aufgefaßten Selbstmord erklärt sich nicht zuletzt aus seiner Lektüre; des *Werthers* einige Jahre zuvor, welchen er außerordentlich schätzte und gegenüber den Zensurbestrebungen der orthodox-lutherischen Geistlichkeit in Sachsen in Schutz nahm (vgl. Brief 33 vom 2./5. Juli 1777); und eines den Selbstmord verteidigenden Buchs von August Friedrich Cranz<sup>67</sup>, über welches er laut seinem Brief vom 25. Juni 1783 mit dem Emmendinger Stadtpfarrer sprach, als beide der Witwe des Burgvogts die Todesnachricht überbrachten.

### 1.2.1.3 – Poetische Entwicklung zu reiferer Autorschaft und die Rolle Jacobis

Ernsthafter verfolgt Zinck seine dichterischen Ambitionen erst zwanzig Jahre später, möglicherweise ermuntert durch Johann Georg Jacobi, nachdem er bereits nahezu ein Jahrzehnt mit diesem persönlich bekannt war – in seiner „Erklärung“ vom März 1795 (Veröffentlichtes Nr. 3) spricht der Freiherr von seiner „10-jährigen Bekanntschaft mit diesem würdigen Manne“. Die Annäherung an neuerliche poetische Versuche scheint dabei ein längerer Prozeß gewesen zu sein. Hatte der Baron 1791 in einem Glückwunschbrief zur Hochzeit des Freiburger Freundes (25. Dezember 1791, hier Briefe Nr. 89) noch davon geschrieben, er hätte diesem gerne „metrisch gesagt, wie viel Theil ich an Ihrem Glücke nehme“, um dann anzuschließen, er sei nicht in der Laune zum Dichten gewesen („denn was bedarf es im Grunde der Dichtung, wo sie dem Herzen so fremd ist“), kündigt er drei Jahre später (12. September 1794, hier Briefe Nr. 96) im Vorfeld eines Besuchs Jacobis in Emmendingen erfreut an, er habe „schon längst auf diesen Zeitpunkt einige poetischen Kleinigkeiten aufgehoben, die ich diesen Sommer über gemacht habe, und welche ich Ihrer freundschaftlichen, ausführlichen, aufrichtigen und strengen Kritik unterwerfen werde.“ Nichts von diesen Kleinigkeiten ist erhalten.

Entsprechend bemerkt der Verfasser des Schlichtegroll'schen Nekrologs: „Jacobi war lange mit ihm bekannt, ehe er von diesem in ihm liegenden [dichterischen] Talent etwas erfuhr“<sup>68</sup>, und fährt fort: „Soviel man weis, trat er als Dichter zum erstenmal öffentlich in *Jacobi's* Taschenbuch für 1796 auf.“ Erste Frucht der neuen Ernsthaftigkeit, mit der sich Zinck an die lesende Öffentlichkeit wagte, war jedoch eine Nachdichtung und Travestie der Soracte-Ode des Horaz als poetische Huldigung an den Mann, dessen Einfluß Zincks erneuerte dichterisch Ambition aller Wahrscheinlichkeit nach zu verdanken war; unter dem Titel „An Herrn Professor Jacobi. Nach dem Horaz Carmen I. 9. Im December 1794“ wurde sie elf Monate später im *Berlinischen Archiv der Zeit und ihres Geschmacks* veröffentlicht.<sup>69</sup>

---

<sup>67</sup> August Friedrich Cranz, *Meine Lieblingsstunden in Briefen den besten Menschen bestimmt*, 3 Bde, Berlin (Stahlbaum) 1779/80.

<sup>68</sup> Schlichtegroll 1803, 66

<sup>69</sup> Hier Veröffentlichtes Nr. 4.

An die Stelle des launigen Gelegenheitsgedichts tritt nun die für das folgende schmale Werk programmatische Aemulatio des großen Vorbilds Horaz, dessen Verehrung Zinck mit den von ihm gleichfalls geschätzten zeitgenössischen Autoren Hagedorn, Uz und Wieland verbindet. Jacobi als Adressat dieses Gedichts steht zwar an der Stelle des „Thaliarchus“ des lateinischen Originals; die Rolle des Maecenas als desjenigen, der die dichterische Existenz allererst möglich macht, ist hier für ihn möglicherweise aber schon mitgedacht. In der zweiten Horaz-Travestie, der Nachdichtung der „Schwätzer-Satire“<sup>70</sup> (Sermones I 9) wird sie schließlich explizit ausgeführt werden. Das Gedicht ist jedoch mehr als ein horazisches Rollenspiel: Zinck zitiert in der Wortwahl der Coda ein Gedicht Jacobis, das dieser im Januar 1792 „An den Punschlöffel“ gerichtet hatte. In dieser intertextuellen Referenz drückt Zinck nicht nur seine poetische Gefolgschaft gegenüber dem Adressaten seiner Dichtung aus, sondern ruft vielleicht auch als weiteres verbindendes Element gemeinsam verlebte Emmendinger Punschabende auf.

Wiewohl in Schlichtegrolls Nekrolog bereits vergessen, scheint mit dieser ersten Horaz-Travestie gewissermaßen der Knoten durchschlagen gewesen zu sein: sie wird der Schlüssel gewesen sein, mit dem Zinck letztlich Zugang zum Kreis der Taschenbuchbeiträge erhielt, denn 1795 begann quasi offiziell die Zusammenarbeit des Literaturprofessors und des sprachkundigen Privatiers mit der Herausgabe der *Beschreibung einiger der vornehmsten geschnittenen Steine mythologischen Inhalts, aus dem Kabinette des Herzogs von Orleans, aus dem Französischen ausgezogen und mit Anmerkungen begleitet* (Zürich 1796), in deren auf den November 1795 datierten Vorrede Jacobi seinem „Freunde, dem Freyherrn von Zinck in Emmendingen“ für umfangreiche Übersetzungsleistungen Anerkennung zollt – im selben Monat also, in dem die erste Horaz-Travestie im Berlinischen Archiv erscheint.

In den sieben Jahren zwischen 1795 und seinem Tod im Februar 1802 veröffentlichte Zinck jährlich mindestens eine (1801), meistens aber zwei oder gar mehrere Arbeiten, entweder in einem von Jacobis Taschenbüchern (insgesamt 6 Stücke), im Berlinischen Archiv der Zeit und ihres Geschmacks (7) sowie an verschiedenen anderen Orten (eine Rezension, einen offenen Brief als Einzeldruck sowie drei übersetzte Bücher). Es kann wenig Zweifel daran bestehen, daß die gesteigerte Produktivität der letzten Lebensjahre auf die Nähe zu und den Austausch mit dem Freund Jacobi zurückzuführen ist, der die Doppelrolle des Lehrers und Kritikers einnahm. Dabei scheint sich Zinck stets seiner beschränkten künstlerischen Mittel bewußt gewesen zu sein. Da nur wenige Briefe des Freiherrn an Jacobi und keine von ersterem an letzteren erhalten sind – die Verseposteln ausgenommen – kann über das Textvolumen, das Zinck dem Freiburger Dichtersprofessor zur Prüfung vorlegte, und die Art der Kritik jedoch kaum spekuliert

---

<sup>70</sup> Im *Überflüssigen Taschenbuch für das Jahr 1800*, Hamburg o.J., 97-104; hier Veröffentlichtes Nr. 18.

werden. Ende Oktober 1796, wenige Tage nach dem Gefecht bei Emmendingen, in dessen Verlauf der österreichische Feldherr Erzherzog Carl in Zincks Gartenhäuschen seinen Kommandostand bezogen hatte, verfaßte der Baron ein Huldigungsgedicht, für das er Jacobi auch als Inspirator Dank zollte, denn „[w]ie wohlthätig dieser kleine Abstecher zu Ihnen für mich gewesen ist, könne Sie daraus sehen, daß ich nicht nur gestern früh die 12. Verse, welche ich Ihnen hier abschreibe, gemacht, sondern auch gestern Nachts noch die angeschlossene Fabel vollendet habe.“ (30. Oktober 1796, Briefe Nr. 104) Er fährt fort: „Ich weiß, daß es Ihrer Kritik nicht würdig ist, und doch bitte ich Sie um Ihre Meynung darüber: sie kann mir bey einer andern Gelegenheit nützlich seyn, denn ich weiß sehr wohl, wie viel ich Ihrer Kritik zu danken habe.“ Und in der Nachahmung der horazischen „Schwätzer-Satire“, im *Überflüssigen Taschenbuch für das Jahr 1800* erschienen (97-104), bekennt das lyrische Ich, das hier mit dem Autor Zinck identisch ist, gegenüber einem ungebetenem Reisegefährten: „Bisweilen zwar ist Poesie / Die Tagesordnung: dann ist er mein Richter / Und Lehrer: auf den stolzen Nahmen: Dichter / Macht' ich im ganzen Leben nie / Nur Anspruch [...]“ („An den Herausgeber. Emmendingen, den 24. May, 1799“, hier Nr. 18, vv70-74).

Daß Jacobi stark in die seiner Kritik unterworfenen Texte eingriff und sie unbarmherzig straffte – besonders, wenn er sie in seine Taschenbücher einrücken wollte – wird aus einer Fußnote unter der Freundschaftsepistel deutlich, die im *Taschenbuch von J. G. Jacobi und seinen Freunden für 1798* erschien:

In einem dieser Epistel angehängten Nachschreiben ersuchte mich [[Jacobi] der Verfaßer, ich möchte, wenn ich dieselbe in mein Taschenbuch aufnehmen wollte, nicht, wie in seiner vorjährigen Epistel, gewisse mich betreffende Stellen wegstreichen; sondern *nur einmal seinem Herzen gestatten, daß es sich frey ergießen dürfte*. Ein sehr freundschaftliches Verlangen, welches zu befriedigen mir aber unmöglich war! Mehrere Verse wurden unterdrückt, und einige andre, denen ein gleiches begegnen sollte, sind bloß deswegen stehen geblieben, weil sie der Zusammenhang nothwendig forderte.<sup>71</sup>

#### 1.2.1.4 – Zincks ästhetische und poetische Positionierung

Der glückliche Umstand, daß im Nachlaßverzeichnis Wilhelmines auch der Bücherbesitz des Ehepaars von Zinck relativ genau aufgelistet ist, vermittelt einen Einblick in dessen literarischen Geschmack.<sup>72</sup>

„Neben der teutschen liebte er noch die lateinische Dichtkunst und die schöne Literatur der Engländer und Italiäner“, bemerkt der Schlichtegroll'sche Nachruf (Dokumente Nr. 16). Als Akademiker hatte Zinck selbstverständlich Latein gelernt,

---

<sup>71</sup> *Taschenbuch von J. G. Jacobi und seinen Freunden für 1798*, 18; hier Veröffentlichtes 11.

<sup>72</sup> Vgl. Dokument 14.

gebrauchte die Sprache jedoch nicht nur in seiner juristischen Profession, sondern betonte auch seine Freude an der Lektüre lateinischer Originalwerke, besonders des Horaz, dessen Oden und Satiren ihm Inspirationsquelle und Vorbild zu anverwandelter Nachahmung waren. Für einen Edelmann der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts war die Beherrschung des Französischen als europäischer Verkehrssprache der feinen Gesellschaft eine Selbstverständlichkeit; gegen Ende seines Lebens arbeitete Zinck als Übersetzer französischer Literatur ins Deutsche; seinem jungen Freund Franz Xaver Schnetzler, der mit der Tochter einer französischen Emigrantenfamilie verheiratet war, vermachte er testamentarisch ein zweibändiges französisches Wörterbuch. Auch die englische Sprache hat Zinck offenbar soweit beherrscht, daß er nicht nur neuere Literatur im Original lesen, sondern auch für eine Nachricht an seinen Freund Klinkhard, welche dessen Frau nicht verstehen sollte, auf das Englische ausweichen konnte.<sup>73</sup> Dennoch finden sich Werke englischer Schriftsteller in seiner Büchersammlung lediglich in deutschen Übersetzungen, auch Goldsmiths *Vicar of Wakefield* hat er mit großer Wahrscheinlichkeit in der Übertragung J. J. Chr. Bodes gelesen.<sup>74</sup> Schließlich scheint er auch Interesse am Italienischen gehabt zu haben, ist doch ein italienisches Wörterbuch Teil seines Nachlasses, wenn auch, abgesehen von der Behauptung im Schlichtegroll'schen Nachruf, sonst kein Beleg für Lektüre in dieser Sprache vorliegt. Dieses Wörterbuch und eine Anzahl juristischer Fachbücher in lateinischer Sprache sind (neben einem Band mit französischen Komödien, von dem nicht klar ist, ob er Übersetzungen enthält) die einzigen fremdsprachigen Druckerzeugnisse im Inventar.

Zincks lebenslanges Interesse für die Literatur seiner Zeitgenossen belegt der mit 37 Bänden zweitgrößte Posten des Bücherinventars, die Literaturzeitungen. Dabei ist zu beachten, daß mit der *Allgemeinen deutschen Bibliothek* und der *Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek*, die Friedrich von Zinck seinem Freund und Beistand Franz Xaver Schnetzler testamentarisch vermacht hatte<sup>75</sup>, das umfangreichste Rezensionsorgan der Epoche bereits vor der Inventarisierung aus der Emmendinger Privatbibliothek abgegangen war.

Von den populären zeitgenössischen Schriftstellern in deutscher Sprache waren dort Wieland, Jacobi, Christian Fürchtegott Gellert und Johann Peter Uz mit Werkausgaben vertreten; von Herder, Schiller und Ewald Christian von Kleist besaß Zinck je einzelne Werke.<sup>76</sup>

Insgesamt fällt auf, daß in dem Inventar bis auf drei (J. G. Müller, *Siegfried von Lindenberg*; J. K. Wezel, *Herrmann und Ulrike*; sowie M. Cervantes *Don Quixote*) keine

---

<sup>73</sup> Vgl. Brief 34 bzw. 39.

<sup>74</sup> Vgl. Brief 36.

<sup>75</sup> Vgl. das zweite Testament Zincks vom 8. Februar 1802; Dokument 7.

<sup>76</sup> Vgl. Dokumente Nr. 14

Romantitel auftauchen, obgleich doch diese Gattung in den Briefen an Eberhard besonders der 1770er und 80er Jahre am meisten diskutiert wurde; erstaunlicherweise scheint nicht einmal Goethes *Werther*, den Zinck gleich nach seinem Erscheinen so überschwenglich gelobt und als Liebesgabe gar an seine spätere Frau verschenkt hatte<sup>77</sup>, bei der Inventarisierung der Bibliothek noch vorhanden gewesen zu sein. Möglicherweise haben aber jene 120 Bände, die gleich unter der ersten Position des Verzeichnisses als „RitterRom[ane] von Zacheriä“ aufgenommen wurden, noch eine ganze Reihe anderer Werke umfaßt und sind lediglich aufgrund der Eile, mit der die materielle Hinterlassenschaft Wilhelmine von Zincks inventarisiert wurde, unter den Titel des ersten (bzw. im Autorenalphabet letzten) Bandes subsummiert worden, den Stadtschreiber Baurittel oder seine Helfer aus dem Regal gezogen hatten. Die damals übliche gleichförmige Bindung einer auch auf Repräsentation angelegten Privatbibliothek, wie wir sie gerade für den jüngeren Zinck annehmen können, hätte eine solche pauschale wie falsche Kategorisierung durch die Inventoren sicher unterstützt. Geben wir dieser Konjektur Kredit<sup>78</sup>, so erscheint die Hypothese, bei den genannten 120 Bänden handele es sich um die komplette Romansammlung Zincks, die in gleichförmiger Bindung und in alphabetischer Ordnung beieinander aufgestellt war, nicht allzu abwegig. Schließlich könnte es sich auch bei dem „RitterRom[an] von Zacheriä“ um Justus Friedrich Wilhelm Zachariäs vielgelesenes satirisches Versepos *Der Renommiste* (erstmalig Leipzig 1744) handeln, das das studentische Stutzer- und Raufboldentum an den Universitäten Leipzig und Jena aufspießte und im Untertitel die Bezeichnung *Ein scherzhaftes Heldengedichte* trug, was für mit der belletristischen Literatur wahrscheinlich weniger vertraute Beamte wie Baurittel und seine Helfer so etwas ähnliches wie ein „Ritterroman“ zu sein hat scheinen können; Zachariäs Erfolgsbuch durfte eigentlich in der Bibliothek eines Leipzig lebenslang verbunden gebliebenen ehemaligen Studenten der *Alma mater lipsiensis* nicht fehlen.

Einen Schwerpunkt in Zincks Büchersammlung bildet auch die zeitgenössische Reiseliteratur, sowohl Europa als auch Nordamerika und Australien betreffend, mit der Zinck seinen bis auf wenige Ausnahmen unerfüllt gebliebenen Wunsch zu reisen kompensiert haben mag.

Seit 1768, bald nach der Gründung der Eberhard'schen Journalgesellschaft, Christian Fürchtegott Gellert (1715-1769), außerordentlicher Professor an der Leipziger Universität und einer der meistgelesenen deutschen Schriftsteller seiner Zeit, gestorben war, scheint in dem studentischen Lesezirkel, vielleicht nicht zuletzt aus einem gewissen Lokalpatriotismus heraus, ein Kult um diesen neben Christian Felix Weiße (1726-1804) bedeutendsten Vertreter des literarischen Sachsen gepflegt

---

<sup>77</sup> Vgl. Brief 13.

<sup>78</sup> Ansonsten müßte man den unwahrscheinlichen Fall annehmen, daß eine sehr umfangreiche Reihe samt ihrem Herausgeber spurlos aus der Literaturgeschichte verschwunden ist.

worden zu sein. Das erhaltene Konstitutions- und Protokollbuch der Gesellschaft, welches alle zirkulierenden Schriften verzeichnet, weist für die Zeit bis ins Frühjahr 1771 vier Schriften über Gellert aus, die im Journalisticum die Runde machten: M. Frantz [?], *Der vortreffliche Charakter Gellerts*, Leipzig (Müller) 1770; Anon., *Moralische, Satyrische und Kritische Anatomie der Schriften auf Herrn Professor Gellerts Tod*, Frankfurt und Leipzig (Büschel) 1770; Anon., *Gellert als Vater von einem Leipziger Frauenzimmer beschrieben*, Leipzig (Walther) 1770; und Johann Christian Steiger, *Die weinende Muse an der Gruft des Herrn Professor Gellerts*, Leipzig (Müller) 1770 (eingetragen als „die verweinde Muse am Grabe Gellerts“).

Gelesen wurden dort auch Werke von Lessing (die Lustspiele *Der Schatz* und *Minna von Barnhelm*), Michaelis (*Gedichte*), Uz (*Versuch über die Kunst, fröhlich zu sein*), Gleim (Sämtliche Schriften), Klopstock (*Hermanns Schlacht*), Bodmer (*Noah ein Helden-Gedicht*), Nicolai (*Sebaldus Nothanker*), Anna Louisa Karsch (*Neue Gedichte*), Moses Mendelssohn (*Phädon*), mehreres von Johann Georg Jacobi (*Abschied an den Amor*, *Die Winterreise* und *Die Sommerreise*) und Herders Programmschrift des Sturm und Drang *Von deutscher Art und Kunst*. Nach Zincks Beitritt im September 1773 brachte dieser u. a. Johann Karl Wezels *Lebensgeschichte Tobias Knauts* und Maria Anna Sagars *Die verwechselten Töchter* in die Zirkulation, sein Freund Watzdorf im April 1774 Goethes gerade uraufgeführtes Schauspiel *Götz von Berlichingen*. Auffällig ist auch die hohe Dichte an Schriften zu den Werken des Horaz: nicht näher bezeichnete Übersetzungen, aber auch Gleims *Oden nach dem Horaz*, Berlin 1769; Gotthilf Flamin Weidner, *Des Q. Horatius Flaccus Lyrische Gedichte*, Leipzig (Schönermarken) 1764; sowie Georg Ludwig von Bar, *Der gerächete und gerettete Horaz*, Frankfurt (Andreä) 1763, tauchen in der Liste auf.

Die in Fragen literarischer Ästhetik eher konservative Haltung, die Zinck später mit Johann Georg Jacobi teilen sollte, wurde also möglicherweise bereits durch die im Journalisticum verfügbare und diskutierte Literatur geprägt. Gellert, Uz und Klopstock tauchen auch später immer wieder einmal in Briefen auf und werden dabei stets als Maßstab guter Poesie gesehen (die beiden ersteren auch zitiert), Ewald Christian von Kleist, Michaelis und Hagedorn sogar in den Gedichten des Freiherrn namentlich erwähnt. Jedoch dienten diese Nennungen nicht nur poetischer Selbstverortung und -vergewisserung, sondern auch der Stärkung einer Gruppenidentität; wenn Jacobi in seiner Epistel „An den Freiherrn von Zink“ (*Taschenbuch [...] für 1795*, Veröffentlichtes Nr. 5) betonte, diesen „begleit[et]en / die Lieblingssänger der Geweihten, / Horaz und Uz und Hagedorn“ (vv25-27), so gewinnt diese Aufzählung nahezu den Charakter einer Schutzheiligenanrufung. Indem die Verehrer der genannten Dichter als in eine religiöse Gemeinschaft Initiierte angesprochen werden, öffnet Jacobi seinerseits den Raum des Numinosen und etabliert gewissermaßen eine Gegensakralität zur pseudokultischen Überhöhung des Genies im Sturm und Drang. Im Unterschied zum Genie jedoch wäre der Beistand der quasi-kanonisierten „Lieblingssänger“ eine äußere Gnade,

keine dem Dichter innewohnende Schöpferkraft, und somit Ausdruck eines viel bescheideneren poetischen Selbstverständnisses. Zinck wiederum bestärkte diese Position 1800 in seiner Travestie des horazischen „Schwätzers“ (*Überflüssiges Taschenbuch*, Veröffentlichtes Nr. 18); dort wird dem in poetischen Dingen unbewanderten Interlokutor, der soeben die Vermutung ausgesprochen hat, man setze sich im Kreis um Jacobi „auf den Dreyfuß“ (v60), pflege also neben dem „hohen Ton“ auch eine Selbstinszenierung zum klassischen Stereotyp des *poeta vates*, entrüstet entgegengehalten, Jacobi wolle „nicht immer Dichter seyn“ (v61) und er selbst, Zinck, hätte „auf den stolzen Namen: Dichter / [...] im ganzen Leben nie“ Anspruch erhoben (vv72f).

Diesen antigenialischen Ton hatte Zinck bereits ein Jahr zuvor angeschlagen. Im *Taschenbuch von J. G. Jacobi und seinen Freunden für 1799* war seine poetologische Versepistel „An den Herausgeber“ (Veröffentlichtes Nr. 15) erschienen, in welcher der Autor zwar die generelle Unverfügbarkeit der Inspiration konstatiert, jedoch unmißverständlich deutlich macht, daß Inspiration eine notwendige, aber keine hinreichende Bedingung für ein gelungenes Stück Poesie sei; vielmehr sei der Dichtererfolg harter Arbeit am Wort geschuldet. So heißt es auch noch postum über Zinck im Schlichtegroll'schen Nachruf (Dokumente Nr. 16):

Was er las und schrieb, prüfte er mit einer sorgfältigen Kritik in Absicht auf Sprache und Kunst, und wurde dadurch auch lehrreich für seine Freunde, ohne in kränkende Härte und Schärfe auszuarten; denn beleidigen konnte sein Herz niemanden.

In der Tat erbat und erwartete Zinck, wie oben gezeigt, daß seine Freunde sein Schreiben kritisch begleiteten. Gelegentlich machte er selbst auf Fehler aufmerksam, wie in einer Fußnote zu seiner moralischen Epistel „Das ächte Glück“ (*Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks*, Oktober 1797; Veröffentlichtes Nr. 9), wo er sich bei seinen Vorbildern und seinen Lesern im Voraus für eine schwer zu vermeidende, metrische Härte entschuldigt:

Wegen dieses fehlerhaften Gebrauchs eines Spondäen für einen Jambus bitte ich Hagedorns und Gellerts Manen, so wie, wegen der vernachlässigten Versification überhaupt, die Kenner um Verzeihung.

Soviel Bewunderung Zinck für die schriftstellerischen Werke der Generation seiner Eltern übrig hatte, so sehr fremdelte er mit den Erzeugnissen seiner Altersgenossen, besonders der Vertreter der Genieästhetik – mit einer bezeichnenden Ausnahme: Goethes *Leiden des jungen Werthers* fanden in ihm einen geradezu enthusiastischen Leser. Bereits etwa drei Monate nach dem Erscheinen des Romans zur Michaelismesse 1774 schrieb er seiner Tante Louise von Münchhausen aus einer langweiligen Ratssession nach Leipzig (Brief vom 14.1.1775, Nr. 11): „Da sitzt der Hof-Rath von Schwarzenau neben mir und liest die *Leiden des iungen Werther*“ und fährt fort: „Auf der andern Seite neben mir sitzt der H[err] von Ulmenstein, und denkt an die Redoute nach Wetzlar“. Jener aus der Stadt des Reichskammergerichts

stammende Friedrich Wilhelm Albrecht von Ulmenstein (1750-1826), mit dem Zinck sich während der gemeinsamen Karlsruher Assessorenzeit so anfreundete, daß er auch Jahre danach immer wieder den Kontakt mit dem späteren glücklosen Privatgelehrten zu erneuern suchte, mag Zinck über die realen Hintergründe der Werther-Handlung aufgeklärt und ihm das skandalumwitterte Sensationsbuch so doppelt schmackhaft gemacht haben; so sehr vielleicht, daß er seiner Leipziger Tante vier Wochen später (Brief vom 10./11.2.1775, Nr. 13) berichtet, er habe seinem „Frl. *Cousine* nach Emmendingen [...] unlängst ein Buch geschickt, das erst kürzlich heraus gekommen ist, *Die Leiden des iungen Werthers*, dafür hat sie mir, wenn ich wieder nach Emmendingen kommen würde, etwas versprochen, das sie immer außer dem Pfänderspiele nicht hätte geben wollen“ (vermutlich einen Kuß, mit dem traditionellerweise die verlorenen Pfänder wieder eingelöst wurden). Und noch zwei Jahre später (Brief an Eberhard vom 2./5.7.1777, Nr. 33) äußerte Zinck in seinem Unmut über den Bestsellerautor Johann Martin Miller (1750-1814):

Den Siegwart habe ich gelesen, so wie auch den Briefwechsel academischer Freunde und den Beytrag zur Geschichte der Zärtlichkeit von eben diesem Verfaßer.<sup>79</sup> Keins von allen hat mir gefallen. Siegwart, der so viel gelesen wird, ist nicht würdig den Leiden des iungen Werthers die Schuhriemen aufzulösen, die elende Nachahmung d[er] L[eiden] d[es] i[ungen] W[erthers] leuchtet allenthalben hindurch [...]. Keine Kentniß der Welt [...] keine Kentniß der Menschen, und diese beyden Stücke suche ich doch vorzüglich in einem guten Roman.

Daß der *Werther*, dieses Muster eines guten Romans, wegen außerliterarischer Gründe in einigen Teilen des Reichs zum Opfer von Zensurmaßnahmen seitens des Klerus werden konnte, empörte Zinck. Im selben Brief räsionierte er:

Sachsen war das erste Land, welches die Erleuchtung der Reformation annahm, und ietzt ist unter allen protestantischen Ländern keins, in welchem Ketzermacherey mehr herrscht, wo man den alten Grundsätzen des Lutheranismus, welche Luther gewiß ietzt selbst verbannen würde, mehr anhängt, wo man nach Art der Catholiken die Religion in alles mischt, alles zur Sache der Religion zu machen sucht, als Sachsen. Wie einfältig war nicht die Confiscation der Leiden des iungen Werthers! Ich habe mich damals in die Seele meines mir sonst sehr lieben Vaterlandes geschämt. Ein Werk zu confisciren, das bey allen seinen Flecken immer der deutschen Nation so viel Ehre macht!

Zu einem anderen berühmten Sturm-und-Drang-Autor, Jakob Michael Reinhold Lenz (1751-1792), teilt Zinck seinem Freund Eberhard am 4. April 1778 (Brief Nr. 36) folgendes mit:

Nun will ich Dir noch die versprochene Geschichte erzählen. Sie betrifft den Hn. Lenz, den Du als Verfaßer des Hofmeisters, des neuen Menoza, des

---

<sup>79</sup> *Siegwart ... Briefwechsel ... Beytrag*: Johann Martin Miller, *Siegwart. Eine Klostersgeschichte*, Leipzig (Weygand) 1776; *Briefwechsel dreyer Akademischer Freunde*, 2. Bde., Ulm (J. C. Wohler) 1776 und 1777; *Beytrag zur Geschichte der Zärtlichkeit. Aus den Briefen zweyer Liebenden*, Leipzig 1776.

Zerbin, des Landpredigers im deutschen Musäum *etc.* kennen wirst. – Im Vorbeygehen, der mein S. deßen große Haushaltung Lenz im Landprediger rühmt, ist der hiesige Oberbeamte HofRath Schlosser. – Sein [Lenzens] Bruder soll, wie ich gehört habe, ietzt in Leipzig studieren. Dieser Lenz war schon ehemdem oft bey dem HofRath Schlosser, und meine Frau ist sehr genau mit ihm bekant, und hat mir oft von seinen Zerstreungen, Anhänglichkeit an Göthe u. dergl. erzählt. Er war besonders der Liebling von der Hofrätthin Schlosserin. Diese war eine Schwester von Göthe, und eine Frau, die an wahrer Empfindsamkeit, Adel des Herzens und Talenten wenige ihres gleichen haben wird. Von ihr genoß Lenz außer der guten Aufnahme in ihrem Hause noch viele Wohlthaten, denn Lenz hatte, weil ihm sein Vater, der seine Rückkehr verlangte, nichts gab, mehr nicht, als was er etwa dann und wann von den Buchhändlern für seine Schriften erhielt. Allein vorigen Sommer starb die Schlosserin im Kindbette, da Lenz eben in der Schweiz war. Er kam einige Wochen nach ihrem Tode wieder hieher, und war über ihren Tod ganz untröstlich, wolte das Grab geöffnet haben, um sie noch einmahl zu sehen u. dergl. Er hielt sich aber damals nicht lange hier auf, sondern gieng wieder in die Schweiz. In der Mitte des M[onats] Ianuar d[ieser] I[ahres] kam er wieder zurück, mochte gehört haben, daß die Schlosserin aus Verwahrlosung gestorben wäre, und gieng zu dem hiesigen Land-*Physicus*, D. Willius, setzte diesen zur Rede, u. drohte, ihn umzubringen, wenn er, wie er sich ausdrückte, ihre geheiligte Asche entweyhen wolte. Der Arzt antwortete ihm, daß er vor einer ieden medicinischen Fakultät von seiner Curart Rechenschaft geben wolle, allein die Schlosserin sey nicht unsterblich gewesen. Die Schlosserin nicht unsterblich? versetzte Lenz. Die Schlosserin verwesen? Nein, das ist unmöglich! Der HofRath Schlosser war, da dieses geschah, eben abwesend, allein einer seiner Freunde, der Kaufmann<sup>80</sup>, welcher einige Zeit zu Dessau bey dem Philanthropin gewesen ist, ließ Lenzen zur Ader, und schafte ihn fort, zu einem Prediger im Elsas. Da ihn dieser nicht mehr haben konte, weil er sich einige mahl aus dem Fenster gestürzt und sonst sich umzubringen versucht hatte, schafte er ihn nach Strasburg, und von da kam er vor ungefähr 6. Wochen wieder hieher. Kaum war er wieder hier angekommen, so erneuerte er seine selbstmörderischen Versuche, stürzte sich auch wirklich einmahl an einem Morgen aus dem Fenster, doch ohne sich erheblichen Schaden gethan zu haben, und seit dieser Zeit ist dieser große Geist unsers Zeitalters so rasend, daß er beständig geschlossen seyn muß. So oft er ein wenig Luft erhält, so rennt er mit dem Kopfe nach der Wand, und fährt denen, die um ihn sind, nach der Kehle. Vor einigen Wochen schien er sich zu bessern, allein seit 8. Tagen ist er wieder so rasend als jemals. Der Mensch dauert mich außerordentlich. Ich selbst habe ihn nur ein einziges mahl gesprochen, allein er hat von iedem, der ihn genauer gekant hat, den Ruhm eines guten Herzens.

Und ein halbes Jahr später ergänzt Zinck (Brief vom 31.10.1778, Nr. 38):

---

<sup>80</sup> *Kaufmann*: Christoph Kaufmann (1753-1795), Schweizer Reformpädagoge und Mediziner aus dem Kreis um Schlossers Freunde Johann Kaspar Lavater und Isaak Iselin. Kaufmann hatte zu diesem Zeitpunkt kein akademisches Medizinstudium absolviert, sondern nur eine Lehre zum Apothekeergehilfen. Den Aderlaß praktizierten im 18. Jahrhundert allerdings auch Barbieri. Kaufmann, der „Genieapostel“, prägte den Begriff „Sturm und Drang“.

Lenz, von deßen Wahnsinn ich Dir einmahl geschrieben habe, ist wieder völlig hergestellt. Er hält sich jetzt zu Weisweil, einem 3. Stunden von hier am Rhein gelegenen Dorfe, bey dem Förster auf.

Auch wenn Zinck die wichtigsten Werke Lenz' aus eigener Lektüre zu kennen scheint und ihn einen „große[n] Geist unsers Zeitalters“ nennt – wobei nicht ganz klar ist, ob hierin nicht eine feine Ironie mitschwingt – so interessiert ihn der literarische Aspekt seiner Begegnung mit dem Dichter und Dramatiker weniger als der menschliche von dessen Schicksal. Die heute sprichwörtliche Nachbarschaft von Genie und Wahnsinn, von ungesunder Schwärmerei und geistiger Zerrüttung, ist für Zinck in dieser Episode aber offenbar evident geworden.

So anteilnehmend der Baron von Lenz' psychischer Krankheit berichten konnte, so wenig machte er gegenüber seinem Leipziger Kommilitonen und Brieffreund einen Hehl aus der herzlichen Abneigung zu einer weiteren jener Hauptfiguren des Sturm und Drang, die sich nacheinander in Schlossers gastlichem Emmendinger Oberamtmanns-Haus einfanden. Am 7. April 1780 berichtete er nach Leipzig (Brief Nr. 42):

Hast Du denn auch schon den neuen Orpheus<sup>81</sup> gelesen? Von dem Verfaßer dieses abendtheuerlichen [sic], schmutzigen, langweiligen Romans, ohne alle vernünftige Absicht, in welchem unsern vorzüglichsten Schriftstellern, einem Gellert und Rab[e]ner, Haller und Wielandt verächtlich begegnet, und ein Mann von Schlettweins Kentnißen auf die dümmste Art verspottet wird, kann ich Dir einige Nachricht geben. Er ist der durch verschiedene Schauspiele schon bekante Klinger. Seit dem letzten Frieden hat er sich hier bey dem HofRath Schlosser aufgehalten. Er war vorher einige Monathe unter einem Kayserlichen Freycorps Officier gewesen<sup>82</sup>. Da der H[of]R[at] Schlosser sehr einsam lebt, so habe ich Klingern nur einigemahl in Gesellschaft gesehen und gefunden, daß er ein Mensch ohne alle Lebensart ist. Auf einer Jagd in unsern Bergen, wo man nur einzeln zerstreute Höfe findet, schmachtete der Kriegsheld nach Caffee, und ruhete auch nicht eher, bis ihm welcher geschafft wurde. Er ist ein schöner, großer, starker wohlgemachter Mann, aber plump in seinen Sitten. Das waren unsere schönen Geister vor 30. Jahren nicht, aber jetzt gehörts zum Genie. Vorige Woche ist er erst mit einem Empfehlungsschreiben des H[of]R[at] Schlosser an den Prinz Friedrich von Würtemberg<sup>83</sup> nach Mümpelgard<sup>84</sup> gereiset, von da er mit einem Empfehlungsschreiben des Prinzen an seinen Tochtermann den Großfürsten<sup>85</sup> nach Rußland will. Was der Großfürst mit ihm machen soll, weiß ich

---

<sup>81</sup> *den neuen Orpheus* gelesen: Friedrich Maximilian Klinger (1752-1831), *Orpheus, eine Tragisch-Komische Geschichte*, 5 Bde, Genf (Legrand) 1787-1780.

<sup>82</sup> *Officier gewesen*: während des Bayerischen Erbfolgekrieges 1778-79.

<sup>83</sup> *Prinz Friedrich von Würtemberg*: Friedrich Eugen von Württemberg (1732-1797), ab 1795 Herzog von Württemberg.

<sup>84</sup> *Mümpelgard*: Montbéliard, bis 1796 linksrheinische württembergische Besitzung.

<sup>85</sup> *an seinen Tochtermann den Großfürsten*: Großfürst Pawel Petrowitsch, ab 1797 Zar Paul I., war seit 1776 mit Prinzessin Sophie Dorothee von Württemberg (1759-1828), der Tochter Friedrich Eugens von Württemberg verheiratet

nicht, denn zum Soldaten ist er zu faul, und zu andren Diensten fehlt es ihm an Kenntnißen. Doch ich dachte nicht dran, daß ein Genie die Pedantereyen entbehren kann, um die sich ein bornirter Kopf Mühe giebt.

Anders als bei Lenz, dem irregegangenen, aber bemitleidenswerten „guten Herz“, sah Zinck in Klinger einen verzogenen, egozentrischen, kenntnis- und verantwortungslosen Hallodri ohne Impulskontrolle. In seiner wenige Worte umfassenden, fundamentalen Verdammung des Klinger'schen Stils spiegelt sich echter Ärger ob der Impertinenz, mit der dieser all jenes vom Sockel stieß, was Zinck verehrungswürdig war. Die sarkastische Schlußwendung seiner Bemerkung zeigt, daß Zinck im kraftgenialischen Auftreten Klingers besonders die radikale Mißachtung des Konventionellen und Regelhaften, des gesellschaftlichen *comme il faut* und die damit verbundene Arroganz gegenüber der etablierten Autorität mißbilligte; indem er sich selbst implizit und ironisch unter die bornierten Pedanten zählte, brachte er seine unerschütterliche Wertschätzung des Maßvollen, Temperierten und Ordnungshaften nachdrücklich zum Ausdruck.

Die tiefe Verachtung für Klinger, der später in russischen Diensten eine glänzende Militärkarriere durchlief, persönlichen Kontakt zur Zarenfamilie genoß, geadelt wurde und auch als Gelehrter geachtet war, ließ in den folgenden Jahren nicht nach. Noch im Vorwort zur seiner 1801 veröffentlichten Übersetzung des pikaresken Romans *Oncle Thomas* von Pigault-Lebrun (Veröffentlichtes Nr. 19) nimmt Zinck eine Passage in einem neueren Werk Klingers zum Anlaß, diesem öffentlich am Zeug zu flicken, wobei dieselbe Schärfe zu spüren ist wie zwei Jahrzehnte zuvor:

Herr Klinger hat zwar in seinem *Weltmann und Dichter* das Geschäft des Uebersetzers zur Tagelöhner-Arbeit herabzuwürdigen gesucht<sup>86</sup>, aber er muß vergessen haben, daß an der Spitze der deutschen Uebersetzer nicht nur die beyden oben schon angeführten, rühmlich bekannten Männer [die als Übersetzer aktiven J. J. Chr. Bode und Wilhelm Christhelf Sigmund Mylius] stehen, sondern daß sogar unsere vorzüglichsten Gelehrten und Schriftsteller es nicht unter ihrer Würde geachtet haben, sich mit Uebersetzungen abzugeben, und unsere Litteratur auch dadurch zu bereichern. Er muß ferner sich nie selbst mit Uebersetzen beschäftigt haben; es würden ihm sonst die vielen Schwierigkeiten nicht entgangen seyn, die ein Uebersetzer zu überwinden hat, der mit Achtung gegen den bessern Theil des Publikums arbeitet, und, nicht damit zufrieden, den Sinn des Originals übel und böse errathen zu haben, sich bemüht, die Leser mit dem Geiste und den Eigenheiten desselben bekannt zu machen, und in diesem Sinne treu zu übersetzen.

---

<sup>86</sup> *Herr Klinger ... herabzuwürdigen gesucht*: In seinem dialogischen Roman *Der Weltmann und der Dichter*, Leipzig (Hartknoch) 1798, nennt Friedrich Maximilian Klinger einen Übersetzer „einen mechanischen Arbeiter in der Litteratur“ und schließt an: „Ich kenne nichts Unerträglicheres, als sich anzustrengen, um eines Andern Gedanken schicklich einzukleiden, während man auf seine eigenen Verzicht thun muß.“

### 1.2.1.5 – Zinck als Übersetzer

Daß es Zinck besonders mit der letztgenannten Forderung nach der unparteiischen und unverfälschenden Vermittlung ernst war, zeigt sich in seinen eigenen Arbeiten als Übersetzer. Nachdem Zincks erster Versuch in diesem Metier, bei der Mitarbeit an Jacobis *Geschnittenen Steinen* 1795, vom Rezensenten der *Neuen Allgemeinen Deutschen Bibliothek* kritisiert worden war<sup>87</sup>, ging er bei seiner zweiten Veröffentlichung als Übersetzer, einer 1797 in Braunschweig anonym auf französisch erschienenen Nachahmung des *Voyage autour de ma chambre* (Lausanne 1795) von Xavier de Maistre (1763-1852), in die Vorwärtsverteidigung: „Ueber meine Uebersetzung und ihre Fehler erwarte ich, und erbitte ich mir das Urtheil und die Belehrung der Kenner.“ (*Neue Reise in meinem Zimmer herum*<sup>88</sup>, Basel 1798, IV).

Bei der dritten Publikation, *Oncle Thomas*<sup>89</sup>, hatte er schließlich genug Selbstbewußtsein, sich in der Vorrede (Veröffentlichtes Nr. 19) nicht nur gegen die eben erwähnte Herabwürdigung der Übersetzertätigkeit durch Klinger zur Wehr zu setzen, sondern auch ein Programm für diese aufzustellen. Die Kernforderung ist dabei, ein „rechtliche[r] Uebersetzer“ habe „nach Vervollkommnung, die er nur durch beherrschende Urtheile der Kenner erreichen kann“, zu trachten. Dies setzt

---

<sup>87</sup> „Die Uebersetzung, von welcher der Freyherr von Zinck in Emmendingen einen großen Theil verfertigt hat, wie Herr J[acobi] in seinem Vorbericht sagt, ist, im Ganzen genommen, nicht schlecht. Aber eine Uebersetzung kann nur dann vollkommen gut genennet werden, wenn man es ihr nicht ansieht, daß sie Uebersetzung ist, und wenn die Eigenheiten derjenigen Sprache, aus welcher man sie übersetzt, in derjenigen nicht sichtbar sind, in die man übersetzt, es müßte denn seyn, daß sich dieselben so ausdrücken ließen, daß sie wieder Eigenheiten in dieser Sprache ausmachten, oder ihr wenigstens natürlich schienen. Kurz, der gute Uebersetzer muß genau wissen, wenn er von den Worten seines Originals, mehr oder weniger, abgeht, und andere Ausdrücke und Wendungen, die aber eben den Sinn haben, an ihre Stelle setzen kann. Dieses vorausgesetzt, glaubt Rec., daß diese Uebersetzung hier und da zu wörtlich ist, wodurch sie denn allerdings bisweilen in Absicht auf das Leichte und Gefällige des Styls verliert. [...]“ Der Rezensent mit dem Kürzel „Dw.“ fügt mehrere Beispiele für seine Position an. Vgl. *Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek*, Kiel 1798, 36. Bd., 2. Stück, 430-432. Mehr als ein Vierteljahrhundert später äußerte sich Jacobis Biograph Joseph Albrecht von Ittner (1754-1825) über dieses Projekt wie folgt: „In der Übersetzung ist der französische Wortschwall, der hier und da vorkommt, in feste Dämme zurückgedrängt; die mythologischen und kritischen Anmerkungen Jacobis gaben diesem Werk einen vorzüglichen Werth, wie denn so manche französische Geistesarbeiten, von dem genauen deutschen Fleiße nochmals übersehen und geläutert, in der Übersetzung sehr gewonnen haben.“ Ittner 1822, 77.

<sup>88</sup> In der Erzählung, einem in Zincks Übertragung 170 Seiten starken Bändchen, begibt sich ein Erzähler, der sich nach und nach als nach Deutschland emigrierter französischer Aristokrat zu erkennen gibt, in Begleitung des „drey und zwanzigjährigen jungen Herrn“ und einer älteren Dame namens „Überlegung“ – welche sich bald darauf als Abspaltungen seiner eigenen Persönlichkeit erweisen – auf eine Gedankenreise entlang der Gegenstände in seinem Zimmer, wobei ausgiebig über das Schicksal, die Liebe, die Gesellschaft und die jüngere Revolutionsgeschichte reflektiert wird.

<sup>89</sup> *Oncle Thomas*: Charles-Antoine-Guillaume Pigault de l'Épinoy, genannt Pigault-Lebrun (1753-1835), *Mon Oncle Thomas*, Paris 1799/1800; Zincks Übersetzung als *Oncle Thomas, aus dem Französischen des Bürgers Pigault le Brun, 1. Theil*, Basel (Flick) 1801. Der zweite Teil ist nicht mehr erschienen. Das Werk ist ein pikaresker Roman, sein Titelheld Kind einer Prostituierten, der erst mit einem Dieb, dann mit einem korrupten Polizei-Sergeanten als Stiefvater aufwächst. In einer Perspektive von unten zeichnet der Roman weitläufig die Verderbtheit der Pariser Gesellschaft in allen Klassen nach, wobei die Schilderung des Adels besonderes Gewicht hat. Darüber hinaus wird die Korruption und Willkür des Gerichtswesens behandelt.

freilich einen konstanten Dialog zwischen Übersetzern und „Kennern“ sowie Rezensenten voraus. So schließt Zinck auch hier, wie bereits bei der Zimmerreise, auf dem um Belehrung bittenden Bescheidenheitstopos als Übersetzer, „der nicht bloß des Honorars wegen arbeitet, sondern belehrt seyn und fortschreiben will“.

Für Zinck erschöpft sich seine Aufgabe als Übersetzer also nicht nur darin, einen fremdsprachigen Text dem eigenen Lesepublikum in dessen Muttersprache verfügbar zu machen, sondern er fühlt sich dem Charakter des Texts als eines sprachlichen Kunstwerks ebenso verpflichtet. Die kulturanthropologische Ausgangsposition ist dabei:

Der Geist und Charakter lebender Sprachen ist so verschieden, wie der Geist und Charakter der Nationen selbst, und das aus ganz natürlichen und leicht begreiflichen Gründen. Der deutsche Schriftsteller ist an Decenzen gebunden, die der Französische nicht kennt, und umgekehrt darf dieser manches nicht wagen, was jenem die größere Freyheit und Kühnheit seiner Sprache erlaubt.

Diese sprachlich-kulturellen Unterschiede machten sich, so Zinck, besonders „bey Werken von der komischen Gattung“ bemerkbar, wo auch das beste Wörterbuch nicht bei dem Problem helfe, eine idiomatische Pointe in die Zielsprache zu retten. Die deutsche Sprache, so Zinck weiter, biete wegen ihrer geringeren Reglementierung dem deutschsprachigen Schriftsteller wie dem Übersetzer mehr Freiheiten als seinem französischen Kollegen, der beständig auf die Wahrung der „Classicität“ seines Stils bedacht sein müsse. Umgekehrt gelte allerdings auch,

daß man freylich selten eine so schlecht geschriebene französische Schrift finden wird, wie wir deren, leider! so viele Deutsche haben, und daß sogar die Zeitungen jener Nation vor den meisten der unsrigen sich so sehr zu ihrem Vortheil auszeichnen, denn der unterrichtete Schriftsteller kann nicht fehlen, wenn er sich nur an die Regel hält; aber der Bereicherung der Sprache steht diese geregelte Schreibart doch immer im Wege.

Zur Überwindung der in den Vorreden umrissenen kulturellen Differenz wählte Zinck den Weg, die übersetzten Werke skizzenhaft in ihren Ursprungskontext einzuordnen sowie von seinen Übersetzerentscheidungen soweit als möglich Rechenschaft abzulegen. So betont er gleich zu Beginn seiner Vorrede zur Zimmerreise, das französische Original zu dieser sei bereits 1797 erschienen:

Ich gebe dieses Datum mit gutem Vorbedacht an, weil es zur Verständlichkeit verschiedener Stellen nothwendig ist: fast noch nie kam je so viel darauf an, wann etwas geschrieben ward, als in unserm an Begebenheiten und Veränderungen so reichen Zeitalter.

Er wirbt bei den „Leser[n] von Geschmack“ um unparteiische Rezeption des Werks, thematisiert aber die kulturelle Differenz explizit, indem er hinzufügt:

Nur an zwey Stellen ist der Verfasser so sehr Franzose, daß er wohl schwerlich einem Deutschen gefallen wird; und dort blieb mir nichts weiter übrig, als ihn meinen Lesern in seiner ganzen französischen Eigenheit aufzutischen.

Damit unterstreicht er seine Selbstverpflichtung, den Leser, ohne selbst interessegeleitet zu handeln, zu einem gerechten eigenen Urteil zu befähigen. Dafür greift er sogar korrigierend in den Text ein – bisweilen hart an der Grenze zur Pedanterie –, dokumentiert dies aber stets durch Fußnoten. So bemerkt Zinck beispielsweise in der Zimmerreise bei Gelegenheit der Beschreibung eines Bündels Federn, die bestimmten Charakteren von Menschen zugeordnet werden: „Greifen, die sich um ihr baares Geld eine junge Frau kaufen, eine Gimpel-Feder“ (117) in der Fußnote:

Im Original steht *Buse*, welches einen Bußharden, oder figürlich auch einen Dummkopf, bedeutet; da nun bey der Beybehaltung des Bußharden in der Uebersetzung die Anspielung auf die figürliche Bedeutung verlohren gegangen wäre, so habe ich lieber einen Vogel substituiren wollen, dessen Nahme im deutschen die nemliche figürliche Bedeutung hat.

Und im *Oncle Thomas* weist er bei der Stelle: „Dieser Officier diente unter dem irrländischen [sic] Regimente, das damals jener unglückliche Graf von Lally commandirte, der [...] an den Ufern der Seine eines tragischen Todes starb, weil er in Pondichery [sic] von den Engländern gefangen worden war“ darauf hin:

In dem Original ist ein ehemaliger Meerbusen des Ganges als Schauplatz dieser Begebenheit angegeben: nach dem Lavocat und dem Dictionnaire historique, unter dem Artikel: Lally, war es aber Pondichery. Es wird zwar niemand aus einem Romane Geschichte lernen wollen, ich glaubte aber doch, der historischen Wahrheit diese Berichtigung eines doppelten, sowohl historischen als geographischen Irrthums schuldig zu seyn. (271f)

Der studierte Jurist Zinck erweist sich so überaus gewissenhaft in der selbstgestellten Aufgabe, dem Leser gewissermaßen die optimale Aktengrundlage für ein eigenständiges Urteil über die literarischen Meriten des von ihm übersetzten Werks zu schaffen. Die Notwendigkeit solcher Vermittlertätigkeit, zudem noch in Zeiten des bewaffneten Konflikts, mag sich Zinck jedoch bereits zwanzig Jahre zuvor, damals allerdings aus der anderen Perspektive heraus, aufgedrängt haben: Während eines Aufenthalts in Straßburg 1778 hatte er festgestellt, daß die dortigen „vornehmern Claßen [...] mehr Franzosen als Deutsche“ seien und „eine beträchtliche Unwissenheit in der deutschen Litteratur“ zur Schau stellten“, wie er Eberhard im Brief vom 31.10.1778 (Nr. 38) indigniert mitteilte: „Ich habe an der *table d'hote* mit Rathsherren gesprochen, welche einen Lessing, Klopstock, Ramler kaum dem Nahmen nach kanten.“

Der distanzierte Ethnologengestus, mit dem Zinck der von ihm übersetzten französischen Literatur gegenübertrat, mag sich auch aus den Zeitumständen erklären. Nach der langen Kette bewaffneter Konflikte zwischen Franzosen und Deutschen während des Ersten Koalitionskrieges trug er zu einer differenzierenden Kenntnis des Gegenübers bei, in welchem man den Menschen erkennen können sollte, ohne die Greuel des Krieges auszublenden. Völlig anders ist hingegen die

Herangehensweise als „Übersetzer“ an die andere Sorte Literatur, die Zinck in die deutsche Sprache holt: Teile des Werks seines großen Vorbilds, des antiken römischen Dichters Horaz. Hier haben wir es nicht mehr mit der möglichst genauen, kühl-distanzierten Übersetzung zu tun, an deren Ende die treffende Analyse der Stärken und Schwächen stehen soll, denn letztere stehen gar nicht mehr zur Debatte. Es ging Zinck vielmehr um identifikatorische Aneignung, um die möglichst elegante Weise, sich dem Vorbild in Verehrung zu nähern. Der Unterschied zwischen Zincks Behandlung der zeitgenössischen französischen Literatur und den Werken des Horaz ist in etwa die zwischen Dolmetschen und Einbürgern. Entsprechend leistete Zinck letzteres auch nicht im Medium der Übersetzung, sondern in dem der Nachdichtung, und unter einem ganz bestimmten Siegel: dem der Freundschaft.

### 1.2.1.6 – Die Publizität als Dichter

Als Leser hatte Zinck sich noch während der Hochzeit der deutschen Almanachproduktion in den 1770er Jahren enttäuscht von dieser modischen Publikationsform abgewandt. Seinem Freund Eberhard, der ihn von Leipzig aus rechtzeitig zur Messesaison mit neuer Literatur versorgte, teilte er am 4. April 1778 (Brief Nr. 36) mit:

Ueber die Musen-Almanachs habe ich mich recht geärgert. Wenn die Herren Herausgeber so fortfahren wollen, so wird sich vielleicht mancher in Zukunft besinnen, ob er einen Musenalmanach kaufen will. Bey der geringen Anzahl guter Stücke, welche sich von Jahr zu Jahr vermindert, findet man in allen die nemlichen wieder. Der Leipziger von Schwickert ist noch unter allen der beste.

Und wenig später (31.10.1778, Brief 38) konstatierte er:

Musalmanachs mag ich keine mehr, auch nicht einen. Die Sammlungen werden von Jahr zu Jahr schlechter, und man vertändelt nur Geld, das man zu beßern u. nützlichern Büchern anwenden könnte.

Daß Zinck sich trotzdem zwei Jahrzehnte später an einem ähnlichen Projekt, Jacobis *Taschenbüchern*, beteiligte, mag nur auf den ersten Blick verwundern, denn dieses zeichnete sich durch eine andere Voraussetzung aus. Wie schon im Reihentitel ganz ausdrücklich betont, handelte es sich bei den *Taschenbüchern von J. G. Jacobi und seinen Freunden* in erster Linie um Monumente der Freundschaft. Zinck unterstreicht diesen Charakter nachdrücklich in seiner Travestie des horazischen „Schwätzers“; auf die direkte Frage des „halbbekanntem“ (v20) Versifex', der sich dem Baron an die Fersen heftet, weil er sich durch ihn Zutritt zu Jacobis Kreis und Platz im *Taschenbuch* für seine Poetastereien verspricht, antwortet das mit Zinck identische lyrische Ich (vv154-158):

Sein Taschenbüchlein ist für Freunde nur bestimmt, / Und wenn er etwas auf von Unbekanntem nimmt, / So muß — — Ich glaubt', er würde mich

verstehen, / Und hüllte drum den Rest in einen Husten ein — / Dieß — dacht'  
ich mir hinzu — sehr ausgezeichnet seyn. —

Die Aposiopese unterstreicht hier die Peinlichkeit, jemandem etwas eigentlich offensichtliches ins Gesicht explizieren zu müssen, und erhöht die Komik in der Schilderung des so unverständigen wie unbeirrbar Interlokutors. Die Qualität der Beiträge war in Zincks Verständnis des Jacobi'schen *Taschenbuchs* keineswegs unwichtig, aber zweitrangig hinter der individuellen Freundeswürdigkeit der Autoren, die dem Leser durch ihre Beiträge in ihren individuellen ethischen Qualitäten erkennbar werden sollten. Idealisierend merkt noch der Schlichtegroll'sche Nekrolog dazu an:

Alle seine [Zincks] poetischen Hervorbringungen waren Erzeugnisse froher Stunden, anspruchslos seinen Freunden gewidmet; er legte auf sie keinen höhern Werth als sie hatten. Sie erheiterten ihn und seinen schönen Zirkel, und das war ihm genug.

Zudem konnte Zinck, wie bereits gezeigt, auf die freundschaftliche und gerade deswegen ernste Kritik Jacobis vertrauen. Daß dies mit anderen Herausgebern nicht selbstverständlich war, darauf scheint eine Stelle in der poetologischen Epistel aus dem *Taschenbuch* [...] für 1799 hinzuweisen (Veröffentlichtes Nr. 15), in der Friedrich Maurer, der Herausgeber des *Berlinischen Archivs der Zeit und ihres Geschmacks* namentlich genannt wird:

[...] „Hat dich nicht Maurer schon gedruckt?“ / [J]a leider! Hab's auch schon bereuet, / Und werd's auch nicht mehr thun: mich warnt mein Genius. (vv62-64)

### 1.2.1.7 –Literatur als freundschaftliches Zwiegespräch

Die herausragende Rolle, die dialogische Strukturen in Zincks poetischem Schaffen einnehmen, ist kaum zu übersehen, daß die am häufigsten bediente Gattung das Briefgedicht ist, nur logisch. Wo es als Antecedens keinen Text gibt, auf den Zinck direkt reagieren kann (wie auf die beiden Freundschaftsepisteln Jacobis an ihn), erfindet er sich einen Interlokutor (z. B. in den beiden Episteln „An den Herausgeber“, der poetologischen sowie derjenigen nach Horaz' „Schwätzer-Satire“, Veröffentlichtes Nr. 15 und Nr. 18) oder integriert zumindest eine Anrede. Davon ausgenommen sind lediglich die Romanze „Die Gefahr der Liebe“ und die Fabel „Der Affe“, die aber auch gattungsmäßig Solitäre im Werk des Barons sind.

Stark ausgeprägte Dialogizität findet sich ebenfalls in Zincks Prosa, so in nahezu allen publizistischen Arbeiten. Wo es sich nicht um Richtigstellungen im Sinne eines Leserbriefs („Erklärung“ 1795; Veröffentlichtes Nr. 3) oder einer kritischen Rezension handelt („Berichtigung“ 1796; Nr. 6), Zinck also mit Gegenrede auf die in einem fremden Text aufgestellten Behauptungen reagiert, schafft er in Abwesenheit

eines solchen schriftlichen Vorwurfs kurzerhand selbst eine Dialogsituation, indem er einen Adressaten fingiert, wie z. B. in dem zur Verteidigung Jacobis gegen Gerüchte der Religionsfeindlichkeit geschriebenen Flugblatt von 1798. Auch Zincks längster Text, der Essay „Über die besten und ausführbarsten Mittel, den Kindermord zu verhüten“ (1787), gibt sich bereits im ersten Satz als Einsendung auf eine Preisfrage zu erkennen.<sup>90</sup>

In der Briefform scheint Zinck seine Gedanken am besten aufgehoben gewußt zu haben. Selbst viele seiner Gedichte tragen neben einer Anrede auch ein Datum in Titel oder Kolophon. Im Briefgedicht ergab sich gleichsam natürlich die Möglichkeit zu räsonierender Dialogizität, zu didaktisch-erzählerischer Ausbreitung des Gegenstandes und zu gelehrten Anspielungen und Zitaten. Nicht nur für den Horaz-Jünger Zinck ließ sich so die horazische Maxime des *prodesse et delectare* am besten verwirklichen; die Versepistel gilt daher als eine der poetischen Leitgattungen der Aufklärung und Horaz als ihr Meister. Entsprechend äußert sich Johann Christoph Gottsched (1700-1766) in seinem *Versuch einer critischen Dichtkunst*:

Die alten Römer und Griechen habe uns sehr schöne Muster solcher Briefe hinterlassen. Einen guten Theil davon haben wir schon im vorigen Hauptstück, unter den Elegien betrachtet [...]. Dort herrschte [...] ein zärtliches und trauriges Wesen: hier ist der Inhalt geruhig und ernsthaft, zuweilen scherzhaft, auch wohl moralisch und satirisch. Wie nun in jener Art Ovidius sonderlich ein Meister gewesen, so haben wir in dieser Gattung den Horaz zum Muster.<sup>91</sup>

### 1.2.1.8 – Horaz als Vorbild und das Lob ländlichen Lebens

Wie Manfred Fuhrmann in seinem Kommentar zu den auch von Zinck benutzten<sup>92</sup> Wieland'schen Übersetzung der Briefe und Satiren des Horaz bemerkt, ist

Horaz [...] nie gänzlich in Vergessenheit geraten und hat andererseits nie zu den Großmächten der europäischen Bildung gehört wie Cicero, Vergil und Ovid; er war als vielschichtiger Mensch, der sich in anspruchsvollen Kunstgebilden manifestierte, in hohem Maße auf geduldige, zu ständigem Umgang bereite Einzelleser angewiesen – so daß sich die Entwicklung seines Einflusses weithin mit der Entwicklung eines zumal neuzeitlichen Idealtyps deckte: der kultivierten, ihre Subjektivität durch Reflexion ausbalancierenden und sich in sittlicher Hinsicht als autonom erfahrenden Persönlichkeit. [...]<sup>93</sup>

---

<sup>90</sup> Der einzige Prosatext, der nicht direkt auf einen äußeren Anlaß rekurriert (aber anscheinend, wie impliziert wird, doch durch aktuelle Lektüre motiviert wurde), ist der Aufsatz „Gustav Adolph. Eine Aufforderung an Deutschland“ (1786) – die erste literarische Arbeit, mit der Zinck überhaupt an eine breitere Öffentlichkeit trat.

<sup>91</sup> Johann Christoph Gottsched, *Versuch einer critischen Dichtkunst*, Leipzig (Breitkopf) 41751, 2. Teil, 13. Hauptstück, 1. Abschnitt: „Von poetischen Sendschreiben oder Briefen“, §2.

<sup>92</sup> Beide Werke sind im Nachlaßverzeichnis aufgeführt, vgl. Dokumente Nr. 14.

<sup>93</sup>Vgl., auch im Folgenden, Manfred Fuhrmanns Nachwort zu: Christoph Martin Wieland, *Übersetzung des Horaz*, hg. v. Manfred Fuhrmann, Frankfurt a. M. 1986; 1067f.

Am einflußreichsten jedoch war der römische Dichter seit dem hohen Mittelalter als poetischer Theoretiker; der seit Quintilian als *Ars poetica* aus seinem Kontext gelöste Brief an die Pisonen (Epistulae II, 3) war Bestandteil vieler schulischer Curricula und blieb dies auch bis ins späte 18. Jahrhundert<sup>94</sup>; Gottsched selbst eröffnete seinen *Versuch einer Critischen Dichtkunst* mit einer eigenen Übersetzung der *Ars poetica* in deutschen Alexandrinern. Die in den späten 80er und den 90er Jahren des 17. Jahrhunderts in Frankreich ausgetragene Querelle des Anciens et des Modernes, in der die Leistungen des augusteischen Zeitalters und der Regierungszeit Ludwigs XIV. bilanziert und gegeneinander ins Feld geführt wurden, hatte in dem Hauptvertreter der ‚Anciens‘, Nicolas Boileau-Despréaux (1636-1711), einen profunden Horazkenner gefunden, der seinem eigenen dichtungstheoretischen Werk, der 1674 erschienenen *Art poétique*, wie bereits im Titel anklingt, Horazens poetische Maximen zugrunde legte. Durch die Vermittlung Johann Christoph Gottscheds entfaltete die Arbeit Boileau-Despréaux‘ auch im deutschen Sprachraum ihre Wirkung.<sup>95</sup> Er ist einer der wenigen nicht-deutschen Dichter und Schriftsteller, die Zinck in seinem Werk namentlich erwähnt, nämlich in der durch die *Ars poetica* angeregten poetologischen Epistel von 1799 (Veröffentlichtes Nr. 15).

In Deutschland ist in der poetischen Praxis vielfach bereits in Humanismus und Barock ein Rückgriff auf den großen Römer zu beobachten, dessen Motive aufgenommen und im Geschmack und Verständnis der Zeit variiert wurden, wobei eher die längeren Hexameterdichtungen der Briefe und Satiren im Vordergrund standen. Neulateinische Dichter verschiedener christlicher Bekenntnisse wie Conrad Celtis (1459-1508), Georg Fabricius (1516-1571), Paul Melissus (1539-1602), Heinrich Meibom (1555-1625) und Jacob Balde (1603-1668) verarbeiteten und imitierten Horaz in ihren eigenen Werken<sup>96</sup>; auch deutsche Nachdichtungen einzelner Oden, wie Martin Opitz‘ berühmte Verdeutschung von *Carmen III, 30* „Exegi monumentum aere perennius“ in seinen *Teutschen Pöemata* (1624), erlangten Vorbildcharakter.

Die horazischen Schriften waren allgemeines Bildungsgut, ihr Autor wurde jedoch nicht nur als Stilvorbild, sondern auch als Lebens- und Moralphilosoph verstanden,

---

<sup>94</sup> Vgl. Wolfgang Joseph Pietsch, *Friedrich von Hagedorn und Horaz – Untersuchungen zur Horaz-Rezeption in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts*, Hildesheim, Zürich, New York 1988, besonders Kapitel 3: „Horaz-Rezeption im 18. Jahrhundert“; 16-42.

<sup>95</sup> Gottscheds eigenes Bemühen um die horazische *Ars poetica* und der Stellenwert, den diese für seine Regelpoetik gehabt hat, wird im Untertitel seines vielzitierten Hauptwerks deutlich: *Versuch einer Critischen Dichtkunst vor die Deutschen; Darinnen erstlich die allgemeinen Regeln der Poesie, hernach alle besondere Gattungen der Gedichte, abgehandelt und mit Exempeln erläutert werden: Überall aber gezeigt wird daß das innere Wesen der Poesie in einer Nachahmung der Natur bestehe. Anstatt einer Einleitung ist Horatii Dichtkunst in deutsche Verße übersetzt und mit Anmerckungen erläutert [...]* (Leipzig 1730).

<sup>96</sup> Vgl. zur neulateinischen Horaz-Imitatio Eckart Schäfer, *Deutscher Horaz – die Nachwirkung des Horaz in der neulateinischen Dichtung Deutschlands*, Wiesbaden 1976.

dessen Texte durch immer neue Interpretation, Paraphrase und Imitation dem Gebildeten so vertraut wurden wie sonst wohl nur die Bibel oder der Katechismus: Wie in der frommen Übung, sich den Tag über zu der entsprechenden Perikope aus der Heiligen Schrift Gedanken zu machen, ließ sich der Gebildete mit poetischen Ambitionen täglich von Abschnitten aus Horazens Werken inspirieren. Solche ritualhafte tägliche Horaz-Lektüre berichtet beispielsweise Lessing von Hagedorn<sup>97</sup>, und Friedrich von Zinck seufzt in einer Versepistel an seinen Freund Jacobi: „Was hilft, wenn man, was schon nicht wenig ist, / Tagtäglich seinen Flakkus liest? / Talent wird nicht erlernt, wird nicht durch Fleiß erworben“.<sup>98</sup>

Fuhrmann bezeichnet die Werke des Römers deshalb gar „als aufklärerisches Surrogat der Bibel“ und bemerkt:

[...] Nicht zufällig berief sich Kant zu Beginn seines berühmten Aufsatzes *Was ist Aufklärung?* auf eine horazische Devise (epist. I, 2, 40): „Sapere aude! Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!“ [...] Das gründliche Studium des Horaz bewirkte offenbar im allgemeinen nicht Abscheu, sondern Liebe, und jedenfalls vermochten die Absolventen mit dem einst Erlernten später etwas anzufangen — sie gewannen daraus Distanz zu den Drangsalen des Existenzkampfes, Festigkeit und innere Ruhe. Horaz vermittelte Ethik in bildhafter Eindringlichkeit, in eleganter und prägnanter Form; er war, wie Lessing sich [...] ausdrückte, „der philosophische Dichter, der Witz und Vernunft in ein mehr als schwesterliches Band brachte, und mit der Feinheit eines Hofmanns den ernstlichsten Lehren der Weisheit das geschmeidige Wesen freundschaftlicher Erinnerungen zu geben wußte, und sie entzückenden Harmonien anvertraute, um ihnen den Eingang in das Herz desto unfehlbarer zu machen.“<sup>99</sup>

Die Verbindung „von Witz und Vernunft“, die Lessing hier erwähnt, entspricht der horazischen Maxime des „prodesse et delectare“, wie sie im Pisonenbrief an zentraler Stelle formuliert ist.<sup>100</sup> Den häufig aus dem Bürgertum oder dem wenig einflußreichen Kleinadel stammenden Gebildeten wies die horazische Ethik, die man in der oben von Manfred Fuhrmann umrissenen Form aus seinen Werken lernen konnte, eine hohe Affinität zu ihrer eigenen Situation auf. Bei der geringen sozialen Mobilität in der Gesellschaft des 18. Jahrhunderts schien das Lob der Genügsamkeit, des Glücks im Kleinen, im Häuslichen, die Feier der Freundschaft und die Orientierung des Lebens nicht auf Politik und öffentliche Ämter, sondern auf Kunst und Literatur – alles Facetten des horazischen Werkes – frappierend ‚modern‘ zu sein. Der Mechanismus war einfach: Horaz war der Gewährsmann dafür, daß das,

---

<sup>97</sup> Vgl. Pietsch (1988); 44. Lessing bemerkt weiter, daß Hagedorns Exemplar der horazischen Schriften „durch und durch mit Anmerkungen beschrieben“ gewesen sei.

<sup>98</sup> Vgl. die Epistel Zincks vom 8. Juni 1798 im *Taschenbuch für 1799*, vv97ff.

<sup>99</sup> Wieland/Fuhrmann Hg. (1986); 1071. Das Lessing-Zitat ist dort nachgewiesen mit: Gotthold Ephraim Lessing, *Werke*, hg. v. Herbert G. Göpfert et al., Bd. 3 (Darmstadt 1972); 592.

<sup>100</sup> Vgl. *Epist. II, 2*, v 333f: „Aut prodesse volunt aut delectare poetae / aut simul iucunda et idonea dicere vitae.“

was unerreichbar ist, auch nicht erstrebenswert sei, er galt als Lehrer der Kunst, stets und unter Mißachtung aller Umstände vergnügt zu sein (*ars semper gaudendi*):

Horaz ist aus kleinen Verhältnissen aufgestiegen – er war Sohn eines ‚libertus‘ [eines freigelassenen Sklaven] – und brachte es doch zu literarischer Bedeutung. Auch er beurteilte den Wert des Menschen nicht nach adeliger Abstammung, Vermögen und gesellschaftlicher Stellung, auch er machte keine politische Karriere. Stattdessen mahnt er zur Bescheidenheit und zur Mäßigung, er preist die *virtus*, die im Geistig-Ethischen liegt, und predigt ein Glück, das aus der Zufriedenheit erwächst.<sup>101</sup>

So las man sich freilich ‚seinen‘ Horaz zusammen. Oft wurde dabei bezeichnenderweise ausgeklammert, daß der dichtende ‚Kleingrundbesitzer‘ durchaus mit nicht geringen Staatsaufträgen (wie dem *Carmen saeculare*) bedacht wurde, und wenn man diesen Umstand doch erwähnte, dann meistens unter Hinweis auf das Streben des Dichters, sich auch durch den Ruf an die Tafel des Augustus nicht aus der Beschaulichkeit seines Landlebens herausreißen zu lassen.<sup>102</sup>

Die Pflichtlektüre in den Bildungsinstitutionen, die Parallele zum damals herrschenden Rationalismus und zu einer eudämonistischen Ethik, die auf stoisch-epikureischen Auffassungen beruhte, ferner Horazens Vorbildfunktion in den Poetiken und damit zusammenhängend die Kongruenz mit beliebten literarischen Gattungen der Zeit und schließlich verwandte Tendenzen in Großbritannien [bes. Alexander Pope, *Satires and Epistles of Horace imitated*, 1738] und Frankreich – all das zusammengenommen kann uns eine wenn auch nicht vollständige Erklärung des Phänomens [der enthusiastischen Horazrezeption im 18. Jahrhundert] geben. Persönliche Leseerfahrungen und subjektive Vorliebe für kunstvolle Lyrik einer großen (römischen) Vergangenheit als Anregung für eigenes Dichten dürfen wohl als weitere Gründe für die intensive Horaz-Rezeption der Zeit angesehen werden, zumal vor Goethe eine Lyrik, die aus persönlichem Erlebnis gespeist ist, noch weitgehend fehlte.<sup>103</sup>

Die von Pietsch erwähnten stoisch-epikureischen Auffassungen bündeln sich in der aus der Ode I, 11 entlehnten Maxime „carpe diem“, die, im 16. und 17. Jahrhundert noch eng mit der Vanitas-Thematik verknüpft, im 18. Jahrhundert ihre religiöse Konnotation weitgehend einbüßte und zur Devise eines im Sinne der *aurea mediocritas*<sup>104</sup> maßvollen, aber durchaus sinnenbetonten Lebensgenusses wurde.

---

<sup>101</sup> Pietsch (1988); 31.

<sup>102</sup> Sueton beschreibt in seiner Vita des Horaz, wie Augustus den Dichter mit dem Amt des Privatsekretärs an sich binden wollte, dieser jedoch ablehnen konnte, ohne den Kaiser zu verstimmen. Vgl. Pietsch, (1988); 38.

<sup>103</sup> Pietsch (1988); 30.

<sup>104</sup> Der sprichwörtliche Begriff findet sich in der zweiten Strophe von Horazens *Carmen II, 10*: „Auream quisquis mediocritatem / Diligit, tutus caret obsolete / Sordibus tecti, caret invidenda / Sobrius aula.“ Sinngemäß in deutscher Prosa: Wer den goldenen Mittelweg wählt, meidet sicher den Schmutz einer baufälligen Hütte, meidet nüchtern das neiderweckende Herrenhaus.

Daß sich jedoch „horazische Eleganz und horazische Lebensweisheit nachhaltig auf die deutsche Literatur auswirkten“, ist nach Fuhrmann „das Verdienst [...] der sogenannten Anacreontiker.“<sup>105</sup> Zu den beiden poetischen Hausheiligen des deutschen Rokoko gehörte neben Horaz der griechische Lyriker Anakreon, der im sechsten vorchristlichen Jahrhundert Liebe, Wein, fröhliche Geselligkeit und menschliche Schönheit in heiter-gelassenen Versen besungen hatte. Seine erst in hellenistischer Zeit kodifizierten Lieder wurden bereits in der Antike von Epigonen um zahlreiche „Anakreontea“, Lieder im Gestus des Vorbildes, vermehrt. In der Neuzeit wurden die leichte, ironische Liebesauffassung und der neupikuresche Lebensgenuß der Anacreontik in der galanten Dichtung des europäischen Barocks präfiguriert, ebenso das meist an der antiken Schäferdichtung orientierte arkadische Milieu, das durch die englische Naturlyrik und die Dichtungen der französischen *Pléiade* sowie die spätere, an den aristokratischen Salon gebundene *poésie fugitive* um weitere Facetten bereichert wurde.

Die Verbindung von Leben und Kunst als wichtiges Movens dieser Rokokodichtung spielt sich im Deutschland des 18. Jahrhunderts allerdings, anders als im übrigen kontinentalen Europa, vornehmlich im bürgerlichen Umfeld ab und wird durch eine gewisse Art von Gelehrsamkeit vermittelt, die oft mit einer freilich leicht als Fiktion zu entlarvenden Einfachheit und Natürlichkeit einhergeht. Keineswegs verworfen wird diejenige Dichtung, die als zahmes Produkt der „poetischen Nebenstunden“<sup>106</sup> einer bürgerlichen Existenz entsteht, wie es später in der Genieperiode und erst recht der Romantik der Fall sein wird. Das im Sinne der griechischen *kalokagathía* auch als das sittlich Gute geltende Schöne ist eine gesellschaftliche Angelegenheit und wurde im Gewande der ‚Anmut‘ und der ‚Grazie‘ zu den zentralen Begriffen der Epoche. Die Anmut, die in der kleinen, präziösen Form zu erblicken ist, soll sich mit der Grazie, der Harmonie von Sinnlichkeit und Geist, dem vielzitierten ‚Witz‘, im dichterischen Werk vermählen. Formal zeichnet sich eine Bevorzugung des Kleinen, Kurzen, zwanglos Spielerischen ab, wie sich auch in der Weise der Veröffentlichung eine Vorliebe für Almanache, Taschenbücher und kleine poetische Sammelsurien jeglicher Art beobachten läßt. Als herausragende Vertreter der deutschen Anacreontik sind, neben vielen anderen, Johann Wilhelm Ludwig Gleim (1719-1803), Johann Peter Uz (1720-1796) und Friedrich von Hagedorn (1708-1754) zu nennen; nicht zufällig bezeichnet Johann Georg Jacobi die beiden letzteren in einem Atemzug mit Horaz als die „Lieblingsdichter der Geweihten“,<sup>107</sup> sind sie doch gewissermaßen die poetischen Parteigänger des von den Zeitgenossen als „deutscher Anakreon“ gefeierten Gleim, Jacobis Förderer und Herzensfreund.

---

<sup>105</sup> Wieland/Fuhrmann Hg. (1986); 1069.

<sup>106</sup> So der Titel einer von Horaz und der Anacreontik inspirierten, 1752 erschienenen Gedichtsammlung von Johann Friedrich Löwen (1727-1771).

<sup>107</sup> „Dich begleiten / Die Liebessänger der Geweihten, / Horaz und Uz und Hagedorn“, schrieb Jacobi an Zinck in der Epistel vom 8. Jänner 1795 (vv25-17), die im *Taschenbuch auf 1796* erschien. Siehe Textanhang 1.10.

Jene Anacreontiker waren es besonders, die auch den kleinen Formen im horazischen Werk, den Büchern der Oden und Epoden, neuerlich Wertschätzung entgegenbrachten und mit ihnen auch die Horaz eigene knappe, oft nur anspielende Darstellungsweise und eine, wie Manfred Fuhrmann schreibt, „Haltung der Ironie, der Skepsis, der Urbanität, die nichts so sehr zu scheuen scheint wie endgültige Fixierung“, aufgriffen.<sup>108</sup>

Samuel Gotthold Lange (1711-1781) veröffentlichte 1752 die erste zweisprachige Ausgabe der horazischen Oden und der *Ars poetica*, nachdem er in einer Sammlung eigener Gedichte mit dem programmatischen Titel *Horatzische Oden* (1747) bereits Motive des großen Römers verarbeitet hatte; diese finden sich gleichfalls in Hagedorns Sammlung *Oden und Lieder* (1747) sowie seinen bekannten *Moralischen Gedichten* (1750). Auch Gleim veröffentlichte 1769 *Oden nach dem Horaz*.

Den Römer jedoch in seiner nach dem jeweiligen Verständnis unverfälschten Gestalt ins Deutsche zu bringen, versuchten auf zwei unterschiedlichen Wegen Johann Peter Uz und Karl Wilhelm Ramler (1725-1798). Uz verwandte, nachdem er sein eigenes poetisches Schaffen für beendet erklärt hatte, mit einem Kreis Gleichgesinnter mehrere Jahre darauf, philologisch möglichst genaue Prosaübersetzungen der horazischen Werke zu erarbeiten, die in den Jahren 1773-75 erschienen<sup>109</sup>; Ramler hingegen versuchte sich als erster an einer Übersetzung in den originalen antiken Metren.<sup>110</sup>

Nicht nur durch Übertragungen erwiesen viele Dichter und Schriftsteller des 18. Jahrhunderts Horaz ihre Reverenz, der Römer war auch Gegenstand und Adressat von Lobgedichten. Idealtypisch für die Inanspruchnahme des Römers für die eigenen poetischen und philosophischen Positionen ist Friedrich von Hagedorns 320 Verse langes Huldigungsgedicht mit dem schlichten Titel ‚Horaz‘ aus den 1751 erschienenen *Moralischen Gedichten*<sup>111</sup>. an seinen großen Vorgänger beinahe alle Motive gepackt, die dem mehr oder minder kundigen Horaz-Leser bekannt gewesen sein dürften. Bereits die einleitende Passage ist bezeichnend für die Position, die dem römischen Dichter zugemessen wurde:

Horaz, mein Freund, mein Lehrer, mein Begleiter,  
Wir gehn aufs Land. [...].  
Ihr unerkauf- und unerfochten Freuden!  
Sucht keine Pracht: die Pracht muß euch beneiden.

---

<sup>108</sup> Wieland/Fuhrmann Hg. (1986); 1067.

<sup>109</sup> *Die Werke des Horaz aus dem Lateinischen übersetzt von J. Z. L. Junkheim, J. P. Uz und G. L. Hirsch*, 3 Tle, Ansbach 1773-1775.

<sup>110</sup> *Karl Wilhelm Ramlers Oden aus dem Horaz nebst Anhang aus dem Catull*, Berlin (Voß) 1769.

<sup>111</sup> Vgl. hierzu Wolfgang Monecke, *Wieland und Horaz*, Köln und Graz 1964, 200. Monecke nennt Hagedorns Gedicht zurecht ein „Kompendium all dessen [...], was das deutsche Rokoko an Horaz bewegte“.

Des Daseins Trost, das Recht vergnügt zu sein,  
Der Kenner Glück macht Lenz und Witz gemein. [...]  
Wer denkt und schreibt, zumal der Dichter Chor,  
Zieht Busch und Wald den schönsten Städten vor. [...]<sup>112</sup>

In diesen wenigen *verses communes* – die die schwerfällige Sentenzenhaftigkeit des Alexandriners meiden, ohne die Flüssigkeit des Blankverses zu erreichen, mit dem Wieland später versuchen sollte, das gefällige *parlando* der horazischen Hexameter zu imitieren – spricht Hagedorn drei wichtige Aspekte des geselligen bürgerlichen Lebens an, die die Epoche auf Horaz als antiken Gewährsmann zurückführt: die Konzeption der Freundschaft als eines (gegenseitigen) Belehrens und Besserns und gemeinsamen Erlebens und Genießens; die in stoischer und, diese richtig verstanden, in epikureischer Tradition stehende Genügsamkeit als Schlüssel zum eigentlichen, echten Glück; und das Lob des Landlebens. Durch die einleitende Apostrophe an Horaz erhält das Gedicht zudem den Charakter eines Briefgedichtes, der populären horazischen Form schlechthin.<sup>113</sup>

Die Bedeutung der Trias Freund-Lehrer-Begleiter erschließt sich aus dem Freundschaftsdiskurs des 18. Jahrhunderts. Schon in der humanistischen Praxis der Gelehrtenfreundschaft erweiterten sich Brieffreundschaften zwischen Gleichgesinnten und Gleichgebildeten zu einer Sphäre der von Standesgrenzen und -beschränkungen freien *res publica litteraria*.<sup>114</sup> Dies wiederum war die Voraussetzung für die Verwirklichung des antiken Ideals der Freundschaft als eines Strebens nach der sittlichen Vervollkommnung des jeweils anderen, wie es beispielsweise in Marcus Tullius Ciceros Dialog *Laelius de amicitia* erörtert wird. Daran anknüpfend war der epistolographischen Praxis der Humanisten eigen, den verehrten Freund zum Lehrer zu berufen bzw. zum Qualitätsrichter über die eigene literarische Produktion; im 18. Jahrhundert finden sich derartige Ansinnen ebenfalls in vielen Briefen, beispielsweise von Gleim, Ramler, Uz und Jacobi.<sup>115</sup> Auch hier kann Horaz wieder als Vorbild gelten, ist seine *Ars poetica* doch nichts anderes als ein instruktiver Brief an die Söhne des Piso (Epistulae II, 3), die sich, so setzt die Epistel voraus, als Dichter versuchen. Als Extremform dieser Verschmelzung von Freund und Lehrer kann das Recht auf tiefe ‚verbessernde‘ Eingriffe in die poetischen Arbeiten angesehen werden, das die Mitglieder des Göttinger Hainbundes einander einräumten, so daß es zuweilen schwer wird, eine Grenze zwischen individuellem

---

<sup>112</sup> Friedrich von Hagedorn, *Gedichte*, hg. v. A. Anger, Stuttgart 1968, 151-161; hier 151, vv 1f, 9-12, 23f.

<sup>113</sup> Vgl. Pietsch 1988; 178.

<sup>114</sup> Vgl. hier und im Folgenden Wilfried Barner, „Gelehrte Freundschaft im 18. Jahrhundert“, in: Wolfram Mauser und Barbara Becker-Cantarino (Hgg), *Frauenfreundschaft — Männerfreundschaft. Literarische Diskurse im 18. Jahrhundert*, Tübingen 1991; 23-45.

<sup>115</sup> Barner, „Gelehrte Freundschaft im 18. Jahrhundert“, zieht als Beleg das 48. Exempel aus Christian Fürchtegott Gellerts *Briefen, nebst einer Praktischen Abhandlung von dem guten Geschmack in Briefen* (1751) heran, das ein Muster für eben einen solchen Brief mit der Bitte um Beurteilung ist. Wie das Nachlaßverzeichnis zeigt, war dieses Werk in Zincks Büchersammlung vorhanden.

und geselligem, kollektivem Dichten zu ziehen. Das Epitheton ‚Begleiter‘ schließlich erklärt sich aus der Richtung, die Hagedorn mit seinem Freund und Lehrer Horaz einschlagen will: Sie „gehn aufs Land“.

Das Lob des ländlichen Lebens und des damit verbundenen Rückzugs in ein autonomes Privatleben, das erst die Distanz schafft, um das fremdbestimmte Dasein des Städters kritisch zu evaluieren, ist eines der Leitthemen des horazischen Werks.<sup>116</sup> Dem Typus des „Weisen auf dem Lande“ – so der Titel eines Ewald von Kleist gewidmeten Gedichtes Johann Peter Uzens – , der eben diese oben genannte horazisch inspirierte Haltung sich zu eigen macht, ist konsequenterweise der Typus des „Toren“ gegenübergestellt, der nach Ruhm und Reichtum strebt, dabei sich selbst und sein Gewissen verleugnet und anderen schadet.<sup>117</sup> Der klassische, aus der humanistischen Tradition des *laus ruris* stammenden Fehlerkatalog eines solchen Toren umfaßt sein Streben nach Reichtum, Ruhm und Einfluß, seine *ambitio*, und äußert sich in drei Charakterschwächen: die *adulatio* – wörtlich: das „Schweifwedeln“ – zeigt sich in Schmeichelei gegenüber dem Großen, in dessen *favor* man sich sehen will; die *dissimulatio*, die Verstellung und Heuchelei gegenüber Konkurrenten, ist ein Mittel, diese in Sicherheit zu wiegen und sich bei ihnen möglichst die Türen offenzuhalten, um dann – *calumnia*, Verleumdung, Kabale – sie bei bester Gelegenheit auszustechen. Damit gewonnen ist die Möglichkeit der *luxuria*, des Prasser- und Schwelgerlebens, verloren jedoch die eigene Würde und das gute Gewissen, die, im Gegensatz zu den neiderweckenden weltlichen Glücksgütern, durch keinen äußeren Einfluß wieder verlorengehen können. Aus dieser Sicherheit des Selbst und seines unverlierbaren Gutes kann erst die alte stoische Tugend der *tranquillitas animi* erwachsen. Eine solche Haltung der *ambitio* legt auch der „Schwätzer“ der horazischen Satire (Sermones I, 9) an den Tag, der versucht, sich durch Schmeichelei in den Kreis um Maecenas zu drängen; und auch in Zincks Kontrafaktur der „Schwätzer-Satire“ ist die Motivation des Interlokutors, der Zinck auf seinem Heimweg verfolgt und mit seiner Dichtkunst prahlt, daß er seine Machwerke in Jacobis *Taschenbüchern* sehen will. Auch er schließt von seinen eigenen Charakterdefekten auf die der anderen, wenn er von Jacobis Freundeskreis vermutet:

Ihr habt wohl viel von Poesie gesprochen,  
Und euch an manchem Dichterlein  
Und manchem Kritiker gerochen. (vv57-59)

---

<sup>116</sup> Vgl. hier und im folgenden Anke-Marie Lohmeier, *Beatus ille – Studien zum „Lob des Landlebens“ in der Literatur des absolutistischen Zeitalters*, Tübingen 1981.

<sup>117</sup> Eine solche Gegenüberstellung des Verhaltens von ‚Weisem‘ und ‚Thoren‘ findet sich in dem oben erwähnten Gedicht von J. P. Uz (*Poetische Werke*, Leipzig 1772) „Der Weise auf dem Lande“: „Geht hin, die ihr nach Golde schnaubet! / Sucht Freude, die mein Herz verschmäh, / Betrügt, verrathet, schindet, raubet, / Und erndet [sic], was die Witwe sät! / [...] Mir gnüget ein zufriednes Herze / Und was ich hab und haben muß, / Und, kann es seyn, bey freyem Scherze, / Ein kluger Freund und reiner Kuß [...]“ (vv50-53 und 64-67).

Die berühmte Epode „Beatus ille qui procul negotiis“ (Epoden. 2), deren Incipit Zinck in seinem Emmendingen-Aufsatz „An Herrn Schnetzler“ (Veröffentlichtes Nr. 17b) zitiert, bringt diese Position in dichterische Form. Das Lob der Autarkie durch landwirtschaftliche Betätigung auf eigenem Grund und Boden, die Altehrwürdigkeit dieser Arbeit im ewig gleichen Lauf der Jahreszeiten, das wahre Erleben in Einfachheit und rechtschaffener Muße und die sittliche Geradlinigkeit eines nicht durch städtische bzw. höfische Konventionen zur Selbstverbiegung gezwungenen Charakters trafen den Nerv des mit der Realität eines absolutistischen Systems konfrontierten Bürgers im 18. Jahrhundert. Bezeichnend ist dabei, daß, wie Anke-Marie Lohmeier festgestellt hat, in neuzeitlichen Bearbeitungen und Nachdichtungen eben dieser Epode

die satirische (und wohl auch selbstironische) Pointe des Gedichts ignoriert [wurde]: Landleben entpuppt sich [in Horazens Epode] am Ende als Traum, den ein städtischer Geldverleiher, ein Wucherer, anscheinend in einem vorübergehenden Gefühl von Überdruß und einem Anflug von moralischer Einkehr, erträumt, um gleich anschließend wieder zur Tagesordnung, dem Eintreiben und erneuten Verleihen seines Geldes, überzugehen [...].<sup>118</sup>

Lohmeier nennt nur „einen einzigen Text, Johann Wilhelm Ludwig Gleims „Lob des Landlebens“, der sich in dieser Art am Ende selbst ironisiert.“<sup>119</sup>

Auch das im 18. Jahrhundert häufig anzutreffende Thema der ‚Einladung aufs Land‘<sup>120</sup> ist in einer Epistel des Horaz präfiguriert (Epistulae I, 5). Dabei lädt der Römer seinen Freund Torquatus in sein Landhaus zu Tisch und beschreibt ihm die Einfachheit des Mahles, das ihn dort erwartet, aber auch die Muße, mit der man dieses fern von den Ansprüchen der städtischen Gesellschaft einnehmen wird.<sup>121</sup> Der Gegensatz Stadt-Land, den Horaz zugunsten des letzteren immer wieder thematisiert und in der berühmten Fabel von der Stadtmaus und der Feldmaus anschaulich macht (Sermones II, 6), ist eng mit dem Lob der Genügsamkeit und Zufriedenheit verknüpft, die allein das echte Glück zu geben imstande sind und deren Besitz daher der eigentliche Reichtum ist. Durch die Moralphilosophie

---

<sup>118</sup> Lohmeier (1981); hier 77.

<sup>119</sup> Ebd.; 78.

<sup>120</sup> Gedichte mit diesem Titel gibt es etwa von Ewald von Kleist (1715-1759) oder Johann Friedrich von Cronegk (1731-1758). Gottsched nennt in der *Critischen Dichtkunst* ein Gedicht Friedrich Rudolph Ludwig von Canitz' (1654-1699) mit demselben Titel als Modell für ein „poetisches Sendschreiben: „Von unsern Deutschen [ist] Kanitz [sic] vor andern in dergleichen Art nachzuahmen. Es herrscht eine so edle Art der Gedanken, und eine ungekünstelte vertrauliche Art des Ausdrucks bey ihm, daß er fast unnachahmlich ist. Sein Einladungsschreiben vom Landleben, ist ein Meisterstück, und es wäre zu wünschen, daß wir mehrere von dieser Art von ihm hätten. Es ist auch Schade, daß er das eine, in der ungleich langen Art von Versen geschrieben; wiewohl es sonst gleichfalls sehr artig ist.“ Gottsched 1751, 2. Teil, 1. Abschnitt, 13. Hauptstück, §4.

<sup>121</sup> In seinem Brief an Jacobi vom 16. März 1795 (Briefe Nr. 97) kommt Zinck auf seine Vorliebe für einfache Küche zu sprechen: „Für mich ist Ihr Tisch, wie Sie wissen, immer reichlich genug besetzt. [...] Sie wissen ja, daß selbst die Künste eines Apicius bey mir verschwendet sind.“ Mit der Nennung des spätantiken römischen Feinschmeckers, unter dessen Namen ein Kochbuch überliefert ist, mag Zinck hier auf eine horazischen Charakterzug anspielen.

Christian Wolffs (1679-1754) erhält diese Einstellung neuerlich einen festen Platz in der bürgerlichen Ethik der Epoche.<sup>122</sup>

Neben der gepriesenen Einfachheit ist die durch keinerlei öffentliche Verpflichtungen gestörte Geselligkeit mit engen Freunden eine Facette des horazisch inspirierten Landlebens, die im 18. Jahrhundert immer wieder hervorgehoben wird. Für den intimeren Freundeskreis zieht man Treffpunkte auf dem Lande vor, wo man sich abseits jeden Zeremoniells so geben kann, wie man sich fühlt; gerne wird dabei auf den ebenfalls antiken Topos der aufgrund ihrer Einfachheit ‚ehrlichen‘ Hütte und des moralisch verderblichen, ‚falschen‘ Palastes zurückgegriffen. Daß Johann Wilhelm Ludwig Gleim, der Dichter des oben kurz erwähnten „Lobs des Landlebens“, sein veritables mehrstöckiges Gartenhaus, das auch nicht auf dem Lande, sondern am Stadtrand von Halberstadt lag, sein „Hüttchen“ nennt, zeugt von einer gewissen Form von Selbstironie und entlarvt den Diskurs vom ‚ehrlichen‘ Landleben im späten 18. Jahrhundert ein Stück weit als ein bereits kokett gewordenen Spiel mit der Tradition.

Das Land ist der Ort der einzig wahren Freiheit, das Umfeld, in dem der Mensch zu sich selbst finden kann, wie der Hannoveraner Mediziner und Popularphilosoph Johann Georg Zimmermann (1728-1795) in seinem Werk *Über die Einsamkeit* (1784), das sich über das Nachlaßverzeichnis (Dokumente Nr. 14) auch in Zincks Büchersammlung nachweisen läßt, schreibt:

Freyheit, wahre Freyheit, findet sich nirgends so gut, wie in der Entfernung vom Menschengewühle, und allen willkührlichen [d.h. nicht in der Naturnotwendigkeit gegründeten] Weltverhältnissen. Vortrefflich hat man gesagt, da komme der Mensch aus der Zerstreung zu sich selbst, fühle sich selbst, habe ein klares inniges Bewußtseyn von dem was er ist und hat [...]. Er trete da in einen natürlichen und freyen Zustand zurück, spiele keine künstliche Rolle [...], denke, rede, handle ganz nach seinem eigenthümlichen Charakter, nach seinen jedesmaligen Empfindungen.<sup>123</sup>

In der Moralphilosophie der Zeit hat das Naturerleben auch einen metaphysisch-theologischen Aspekt, denn, so Wolfgang Kehn, „in der Schönheit der Natur wird – ‚übersetzt‘ ins Anschauliche – die Vollkommenheit der besten aller möglichen

---

<sup>122</sup> Vgl. Christian Wolff, *Philosophia moralis sive ethica*, 5 Bde., Halle/Magdeburg (Renger) 1750-53: „Qui sorte sua contentus est, de fortuna sibi adversa non conqueritur, nec limis oculis intuetur fortunam aliorum. Qui enim sorte sua contentus est, tantum acquirere studet, quantum in potestate sua est, nec propterea angitur, quod non plus acquirat.“ (Band IV, De cura rerum, §389). Sinngemäß auf deutsch: Wer mit seinem Los zufrieden ist, beklagt sich nicht, wenn das Geschick sich gegen ihn wendet, und schielt auch nicht begehrllich auf die Glücksgüter anderer. Wer nämlich mit seinem Los zufrieden ist, bemüht sich nur, so viel zu erhalten, wie in seiner Macht steht, und fühlt sich nicht unbehaglich wegen der Dinge, die er nicht zusätzlich erhält.

<sup>123</sup> Johann Georg Zimmermann, *Über die Einsamkeit*, 4 Bde, Karlsruhe 1784; hier Bd. IV, 93f.

Welten sinnfällig und emotional genießbar.“<sup>124</sup> Dieser physikotheologische Ansatz wurde in den Schriften Moses Mendelssohns und Johann Georg Sulzers<sup>125</sup> sowie denen der Baumgarten-Schule philosophisch ausgeformt und fand ihren auf die Praxis gerichteten Ausdruck in Christian Cay Lorenz Hirschfelds fünfbandiger *Theorie der Gartenkunst* (1779-1785), in der Fürsten zur Anlage von Landschaftsparks im englischen Geschmack aufgerufen werden, um einen positiven Einfluß auf die Sittlichkeit ihrer Landeskinder auszuüben.

Das Glück des Naturerlebens, das jedem Menschen ohne Ansehen seines Standes und Vermögens offensteht, hat in der Sicht des 18. Jahrhunderts auch einen starken Einfluß auf die soziale Natur des Menschen, es wirkt quasi als Katalysator auf seinen natürlichen Geselligkeitstrieb. Johann Georg Zimmermann hebt den engen Zusammenhang zwischen individuellem Glücksmoment und dem Geselligkeitstrieb hervor:

Entzückt uns die Natur umher, überfließen wir von Wohlwollen, dann fehlet uns auch weiter nichts, als nur ein Herz, das dieß alles mit uns theile.<sup>126</sup>

Wolfgang Kehn faßt den philosophischen Hintergrund für den hohen Stellenwert des Naturerlebens zusammen:

In der Erfahrung des Naturschönen wird Gottes Liebe zum Menschen, die in der Theodizee nur begrifflich-logisch gedacht werden kann, zur emotional erfahrenen Gewißheit. In der Freundschaft wird die Liebe des Menschen zum Menschen, wie sie die philosophische Anthropologie als Naturtrieb behauptet und Moralphilosophie im Verein mit Religion vom Menschen fordert, ungeachtet der gesellschaftlich bedingten Entfremdung und Selbstentfremdung zum lebendigen Erlebnis, und dies insbesondere dann, wenn unter dem Eindruck schöner Natur die Seele ‚gerührt‘, d.h. ihre Fähigkeit, natürlich zu empfinden, stimuliert worden ist. Naturerlebnis und Freundschaftserlebnis vereinigen sich zu der Gewißheit, daß der Mensch in eine Schöpfung der Liebe hineingeboren wurde, und diese Erfahrung bedeutet ein Höchstmaß irdischer Glückseligkeit.<sup>127</sup>

Der Genuß der Natur war im Bewußtsein des 18. Jahrhunderts auch durch Lektüre veredelbar. Gerührt von der Empfindung des Naturschönen, ist der Leser offener für die Schönheiten der Poesie, er kann dann gewissermaßen sympathetisch die Empfindungen des Dichters oder Schriftstellers teilen. Selbstverständlich eigneten sich dazu besonders die Autoren, die Natur und Landleben selbst thematisierten, allen voran wieder Horaz, der sich, nach seiner Satire II, 6, zum Gewährsmann für

---

<sup>124</sup> Wolfgang Kehn, „Die Schönheiten der Natur gemeinschaftlich betrachten“, in: Wolfram Mauser und Barbara Becker-Cantarino (Hgg.), *Frauenfreundschaft — Männerfreundschaft. Literarische Diskurse im 18. Jahrhundert*, Tübingen 1991, 167-193 [...] (1991); hier 172.

<sup>125</sup> Besonders *Johann Georg Sulzers Unterredungen über die Schönheit der Natur nebst desselben moralischen Betrachtungen über besondere Gegenstände der Naturlehre*, Berlin (Haude und Spener) 1770.

<sup>126</sup> Johann Georg Zimmermann, *Über die Einsamkeit*, 4 Bde, Karlsruhe 1784; hier Bd. IV, 81.

<sup>127</sup> Kehn 1991, 176.

eine harmonische Verbindung des schöngeistigen Studiums mit dem Genuß der Natur zum Zwecke der Erholung von den Geschäften und gesellschaftlichen Pflichten, zum Zwecke der Selbstfindung, eignet:

[...] O!

Mein liebes Feld! wann sehen wir uns wieder?  
Wann wirds so gut mir werden, bald aus Schriften  
der Alten, bald in stillem Müßiggang  
und ungestörtem Schlaf, ein liebliches Vergessen  
der Stadt und ihres Lebens einzuschlüpfen!

übersetzt Wieland die entsprechende Passage.<sup>128</sup> Dem Lesen in der Natur kommt die revolutionärste Publikationsform des 18. Jahrhunderts, das Taschenbuch, entgegen – in Werthers Taschen-Homer zu ikonischer Bedeutung gewachsen. Auch in diesem Zusammenhang sticht die konzentrierte „Weltweisheit“ des antiken Römers so manchen weniger konzisen Zeitgenossen aus. So schreibt J. W. L. Gleim:

Voltaire und Horaz

Voltaire steht in siebzig Bänden,  
Horaz in Einem. Seht doch, seht,  
Wie still in seiner Pracht der große Dichter steht,  
Und wie von Hand zu Hand in der Gelehrten Händen  
So rasch herum Horaz, der kleine Dichter, geht!  
Den großen läßt man stehn, den kleinen steckt man ein.  
Apoll! Der kleine möcht' ich sein!<sup>129</sup>

Gleichzeitig kann eine portable Horaz-Ausgabe auch die Stelle des beliebten Unterpfands einnehmen, mit dem sich die empfindsamen Freunde im 18. Jahrhundert ihrer Zuneigung versichern, und wodurch in Gestalt eines kleinen Porträts, eines Briefes oder gewidmeten Buches der entfernte Freund gleichsam anwesend ist. Auf diese Weise wird Horaz wirklich „Freund, Lehrer und Begleiter“. Es ist aber nicht nur die Rezeption der Poesie, die auf dem Lande ganz anderen Charakter erhalten kann als in der Stadt oder bei Hofe; es ist selbstverständlich auch die Produktion. Die Musen gehören schließlich in die amöne Landschaft, haben ihre Heimstatt in den sanften Hügeln Arkadiens und besuchen vorzugsweise, wie den Hesiod, den einsamen Hirten oder seinen neuzeitlichen, bürgerlichen Bruder, den Spaziergänger.

Dafür bürgte der passionierte Spaziergänger Zinck. In seinem Prosa-Aufsatz „An Herrn Schnetzler“<sup>130</sup> berichtete er von der Umgebung Emmendingens, in denen der Adressat, wie paradox formuliert wird, „oft der Gefährte [s]einer einsamen Spaziergänge“ war; man finde dort „zwar kunstlose aber dem Freunde der Natur nur

---

<sup>128</sup> „O rus, quando ego te adspiciam [...]“, Satire II, 6, vv60-62; Übersetzung nach Wieland/Fuhrmann 1986, 1005f.

<sup>129</sup> J. H. Voß (Hg.), *Musenalmanach für 1790*, Hamburg (Bohn) 1790; 170.

<sup>130</sup> Veröffentlichtes Nr. 17b.

desto reizendere Spatziergänge“, denn, wie um diese Kunstlosigkeit zu kompensieren, stellten „sich die mäandrischen Krümmungen der Elz von dem Schloßberge bey Nieder-Emmendingen“ beinahe „mahlerisch“ dar; „der Weg nach dem in einem stillen Thale liegenden Cisterzienserklöster Thennenbach“ gewähre „dem, der für ruhige Naturscenen Empfänglichkeit hat, den herrlichsten Genuß.“ Und Zinck bekannte:

Mir wenigstens wird es allemal ganz heimlich ums Herz, wenn ich diesen Weg zu meinem Spatziergange wähle, und hätte unser deutscher Thomson, Kleist,<sup>131</sup> diese Gegend gekannt, so würden wir gewiß seiner herrlichen Naturschilderungen, in denen er so unnachahmlich ist, mehrere haben.

Die sympathetische Verbindung von Landschaft und Dichtung wird in Zincks Schilderung des Schlosser'schen Gartens im selben Text etwas später vollzogen:

Hier athmet alles ländliche Ruhe, hier ist Horaz noch einmal so schön, als im Zimmer; sein *O rus, quando ego te adspiciam*, oder *Beatus ille* erhält hier doppelten Reitz, auch läßt sich hier, wie ich aus Erfahrung weiß, leicht Verse machen.

Die moralphilosophische Bedeutung Horazens für das 18. Jahrhundert faßt Wolfgang Pietsch folgendermaßen zusammen:

Horaz ist der Dichter, durch den der Mensch gebessert und veredelt werden kann. Solange im ‚moralischen Zeitalter‘ der Glaube daran ungebrochen war, die bessernde, veredelnde und auch tröstende Wirkung des Dichterwortes erhofft wurde und solange antike Moralphilosophie durch zeitgenössische Denksysteme ihre Stütze erhielt [durch die Philosophie Christian Wolffs beispielsweise], solange konnte Horaz als der „kluge Lieblingspoet“ [Erich Schmidt, *Lessing*, Bd. 1, Berlin 1884; 224] par excellence gelten.<sup>132</sup>

Die wirkmächtigste Übersetzung horazischer Dichtung war die Christoph Martin Wielands, die allerdings die Oden und Epoden ausklammerte und nur die Hexameterdichtungen, nämlich Briefe (Dessau 1782) und Satiren (1786), umfaßte. Das Inventar von Zincks Nachlaß listet bei den Büchern auch „5. Bände Horazens Satyren von Wieland“; da dieses Werk aber nur in zwei Teilen erschienen war (*Horazens Satyren aus dem Lateinischen übersetzt und mit Einleitungen und erläuternden Anmerkungen versehen von C. M. Wieland*, 2 Bde., Leipzig 1786) und die Aufnahme des Inventars wohl in Eile und besonders bei den Büchern nur oberflächlich vorgenommen wurde, ist die Vermutung nicht abwegig, daß es sich bei zweien der übrigen drei Bände um *Horazens Briefe aus dem Lateinischen übersezt*

---

<sup>131</sup> Die enthusiastische Naturbeschreibung Ewalds von Kleist (1715-1759), wie sie sein 1749 – als Fragment eines geplanten größeren Poems *Landleben* – publiziertes Gedicht *Der Frühling* aufweist, und diejenige James Thomsons (1700-1748), des Dichters der *Seasons* (1730), waren für Zinck offensichtlich maßstabssetzend, denn auch in seiner Epistel „Die beste Welt“ (Veröffentlichtes Nr. 10) erwähnt er eben diese beiden Dichter als für ihn unerreichbare Vorbilder (v85f): „Oh könnt' ich ihren [der Natur] Reiz, der jungen Sonne Strahlen / Dir so, wie Kleist und Thomson, malen!“ Das Inventar von Zincks Nachlaß listet „3 Bände einzeln von Kleist“ auf; vgl. Dokumente Nr. 14.

<sup>132</sup> Pietsch 1988; 201.

[sic] und mit historischen Einleitungen und andern nöthigen Erläuterungen versehen von C. M. Wieland, 2 Bde., Dessau 1782, (21790 bei Weidmann in Leipzig) und beim letzten möglicherweise um *Die Dichtkunst des Horaz* [= *Ars Poetica*], übersetzt und erklärt von K. W. Ramler; in *Versen v. Chr. M. Wieland*, Basel (Flick – Zinks späterer Verleger!) 1789, handelt. Der altertumswissenschaftlich ungemein kundige Wieland hatte den ersten beiden Werkgruppen jeweils einen umfangreichen Kommentar beigegeben.

Da [Wieland] die eigene Zeit durch ein gleiches sittliches, künstlerisches und intellektuelles Niveau, durch dieselben moralischen und ästhetischen Maßstäbe mit [der Antike] verbunden glaubte, konnte er desto unbefangener und gewissermaßen auf gleichem Fuße mit ihr umgehen. [...] Die Antike [dient] als Chiffre, als Symbol für Aussagen, die der eigenen Gegenwart gelten, [...] Antike und Gegenwart [...] werden ineinandergesehen und zu einer Einheit verklammert [...], die fernen antiken Originale durch allerlei aktuelle Analogien in die eigene Zeit herüber geholt.<sup>133</sup>

Manfred Fuhrmann betont, daß Wieland die Griechenmode seiner Zeitgenossen nur bedingt mitgetragen habe, daß ihn die heroische Zeit eines Homer und Pindar und selbst die griechische Klassik wenig berührt hätten:

[Wielands] Antike begann erst später, mit dem vierten, dem philosophischen Jahrhundert und dem Hellenismus, und sie gipfelte im spätrepublikanischen und kaiserlichen Rom, im Zeitalter Ciceros, Horazens und Lukians. Wieland hielt sich also auch in dieser Hinsicht an das Überkommene: an den lateinischen Humanismus, an das Antikebild Frankreichs und des Rokoko. [...] Er fühlte sich erst in der aufgeklärten, zivilisierten, urbanen und eleganten, kurz in der „modernen“ hellenistisch-römischen Welt zu Hause, in Jahrhunderten, die, wie er nicht zu Unrecht annahm, mancherlei Ähnlichkeiten mit seinem eigenen Zeitalter aufwiesen.<sup>134</sup>

Wieland schätzte Horaz als plaudernden Aufklärer, als Republikaner – Wielands eigener Republikanismus führte im Horaz-Kommentar zu einem eher kritischen Bild von Maecenas –, als Präfiguration jener *philosophes* nach französischem Muster, denen nichts Menschliches fremd ist, die aber auch die goldene Mitte nicht verfehlen.

Humanität, Urbanität, Skepsis, Ironie und Witz – im Lichte dieser Eigenschaften hat Wieland den Vorgänger vornehmlich gesehen, als den Weisen und Weltmann zugleich, der es verstand, seine Erkenntnisse und Erfahrungen der Lebenspraxis dienstbar zu machen, der eigenen wie der seiner Freunde.<sup>135</sup>

Um die Nähe zu seinem Vorbild trotz der trennenden Jahrhunderte zu betonen und das Mühelose des horazischen Stils ins Deutsche zu übertragen, wählte Wieland statt des traditionellen Alexandriners den Blankvers als wirkungsästhetisches

---

<sup>133</sup> Wieland/Fuhrmann Hg. 1986; 1080.

<sup>134</sup> Ebd.; 1081.

<sup>135</sup> Ebd.; 1086.

Äquivalent zum lateinischen Hexameter, denn sowohl dem Alexandriner als auch dem Hexameter haftet im Deutschen eine gewisse feierliche Schwere an. Der jambische Blankvers dagegen läßt einen naturnahen Ton zu, in dem weder die durch eine mittlere Stilhöhe erreichte Unmittelbarkeit der Aussage noch die gefällige, harmonische Form auf Kosten des jeweils anderen gehen.

Die poetische Epistel galt bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts als eine Sonderform der Gelegenheitsdichtung, die sich vom gewöhnlichen Brief bisweilen nur durch die Versifikation unterschied. Erst Johann Christoph Gottsched formulierte in seiner *Critischen Dichtkunst* (1730) eine inhaltliche Einschränkung: Die poetische Epistel müsse „allezeit gewisse Materien betreffen, die allerley Lesern nützlich und angenehm seyn können“,<sup>136</sup> sie darf sich also nicht nur an den eigentlichen Empfänger richten, sondern muß darüber hinaus einen größeren Personenkreis ansprechen. Drei Arten der Gegenstände ließen sich dabei unterscheiden: das ernsthafte, belehrende Thema, das unterhaltsame freundschaftliche, und, gewissermaßen dazwischen, das satirische, in dem die beiden vorhergehenden Aspekte sich die Waage halten.<sup>137</sup> Auch Johann Joachim Eschenburg schreibt in seinem *Entwurf einer Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften* (1783), die Epistel eigne

sich zur Behandlung solcher Stoffe, die sich in der besondern Beziehung des Dichters zu einer bestimmten Person am besten entwickeln lassen. Dieser Person, an welche der Brief sich wendet, muß aber ein poetisches Interesse ertheilt werden, sie muß ein Stellvertreter einer Classe von Menschen oder der Menschheit überhaupt erscheinen [...]. Die poetische Epistel kann ebensowohl lyrischer Ausdruck von Gesinnungen, Stimmungen und Gefühlen des Dichters seyn, als einen gegenständlichen Inhalt in der Weise des lehrenden, beschreibenden, satirischen Gedichtes behandeln und somit der epischen Gattung sich nähern.<sup>138</sup>

Lehrhaft-Allgemeines und Empfindsam-Persönliches sind also die beiden Pole, zwischen denen sich der Inhalt einer poetischen Epistel bewegen soll, und für diese Literaturgattung ist Horaz das große Vorbild. Christoph Martin Wieland bemerkte dazu im Vorwort zur dritten Ausgabe seiner *Moralischen Briefe* (1770), man solle aber nicht nur die Form dem Horaz anschauen; vielmehr müsse

ein reifer und durch Erfahrung gebildeter Verstand, ein gereinigter Geschmack, Kenntniß der Welt, tiefe Einsicht in die moralischen Dinge, Feinheit des Witzes, und die Gabe des sanften Sokratischen Spottes, der durch Nachsicht und Gefälligkeit gemildert wird, kurz, so müssen die Eigenschaften, die den Philosophen und den Weltmann ausmachen, mit den

---

<sup>136</sup> J. Chr. Gottsched, *Versuch einer critischen Dichtkunst*, Leipzig (Breitkopf) 1751, 2. Teil, 13. Hauptstück, 1. Abschnitt: Von poetischen Sendschreiben oder Briefen, §1.

<sup>137</sup> Ebd.

<sup>138</sup> Johann Joachim Eschenburg, *Entwurf einer Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften*, Berlin und Stettin 1783, §217; 98.

Talenten der Dichtkunst in ihrem Verfasser vereinigt seyn; d[as] i[st] man muß ein Horaz seyn, um poetische Briefe zu schreiben, wie Horaz.<sup>139</sup>

In einer Aufzählung neuerer Epistel-Dichter hatte Gottsched in seiner *Critischen Dichtkunst* für die mustergültige Umsetzung des Lehrhaft-Allgemeinen besonders einen Namen hervorgehoben:

Pope [...]. Denn [...] er [...] hat [...] uns drey Bücher sogenannte *Ethic Epistles* hinterlassen, die voll der trefflichsten Gedanken sind; und davon das erste Buch das so genannte *Essay on Men* [sic], als ein größeres Lehrgedicht, enthält.<sup>140</sup>

Markus Motsch resümiert:

Dichter und Schriftsteller übernahmen die Aufgabe, als Tugendlehrer und Erzieher aufzutreten und auf allen Gebieten des Lebens den rechten Weg zu einem tugendhaften, weisen und glücklichen Dasein zu suchen oder zu deuten. Mit der Wahrheitsbesessenheit des achtzehnten Jahrhunderts forschte man nach dem „wahren Glück“ und der „wahren Tugend“, fragte, wer der „wahre Weise“ sei, beschrieb den „wahren Adel“ und die „wahre Freundschaft“ und suchte die „wahre Bestimmung“ des Menschen zu ergründen.<sup>141</sup>

Auch Zinck folgte diesem Muster. In den beiden Episteln „Das ächte Glück“ und „Die beste Welt“ (Veröffentlichtes Nr. 9 bzw. 10), die im Herbst 1797 in zwei aufeinanderfolgenden Nummern des Berlinischen Archivs der Zeit und ihres Geschmacks erschienen, versucht der Baron sich an populärer Darstellung der von Horaz inspirierten Bescheidenheits- und Mäßigungsphilosophie sowie der Theodizee in der Nachfolge Leibniz' und Uz'. Im einen wie im andern Fall stellt er seinem eigenen Gedicht als Motto eine Passage aus Popes *Essay on Man* in der Übersetzung J. G. Schlossers voran.

### 1.2.1.9 – Zincks Epistel-Dichtung

Die Prävalenz des Gesprächshaften, Epistularischen in Zincks schmalen Werk dürfte im „Jahrhundert der Geselligkeit“, das auch das „Jahrhundert des Briefs“<sup>142</sup> ist, keine Überraschung sein. Dennoch erstaunt die Konsequenz, mit welcher sich dieser Zeitaspekt in den Arbeiten des Freiherrn manifestiert; selbst in den Vorberichten zu

---

<sup>139</sup> Christoph Martin Wieland, „Vorbericht zur dritten Ausgabe“ [1770], in: *Sämmtliche Werke*, XXV (Leipzig 1855-58); 141. Zinck besaß laut Nachlaßverzeichnis (Dokumente Nr. 14) *Wielands sämmtliche Werke*.

<sup>140</sup> J. Chr. Gottsched, *Versuch einer critischen Dichtkunst*, Leipzig (Breitkopf) 1751, 2. Teil, 13. Hauptstück, 1. Abschnitt: Von poetischen Sendschreiben oder Briefen, §3. Alexander Popes ungemein einflußreicher *Essay on Man* in vier kompositorisch sorgfältig aufeinander abgestimmten Episteln erschien zwischen 1732 und 1744.

<sup>141</sup> Motsch 1974; 90.

<sup>142</sup> Vgl. Emmanuel Peter, *Geselligkeiten. Literatur, Gruppenbildung und kultureller Wandel im 18. Jahrhundert*, Tübingen 1999 (Studien zur deutschen Literatur 153).

seinen belletristischen Übersetzungen, in welchen er von seiner Übersetzertätigkeit Rechenschaft ablegt und sich sowie seine Übersetzerkollegen gegen Kritik am Wert ihrer Arbeit verwahrt, ist dieses apostrophische Moment präsent. Schriftstellerische bzw. dichterische Betätigung scheint für Zinck also stets soziale Interaktion mit poetischen Mitteln gewesen zu sein. Auch Jacobi bemerkte diese kommunikative Qualität. Über die Episteln seines Freundes schrieb er, der

höchst einfache, treuherzige Ton des Verfaßers [erinnere] an den unsrer älteren Dichter in ihren poetischen Briefen [...]. Freylich nähert er sich oft der Prosa; dagegen läßt er mehr individuelles und lokales zu, kann verschiedene kleine Umstände benutzen, deren die glänzendere Schreibart sich enthalten muß, und macht, vermitteltst ihrer, die Darstellung lebendiger und interessanter. Ich rede nicht von Gedichten, welche bloß die epistolarische Form haben, sondern von Briefen im eigentlichsten Verstande, in Absicht derer ich mich selbst auf die *Horazischen* berufen darf.<sup>143</sup>

Daß Zinck und Jacobi, die sich in ihren prosaischen Briefen und im persönlichen Umgang siezten, sich in ihre Episteln duzen, ist der Gattungskonvention geschuldet; bereits Gottsched bemerkte dazu:

Die deutschen Poeten haben auch überaus wohlgethan, daß sie, in den Anreden an die vornehmsten Leute, sich, nach alter Art, das edle *Du* vorbehalten haben, welches die prosaischen Scribenten gar nicht mehr brauchen dürfen.<sup>144</sup>

### 1.2.1.9.1 – Die Episteln nach dem Horaz

#### 1.2.1.9.1.1 – Die Travestie der horazischen „Soracte-Ode“

Zur Gattung der Episteln gehört selbst die auf den Dezember 1794 datierte Kontrafaktur nach Horazens Ode I, 9 (Veröffentlichtes Nr. 4)<sup>145</sup>; durch die völlige Auflösung der strophischen Gliederung des lateinischen Vorbildes und die Verwendung des Blank-verses im Deutschen – möglicherweise unter Einfluß der Wielandschen Übersetzung, die Zinck ja kannte – wird dieses Gedicht gleichsam ‚epistelisiert‘, erhält jenen Plauderton, der den horazischen Satiren (*sermones* bedeutet wörtlich soviel wie ‚Plaudereien‘) und Briefen eigen ist. Es ist außerdem im

---

<sup>143</sup> Fußnote zur Antwort Zincks auf Jacobis Freundschaftsepistel vom 2. Februar 1796 im *Taschenbuch von J. G. Jacobi und seinen Freunden für 1798*, Basel o.J., 19. Veröffentlichtes Nr. 11.

<sup>144</sup> J. Chr. Gottsched, *Versuch einer critischen Dichtkunst*, Leipzig (Breitkopf) 1751, 2. Teil, 13. Hauptstück, 1. Abschnitt: Von poetischen Sendschreiben oder Briefen, §1.

<sup>145</sup> Das Gedicht erschien 1795 im *Berlinischen Archiv*. Das lateinische Original in alkäischen Strophen lautet: Vides ut alta stet nive candidum / Soracte nec iam sustineant onus / silvae laborantes geluque / flumina constiterint acuto? // (5) dissolve frigus ligna super foco / large reponens atque benignus / deprome quadrimum Sabina, / o Thaliarche, merum diota. // permitte divis cetera qui simul / (10) stravere ventos aequore fervido / deproeliantis nec cupressi / nec veteres agitantur orni. // quid sit futurum cras fuge quaerere et / quem Fors dierum cumque dabit lucro / (15) adpone nec dulcis amores / sperne puer neque tu choreas // donec virenti canities abest / morosa. nunc et campus et areae / lenesque sub noctem susurri / (20) composita repetantur hora // nunc et latentis proditor intumo / gratus puellae risus ab angulo / pignusque dereptum lacertis / aut digito male pertinaci.

Titel „an Herrn Professor Jacobi“ als Adressaten gerichtet – wobei bedacht werden muß, daß auch die Oden und Epoden des Horaz seit dem Mittelalter von Herausgeberseite mit Überschriften versehen wurden, meistens solchen, die den Adressaten des Gedichts nennen; auch hierin folgte der Baron also vermeintlich horazischem Muster. Wollte man den Kategorien Gottscheds mit seinen drei Arten des poetischen Briefs folgen, so gehörte das Gedicht wohl am ehesten zu der des lustigen Freundschaftsbriefs.

Zinck legte in seiner Übertragung dem getreu adaptierten Gedankengang seines verehrten römischen Vorbilds einen humorvollen Ton und, durch Nennung geographischer Namen aus der Gegend um Freiburg (Feldberg, v1; Schwarzwald, v2; Treysam, v4; Lauffen, v9) lokales Kolorit bei. Der auch anderweitig für seine Gastfreundschaft gerühmte Jacobi wird bei dem Emmendinger mit Horazens Adressaten „Thaliarchus“, was etwa soviel wie „Führer des Festes“ bedeutet, gleichgesetzt. Die in Kälte erstarrte Außenwelt, in der knappen horazischen Vorstellung die ‚Kontrastfolie‘ zum stillen, zurückgezogenen Lebensgenuß, wirkt bei Zinck durch reichere, farbige Ausdrücke in der Naturbeschreibung etwas gemildert, ja ästhetisiert (vv1-5); gleichzeitig erhält die Schilderung des häuslichen Beieinanders der Freunde einen Zug ins Scherzhafte, heiter Gemütliche (vv6-10). Verstärkt wird die gerade zurückgenommene Feindlichkeit der Außenwelt jedoch wieder durch die Erwähnung des Krieges (vv11-17), der bei Horaz nur als Metapher für den Sturm („kämpfende Winde“, „venti deproelianti“, vv10f) auftaucht; feinfühlig hat Zinck diesen Aspekt in den Gedankengang des Vorbildes eingefügt. Da das Jahr 1794 den Zusammenbruch der Jakobiner-Herrschaft in Frankreich gesehen hatte, regt sich in dem imaginierten Kamingsgespräch zwischen den Freunden die Hoffnung auf ein Ende der Kriegsgefahr. Die zweite Hälfte der horazischen Ode bestimmt das allen etwaigen Schicksalsschlägen gegenüber indifferente Auskosten eines jeden Augenblicks. Im Unterschied zu Horaz, bei dem die durch den kalten Schnee auf der Bergspitze (vv1f) assoziierte Weißhaarigkeit des Alters als Zeichen des Wunderlichen, ja Pedantischen („morusus“, v 18), als Bedrohung erscheint, akzeptiert Zinck das Altern und fordert dazu auf, dem „ehrevollen Silberhaare / des Greisen-Alters [...] entgegen [zu] gehen“ (vv24f). Zinck muß nicht mehr, wie Horaz, den Wein ausschenkenden Jüngling dazu ermahnen, seine Jugend für allerlei Angenehmes zu nutzen, solange er in ihrem Besitz ist: Jugend ist für den Emmendinger Baron eine Form des Selbstgefühls, nicht mehr nur körperliche Konstitution, und eine Mahnung an den etwas älteren Jacobi, der ja nun der „Thaliarchus“ ist, muß auf den Mahner zurückfallen. Darin liegt die Pointe der Nachdichtung begründet. Sie ist ein lustvolles Spiel in der Verkleidung des Römers, sowohl als Text, der eine Travestie ist, als auch der redenden und der angeredeten Person. Der jüngere Zinck und der ältere Jacobi schlüpfen in die von Horaz vorgegebenen Rollen, vertauschen sie dabei aber auch; in der Selbstaufforderung „Wir wollen weise seyn, und jeden Tag / Genießen, den die Vorsicht uns gewährt“ (vv19f) kommt nicht nur zum Ausdruck, daß der bewußte Lebensgenuß integraler Bestandteil der Weisheit ist, es klingt auch unüberhörbar

die horazische Maxime des „carpe diem“ aus Ode I, 11 an (v8). Als zwei alternde Herren freuen sich die Freunde auf einen neuen Frühling, ergehen sich aber schon jetzt, im Winter, auch in der Vorstellung von Frühlingsgefühlen (vv26-32) eher erotischer Natur; nicht mehr, wie bei Horaz, ist es nur der Rat des Alternden an den Jugendlichen, die Freuden der Liebe nicht zu verschmähen („nec dulcis amores / sperne, puer“, vv15f). Dadurch erhält das Gedicht einen leisen Zug ins Frivole, der das Melancholische der Vorlage mildert; daß es sich dabei um eine späte, liebevolle Reminiszenz der bereits damals nicht mehr sonderlich geschätzten Anakreontik mit ihrem Repertoire an weisen Männern, edlem Wein und jungen Mädchen handelt, wird vollends in der von Zinck angefügten vierzeiligen Schlußpassage deutlich (vv33-36), in der horazischer Lebensgenuß als rokokohafte Geselligkeit gefeiert wird. Hygea, als Göttin der Gesundheit, soll gewährleisten, daß die alternden Freunde ihre Lustbarkeit auch durchstehen, Apoll, daß ihre Rede nicht ungeschliffen oder langweilig sei, und Comus, als der Beschützer des Trinkgelages, soll den Nachschub an Alkoholischem sichern, das die beiden Herren wie Nektar und Ambrosia zu Göttern macht. Das winterliche Punschgelage als verbürgerlichtes Symposion wird so zum Rahmen für heitere Erinnerungen an eine vergangene Zeit der Jugend, an eine vergangene Epoche der Literatur, aber auch für deren gleichzeitige Auferstehung und Apotheose.

Wie sehr jedoch diese kurze Epistel den Charakter eines literarischen Spiels unter Eingeweihten trägt, zeigt sich in der Tatsache, daß Zinck in der Nennung des Gottes Comus und der Metonymie „der Britten Nektar“ ganz offensichtlich ein knapp drei Jahre älteres Gedicht Jacobis zitiert, nämlich die Eloge „An den Punschlöffel des Barons von \*\*\*“<sup>146</sup>, die in Johann Heinrich Voß' *Musenalmanach für 1794* erstmalig gedruckt worden war. Diesem Gedicht schickt Jacobi die Bemerkung voran, er habe das Thema dazu „[i]n einer Punschgesellschaft, welche sich wöchentlich bei dem Baron versammelt, und worin man zuweilen mit Endreimen und ähnlichen Musenspielwerken sich belustigt“ nebst einigen Wörtern erhalten, die er in dem Gedicht unterbringen sollte. Der Text feiert die Harmonie einfacher, ungezwungener Gastlichkeit, in welcher der Punschlöffel sein Werk tut, und ergeht sich in der klassischen Schelte des Hofes und des Toren (hier in der Gestalt von Marionetten und Figuren der *Commedia dell'arte*), dem Lob des Landlebens und der Propagierung eines heiteren Fatalismus', der den Geist zum weisen, maßvollen Lebensgenuß allererst befähigt. Besonders bemerkenswert ist dabei, daß Jacobi in den vv54f ein deutlich sichtbares Horaz-Zitat aus der Ode I, 9 (v14f) untergebracht hat – eben jener „Soracte-Ode“, die Zinck im selben Jahr noch in den Breisgau und ins Deutsche übertragen sollte. Es hat nun allen Anschein, als hätte der Emmendinger Baron mit seiner *translatio* direkt auf Jacobis Gedicht reagiert – und die Konjektur mag plausibel sein, daß die beiden Asteriske im Titel von Jacobis

---

<sup>146</sup> *Musenalmanach für 1794, herausgegeben von Joh. Heinr. Voß*, Hamburg (Bohn) [1793]. Neudruck in *Sämtliche Werke*, Bd. 4, Zürich 1819, 217-222; dort schlicht „An den Punschlöffel“ und ohne die Bemerkung zum Entstehungskontext. Vgl. Veröffentlichtes 4a.

Preisgedicht auf den Punschlöffel den Namen Zinck verbergen, sich die geschilderten maßvollen Lustbarkeiten, der „wöchentliche Punschabend“, also im gastlichen Emmendinger Haus des Ehepaars Zinck abgespielt haben.

Und nicht zuletzt wird die besondere Bedeutung, die die Soracte-Ode als Vorlage zu Zincks Gedicht für den Freiburger Professor offensichtlich hatte, darin deutlich, daß Jacobi in das *Überflüssige Taschenbuch für das Jahr 1800* (69f) eine weitere Übersetzung aufnahm, diesmal von Johann Heinrich Voß, allerdings ohne alle thematische Anverwandlung und im strengen alkäischen Metrum des Originals.<sup>147</sup>

### 1.2.1.9.1.2 – Die poetologische Epistel

Ein besonderer Fall unter den poetischen Briefen an Jacobi ist eine Epistel, die Zinck für Jacobis *Taschenbuch [...] für 1799* schrieb<sup>148</sup>; besonders erstens, weil es das Dichten selbst thematisiert, also ein poetologisches Gedicht ist; und zweitens, weil es sich dem flüchtigen Blick nach hier nicht um eine Nachdichtung nach dem Horaz handelt, wie bei den Travestien der Soracte-Ode und der Schwätzer-Satire. Bei näherer Betrachtung erweist sich dieses Stück jedoch als mit Horaz-Zitaten gleichsam durchwirkt, besonders aus der *Ars poetica*, aber auch aus anderen Stellen im Werk des Römers, die das Dichten selbst zum Gegenstand haben. Es ist gewissermaßen ein Florilegium horazischer Hinweise für denjenigen, der es mit der Dichtung ernst meint, und begründet somit Zincks eigene Dichtungsauffassung – und Jacobis dazu<sup>149</sup> – mit der Autorität des großen Römers, der in vv56 und 66 direkt genannt wird. In diesem Sinne ist der Text Ausdruck eines klassizistischen, an den Vorbildern und der von ihnen getragenen Tradition ausgerichteten Kunstideals; das „vos exemplaria“ (*Ars poetica* v268), in v101 wörtlich zitiert, wird regelrecht vorgeführt, der Typus des *Poeta doctus* gewissermaßen bei der Arbeit gezeigt und gegenüber dem vage und skizzenhaft bleibenden Originalgenie ausgemalt.

Wie Horaz selbst in seinem Pisonenbrief geht es Zinck freilich nicht um die Etablierung einer präskriptiven, positiven Poetik, sondern darum, sich der eigenen Einstellung zum poetischen Schaffensprozeß dichterisch zu vergewissern; der Text ist aber mehr Dichtung als Dichtungstheorie, quasi eine Poetik *in nuce*, die sich in ihrem eigenen Vollzug selbst kritisch unter die Lupe nimmt.

---

<sup>147</sup> J. H. Voß, „An Thaliarchus“, in: *Überflüssiges Taschenbuch für das Jahr 1800*, Hamburg o.J., 69f.

<sup>148</sup> *Taschenbuch von J. G. Jacobi und seinen Freunden für 1799*, Basel, 122-128; Veröffentlichtes Nr. 15.

<sup>149</sup> Jacobi veröffentlichte in der *Iris* von 1803 das Schreiben eines jungen, poetisch ambitionierten Mannes, der ihm zwecks Prüfung einige Gedichte beigelegt hatte. In der angeschlossenen „Antwort“ (264-273) gibt Jacobi einige Hinweise bezüglich des Handwerklichen in der Dichtkunst, wobei er sich hauptsächlich auf Horazens *Ars poetica* beruft. Er unterstreicht die Notwendigkeit, sich an den Vorbildern der Alten zu schulen (ebenfalls ein Tip Horazens) und äußert sich noch über das Wesen des Schönen: Selbst die Darstellung einer furchterregenden Szenerie – er nennt als Beispiel den Satan in Miltons *Paradise Lost* und, aus der Bildhauerei, den Laokoon – könne als schön empfunden werden.

In der Epistel sprechen zwei Stimmen, deren Wechsel unschwer als ein inneres Zwiegespräch des Autors interpretiert werden kann. Den Anfang macht ein Interlocutor (in v15 als „Freund“ titulierte), der als Vertreter eines genialischen Kunstverständnisses das lyrische Ich ermuntern will, zu Jacobis nächstem Taschenbuch einen Beitrag zu liefern (vv1-14). Er schlägt vor, statt sich im engen Arbeitszimmer abzumühen, in der hellen Natur Inspiration zu suchen, speziell im Gesang der Nachtigall (v12). Die Vorstellung vom Enthusiasmus, der „Begeisterung“ (v14), die man im Freien erhalte und mit deren Hilfe man wie durch fremde Eingebung, „ohne daß wir Reim und Bilder suchen“ (v13), dichten könne, wird vom lyrischen Ich als Verfechter einer traditionell-handwerklichen Kunstethik mit der Aufforderung zum konzentrationsfördernden, der Studierstube angemessenen Stillschweigen sofort zurückgewiesen (vv15-18). Die Begeisterung, von der man leichtfertigerweise denke, sie sei unter Einsatz der richtigen Stimulanzien umgehend verfügbar, sei vielmehr ein rarer Gast und die Leichtigkeit des Gedankenflusses und des Ausdrucks, die man nur zu schnell als ihr Werk ansehe, wolle „mühevoll errungen seyn“ (v22). Der Vorstellung vom mühelosen *plein-air*-Dichten wird die Realität mühevoller Arbeit in der Kammer entgegengesetzt (vv22f), wobei eine entsprechende Stelle in der *Ars poetica* (vv240-243) und eine weitere in Ode IV, 2 (vv31f) paraphrasiert werden. Aber selbst, wenn während der mühsamen Arbeit im „düster[n] Lampenschimmer“ (v23) die Flamme dichterischer Inspiration auflodere (v24): Dies genüge nicht, wolle man den Kritikern, dem lachenden „Spötter“ wie dem „strengen Kenner“ (vv26f), keinen Grund bieten, „zu tadeln und zu zanken“ (v39). Es folgen Kriterien für ein gutes Gedicht: Der Grundgedanke muß neu sein (hier ausgedrückt durch ein direktes Zitat aus Ode III, 25, v8: „indictum ore alio“) und sich frei entwickeln, nicht unter dem Zwang der poetischen Form (vv30-34); Klein- und Großstruktur des Werkes sollen harmonisch aufeinander abgestimmt sein, kein einzelner Teil darf einen Fehler aufweisen (paraphrasiert Ode III, 25, vv17f), soll nicht das Ganze verdorben werden (vv35-37). Gute Dichtung habe zudem einen langen Prozeß der Reife und Veredelung zu durchlaufen (vv38-58) und fordere große Mühe für kaum sichtbare Ergebnisse. Mit der Nennung des „Nonums“ (v39) wird erneut direkt aus dem Horaz zitiert, diesmal aus der *Ars poetica*, wo es heißt (vv386-390), man müsse ein Werk neun Jahre lang – ein hyperbolisches Analogon zur neunmonatigen Schwangerschaft – in der Schublade liegenlassen und dann entscheiden, ob es gut genug zur Veröffentlichung sei oder doch besser vernichtet werden sollte. Zinck fordert jedoch, diesen Zeitraum zum „fleißig[en F]eilen“ (v40) zu verwenden, was wiederum auf eine Stelle in der *Ars poetica* verweist (v291: „limae labor et mora“). Das lyrische Ich geht sogar so weit, gegenüber dieser Dichtermühe die Tätigkeiten von Medizinern, Theologen und Juristen als wenig anspruchsvolles und rasch erledigtes „Kinderspiel“ zu bezeichnen (vv44f), das auch noch Zeit für den Spieltisch lasse (vv46-48). Damit erhebt Zinck die Ausübung der Schönen Wissenschaften, zu denen die Poesie gehört, und die institutionell an der im 18. Jahrhundert als akademischer Vorkurs verpönten

philosophischen Fakultät angesiedelt sind, über die Berufe, die aus den drei „höheren“ Fakultäten hervorgehen. Der juristischen Arbeitswut eines Ernst Ferdinand Klein (1744-1810) mit einem Tagespensum von zehn Prozessen wird die Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit eines Nicolas Boileau-Despréaux (1636-1711) entgegengesetzt, welcher in der doppelten Zeit – und unter Qual und Plagen (vv52f) – gerade einmal zwei gute Verse zustande bringt (v54).

Daß das lyrische Ich sich einer solchen Mühe unterziehen könne, bezweifelt es gegenüber dem Interlocutor mit dem Verweis auf das „Farniente“ (v55), an das er so wie Horaz gewöhnt sei – diese Vokabel und der Zusammenhang sind wörtlich der Einleitung Christoph Martin Wielands zu seiner Übersetzung der dritten Satire entnommen<sup>150</sup>– und lehnt es ab, im aufreibenden Schaffensprozeß „bald [zu] frieren und bald [zu] glühn“ (v58), was wiederum ein direktes Zitat aus der *Ars poetica* ist (v413).

Als nächstes wird (vv62-74) – in ausdrücklichem Rückgriff auf Horaz, als „Vater Flakkus“ – das Problem des Mittelmaßes thematisiert, das bei Werken der Dichtung nicht geduldet werde (Paraphrase der vv372f der *Ars poetica*). Auf den Einwand des Interlocutors, Zinck sei doch ein bereits gedruckter Autor und damit als fähiger Dichter ausgewiesen, übt dieser Selbstkritik für die ihm in der Retrospektive als voreilig erscheinende Veröffentlichung einiger seiner Texte im *Berlinischen Archiv der Zeit und ihres Geschmacks*, die ihm nicht die Achtung der Kenner eingebracht hätten (Paraphrase von v445 der *Ars poetica* sowie aus Epistulae II, 1, v219). Und der Peinlichkeit, unter die „Dichterlinge“ (v69) gezählt zu werden, die in erster Linie ihre schlechten Verse gedruckt sehen wollen und möglicherweise nur aus Rücksicht auf ihre Person nicht den verdienten Tadel dafür erhalten, möchte Zinck als das lyrische Ich sich nicht aussetzen (Paraphrase der vv263ff der *Ars poetica*). Die Formulierung „Merkure schnitzet man ja nicht aus jedem Holz“ (v71) unterstreicht, daß zur vollendeten Beredsamkeit, deren Gottheit Merkur ist, reine Ambition nicht ausreichend ist und schon gar nicht die Zugehörigkeit zur „besseren Gesellschaft“ aus Adel und höherer Verwaltung, deren Vertreter sich gerne mit künstlerischen Allüren schmücken (vv72f), denn „gereimte Zeilen sind bey weitem kein Gedicht“ (v74).

Auch in einer Reihe mit großen Namen zu stehen – es werden mit Friedrich Leopold Graf Stolberg, Gottlieb Konrad Pfeffel und Johann Heinrich Voß drei berühmte Beiträge zu Jacobis Taschenbuch aus dem Vorjahr, 1798, genannt (v76) – ist dann mehr Last als Ehre, wenn man gegenüber diesen zu sehr abfällt (vv75-92). Für einen poetischen „kleinen Wicht“ (v92) sei es nicht vorteilhaft, direkt unter Großen es dem Rezensenten zu leicht zu machen: Weder möchte man aus purem Mitleid

---

<sup>150</sup> *Die Satyren des Horaz, aus dem Lateinischen übersetzt, und mit Einleitungen und erläuternden Anmerkungen versehen*, 2. Teil, Wien 1794, 63f

übergangen werden (v86; Paraphrase der vv450-452 der *Ars poetica*), noch dem Mutwillen des Kritikers ausgeliefert sein. Der sprichwörtliche Einäugige, der nur unter den Blinden – unter Menschen mit schlechtem Geschmack oder unter kritikunwilligen Freunden – König (um die Augen-Metapher fortzuspinnen, bei Zinck „Argus“) ist (vv82f), würde aus der Begegnung mit einem angriffslustigen Rezensenten dann im besten Fall ein blaues Auge davontragen (v87), das zwar sichtbar, aber nicht weiter schmerzhaft ist, im schlimmeren Fall aber mit scharfer Seifenlauge traktiert werden, die noch lange im Auge nachbrennt (v88).

Schließlich wird das Problem des Talents angesprochen, das nicht erlernbar ist und auch nicht „durch Fleiß erworben“ werden kann (v99). Jedoch ist auch Talent nur notwendig, aber nicht hinreichend zum Erfolg als Dichter, denn ohne die profunde Kenntnis der älteren Dichtung wird sich dieser ebensowenig einstellen, wie man aus der reinen Kenntnis der Dichtung heraus automatisch zum Dichter wird (vv97-102; Paraphrase der vv408-411 der *Ars poetica*). Das Zitat „Vos exemplaria“ (v101) schließlich verweist offen auf Horazens *Ars poetica* (vv268ff), in der das gründliche Studium griechischer Vorbilder zur *conditio sine qua non* für gute lateinische Dichtung erklärt wird. In dieser Versicherung löst sich die Epistel gewissermaßen selbst ein, denn für die Augen des Kenners sind die zahlreichen Anspielungen auf das große Vorbild Horaz unübersehbar. Es ist jedoch noch nicht der Kulminationspunkt des Spiels mit der Tradition. Dieser folgt erst in der abschließenden Versicherung, nicht einmal aus Freundschaft zu Jacobi dichten zu wollen, sondern den längst von der Freundschaft Überzeugten vielmehr mit möglicherweise minderwertigen poetischen Ergüssen zu verschonen. Durch diese *recusatio*, die bescheidene Verweigerung (v106) des Lobes, ruft Zinck den Schluß von Epistel II, 1 (vv257-270) auf, in der Horaz dem Augustus versichert, seiner Größe könne man in schlechten Versen nicht gerecht werden, mit denen der Krämer irgendwann seine Waren einwickeln wird, weswegen er es gar nicht erst versuchen wolle, ein solches Lobgedicht, zu dem seine Kräfte nicht ausreichen, zu schreiben.

Zinck äußert seine Zweifel an den eigenen poetischen Fähigkeiten; daß er dies in selbstironischer Koketterie mit seinem Status als Dilettant in der dichterischen Form einer Epistel tut, die auch noch an seinen poetischen Lehrmeister Jacobi gerichtet ist, macht die Pointe des selbstreferentiellen Textes aus. Die Kunstfertigkeit, mit der er bei großer spielerischer Leichtigkeit des Ausdrucks über den Mangel an Kunstfertigkeit räsoniert, potenziert noch die Größe des Adressaten – der zudem die gelehrten Anspielungen sehen konnte, die den Text durchweben – welcher solche Kunstfertigkeit angeblich nicht angemessen sei. Aber das Lobgedicht auf den Freund und Lehrer, das man nach Lektüre der Überschrift noch erwartet haben mag, wandelt sich flugs in eine Selbstvergewisserung des poetologischen Standpunktes – und sich auf diesem mit dem Adressaten des Gedichts einig zu wissen, ist ein stärkeres Band der Freundschaft, als es jedes Lob je sein könnte.

### 1.2.1.9.1.3 – Die Kontrafaktur der horazischen ‚Schwätzer-Satire‘

Im *Überflüssigen Taschenbuch auf das Jahr 1800* publizierte Zinck neben seinem Prosa-Aufsatz „An Herrn Schnetzler“ auch noch eine Verssatire nach dem Horaz (Sermones I, 9) unter dem für seine Veröffentlichungen bei Jacobi üblichen Titel „An den Herausgeber“.<sup>151</sup> In dieser vor Zinck schon oft, unter anderem von Friedrich von Hagedorn, übersetzten oder nachgedichteten Satire beschreibt Horaz, wie er unterwegs in Rom einem aufdringlichen „Irgendwem, dem Namen nach nur bekannt“ („quidam notus mihi nomine tantum“, v3) begegnet, der es darauf abgesehen hat, durch ihn in den Kreis um seinen Freund und Förderer Maecenas eingeführt zu werden. Dieser ‚Schwätzer‘ („garrulus“ bzw. „loquax“, v33) ist eher ein stadtbekannter Wichtigtuer und macht sich mit den wildesten Aufschneidereien lächerlich. Horaz versucht nun verzweifelt, den Aufdringlichen loszuwerden, was ihm beim Hinzutreten eines Freundes auch möglich scheint. Der läßt ihn allerdings schadenfroh unter allen möglichen Ausflüchten im Stich, so daß Horaz erst von seinem unerwünschten Begleiter befreit wird, als dieser von einem Prozeßgegner vor Gericht geschleppt wird.

Wie Eckard Lefèvre vermutet, hat Zinck möglicherweise die Nachdichtung Friedrich von Hagedorns gekannt<sup>152</sup>, dem der Schwätzer allerdings in Hamburg über den Weg läuft, als der Dichter zu seinem Freund und Dichterkollegen Barthold Hinrich Brockes unterwegs ist. Diese Verlegung des Schauplatzes in die unmittelbare Nachbarschaft findet in Zincks Version auch statt: Der Baron kommt von einem Besuch bei Jacobi in Freiburg und befindet sich zu Fuß auf dem Rückweg nach Emmendingen, als ihm ein „Halbbekannter [...] / Dem seiner eiteln Selbstsucht wegen / Gern aus dem Wege jeder weicht“ (vv20-23) über den Weg läuft und sich ihm mit der augenscheinlichen Absicht an die Fersen heftet, möglichst viel über Jacobi und seinen Freundeskreis zu erfahren. Nachdem Zinck die Frage, ob er geschäftlich in Freiburg gewesen sei (vv28f), verneint, seinen Besuch bei Jacobi erwähnt und so *en passant* den klassischen Gegensatz von *negotium* und *otium* aufgerufen hat (vv31-36), ist das Gespräch auf Jacobi gelenkt und die Handlung kann ihren Lauf nehmen. Während aber Hagedorn neben der geographischen und personalen Veränderung die horazische Vorlage ansonsten getreu nachbildet, übernimmt Zinck nur die Situation. Die Begegnung mit dem Schwätzer ist ihm in erster Linie Anlaß, ein detailliertes und lobendes Porträt seines Freiburger Freundes in Versen zu zeichnen. Die vergeblichen Versuche, den ungebetenen Begleiter

---

<sup>151</sup> *Überflüssiges Taschenbuch für das Jahr 1800*, Hamburg o.J., 97-104; Veröffentlichtes Nr. 18.

<sup>152</sup> Eckard Lefèvre, „Friedrich von Zinck, Horaz und Georg Jacobi: Zur Rezeption der ‚Schwätzer-Satire‘ (Horaz Sat. 1,9) bei Zinck, Hagedorn und Tieck“ in: Achim Aurnhammer/Wilhelm Kühlmann (Hg.), *Zwischen Josephinismus und Frühliberalismus: Literarisches Leben in Südbaden um 1800*, Freiburg 2002, 297-316; hier 314. Hagedorns „Der Schwätzer. Aus dem Horaz“ wurde erstmals 1744 veröffentlicht.

loszuwerden, welche bei Horaz breiten Raum einnehmen, gibt es bei Zinck nicht. Auch tritt kein Dritter hinzu, um die Situation zu verkomplizieren.

Eine einzige Passage scheint sich näher an das horazische Vorbild anzulehnen als der Rest: Während der römische Schwätzer dem Horaz vorschlägt, gemeinsam die übrigen Mitglieder des Maecenas-Kreises aus dessen Gunst zu verdrängen (vv43-48) und ungläubig staunt, als der Dichter erwidert, es hätte jeder seinen Platz dort, unabhängig von Reichtum oder Bildung (vv50-52), schließt Zincks lästiger Weggenosse von seinem eigenen Wesen auf das Jacobis und seiner Freunde und insinuiert, man habe das Treffen genutzt, um sich in Schimpf und Schadenfreude über unliebsame Personen zu ergehen sowie sich als genialischer Dichter zu inszenieren.

Ihr habt wohl viel von Poesie gesprochen,  
Und euch an manchem Dichterlein  
Und manchem Kritiker gerochen.  
Da setzt man auf den Dreyfuß sich [...]“ (vv57-60)

Beide, Horaz' „quidam“ und Zincks „Halbbekannter“, projizieren also ihre eigenen Charakterdefekte und ihren Wunsch nach ästhetischem Kritikastern und politischer Kannegießerei auf den Personenkreis, zu dem sie Zutritt erlangen wollen, und beweisen damit ihre Unfähigkeit zu dem, was diesen Kreis auszeichnet und festigt: zur Freundschaft.

Nachdem Zinck sich über Kritik, Politik, Philosophie und Dichtung in Jacobis Freundeskreis hat erklären müssen und jedesmal betont hat, der Stellenwert dieser Gesprächsthemen sei bei den Treffen nicht sonderlich hoch, weil es in erster Linie um das Beisammensein der Freunde gehe (vv57-143), äußert der unerwünschte Begleiter endlich seine eigentliche Absicht: Er möchte in Jacobis Taschenbüchern einige eigene Machwerke unterbringen (vv144-152) und scheint auf Zincks Fürsprache zu hoffen. Auf die Frage des Schwätzers, ob Zinck schon einen Beitrag für den nächsten Jahrgang gedichtet hätte, endet die Unterhaltung abrupt mit der Ankunft an Zincks Haus, der dem Schwätzer diese letzte Frage verneint, ihn aber mit der Bemerkung stehenläßt: „Du gabst mir selbst den Stoff zu einem Liede“ (v165).

Wie bereits in der Travestie der Soracte-Ode besetzt Zinck die Stelle des Adressaten im horazischen Original – hier Maecenas – mit seinem Freund Jacobi und tritt selbst an die Stelle Horazens. Zudem verlegt er den Schauplatz von Rom in die Ebene zwischen Freiburg und Emmendingen. Ansonsten steht das Lob Jacobis im Vordergrund und nimmt breiteren Raum ein als das Lob des Maecenas bei Horaz. Das Gedicht wird bei Zinck zu einem liebevollen Denkmal für den Freiburger Freund, dessen menschliche Wärme, unaffektierte Umgänglichkeit und Gemütlichkeit hervorgehoben werden: Jacobi setzt sich nicht wie die Pythia auf den delphischen Dreifuß, um in der Rolle des *poeta vates* dunkle Orakelsprüche zu

raunen (v60), sondern verleugnet vielmehr im freundschaftlichen Umgang seine Eigenschaft als Dichter, und da er auf Äußerlichkeiten keinen Wert zu legen scheint, erst recht nicht auf Ehrenzeichen (vv68-69), trifft man ihn sogar „oft [...] im Schlafrock“ an (v68). In die so erlebte Häuslichkeit gehören auch Jacobis Familie: seine Frau, die für das leibliche Wohl sorgt (v123) und die Gäste mit der Strenge eines „Despoten“ (v129) dazu anhält, ja nicht zu wenig zu essen, sowie sein Sohn Fritz (35). Auch bieten in der Unterhaltung mit Jacobi die Gesprächsgegenstände keinerlei Gelegenheit, sich als herausragend gebildet oder scharfsinnig zu profilieren: das Gespräch beginnt bereits mit „kleinen Angelegenheiten“ (v118), nur um dann auf für Außenstehende immer unbedeutenderen Dingen zu kommen (vv120-122). Es wird „kein Einfall unterdrückt, kein Ausdruck abgemessen / Und jedes Ding für das genommen, was es ist“ (vv126f). Zwar wird die Hauptsache, das gemeinsame Essen und Trinken, in antiker Manier mit dem einen oder anderen philosophischen Gedanken garniert, jedoch ohne in den als lebensfern erachteten, nicht ‚für den Hausgebrauch‘ geeigneten akademischen Intellektualismus der systematischen Philosophie mit „Zeit und Raum, Ich oder Nicht Ich“ (v139) auszuarten (vv136-140), „wie / Wolf und Kant sie vom Katheder lehren“ (vv135f); beim Klang der Gläser als der „Harmonie der Sphären“ (v142) lösen sich nicht nur die Kategorien Raum und Zeit als Konstituenten idealistischer Weltaneignung, sondern auch alle Gegensätze in der Seelen-Harmonie des Freundeskreises auf, der so zu einem Abbild der kosmischen Harmonie wird.

Das Gedicht schildert Jacobi als unprätentiös, durch und durch liebenswert und desinteressiert am politischen Tagesgeschehen: „Es kommt [...] / Kein Blättchen Zeitung in sein Haus.“ (vv88f). Da Politik in Zeiten von Revolutionen und Kriegen ein heikles Thema ist, verneint Zinck, daß sein Freund sich darüber tiefere Gedanken macht, breitet dann aber, quasi in einer *praeteritio*, dessen liberales wiewohl revolutionsaverses Weltbild aus (vv92-108). Dies kulminiert in den Formulierungen, Jacobi sei „der Bürger Wohlfahrt Alles“ (v95), er wünsche „Verbesserung“ (v104) und „frey denken [scheine] ihm kein Verbrechen“ (v107), sowie der Feststellung: „Mein Freund will Menschenglück“ (v101). Monarchen, die sich als erste Diener ihres Staates verstehen (vv82-84; v106) fänden seine ehrende Wertschätzung. Die doppelte Betonung, daß Jacobi Revolutionen ablehne (vv91-95; vv103-106), ist ein deutlicher Nachhall der Aufregung vom vergangenen Herbst, als der Baron seinen Freund Jacobi in einem offenen Brief gegen den Verdacht antireligiöser Einstellungen sowie politischer Unzuverlässigkeit hatte in Schutz nehmen müssen (Veröffentlichtes Nr. 14); manche Passagen dieser Verteidigungsschrift sind in der Epistel poetisch nachgebildet (bes. vv101-106 und vv108-110). Offensichtlich hatte Zinck es für nötig befunden, bei der Eindämmung des Schadens, den Jacobis Ruf durch die gestreuten Gerüchte genommen haben mochte, noch einmal nachzulegen; und war der offene Brief vom Vorjahr, wie Jacobis Biograph Joseph Albrecht von Ittner ein Vierteljahrhundert später mitteilte,

„im Jahre 1798 überall im Umlaufe“<sup>153</sup>, so war doch für das Gedicht in Jacobis Taschenbuch eine noch weitere Zirkulation wahrscheinlich.

Mit der ausdrücklichen Erwähnung Franz Xaver Schnetzlers (v124) wird das Poem zudem zu einem Denkmal einer idealen Gemeinschaft von Gleichen, zur Feier authentischer, ungekünstelter Freundschaft. Zuletzt ist Zincks Pointe ganz anders als in der lateinischen Vorlage; statt satirisch auszukosten, wie die unangenehmen Begegnung mit dem Schwätzer ihr Ende in allgemeinem Gewühl und Aufruhr nimmt, thematisiert Zincks Epistel, dem poetologischen Gedicht aus dem *Taschenbuch für 1798* nicht unähnlich, die *inventio*, das Finden eines zum Gedicht geeigneten Stoffes, welcher aus dem Erleben kommt, nicht durch göttliche Begeisterung, sowie die Unverfügbarkeit der Inspiration, denn auch hier hatte der Autor bekannt: „Ich habe seit fünf Monden nicht gereimt; / Es muß bei mir so ungerufen kommen“ (vv75f).

### 1.2.1.9.2 – Die Freundschaftsepisteln

Neben den drei in enger Anlehnung an das horazische Muster geschriebenen Episteln Zincks an Jacobi sind noch zwei Paare poetischer Sendschreiben überliefert, die die beiden Freunde einander geschrieben haben, und welche sich jeweils zu einem brieflich-dichterischen Dialog ergänzen; sie erschienen in den *Taschenbüchern* für 1796 und 1798.<sup>154</sup> Die jeweiligen Antworten Zincks – im Gegensatz zu den in regelmäßigen jambischen Vierhebern gehaltenen Episteln Jacobis bestehen diese aus Versen unterschiedlicher Länge, zwischen vier und sechs Jamben – wurden für die Veröffentlichung jedoch offenkundig durch Jacobi überarbeitet und gekürzt; der Herausgeber der Taschenbücher merkt dies selbst in einer Fußnote an, die er dem Epistelpaar im *Taschenbuch für 1798* beifügt:

In einem dieser Epistel angehängten Nachschreiben ersuchte mich der Verfaßer, ich möchte, wenn ich dieselbe in mein Taschenbuch aufnehmen wollte, nicht, wie in seiner vorjährigen Epistel, gewisse mich betreffende Stellen wegstreichen; sondern *nur einmal seinem Herzen gestatten, daß es sich frey ergießen dürfte*. Ein sehr freundschaftliches Verlangen, welches zu befriedigen mir aber unmöglich war! Mehrere Verse wurden unterdrückt, und einige andre, denen ein gleiches begegnen sollte, sind bloß deswegen stehen geblieben, weil sie der Zusammenhang nothwendig forderte. Um dieser Verse willen das ganze Gedicht den Lesern zu entziehen schien mir eine Ungerechtigkeit gegen meinen Freund und gegen das Publicum. Es hätte mir solches um so weher gethan, da der höchst einfache, treuherzige Ton des Verfaßers an den unsrer älteren Dichter in ihrem poetischen Briefen erinnert. Freylich nähert er sich oft der Prosa; dagegen läßt er mehr individuelles und lokales zu, kann verschiedene kleine Umstände benutzen, deren die glänzendere Schreibart sich enthalten muß, und macht, vermittelt ihrer, die Darstellung lebendiger und interessanter. Ich rede nicht von Gedichten, welche bloß

---

<sup>153</sup> Ittner (1822), 102.

<sup>154</sup> *Taschenbuch von J. G. Jacobi und seinen Freunden für 1796*, Königsberg und Leipzig, 3-19 (Veröffentlichtes Nr. 5); sowie *Taschenbuch von J. G. Jacobi und seinen Freunden für 1798*, Basel o.J., 11-24 (Veröffentlichtes Nr. 11).

die epistolarische Form haben, sondern von Briefen im eigentlichsten Verstande, in Absicht derer ich mich selbst auf die *Horazischen* berufen darf. J. G. J.

Jacobi war also um die Öffentlichkeitstauglichkeit des poetischen Briefwechsels, so wie er in den Poetiken Gottscheds und Eschenburgs gefordert wird, besorgt. Seine Anmerkungen zu Zincks Stil, der „höchst einfache, treuherzige Ton“, sind insofern bemerkenswert, daß er ihn in die Nähe „unserer älteren Dichter“ rückt; im weiter oben genannten Aufsatz „Über Gelegenheitsgedichte“ äußert er sich lobend über Martin Opitz, von dem ihm das „schlechteste Hochzeitsgedicht [...] lieber [ist], als die herz- und gedankenlosen Sonette, die man seit einiger Zeit uns vorklimpert“.<sup>155</sup> Daß Zinck sich metrisch viele Freiheiten nimmt – besonders was die Verslänge betrifft – und sich dadurch „oft der Prosa nähert“, ist für ihn kein Mangel, sofern es sich auf die Natürlichkeit der Sprache positiv auswirkt (an anderer Stelle, in seiner Epistel an Zinck im *Taschenbuch* [...] für 1798, v110, betont er die besänftigende Wirkung des „ungekünstelten Gesang[s] seines Freundes“); eine veränderte Stillage würde vielleicht bestimmte inhaltliche Aspekte, denen Jacobi Wert beimißt, ausschließen, wohl weil das *aptum*, die Angemessenheit von Sprache und Inhalt, nicht mehr gegeben wäre. Die Einschätzung von Zincks Antworten als „Briefe im eigentlichsten Verstande“, die ihre poetische Berechtigung daraus ziehen, daß Horaz selbst seine Mitteilungen in Verse gekleidet habe, schließen eine Überbewertung des intendierten didaktischen Gestus aus.

In seinem poetischen Brief vom 8. Januar 1795 beschreibt Jacobi in regelmäßigen paargereimten, bisweilen auch kreuzgereimten vierhebigen Jamben eine winterliche Reise seines Emmendinger Freundes, der, so erfahren wir, gerade von seinen Besitztümern zurückkehrt, auf denen er „Zins und Zehnten“ (v17) eingesammelt hat. Jacobi unterstellt, das klare, schöne Winterwetter könne nur den Landmann oder das Hirtenmädchen erfreuen (vv7-15), die für die Schönheit der Natur Augen haben, weil sie nicht allein auf die Mehrung ihres Reichtums bedacht sind und deswegen nicht nur auf den Ertrag ihrer Güter achten (vv16-22). Hier wird bereits der Topos des ‚Thoren‘ präludiert, der im Folgenden weiter ausgeführt wird. Jacobi nimmt nämlich Zinck, obwohl auch er ein Besitzender ist, von dieser Pauschalverurteilung aus; denn seinen Freund „begleiten / Die Liebblingssänger der Geweihten, / Horaz und Uz und Hagedorn“ (vv25-27), womit Jacobi sagen will, daß Zinck als ein ‚Weiser‘ um das ‚wahre Glück‘ weiß, das nicht im Besitz selbst, sondern, neben der Bescheidenheit, in der durch diesen ermöglichten Wohltätigkeit liegt. Diese beiden Aspekte werden in den Versen 28-44 ausgeführt. Zincks Freigebigkeit unterscheidet ihn von „Priester und Leviten“ (v35), die sich trotz ihres Amtes nicht um die Not des Nächsten kümmern: eine Anspielung auf das biblische Gleichnis vom barmherzigen Samariter (Lk 10, 25-37), die in der Formulierung besonders deutlich wird, daß Priester und Levit „kein Brodt, den Hungrigen zu laben, / Kein Öl für fremde

---

<sup>155</sup> Johann Georg Jacobi, „Über Gelegenheitsgedichte“, in: ders. (Hg.), *Iris. Ein Taschenbuch für 1806* (Zürich [1805]), 252-266; hier 262.

Wunden haben“ (vv43f). Die Wohltätigkeit Zincks und seiner Frau ist darüber hinaus eine stille, versteckte, denn die Wohltäter wollen sich mit ihr nicht ruhsüchtig hervortun (vv50-56). In den folgenden Versen (vv60-72) bedauert Jacobi, daß nicht auch ihm die Mittel gegeben sind, ein Leben in Wohltätigkeit zu führen; gleich darauf (vv73-84) fühlt er sich „versucht“ (v74), unzufrieden mit seiner Situation zu sein. Wünschte er sich Zincks Reichtum zuerst noch aus altruistischen Gründen, um Gutes damit zu tun, wachse in ihm nun der heimliche Wunsch nach materiellem Wohlstand, damit er seinem heranwachsenden Sohn mehr bieten könne (vv80f). Und plötzlich, so konstatiert er, sei „quälende Begierde da“ (v83). Durch den Verlust der Zufriedenheit sind ihm innerer „Fried’ und Ruhe“ (v84) beinahe abhanden gekommen. Jacobi wird bewußt, gegen das Gebot der Weisheit, die von Horaz gefeierte Genügsamkeit, verstoßen zu haben, die ihm nun, personifiziert, seine eigenen Güter aufzählt (vv85-90) und ihn mit der Frage konfrontiert, ob ihn materieller Reichtum von Sorgen befreien oder ihm neue Sorgen schaffen würde (vv95-98; Paraphrase von Horaz’ Ode III, 16, v17f). Der horazische „goldene Mittelstand“, die *aurea mediocritas* (Ode II, 10, v5), derer Jacobi sich sicher ist (v98), wird im Folgenden in dem Topos von Hütte (v120) und Palast (v109) exemplifiziert (vv103-127), wobei Jacobi seinen bürgerlichen Hausstand, der in seiner Sicht allein die „stillen und häuslichen Freuden“ (vv111f) garantiert, weil in ihm kein Platz für Pracht und Modetorheit ist, als Hütte bezeichnet. Die Lektion der Genügsamkeit, welche er wie ein treuloser Jüngling verlassen wollte (vv130f), wirkt: „Mit dieser wonnevollen Reue / Umarmt’ ich wieder die getreue / Stets lohnende Genügsamkeit“, bekennt Jacobi (vv135-137), und legt ein „Gelübde“ ab (v139), nie mehr zu wünschen, was für ihn unerreichbar ist; außerdem will er seinen Sohn diese Einstellung lehren. Im Bilde des in völliger Versunkenheit spielenden Knaben exemplifiziert er die kindliche Zufriedenheit im augenblicklichen Zustand, die keine weiteren Wünsche zuläßt (vv146-155). Fritz Jacobi, der in seinem unbefangenen Kinderspiel ganz er selbst ist, soll, kann kein ‚Thor‘ werden, der seine Würde und innere Freiheit verliert, um materielle Vorteile zu erreichen (156-163). Ein Leben in Fleiß und Zufriedenheit, wie es Jacobi als Ideal vorschwebt, soll der kleine Fritz führen (vv164-169), damit auch er einst fähig sein werde, die Schönheit der Natur zu empfinden, ohne auf ihren materiellen Nutzen zu sehen, und darin Glück zu finden – womit der Bogen zum Ausgangsthema zurückgekehrt ist und sich der Kreis schließt. Jacobi endigt das poetische Sendschreiben mit der Selbstbeschreibung, er sei „begütert ohne Zins und Zehnten / Und [...] glücklich“ (vv174f), und kehrt damit ein horazisches Motiv aus Ode III, 16 um: Das Horten von Reichtum mache besitzlos inmitten von großem Besitz („*magnas inter opes inops*“, v28).

Offensichtlich auf die Zusendung von Jacobis Manuskript zu dieser Epistel antwortete Zinck in einem Brief vom 16. März 1795:

Eine poetische Antwort auf *Ihre* so gefällige Epistel vom 8ten Jänner steht schon halb auf dem Papier, und halb schlummert sie noch als Embryo in meinem Kopfe. Nehmen *Sie* einstweilen meinen herzlichen prosaischen Dank

dafür an. *Sie* haben meinem Geist und meinem Herzen eine größere Wohlthat damit erwiesen, als *Sie* sich vielleicht vorstellen. Es hatte sich meiner Seele ein solcher Stumpfsinn bemächtigt, daß ich zu allem, wozu Seele gehört, fast ganz unfähig war; *Ihre* Epistel hat mich auf einmal herausgerissen, und meinem Geiste neue Thätigkeit gegeben, und meinem Herzen, das so oft verkant wird, und darüber fast mißmuthig geworden wäre, that es unaussprechlich wohl, von einem Manne, wie *Sie* sind, von einem so guten Manne, gekannt und geschätzt zu seyn.

Jacobis poetisches Sendschreiben war also ein echter Freundschaftsdienst gewesen, indem er Zinck aus einer depressiven Episode befreit hatte, deren Frucht nun die undatierte Antwort war. Diese, formal variabler gehalten – die Länge der jambischen Verse variiert zwischen vier und sechs Hebungen – beginnt mit der affirmativen Bemerkung, „das stille Glück des häuslich frohen Lebens — / Dies einzig wahre Glück“ sei nur durch „Genügsamkeit“ zu erreichen (vv1f), und greift damit nicht nur das vorgegebene, horazisch inspirierte Thema wieder auf. Indem Zinck Jacobis Nennung der Genügsamkeit aus v138 seines poetischen Briefs wörtlich aufnimmt und so die inhaltliche Brücke zu diesem schlägt, spielt er auch auf die Eingangspassage von Friedrich von Hagedorns Gedicht „Die Glückseligkeit“ an; dort heißt es gleich zu Anfang (vv1-4):

Es ist das wahre Glück an keinen Stand gebunden:  
Das Mittel zum Genuß der schnellen Lebensstunden,  
Das, was allein mit Recht beneidenswert heißt,  
Ist die Zufriedenheit und ein gesetzter Geist.<sup>156</sup>

Es ist unwahrscheinlich, daß Jacobi diese Anspielung auf eines der populärsten Gedichte des von ihm in v27 als „Lieblingssänger der Geweihten“ namentlich erwähnten Hagedorn nicht bemerkt hat. Zinck ruft ferner sofort den Topos von Hütte und Palast auf (vv5-10) und erweitert ihn um den Aspekt des natürlichen, nicht durch gesellschaftliche Würden behinderten Umgangs der Familienmitglieder untereinander. Wie um sich selbst zu widersprechen, nennt er jedoch wenig später drei als kinderlieb bekannte Herrscher: den römischen Kaiser Claudius, den Spartanerkönig Agesilaos und – in der Fußnote – den französischen König Heinrich IV., die sich nicht zu schade gewesen sein sollen, ihren Kindern beim Spiel als Roß zu dienen (vv25-27). Für das Familienglück, das er unter Beschreibung des „kleinen Fritz“ und seiner „kindlichen Unbefangenheit“ (vv14-20) idyllisiert, kann, so Zinck, Reichtum jedenfalls kein Ersatz sein (vv21-23). Der Baron malt in einer fast genrehaften Szene Vater und Sohn Jacobi beim Reiterspiel (vv24-30) und imaginiert „die höhern Freuden“ des Vaters (v31), den zukünftigen Stolz auf den heranwachsenden und sich in der Wissenschaft befließigenden Fritz, der durch Jacobis Anleitung ein ‚Weiser‘ werden wird. Zinck hebt besonders die gleichberechtigte Ausbildung von Gefühl und Geist hervor (v32) und die Fähigkeit, die Schönheit der Natur wahrzunehmen (v33). Diesem Ideal menschlicher

---

<sup>156</sup> *Des Herrn Friedrichs von Hagedorn Poetische Werke. Erster Theil*, Hamburg (Bohn) 1769; 18.

Entwicklung wird auch von Zinck der „feile Schwarm“ der ‚Thoren‘ gegenübergestellt (vv41-55); das Herz und der scherzhafte Sinn – die *ars semper gaudendi* –, die Fritz von seinem Vater erben soll, sowie ein weiteres Mal die bereits als Eingangsmotiv eingeführte „Genügsamkeit“ (v47) machen dagegen den ‚Weisen‘ aus (vv52-55). Nach dieser Schilderung von Jacobis häuslichem Glück kehrt Zinck den Vorwurf um: Er, dessen eigener Sohn als Säugling gestorben ist, habe mehr Grund neidisch zu sein, denn ihm fehle der Trost der Kinder (vv62-67). „Wie überschwenglich reich“ sei doch der Freiburger Freund im Vergleich mit dem Freiherrn (v61), und diesen Reichtum zu sehen erwecke in letzterem den Schmerz des Verlustes. Besonders im Alter auf den Trost der Nachkommen verzichten zu müssen, ist für Zinck ein hartes Los; hier kommt nochmals die negative Seite des materiellen Reichtums ins Spiel, der bei den entfernter Verwandten keine Trauer, sondern Habsucht am Totenbett zum Vorschein kommen lasse (vv78-84). Der sentenzenhafte Schluß (vv89f) formuliert die Absage an den Neid unter Freunden.

In beiden Episteln verbinden sich das horazische Lob der Zufriedenheit sowie stoisch-epikureische Verachtung der ‚Thoren‘ und ihrer gesellschaftlichen Ambitionen mit der empfindsamen Feier des Familienglücks. Wie um letzteres zu unterstreichen, findet sich in der Erstveröffentlichung ganz zu Beginn des *Taschenbuchs* [...] für 1796, unmittelbar vor dem Epistelpaar, das die Monate Januar (Jacobi) und den Februar (Zinck) repräsentiert, ein Kupferstich mit der Unterschrift „Häusliche Freude“, der ein bürgerliches Wohninterieur zeigt, in welchem ein kleiner Junge, unbemerkt beobachtet von seiner Mutter, mit erhobener Peitsche auf seinem Schaukelpferd reitet. Die Illustration bezieht sich direkt auf das selbstvergessene Spiel Fritz Jacobis mit seinem „hölzernen Bucephalus“ (vv146-155; v150) in Jacobis Gedicht und allgemein auf das Thema des kindlichen Reiterspiels, wie es auch in Zincks Antwort geschildert wird. Ferner gehen in beiden Episteln das Individuelle und Allgemeingültige eine vorbildhafte Verbindung ein. Nach Jacobis Forderung werden Familienverhältnisse thematisiert und als etwas Würdevolles beschrieben.<sup>157</sup> Nicht nur die allgemeingültige Aussage ist dabei von Interesse für Dritte, sondern auch die Art der Darstellung, in der „gewisse Charakterzüge [...] durchschimmern“ und der Dichter „gleich dem Maler, ein Bild liefer[t]“, das selbst in Unkenntnis des Originals „etwas anziehendes für uns hat, weil wir [...] ihm ansehen, daß es getroffen seyn muß.“<sup>158</sup>

Diese Verzahnung von Individuellem und Allgemeingültigem findet sich auch in dem Epistelpaar aus dem *Taschenbuch* [...] für 1798, allerdings auf andere Weise. Wieder

---

<sup>157</sup> Das Thema der Feier des Familiären führt Jacobi in der Frühlings-Abteilung des *Taschenbuchs* [...] für 1796 auch als Autor weiter, indem er dort sein Gedicht „Am ersten May, dem Geburtstage der Freyfrau von Zink in Emmendingen“ einrückt (69-72).

<sup>158</sup> Johann Georg Jacobi, „Über Gelegenheitsgedichte“, in: ders. (Hg.), *Iris. Ein Taschenbuch für 1806* (Zürich [1805]), 252-266; hier 260.

steht ein poetischer Brief Jacobis einer Antwort Zincks voran, wieder behandeln die Freunde ihr Thema auf die gleiche formale Weise.

Jacobis Epistel vom 2. Februar 1796 beginnt gewissermaßen mit einem Stilleben: In der Atmosphäre eines einsamen Wintermorgens stellen Silhouetten und Bilder in der Wohnung des Freiburger Professors evokativ die Nähe der Freunde Schlosser und Zinck her (vv1-7). Ein Veilchenstrauß als erster Frühlingsbote verheißt wegen der baldigen verbesserten Reisebedingungen ein Wiedersehen zumindest mit dem Baron (vv8-15). Das Schlüsselwort „Sehnsucht“ (v20) bringt den Strom der Erinnerungen vollends ins Fließen. Jacobi beschreibt den Weg nach Emmendingen als „Weg der Wonne“ (v22) und schildert ihn in kleinen sommerlich-idyllischen Naturbildern (vv27-35); selbst in den unwirtlichen Jahreszeiten schien ihm der Weg stets angenehm (vv36-49), denn, so Jacobi, „Liebe lenkte meinen Wagen“ (v43). Die Schilderung steht jedoch im Präteritum, denn Schlosser, das Objekt dieser Liebe, hat Emmendingen bereits vor Jahren verlassen. Jacobi schildert in den Versen 49-63 seine Trauer um den Verlust des Freundes und Verwandten, die sich in der ihm jetzt reizlos gewordenen, herbstlich-winterlichen Natur spiegelt, Schlossers Abreise wird mit Bildern des Todes umschrieben. Die akustischen Zeichen des Lebens („des Finken Lied“, v54) ersterben, stattdessen tritt das Bedrohliche, Abweisende in der Natur hervor („da regte sich / die hohe Pappel schauerlich“, vv54f), und die Weiden – ein eng mit Trauer und Melancholie assoziierter Baum – werden mit einer herbstlich anmutenden Lebensmüdigkeit der Blumen konfrontiert (vv56f). Die Zeit verläuft inhaltslos („die Sonne kam, die Sonne wich“ v61), und das Licht als Ausdruck des Lebens ist gedämpft. Die personifizierte, ins Numinose gesteigerte Liebe, an der der geprüfte, weil ihres unmittelbaren Beweises in der Freundschaft beraubte Jacobi trotz allem gläubig festhält (v63), erbarmt sich jedoch und schickt Ersatz: Zinck erhält den Status eines gottgesandten Erlösers aus dem Leid („und die Getreue sandte dich“, v64), der „süße[s] Hoffen“ bringt, und mit dieser beinahe österlich anmutenden Erlösung erwacht auch das Leben in der Natur wieder: Die „leichtgeschwingten Weste“, der „Zephyr“, verweisen ausdrücklich auf den Frühling. Die Imagination kehrt nun zurück zu ihrem Ausgangspunkt, dem Veilchenstrauß als Frühlingsboten (v74), und zu Zinck, dessen Freundschaft die gleiche erweckende Kraft auf Jacobis Herz zugesprochen wird wie den Frühlingslüften auf die ersten Blumen (vv73-78), so daß der Freiburger Professor sich ebenso wieder nach Emmendingen wagt, wie sich die Blumen „der Wintererde [...] entwagt“ haben (v11). In den Freundschaftsbeweisen Zincks ist der entfernte Schlosser gleichsam anwesend (v84 sowie vv101-112). Dieser Gedanke wird nun einem Perspektivwechsel unterworfen; auch Schlosser träumt sich zurück in die Gemeinschaft der Emmendinger Freunde (vv86-94) und besucht imaginär die Orte gemeinsam verbrachter Stunden. Daß es sich dabei gerade um den Garten hinter seinem Haus handelt, bezeichnet wieder einmal den hohen Stellenwert des gemeinschaftlichen Naturerlebens. Die Todesthematik des Anfangs wird wiederaufgenommen in dem Bilde von Schlossers „Bruderseegen“ (v84), der wie

eine schützende Hand aus dem Jenseits über Jacobi und die neue Verbindung wacht. Zincks Freundschaft zu Jacobi ist somit nicht nur aus einer quasi-transzendenten Wirklichkeit, nämlich der des abwesenden Freundes heraus gestiftet und durch diesen wie durch einen guten Geist beschützt; ihre Feier wird gleichsam zum pietätvollen Opfer an die Manen Schlossers und seiner Frau, die dafür dem Opfernden ihre Huld erweisen. Als Dank für die bewiesene Freundschaft soll sich Zinck einst von Jacobis Grab „den ersten Veilchenstrauß“ pflücken (vv115f), womit sich im Bilde der Kreis schließt. Dem Veilchen wurde in der „Blumensprache“ der Epoche jedoch nicht nur die Bedeutung der Bescheidenheit beigelegt, sondern auch die der Hoffnung<sup>159</sup>; und da die Veilchen zu Beginn als Frühlingsboten, als Herolde der wiedererwachenden Natur eingeführt worden sind, schwingt hier eine weitere Bedeutung mit. Sind die Blumen in Jacobis Wohnung am Anfang die Verheißung auf ein baldiges Wiedersehen in Emmendingen, so deuten die Blumen von Jacobis Grab auf das Wiedersehen der Freunde im Jenseits voraus. Und in der Retrospektive erhält nun auch der Begriff des „Schattenbilds“ (v1) für Silhouette, mit dem Jacobi sein Schreiben eröffnet, einen Doppelsinn einerseits als sentimentales Souvenir, das die Einbildungskraft zu poetischer Vergegenwärtigung anregen soll, und andererseits als Schatten eines Verstorbenen, der trotz der unüberbrückbaren Entfernung zwischen Diesseits und Jenseits kraft intensiver freundschaftlicher Erinnerung Nähe herstellt.

Gleich zu Beginn seiner Antwort äußert sich Zinck erschreckt über den Todesgedanken seines Freundes (vv1f). Der Baron stilisiert sich zum Einsamen, der außer Jacobi „der Freunde wenig habe, / Des Nahmens werth“ (vv2f). Dadurch steigert er die Freundschaft zu dem Freiburger Dichter in ihrer Bedeutung, auch indem er beteuert, daß es für ihn im Falle von Jacobis Tod keinen Frühling mehr geben werde (vv4-7). Durch ein auf Jacobi gewendetes Zitat aus dem Gedicht „Die Gräber der Dichter“ des frühverstorbenen Johann Benjamin Michaelis (1746-1772), eines Mitgliedes in Gleims Halberstädter Kreis und zeitweiligen Hausgenossen Jacobis, unterstreicht Zinck die Rolle des Freiburger Freundes als Dichter (vv8-16), dem daher Rosen der gebührendere Grabschmuck wären. Danach wechselt er aber abrupt das Thema: Jacobis Freundschaftsgabe, seine Epistel, erfülle ihn mit Freude (vv18-21); nicht, weil er stolz sein kann, einen poetischen Freundschaftsbeweis eines gefeierten Dichters erhalten zu haben (vv22-25) – denn, wie aller Ruhm, ist auch der des Dichters nicht von Dauer, wenn dieser sich bei genauerem Hinsehen nicht als ‚Weiser‘, sondern als ‚Thor‘ erweist (vv31-33). In dem Bilde des Irrlichts, das nur das kurze Aufflackern von Sumpfgas ist (vv29f), illustriert Zinck treffend den kurzlebigen Ruhm eines Großen, der als Mensch der Zuneigung der Mit- und Nachwelt nicht wert ist, weil er innerlich, moralisch verrottet ist. Die Freude des Barons rührt daher, daß er sich der Freundschaft eines Mannes sicher weiß, der als ‚Weiser‘ im Einklang mit den Prinzipien lebt, die er auch in seiner Dichtung

---

<sup>159</sup> Vgl. Charlotte de Latour (Louise Cortambert), *Le langage des fleurs*, Paris o. J. (ca. 1820); 240ff.

propagiert (vv34-36). Zincks Blick wandert nun zu der von Jacobi in seiner Epistel bereits angestimmten Freundschaft, die beide mit Schlosser verband. Er äußert Verständnis für Jacobis Verlustgefühl (vv40-46) und ergeht sich ebenfalls in verklärten Szenen aus der Vergangenheit, als der bewunderte Freund noch in ihrer Mitte weilte. Schlosser wird zum Lehrer sogar Jacobis („Ein Geist, den deinigen zu nähren, / So überreich!“ vv54f), zu einem zweiten Maecenas, in dessen Umgebung nur der Mensch jenseits der Standesgrenzen zählt (vv55-62; Paraphrase von Horaz' Satire I, 9, vv50-52). Auch Zinck kommt auf den Park hinter Schlossers Haus zu sprechen, in welchem sich die Freunde zu versammeln pflegten, und der jetzt verwaist ist (vv63-68); aber der entfernte Freund wird in dieser Umgebung durch die Sehnsucht (v69, unisono mit der Klage der Nachtigall) vergegenwärtigt in einer beinahe spukhaften, aber alles Bedrohlichen entbehrenden Vision („und fühl' um Stirn und Wange dann / Von Schlossers Geist ein leises Wehen“, vv70f). Nach einem neuerlichen Themenwechsel kommt Zinck auf den Winter zu sprechen, der gegenwärtig die Gemeinschaft mit Jacobi in Freiburg verhindert (vv75-79). In der Vorausschau auf den Frühling, wenn das Wandern von Emmendingen nach Freiburg wieder möglich sein wird, nimmt Zinck das von Jacobi vorgegebene Thema des Wiedersehens auf (vv80-82), nicht ohne noch einmal auf den anfänglichen Todesgedanken zurückzukommen (vv83-85) – denn die „Wallfahrt“ wird dann zum Haus eines lebendigen Freundes gehen, nicht zum Grab eines toten Heiligen – und auch nicht, ohne im letzten Vers den neuen dritten Freund im Bunde, Franz Xaver Schnetzler, zu erwähnen.

Beherrschendes Thema beider Episteln ist, neben dem Lob der Genügsamkeit und des häuslichen, zurückgezogenen Lebens, die Feier der Freundschaft. Bei Jacobi wird sie als empfindsames Band inniger Affektion aufgefaßt, das von der Liebe zwischen mehreren Personen geknüpft worden ist und über Trennung und Entfernung hinweg seine verbindende Kraft behält – selbst über die extremste Entfernung, den Tod hinaus. Zinck dagegen schlägt eher das Thema des antik-humanistischen Freundschaftsideals an, die moralisch bessernde Freundschaft mit dem Weisen, die zu erfahren er sich glücklich schätzt. Der Exkurs zu Schlosser dient bei ihm vornehmlich dazu, ein weiteres Beispiel einer solchen ethisch aufgefaßten Freundschaft anzuführen. In beiden Episteln erhält die Schilderung des individuellen Verhältnisses zwischen den Briefpartnern durch die jeweils anders gewichtete Erörterung des Wesens der Freundschaft den Charakter eines allgemeingültigen Beispiels; auch hier hält sich wieder Persönliches und dem Publikum Interessantes die Waage. Durch die abschließende Erwähnung Schnetzlers wird betont, daß echte Freundeskreise auch dann nicht zu existieren aufhören, wenn sich ihr Personal verändert.

### 1.2.1.9.3 – Die ethisch-didaktischen Episteln

Neben den bereits erwähnten drei Horaz-Imitationen und den beiden Freundschaftsepisteln an Jacobi, verfaßte Zinck drei weitere poetische Briefe, die Gottscheds Kategorisierung zufolge in das Feld der ernsthaften, belehrenden Dichtung fallen.<sup>160</sup> Alle drei erschienen nicht in Jacobis *Taschenbüchern*, sondern im *Berlinischen Archiv der Zeit und ihres Geschmacks*. Eine der Episteln trägt den Titel „Beim Schlusse des Jahres 1795“<sup>161</sup>, ist an die Lesegesellschaft zu Emmendingen gerichtet und schließt somit formal an das Neujahrsgedicht an, das der Leipziger Student Zinck zum Jahreswechsel 1773-74 in das Vereinsbuch der dortigen Journalgesellschaft eingetragen hatte. Die anderen beiden sind mit „Das ächte Glück. Eine Epistel“<sup>162</sup> und „Die beste Welt. An eine Freundin“<sup>163</sup> überschrieben. Sie erschienen im Herbst 1797 in aufeinanderfolgenden Nummern der Zeitschrift und werden durch jeweils vorangestellte Motti aus Johann Georg Schlossers 1776 im Anhang seines Jugendwerks *Anti-Pope*<sup>164</sup> veröffentlichten Übersetzung von Alexander Popes *Essay on Man* zu einer Art Diptychon vereinigt. Wie bereits bei den hierdurch aufgerufenen Vorbildern Pope und Schlosser oszillieren diese beiden Gedichte thematisch zwischen dem moralischen und dem Lehrgedicht. Und wie Horaz das Vorbild ist für die satirische und die Freundschaftsepistel, so wird Popes Werk im 18. Jahrhundert als Maßstab auf dem von ihm definierten Feld der „Ethic Epistles“ bzw. „Moral Essays“ betrachtet, weil sie, so Gottsched, „voll der trefflichsten Gedanken sind“<sup>165</sup>. Auch Zincks Gestus der poetischen Moraldidaxe scheint an Pope geschult zu sein.

Die Epistel „Beim Schlusse des Jahres 1795“ ist in sechs Abschnitte unterschiedlicher Länge gegliedert. Sie beginnt mit einer Beschreibung der Greuel des Koalitionskrieges an „Seine, Schelde, Maas, [...] Mosel“ (v5) und am Rhein, deren Intensität und Bedrohlichkeit durch das geographische Näherrücken sowie ein sechsfaches anaphorisches „noch“ gesteigert wird (vv1-14). Ab dem zweiten Abschnitt (vv15-26) wird die Epistel zum Lehrgedicht: Angesichts des Leids und der Verwüstung könne man in seinem Glauben an einen gütigen Gott (v 17, v25) und eine liebevoll waltende Vorsehung (v18) irre werden; daß der gesamte Abschnitt in indirekter Rede gehalten ist, unterstreicht den Charakter des Zweifels an der Lehre, daß Leid und Mangel im Kleinen notwendig seien, um das große Ganze vollkommen

---

<sup>160</sup> Gottsched unterscheidet Versepisteln nach ihrem Gegenstand in „ernsthafte, lustige und satirische“. Vgl. *Versuch einer critischen Dichtkunst*, Leipzig (Breitkopf) 1751, 2. Teil, 13. Hauptstück, 1. Abschnitt: Von poetischen Sendschreiben oder Briefen, §4 [recte: 6].

<sup>161</sup> *Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks*, Juli 1796, 85-88; Veröffentlichtes Nr. 8.

<sup>162</sup> *Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks*, Okt. 1797, 375-378; Veröffentlichtes Nr. 9.

<sup>163</sup> *Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks*, Nov. 1797, 468-474; Veröffentlichtes Nr. 10.

<sup>164</sup> J. G. Schlosser, *Anti-Pope oder Versuch über den natürlichen Menschen. Nebst einer neuen prosaischen Uebersetzung von Pope's Versuch über den Menschen*, Leipzig (Weygand) 1776.

<sup>165</sup> J. Chr. Gottsched, *Versuch einer critischen Dichtkunst*, Leipzig (Breitkopf) 1751, 2. Teil, 13. Hauptstück, 1. Abschnitt: Von poetischen Sendschreiben oder Briefen, §3.

zu machen, daß die Wege der Vorsehung für den Menschen nicht zu durchschauen seien, sie in letzter Konsequenz aber zum Glück des Individuums führten (vv20f) und das aktuelle Leiden nur eine Prüfung für die Glaubensfestigkeit sei (v26). Im dritten Abschnitt (vv27-44) wird die Abscheu auch vor dem gerechten Krieg (v41) thematisiert, die aus dem Erlebnis seiner Konsequenzen erwächst; dies bezieht sich auf die gegenwärtige Situation des Koalitionskrieges, der Ende 1795 am rechten Rheinufer noch als gerechter Abwehrkampf gegen die Ausbreitung der französischen Revolutionsideologie betrachtet wurde. Im vierten Abschnitt schließlich (vv45-63) wird die Versuchung des Materialismus und Atheismus angeführt, der der Mensch nicht verfallen dürfe, weil diese gleichbedeutend mit Trost- und Ruhelosigkeit seien (vv45-54). Das Leiden habe einen Sinn: Es diene in der Vorsehung zur Erziehung des Menschen, der nur in der Entbehrung und Not über sich hinauswachsen und seine ganze moralische Kraft entfalten könne (vv55-63). Im Bild des vitalisierenden elektrischen Schlags (vv64-67), mit dem der fünfte und längste Abschnitt (vv64-87) beginnt, wird dem Krieg gleichsam eine anregende Wirkung zugesprochen, der in Gefahr die besten Eigenschaften der Menschen zum Vorschein brächte (vv76-79). Er wird sogar zum Katalysator des Fortschritts erklärt, da seine Heere bisweilen neue Ideen ausbreiteten. Das Gedicht gipfelt in Zincks ungebrochenem, eudämonistisch grundierten Bekenntnis zum aufklärerischen Fortschrittsoptimismus: „Im Ganzen schreitet doch die Menschheit nie zurück. / So gränzen Barbarei, Unmenschlichkeit, Verheerung, / An Tugend, Glück, Empfindung und Belehrung“ (vv85-87). Dennoch formuliert Zinck im abschließenden sechsten Abschnitt (vv88-93) die Hoffnung, der Krieg möge an Baden vorübergehen; mit der Wiederkehr des anaphorischen „noch“ (v88, v91), diesmal ins Positive gewendet, weil der Konflikt den Oberrhein bislang verschont hat, schließt die Epistel.

Zinck verarbeitet hier die Kerngedanken von Gottfried Wilhelm Leibniz' (1646-1716) *Theodizee*<sup>166</sup> und Alexander Popes (1688-1744) *Essay on Man*.<sup>167</sup> Nach Leibniz' Vorstellung von der prästabilierten Harmonie des Kosmos ist alles irdische Geschehen, auch das menschliche Leid, ein Teil dieser kosmischen Harmonie und deshalb durch höhere, dem Menschen nicht einsehbare Zusammenhänge gerechtfertigt. In Popes *Essay*, der aus vier aufeinander aufbauenden Episteln besteht, wird diese Einsicht übernommen und zu der Sentenz „whatever is, is right“ destilliert, die die erste Epistel beschließt. Zincks Kenntnis von Popes *Essay* geht nicht nur aus den der Übersetzung Schlossers entlehnten Motti zu den beiden anderen didaktischen Episteln hervor; der Baron hatte seinen Freund Eberhard zweimal, in den Briefen vom 26. August 1776 (Brief 28) und vom 2./5. Juli 1777 (Brief 33), gefragt, was man in Leipzig „von Schlossers Antipope und

---

<sup>166</sup> Gottfried Wilhelm Leibniz, *Essais de Théodicée sur la bonté de Dieu, la liberté de l'homme et l'origine du mal* (1710). In Gottscheds deutscher Übersetzung als *Theodicee* (1763).

<sup>167</sup> Alexander Pope, *An Essay on Man* (1733). In Barthold Hinrich Brockes Übersetzung auf Deutsch 1740.

Katechismus der christlichen Religion für das Landvolk“ denke, die beide 1776 erschienen waren.

J. G. Schlosser hatte sich bereits in jungen Jahren mit Pope auseinandergesetzt und zwischen 1764 und 1766 eine Zurückweisung der Pope'schen Positionen in Sprache und Form – vier Episteln – des Originals verfaßt.<sup>168</sup> Aber erst 1776 veröffentlichte er dieses Jugendwerk in einer deutschen Prosafassung unter dem Titel *Anti-Pope oder Versuch über den natürlichen Menschen, nebst einer prosaischen Übersetzung von Pope's Versuch über den Menschen*, wobei er Teile der ursprünglich englischen Verse seiner eigenen deutschen Fassung als Fußnoten hinzufügte; als Ganzes ist das Frühwerk in der englischen Verfassung nicht überliefert. Schlosser weist darin den Gedanken zurück, die Harmonie und Ordnung des Ganzen, sei es Kosmos oder Staat, rechtfertige das Leiden des Teiles, des Individuums. Die Betonung auf dem „natürlichen Menschen“ im Titel – im Unterschied zu Pope, wo es schlicht „Man“ heißt – unterstreicht Schlossers Vorwurf an Pope, dieser habe, „in seinen frohen Tagen Herr seines Schicksals, verfolgt vom Glück, geschmeichelt, geliebt, bewundert, in seinem Lehnstuhl nie die Kette [gefühl], die er uns tragen heißt“<sup>169</sup>, und somit seinem Essay ein rein abstraktes Menschenbild zugrunde gelegt. Schlosser hingegen hat nicht, wie der „hämische Pope“ und der „unbarmherzige Leibniz“<sup>170</sup>, das Ganze im Blick, sondern das leidende Individuum, das seinen Zweck nicht darin erfüllen soll, Teil des Ganzen zu sein, sondern in sich selbst. Hoffnung auf eine bessere Zukunft ist für Schlosser kein Trost, denn in einer Welt, die für das Ganze als Endzweck gemacht sei, könne das Glück des einzelnen keine Bedeutung haben, und für ein besseres Jenseits gebe es keinen Beweis, der der Vernunft genüge; vielmehr müsse der vernünftige Mensch davon ausgehen, daß „was hier Theil war, [...] dort kein Ganzes seyn [wird]; und ewig wird das Ganze seine tyrannische Gewalt behaupten.“<sup>171</sup> Mit Vernunft läßt sich nach Schlosser kein Sinn der leidvollen menschlichen Existenz deduzieren. Zehn Jahre später fügte er seinem Frühwerk jedoch nicht nur, zum besseren Verständnis, eine deutsche Übersetzung des Pope'schen Originals in Prosa hinzu, sondern auch einen fünften Brief, in welchem er seine früheren Positionen und seine radikale Ablehnung Popes einer teilweisen Revision unterzieht und sie in Richtung eines traditionelleren Christentums korrigiert, das seine Stärke und soziale Wirkungskraft aus dem individuellen Glauben schöpft und nicht aus der Rationalisierung von theologischen Positionen. Schlossers Kritik am aufgeklärten Deismus des Engländers, der mit Vernunft

---

<sup>168</sup> Vgl. hier und im folgenden Marion Hellwig, *Alles ist gut. Untersuchungen zur Geschichte einer Theodizee-Formel im 18. Jahrhundert* [...], Würzburg 2008, 248-257.

<sup>169</sup> J. G. Schlosser, *Anti-Pope oder Versuch über den natürlichen Menschen. Nebst einer neuen prosaischen Uebersetzung von Pope's Versuch über den Menschen*, Leipzig (Weygand) 1776, 9. Ob die Vorwürfe gerechtfertigt sind, die Schlosser dem verwachsenen und als Katholik in England zeitlebens diskriminierten und verspotteten Pope macht, sei dahingestellt.

<sup>170</sup> J. G. Schlosser, *Anti-Pope oder Versuch über den natürlichen Menschen. Nebst einer neuen prosaischen Uebersetzung von Pope's Versuch über den Menschen*, Leipzig (Weygand) 1776, 138.

<sup>171</sup> J. G. Schlosser, *Anti-Pope oder Versuch über den natürlichen Menschen. Nebst einer neuen prosaischen Uebersetzung von Pope's Versuch über den Menschen*, Leipzig (Weygand) 1776, 25.

erklären will, was der Vernunft verschlossen bleiben muß, bleibt allerdings bestehen. Sinn könne der leidgeprüfte Mensch nicht im Rationalisieren der Welt und ihrer Mängel, des Übels und des Leids finden, sondern nur im Glauben:

O ihr, deren Herz noch dürstet nach Menschen versagter [sic] Wahrheit, ihr redliche [sic] Wenige, die ihr nicht mit selbstgefälligem Stolz Klarheit prahlt, wo Finsterniß euch zehenfach deckt, lernt die Gränzen der Menschheit! Nur da, da ist Trost für euch! Wer schwer beladen leidet, lerne Liebe; wer bis zum Ueberdruß den Becher der menschlichen Freude genossen hat, lerne Liebe! Sie ist das große unendliche Gesetz, das einzige Band der Geister. [...] Unglauben ans Gesetz der Liebe und Wahrheit scheidet allein von Gott; Glauben an die Lehren, giebt Gott allein! — zum Trost — nicht zur Pflicht. — Und nun willkommen, Freund, willkommen Pope mit dir! Nun ist sein Zauberspruch wahr, besiegelt vor Gott! — Alles ist übel mit der Vernunft; mit Christus alles wohl.<sup>172</sup>

Näher an der Entstehungszeit der Zinck'schen Episteln ist hingegen ein Brief Schlossers an Jacobi vom März 1793, den dieser als Auslöser für eine poetische Antwort auszugsweise in seine Werkausgabe aufgenommen hat. Hier beklagt Schlosser, es sei

niederschlagend, wenn man in ein Zeitalter, wie das unsrige, gefallen ist! [...] Und greif' ich endlich selbst in mein Herz, und denk' ich an den Werth meiner Freunde, meiner Lieben, so ist mirs, als ob wir alle in einen Sumpf gestürzt worden wären, in welchem alle ersticken müssen, und keiner dem andern helfen kann! Ich begreifs, wie die Stoiker sagen konnten, daß ihren Weisen die Ruinen der Welt treffen, aber nicht schrecken konnten; aber so weit hat, dünkt mich, selbst diese Schule die Ansprüche an Standhaftigkeit nicht getrieben, daß ihre Schüler auch, umringt von lauter Scheusalen des Lasters, noch heiter und zufrieden seyn sollten. In der Lage, worin wir jetzt sind, ist es die Zuversicht auf die Vorsicht allein, wahrlich keine Philosophie ists, die uns noch etwas freyen Athem erhalten kann.<sup>173</sup>

Die beiden Motti, mit denen Zinck seine Episteln „Das ächte Glück“ und „Die beste Welt“ zu einem Diptychon verbindet, sind nicht Schlossers *Anti-Pope*, sondern dessen Übersetzung des *Essay on Man* entnommen. Im Falle von „Das ächte Glück“ handelt es sich um zwei kürzere Passagen aus *epistle IV* des *Essay on Man*, welche 1734 separat nach den ersten drei (1733) publiziert worden war<sup>174</sup> und von „Nature and State of Man, with respect to Happiness“ handelt, so der Titel der Inhaltszusammenfassung. Schlossers übersetzte diesen Titel nicht mit. Er ersetzte den gesamten Inhalt mit folgendem knappen Absatz:

---

<sup>172</sup> Schlosser 1776, 153f. Der erwähnte „Zauberspruch“ Popes ist dessen Maxime „whatever is, is right“.

<sup>173</sup> Jacobi (1819) 230-232; Vorsicht = Vorsehung.

<sup>174</sup> Alexander Pope, *An Essay on Man. In Epistles to a Friend. Epistle IV*, London (Wilford) 1734.

Wären alle gleich glücklich, so wärs keiner. Das einzige wahre Glück, das alle haben können, ist Tugend: die beste Tugend ist die, die mit dem Plane Gottes am besten stimmt, Wohlwollen und Wohlthätigkeit.<sup>175</sup>

Die von Zick gewählten Passagen postulieren die Erreichbarkeit der Glückseligkeit aus jedem Stand, wenn der Mensch nur der Natur folge und die Extreme meide. Wohldenken und Aufrichtigkeit seien dazu vonnöten.<sup>176</sup> Ferner läge alles Glück des Menschen in den drei Worten „Gesundheit, Frieden und Auskommen“. Gesundheit wiederum sei von Mäßigung im Lebenswandel, Friede von der Tugend abhängig.<sup>177</sup>

In „Das ächte Glück“ wird in einem ersten Schritt die Behauptung von der Erlernbarkeit des Glücks durch die Philosophie zurückgewiesen (vv1-14). Theorien (v2), Lehrsätze (v4) und exakte Berechnung (v10) seien nicht der Schlüssel dazu, das Glück zu finden, und der Autor betont, er wolle mit seinem Gedicht auch gar keine neue Theorie aufstellen (v11). Da Philosophen glücklich und unglücklich sein könnten (vv12-14), kann es die Philosophie nicht sein, die das Glück verschafft. Philosophie erklärt nicht die Abhängigkeit des Glücks von äußeren Umständen, erst recht nicht, wenn sie im Angesicht extremen Unglücks fortfahre, das Gute als Verdienst der Tugend zu rationalisieren (vv15-26). Hier spielt Zinck durch Nennung der Protagonisten Phantias und Musarion (vv17f) direkt auf Christoph Martin Wielands Versepyllion *Musarion oder die Philosophie der Grazien* an, in welchem die weibliche Titelfigur ihrem männlichen Verehrer Phantias alle spekulativen Flausen austreibt und ihn zu einer natürlichen Lebenshaltung voll heiterer Schicksalsergebenheit und mäßigem Lebensgenuß bekehrt.<sup>178</sup> Alle Menschen, auch die „Weisen“, seien gleichermaßen dem Wechsel der Umstände unterworfen (vv27-33). Besonders Reichtum und hohe soziale Stellung seien nicht nur keine Garantie für Glück, wie die „Thoren“ glaubten, sondern vielmehr oft Ursache großen Ungemachs (vv34-46). Hier klingt die Ode III, 16 des Horaz an, wo es heißt, wachsendem Reichtum hefteten sich die Sorge an die Fersen und der Hunger nach mehr.<sup>179</sup> Im Bilde des bewußten Blumenpflückens (vv47f), der im Angesicht der Endlichkeit des Lebens weisen Wahl der Freuden, wird diesen „Thoren“ erneut der „Weise“ gegenübergestellt, dessen letztliches Glück sich der Befolgung eines

---

<sup>175</sup> Schlosser 1776, 202.

<sup>176</sup> Schlosser 1776, 204.

<sup>177</sup> Schlosser 1776, 206f.

<sup>178</sup> Vgl. Christoph Martin Wieland, *Musarion oder die Philosophie der Grazien*. Ein Gedicht, in drei Büchern, Leipzig (Weidmann und Reich) 1768. „Gesundes Blut, ein unbewölkt Gehirne, / Ein ruhig Herz und eine heitre Stirne, / Wie vieles macht ihn [Phantias] reich. [...] Sein Mentor war / kein Cyniker mit ungekämmtm Haar, [...] Die Liebe war's. – Wer lehrt so gut wie sie? / Auch lernt er gern, und schnelle, und sonder Müh, / Die reizende Philosophie, / Die, was Natur und Schicksal uns gewährt, / Vergnügt genießt, und gern den Rest entbehrt; / Die Dinge dieser Welt gern von der schönen Seite / Betrachtet; dem Geschick sich unterwürfig macht, / Nicht wissen will was alles das bedeute, / Was Zeus aus Huld in rätselhafter Nacht / Vor uns verbarg, [...] / Nicht stets von Tugend spricht, noch, von ihr sprechend glüht, / Doch, ohne Sold und aus Geschmack, sie übet“. (vv1395-1397; vv1403f; vv1407-1416; vv1421f)

<sup>179</sup> Horaz, Ode 3, 16, vv17f: „crescentem sequitur cura pecuniam / maiorumque fames“.

Bedingungskatalogs (vv49-62), anaphorisch durch personale Interrogativpronomina gegliedert, verdankt: reines Gewissen (v49), Genügsamkeit (v51), Humor im Sinne der *ars semper gaudendi* (v52), das Mittelmaß an Besitz (v53), Autarkie der Person (v54), charakterliche Geradlinigkeit und Rechtschaffenheit (vv55f), Mäßigkeit im Lebensgenuß (v57), Wohltätigkeit (v60) sowie Freundschaft und Liebe als Richtschnur des Lebens (v61). Den Glücklichen, der über alle diese Eigenschaften verfügt, so der sentenzenhaft formulierte Schluß, könne auch der Tod nicht schrecken, wenn er an ein Leben nach dem Tode glaube, denn dieser sei „ein Freund, / Der mit Geliebten ihn vereint“, womit die beiden Begriffe Freundschaft und Liebe, in denen der Katalog der Glücksgüter eben kulminierte, in ihrer Gültigkeit auch für das Jenseits hervorgehoben werden.

Zinck verbindet in seinem Gedicht seine eigenen eudämonistischen Positionen mit denen Wielands, Popes und Schlossers. Neben den in den Motti präsentierten Pope'schen Forderungen nach Mäßigung im Wollen, tugendhafter Aufrichtigkeit und Wohltätigkeit, stellt er die humorvolle Schicksalsergebenheit und Zufriedenheit, die er bei Wieland und wohl auch bei Uz<sup>180</sup> gefunden hatte. Besonderes Gewicht legt Zinck jedoch auf die Last des Reichtums und einer herausgehobenen sozialen Stellung, wie er sie bereits, gestützt auf die Kritik derselben in den Werken des Horaz, in den Freundschaftsepisteln an Jacobi thematisiert hatte. Die zentrale Rolle der Liebe schließlich ist die Hauptaussage des fünften Briefs von Schlossers *Anti-Pope*, und auch in der Zurückweisung der Philosophie als purer „Theorie“ (v2, v11) dürften sich Zinck und Schlosser einig gewesen sein.

Ähnlich verfährt Zinck in der Epistel „Die beste Welt. An eine Freundin“, die verglichen mit „Das ächte Glück“, mit 156 vier- bis sechshebigen jambischen Versen mehr als die doppelte Länge aufweist. Hier stammt das Motto aus der *epistle II* des *Essay on Man*, in der es um die Selbsterkenntnis und die Selbstliebe des Menschen geht. Die Zusammenfassung Schlossers lautet:

Leidenschaft und Selbstliebe waren dem Menschen nöthig. Sie quälen, und trösten, und beglücken: Vernunft ist ihre Freundin, ihre Führerin; und auch sie so stark, als sie seyn konnte.<sup>181</sup>

Auch das von Zinck zum Motto gewählte Zitat postuliert, daß „Haß, Furcht und Schmerz“ in weiser und begrenzter Mischung mit „Liebe, Hoffnung, Freude“ das „Gleichgewicht der Seele“ aus Lust und Leiden herstellen und deswegen notwendig

---

<sup>180</sup> J. P. Uz' Gedicht „Der Weise auf dem Lande“ schließt mit der Strophe: „Mir gnüget ein zufriednes Herze / Und was ich hab und haben muß, / Und, kann es seyn, bey freyem Scherze, / Ein kluger Freund und reiner Kuß: / Dieß kleine Feld und jene Schafe, / Wo, ohne stolzen Ueberfluß, / Ich singe, scherze, küsse, schlafe.“

<sup>181</sup> Schlosser 1776, 172.

seien. Erst dies gebe dem Leben Kraft und Farbe<sup>182</sup>. So wie der volle Titel von Popes Werk *An Essay on Man in Epistles to a Friend* (Henry St. John, 1<sup>st</sup> Viscount Bolingbroke, 1678-1751) lautet, ist Zincks Epistel „[a]n eine Freundin“ gerichtet, die allerdings nicht identifizierbar ist.

In einer die „Freundin“ anredenden Exposition (vv1-10) wird mittels eines vierfach anaphorischen „ob“ die Frage gestellt, ob die Welt schlecht („Jammerthal“, „Hölle“, v5), oder ob sie – als letzte der gegebenen Möglichkeiten – im Leibniz’schen Sinne „der Welten beste sey“ (v10). Dieser Frage als „Streit“ (v1), der seit der Antike „[d]er Philosophen Schaar entzweit“ (v3) habe, spricht der Autor nahezu Unlösbarkeit zu. Nach dem Eingeständnis, daß beide Haltungen Argumente für sich vorweisen könnten (vv12f), würdigt er die Rolle des Standpunkts (v16) in der Beantwortung der Eingangsfrage: Schatten und Licht (v14) seien hierbei entscheidend – womit direkt auf das einleitende Pope-Zitat verwiesen wird – und schließlich sei das betrachtende Individuum ja stets ein Doppelwesen aus Engel und Bestie (v18), aus Weisem und Egoisten (v19), zu großer Stärke befähigt und gleichzeitig Spielzeug der eigenen Leidenschaften (v21) und zuletzt je nach Sozialisation Angehöriger einer bestimmten Religion, hier, gleichberechtigt nebeneinander gestellt: Judentum und Christentum (v22). Aufgrund dieser dem Menschsein immanenten Widersprüchlichkeit kann die Beantwortung der Frage also gar nicht einfach sein; das Urteil des Menschen wird bedingt durch seine Kreatürlichkeit und seine Schwachheit in der Leidenschaft, und ist letztlich auch das Produkt seiner geistigen Umgebung.

Daraufhin stellt der Autor eine extrem pessimistische Sicht der Welt (vv23-32) und eine extrem optimistische (vv33-47) einander gegenüber. Der nun wieder angesprochenen und zur aktiven Teilnahme („frage“, v23) an der Untersuchung angehaltenen Freundin wird der „Hypochondrist“ – im 18. Jahrhundert gleichbedeutend mit Melancholiker – vorgestellt, dem die Melancholia, die „schwarze Galle“, das Blut so schwarz färbt (v24), wie er sich selbst den Ausblick auf die Welt, „durch trübe Gläser“ (v26) verfälscht, (hyperbolischer Plural:) „in schwarzen Farben mahl[t]“ (v29). Dieser „genießt“ – Ausdruck seines inneren Widerspruchs – „nichts als seinen Gram“ (v25) und findet nichts „wünschenswerth [...], als den Tod“ (v32), ist also letztlich lebensuntüchtig. Des Hypochondristen „Urtheil [...] vom Werthe dieser Welt“ (v28) bildet sich ausschließlich in seinem Inneren. Analog dazu zeichnet Zinck nun als Gegenteil das Beispiel desjenigen, dessen „Urtheil“ (v33) über die Welt sich nur auf das Außen, das Erleben aufbaut: des Jünglings; daß dessen Urteilsbildung im Vergleich zur Schwarzmalerei des Hypochondristen eher passiv ist, verdeutlicht Zinck durch die Wahl des Kasus; Nominativ: „Er [der Hypochondrist] wird [die Welt] mit schwarzen Farben mahlen“ (v29), Dativ: „Ihm [dem Jüngling] mahlt sich alles rosenroth“ (v34). Der Jüngling ist gegenwarts-

---

<sup>182</sup> Schlosser 1776, 178. Die Erstveröffentlichung bietet statt „Farbe“ „Seele“, was nicht nur vom zitierten Text abweicht, sondern auch wenig Sinn ergibt; es handelt sich offenkundig um einen Fehler des Setzers, der das Wort „Seele“ im Halbsatz darüber zweimal gelesen hat.

bezogen, sorgenfrei (v36) und nicht auf Dauer zu betrüben (v35), im Unterschied zum „mühsam“ fließenden, schwarzen Blut des Hypochondristen (v24) läuft seines leicht und rasch (v37), er ist also sprunghaft. Da ihn „keine Pflicht“ fesselt (v37) ist er in seiner Betrachtung der Natur und der Welt ständig in Feierlaune (v39) und läßt sich durch „Unerfahrenheit“ (v41), „Leichtsinn“ (v42) und „Unbefangenheit“ (v43) von „den beiden Seiten“ (v43) der Dinge immer nur die schöne (v44) zeigen. Durch diese „bestochne[n] Sinne“ (v45) ist auch sein „Urtheil“ (v45) nicht zuverlässig, denn es fällt ins entgegengesetzte Extrem: Die Welt sei für den Jüngling „Mahmuds Paradies“ (v47), also ein sensualistisches Eden.

Wie zu erwarten, liegt für Zinck auch hier die richtige Sicht auf die Welt in der Mitte: Als drittes Beispiel wird der „reife Mann“ (v48) vorgestellt. Dieser weiß aus „Erfahrung“ (v48) – im Gegensatz zur „Unerfahrenheit“ (v41) des Jünglings – um die Janusköpfigkeit der Dinge, genießt das Leben (v52), aber ohne zu sehr die Sinnlichkeit sein Urteilsvermögen trüben zu lassen (vv50f), und sieht dies als Gnadenerweis der Vorsehung (v53), genießt also ohne Anspruchshaltung und deswegen mit der klassischen Tugend der *modestia*, der Bescheidenheit (v55). Da er äußeres Erleben und innere Reflexion verbindet, ist allein er in der Lage, „des Daseyns wahren Werth [...] gerecht [zu] würdige[n]“ (v54). Durch das weise Sammeln schöner Erinnerungen (vv56f; vgl. die Metapher des Blumenpflückens in „Das ächte Glück“, v47f) wappnet er sich gegen Krankheit, Schicksalsschläge und Verlust und duldet sie im Wissen, daß die Zeiten sich schon wieder ändern werden (vv48-69), bzw. im Glauben an ein Jenseits (vv70-77). Mit dieser Haltung einer von Weisheit (v81) geleiteten, gelassenen Weltsicht, die sich sowenig von Glanz blenden läßt (vv78f), wie sie die Schattenseiten des Daseins ausklammert (vv80f) oder überbetont, mit einem Plädoyer dafür, die Welt zu lieben (v78), schließt die erste Hälfte der Epistel.

Nun folgt eine Aufzählung aller Schönheiten der Schöpfung: die Naturschönheit entschädigt für alles Leid (vv83-100), ebenso die Kunst, namentlich Dichtung und Musik (vv101-107), mäßiger Genuß des Weines und Freundschaft und Liebe (vv107-114). Der Autor ruft den traditionellen Topos von der Schönheit der im Mai erwachenden Natur (vv83f) als Metapher für die „reine Schönheit“ (v90) auf, den „göttliche[n] Genuß“ eines „Frühlingsmorgen[s]“ (v87) als das klassische physikotheologische Argument für die Güte des Schöpfers, die sich in der Schönheit der Schöpfung offenbare. Gleichzeitig bedauert er sein Unvermögen, „wie [Ewald von] Kleist und [James] Thomson“, zwei für ihre Naturschilderungen berühmte Dichter, den Reiz der Natur – *ut pictura poesis* – „zu mahlen“ (v85f). Mit idyllischen Versatzstücken wird nun tatsächlich das (vv90-96) Bild einer gleichzeitig amönen und sakralisierten („der Abendröthe Pracht“, v94; „verschwiegn[e] feierlich[e] Nacht“, v96) Natur gezeichnet – und mit der Erwähnung „unsrer Elz“ (v94) ein wenig Emmendinger Lokalkolorit eingestreut –, die das betrachtende Individuum, bzw. die angesprochene Freundin, so im Innersten berühren könne, daß sie ihm „die

Zähre des Gefühls [...] entlockt“ (vv93-95). Dieser ins Numinose erhobenen, stärkenden und freudebringenden Natur gelobt der Autor in einer bekenntnishaften, vierversigen Passage (vv97-100) sein Leben an. Mit Tränen geht es nun auch bei der Schilderung weiter, welche heilsame Macht den Kunstschönheiten innewohnt: Der „Zauber“ der Poesie (v101) und die „hohe Harmonie“ (v102) der Musik setzen emotionale Kräfte frei, die den „Betrübten“ (v106) zu trösten vermögen und damit durch Rührung wieder Tränen der Dankbarkeit (v105) hervorrufen, die ihrerseits die Kraft haben, „tiefste Seelenwunden“ (v104) zu heilen. Am Schluß dieser Aufzählung von Segnungen und Glücksgaben der Vorsehung, unter Erwähnung der klassischen anakreontischen Themen von Wein, Freundschaft und Liebe, postuliert der Autor den unbezweifelbaren Wert des Lebens (vv110-113). Nun aber (vv115-134) werden dessen negative Seiten aufgerufen, vom mangelnden Sonnenschein angefangen über Sturm und Gewitter (vv118-121) bis hin zu echten Katastrophen, wie einem Erdbeben – seit Lissabon 1755 der Testfall schlechthin für die Theodizee-Frage – mit seiner städtezerstörerischen Wirkung (vv122-126), und dem Krieg, dem aktuellen Problem und „gräßlich Ungeheuer“ – ein Selbstzitat aus der Epistel „Beim Schlusse des Jahres 1795“, v2 –, das alles Schlechte im Menschen zum Vorschein bringt (vv127-130).

Doch mit dem pathetischen Ausruf „und so, so muß’ es seyn!“ (v135) bekräftigt der Autor, daß der stete Wechsel von Glück und Unglück (vv131f) notwendig zur Beförderung des Glücks der Menschen ist und somit von „der ew’gen Weisheit Liebe“ (v135) gewollt sein muß, könnte doch das eine ohne die Erfahrung des anderen gar nicht empfunden werden (vv137-142). Gehe alles verloren, so seien immer noch Liebe und Freundschaft da, die Not des Erdenlebens zu lindern. Denn ist die Freundschaft auf Tugend gebaut (v146), könne sie nicht verlorengelassen und sei sogar stärker als der Tod (vv143-150). In der abschließenden Apostrophe an die Freundin (v151), resümiert der Autor, daß es die Erfahrungen von Freundschaft, Liebe und Naturschönheit sind, die die Welt zur besten Welt machen (vv151-156); durch die fast wörtliche Wiederholung der Formulierung vom Anfang des Gedichts (vv4f) ist die eingangs gestellte und als schwer entscheidbar charakterisierte Frage dennoch entschieden: Die Welt „kann kein Aufenthalt voll Qualen, / Kein Kerker, keine Hölle seyn!“ (vv155f).

Das Gedicht löst die Behauptung des Pope-Mottos ein, das Leben werde erst durch die Mischung von Freude und Leid lebenswert und lebbar; wer nur das Schlechte oder nur das Gute sehen könne, sei entweder krank oder unreif. Die physikotheologische Feier der Schönheit von Natur und das Lob der Kunst, der Freundschaft und Liebe werden als Beweise für den Optimalzustand der Welt herangeführt, während das Übel als Kontrastfolie dient, damit diese Schönheiten den menschlichen Sinnen allererst erlebbar werden. Diese Haltung Zincks als Autor entspricht dem klassischen Optimismus, wie er etwa von Pope formuliert und von Voltaire in seiner satirischen Erzählung *Candide, ou l’Optimisme* (Genf 1759)

verspottet worden war. Gemessen an der gedanklichen Durchdringung des Theodizee-Problems und seiner Auswirkungen auf das Individuum, wie sie sich z. B. in Schlossers *Anti-Pope* manifestiert, ist Zincks Argumentation freilich eher traditionell zu nennen. Allerdings verbindet beide Werke die Forderung nach unbedingter Weltliebe. Die Feststellung „so liebet er die Welt“ (v56), mit der Zinck die Haltung des „reife[n] Mann[es]“ (v48) resumiert, bildet exakt das Zentrum der Epistel, und die gleich darauffolgende Aussage „so wird hier, wie immer, / Die Wahrheit wohl auch in der Mitte stehn“ (vv81f) ist wörtlich gemeint – nicht nur im Sinne einer Mitte zwischen den Extremen, sondern auch als Mitte des Gedichts.

#### 1.2.1.9.4 – Drei Episteln an hochstehende Persönlichkeiten

Im Brief an J. G. Jacobi vom 30. Oktober 1796 (Brief 104)<sup>183</sup>, mit dem er sich für den freundschaftlichen Empfang in Jacobis Freiburger Wohnung zwei Tage zuvor bedankte, teilte Zinck seinem Gastgeber ein Gedicht mit, das er am auf den Besuch folgenden Morgen gemacht hatte. Der etwas umständliche Titel „An das Gartenhäuschen, in welchem S[eine] K[aiserliche] H[öheit] der Erzherzog Carl während der Action am 19. Okt[ober] 1796 sich aufhielt, von dem Besitzer deßelben“ kündigt ein Gedicht an einen personifizierten Gegenstand an, der in Beziehung zu einer hochgestellten Persönlichkeit steht, und läßt bereits vermuten, daß es sich eigentlich um ein Lobgedicht auf eben diese Person handelt. Die epigrammatische Kürze steht dabei im Widerstreit gegen das von Anfang an angelegte Briefschema, das sich in der fortgesetzten Anrede äußert. Formal ist die Arbeit schwer zu kategorisieren; offenbar plante Zinck aber, sie weiter auszuführen, wodurch sie einen stärker epistolarischen Charakter erhalten hätte. Das Gedicht blieb ungedruckt. Zinck äußerte sich im Brief gegenüber Jacobi:

Mit den erstern [den Versen an das Gartenhäuschen] bin ich sehr wenig zufrieden. Ein Französischer Dichter würde daraus etwas ganz anders gemacht haben. Ich weiß, daß es *Ihrer* Kritik nicht würdig ist, und doch bitte ich *Sie* um *Ihre* Meynung darüber: sie kann mir bey einer andern Gelegenheit nützlich seyn, denn ich weiß sehr wohl, wie viel ich *Ihrer* Kritik zu danken habe. Wenn ich den Gedanken länger hätte ausspinnen können u[nd] mögen, so wäre vielleicht ein leidlicheres Gedicht daraus geworden. Indeßen habe ich es übergeben so wie es da ist, und der Erzherzog nahm es mit vieler Freundlichkeit an.

Das bedichtete Gartenhäuschen stand auf der „Burg“ genannten Anhöhe oberhalb von Zincks Haus, dem heutigen „Haus zum Engel“ an der Karl-Friedrich-Straße. Während der Vertreibung der Franzosen aus Emmendingen am 19. Oktober hatte, so berichtete Zinck seiner Leipziger Tante Louise von Münchhausen am 25. Oktober (Brief 103), der österreichische Reichsfeldmarschall Erzherzog Carl von Österreich-

---

<sup>183</sup> Quelle B Nr. 90; hier Brief Nr. 104

Teschen dort Posten bezogen: „Der Erzherzog selbst war während der Action in meinem Gartenhäuschen auf der Burg, und soll die schöne Aussicht aus demselben bewundert haben.“

Das Gedicht besteht aus 12 jambischen Versen, deren Länge zwischen sechs und vier Hebungen variiert, läßt sich inhaltlich und syntaktisch in zwei Blöcke zu sieben und zu fünf Versen einteilen und weist ein etwas eigenwilliges Reimschema auf: Im sieben Verse langen Teil besetzt ein weiblicher Reim (dienen, Ruinen, grünen) die erste, mittlere und letzte Endung, während die dadurch entstandenen beiden Leerstellen mit einem männlichen Paarreim gefüllt werden, und zwar zweimal demselben (stand, Vaterland); im fünf Verse langen Teil umarmt ein Reim (Heiligthum, Helden-Ruhm) einen Dreireim (Feuer, neuer, Leyer).

Der erste, siebenversige Teil apostrophiert das Gartenhaus als Denkmal für die Befreiungstat Carls, der bereits im zweiten Vers als „Deutschlands Retter“ eingeführt wird. Aber auch wenn der Lauf der Zeit für die „späten Enkel“ (v1) nur „traurige Ruinen“ (v4) als Erinnerungsort übrigließe, würde doch der Lorbeer, den der „Retter“ dort errungen hat, nicht verwelken (v7). Auch der fünfversige Teil beginnt mit einer Anrede des Gartenhäuschens. Bevor es nämlich zum Denkmal für die Rettung Deutschlands wurde, sei es für seinen Besitzer ein Heiligtum der Muße (v8) gewesen, also im privaten Sinne ein sakraler Raum, wie er es nun, als Denkmal, im öffentlich-epochalen Sinne ist. Aber der dichtende Besitzer tritt bescheiden von dem Ort zurück, denn im Vergleich mit den Großen der Dichtkunst, für die stellvertretend Klopstock als Meister des hohen Tons aufgerufen wird, reicht die dürftige Kunst – die mit Veilchen, als Sinnbild der Bescheidenheit, bekränzte Leier (v11) – zum angemessenen Lob des „Retters“ nicht aus. Zinck erläuterte dies im Brief an Jacobi:

Sie sehen ohne mein Erinnern, daß ich dem Horaz einen Gedanken abgeborgt habe, wenn er sich irgendwo, ich glaube in seinen Episteln, auf mir ähnliche Art aber nicht mit eben so viel Grund entschuldigt, daß er Augusts Thaten nicht besingen könne.

Tatsächlich heißt es in Horaz' Epistel II, 1 an Augustus: „doch ein geringes Gedicht gebührt nicht deiner Größe, und meine Scheu wagt nicht, ein Werk zu versuchen, das meine Kräfte zu tragen sich weigern.“<sup>184</sup> Wie weit die Verehrung Zincks für den jugendlichen Reichsmarschall ging, zeigt ein Kupferstich-Porträt Carls, das er laut Nachlaßverzeichnis von 1802 in seiner Wohnung hängen hatte.<sup>185</sup>

Jacobi schrieb selbst kurz darauf ein Huldigungsgedicht für Erzherzog Carl zu dessen Empfang in Freiburg (selbständig gedruckt unter dem Titel „Seiner Königl. Hoheit dem Erzherzoge Carl. Freyburg im Breisgau am XXVIII. October MDCCXCVI“

---

<sup>184</sup> „Sed neque parvum / carmen maiestas recipit tua, nec meus audet / rem temptare pudor, quam vires ferre recusent“; die deutsche Übersetzung aus Horaz/Kytzler 1992, 612.

<sup>185</sup> GLA Karlsruhe 198 No. 173, fol. 15r.

[28.10.1796]<sup>186</sup>), in welchem er hervorhob: „Du kamst ja nicht zu tödten, zu verheeren; / Du rettetest nur das teure Vaterland“ (vv11f).

Zwei weitere Episteln, diesmal direkt an hochrangige Persönlichkeiten gerichtet, veröffentlichte Zinck zwischen Sommer 1798 und Frühjahr 1799 im *Berlinischen Archiv*. In der Juni-Nummer 1798 erschien „An den Kaiserlich-königlichen Herrn Obristen Freiherrn von Ulm. Nach Begnadigung eines wegen Diebstahls vom Kriegsgericht zum Tode verurtheilten Verbrechers, Emmendingen, den 2ten November 1797“<sup>187</sup>. Adressat der Epistel ist Joseph Freiherr von Ulm (1754-1827), kaiserlicher Oberst und Kommandeur des böhmischen Infanterie-Regiments Nr. 35 Wenckheim, das nach der Vertreibung der Franzosen bis in den Dezember 1798 in Emmendingen stationiert war (vgl. Brief Nr 109, 3. Januar 1798); er war regelmäßiger Gast in Zincks Haus. Ein Sohn des Freiburger Regierungspräsidenten Carl von Ulm zu Erbach (1725-1781), gehörte er zudem mit seinem Bruder Ferdinand von Ulm (1756-1829) zum weiteren Umkreis Jacobis.

Die Adresse liefert auch die Motivation für die Epistel: Anfang November 1797 hatte Oberst von Ulm einen des Diebstahls überführten jungen Regimentsangehörigen begnadigt, anstatt ihn standrechtlich erschießen zu lassen. Milde zu üben, wo Strenge und Härte möglich und angebracht wären, ist auch das Thema des Gedichts. Es beginnt mit der Feststellung, daß der selbstverdiente Ruhm menschenfreundlichen Handelns bei gleichzeitiger Pflichterfüllung der schönste und dauerhafteste sei (vv1-6). Nun zählt Zinck Beispiele großer Monarchen und Heerführer auf, die sich durch Menschenfreundlichkeit die Achtung und Liebe der Nachwelt verdient haben: Friedrich II. von Preußen, der sich nicht zu weinen schämte, als das von ihm geliebte Küstrin im Siebenjährigen Krieg zerstört worden war – hierbei spielt Zinck durch die Erwähnung der „Muse“ (v11), die die königliche Träne „in ihrem Heiligtume“ (v10) aufbewahrt, auf das Gedicht „An die Krieges Muse nach der Niederlage der Russen bei Zorndorf“ aus Gleims *Preußischen Kriegsliedern* an, wo diese Episode geschildert ist; ferner Kaiser Joseph II., der im Bayerischen Erbfolgekrieg auf den tatsächlichen Einsatz seiner Soldaten im Gefecht verzichtete (v12); und schließlich Joseph von Ulms Befehlshaber, den Erzherzog Carl von Österreich-Teschen, der als Reichsmarschall die österreichischen Truppen befehligte, als diese im Oktober 1796 die französischen Truppen unter Jean-Victor Moreau aus dem Breisgau und dem Badischen Oberland vertrieben, und, so insinuiert Zinck (vv13-16), dabei mit Bedacht vorging, um Zerstörungen in Grenzen zu halten. Als abschreckendes Gegenbeispiel wird der kaiserliche Feldherr Johann T'Serclaes von Tilly angeführt (v18f), der im Dreißigjährigen Krieg u. a. für das Massaker von Magdeburg 1631 verantwortlich war und sich so den Haß der Nachwelt verdient hat.

---

<sup>186</sup> Elektronische Publikation: <http://dlub.uni-freiburg.de/diglit/jacobi1796c> (abgerufen am 23.11.2016).

<sup>187</sup> *Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks*, Juni 1798, 573f.

Die zum Eingang des Gedichts als höchst ehrenwürdig angeführte und an großen Herrscherpersönlichkeiten exemplifizierte Pflichterfüllung im Einklang mit Menschlichkeit wird nun dem Adressaten des Gedichts ebenfalls zugesprochen (vv20-25), denn auch Joseph von Ulm zeigt Tränen des Mitgefühls. Die Epistel schließt mit einem Ausblick auf die innere Ruhe des Alters, das sich der an diesem Tage geübten Milde und Menschenfreundlichkeit eher erinnern wird als der Beschwerisse (vv27f) des Lebens. Der Soldat empfindet „stille Wonne“ und „Zufriedenheit“ nicht wegen seiner militärischen Leistungen, sondern durch das Bewußtsein seiner Humanitas.

Im Februar 1799 erschien zum letzten Mal eine Arbeit Zincks im Berlinischen Archiv. Das Gedicht „An des regierenden Herrn Markgrafen zu Baden Hochfürstliche Durchlaucht, im Nahmen der Stadt Emmendingen und sämmtlicher Gemeinden der Markgrafschaft Hochberg“<sup>188</sup> zeigt formal die Struktur einer Epistel, baut aber bereits mit den ersten beiden Wörter „Willkommen hier“ (v1) eine für die Gattung so untypische räumliche Nähe zwischen Autor und Adressaten auf, daß man eher an eine direkte Ansprache denkt. Das zentrale Thema des Textes ist der gute Monarch und die verdiente Bürgertreue. Mit der Rückkehr des „verehrte[n] Fürst[en]“ bricht nach der mit Sturm und Unwetter (vv4f) verglichenen Kriegszeit ein neuer, besserer Tag an (v6). Die „treuen Bürger“ (v2) feiern diese Morgenröte „durch ungeschmückte Lieder“(v8) – ungeschmückt, weil wahre Empfindung (vv9f) nicht erst durch poetischen Zierat aufgewertet werden muß, um zu wirken, und der Adressat, Markgraf Carl Friedrich, die Wahrheit liebt und die Schmeichelei haßt (vv11f). In einer weitgespannten wer-der-Konstruktion (v13-v23) breitet Zinck nun einen Katalog von aufgeklärt-absolutistischen Herrschertugenden auf: Milde, Weisheit (v13), Gerechtigkeit und Menschenliebe (vv14-16), Angemessenheit im Gebrauch der Macht (v17), Sparsamkeit zugunsten der Untertanen (v18), Sorgfalt in der Förderung von deren Wohlstand (v20) und Anerkennung der eigenen Kreatürlichkeit sowie der Gottesebenbildlichkeit auch des Schwachen (vv21f). Eine solche Sarastro-Figur ist durch die Liebe ihrer Bürger geschützt wie der Vater durch die Liebe des Sohnes (vv24f) und bedarf nicht der Befestigung seiner Herrschaft durch „schlaunen Tru[g]“ und „entlehnt[e] Stützen“ (v24); dies bezieht sich möglicherweise auf die 1780 von der Preußischen Akademie der Wissenschaften gestellte Preisfrage „Est-il utile au Peuple d’être trompé“ (Ist es für das Volk nützlich, betrogen zu werden)<sup>189</sup>, sowie auf die Praxis absolutistischer Fürsten, sich Leibgarden aus Angehörigen fremder Nationen zu halten (wie z. B. die Gardes-suissees am französischen Königshof), weil diese weniger geneigt sind, sich im Falle eines Aufstandes mit dem Volk zu verbünden. Die genannten Tugenden sind die eigentlichen Stützen des monarchischen Systems, sie bilden den Gegenentwurf zum

---

<sup>188</sup> *Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks*, Februar 1799, 105-107. Veröffentlichtes Nr. 16

<sup>189</sup> Vgl. hierzu die Einleitung zu Hans Adler, *Nützt es dem Volke, betrogen zu werden? Est-il utile au Peuple d’être trompé? Die Preisfrage der Preußischen Akademie für 1780*, Stuttgart 2007.

republikanischen Zerrbild der Monarchie. In der Anrede Carl Friedrichs als „verehrter Greis“ wird der Fürst als Vaterfigur, als *pater patriae*, angesprochen und die Bürger gleich darauf zu „[s]einen Kindern“ (vv27f). Die angebotene Offenlegung des Herzens soll die Wahrheit der Empfindungen über die Gegenwart des geliebten Herrschers unterstreichen (vv29-31), denn Treue zur Bürgerpflicht werde durch Liebe motiviert (v32) und nicht durch Furcht. Als Gegenbild zieht Zinck nun die Tyrannei orientalischer Gewaltherrscher heran, die zurecht in konstanter Angst vor dem Unwillen des Volks leben (vv33-35), da sie es nur unterdrücken und nichts zu seiner Wohlfahrt unternehmen. Carl Friedrich jedoch, so wird ab v39 wiederholt, sei ein verantwortungsvoller Vater, dessen Hauptsorge Hilfe und Linderung von Not ist. (vv41-43). Resultat dieser Haltung sei die Zuneigung der Bürger (vv43-45), gegen deren schützende Gewalt auch der Arm des Aufrührers machtlos ist (vv45-50). Die Schlußpassage mit ihrer Erwähnung des vergangenen halben Jahrhunderts (v51) verrät, daß es sich bei dem Huldigungsgedicht auch um einen verspäteten Glückwunsch zu Carl Friedrichs 50jährigem Thronjubiläum handelt, welches dieser 1796 aufgrund der französischen Besetzung Badens aber im ansbachischen Exil hatte begehen müssen. Die Bemerkung, Carl Friedrich habe sich „der Bürger Glück zur ersten Pflicht“ gemacht (v54) bezieht sich auf seine Erklärung anlässlich der Wiedervereinigung der beiden badischen Landesteile 1771, in welcher Bürgerglück und Fürstenglück als voneinander untrennbar bezeichnet wurden. Mit dem Bedauern, daß das halbe Jahrhundert weiser Regierung bereits vorüber sei, und dem Versprechen fortwährenden dankbaren Angedenkens durch die Bürger schließt Zinck das Gedicht.

#### 1.2.1.9.5 – Die Romanze „Die Gefahr der Liebe“

Das im Juni-Heft 1796 des Berlinischen Archivs der Zeit und ihres Geschmacks gedruckte balladeske Gedicht „Die Gefahr der Liebe. Eine Romanze“<sup>190</sup> stellt einen eigenartigen Fremdkörper im sonstigen Werk Zincks dar: zunächst einmal formal, denn es ist das einzige strophische Gedicht; ferner auch inhaltlich, denn der Baron versuchte sich hier an einer Geschichte um einen stolzen Ritter, der umsonst ein schönes Burgfräulein freit, an der unerwiderten Liebe zerbricht und Selbstmord begeht.

Laut dem Untertitel sollte sich die Romanze „nach einer bekannten Melodie des Schillerschen Räuberliedes“ singen lassen – eine solche konnte aber nicht identifiziert werden, und die bereits im späten 18. Jahrhundert belegte Weise, nach der Schillers Lied gesungen wurde, ist eine Adaption des Studentenliedes „Gaudeamus igitur“<sup>191</sup>, auf welches zwar das Räuberlied, aber nicht Zincks Romanze

---

<sup>190</sup> *Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks*, Juni 1796, 572-576; Veröffentlichtes Nr. 7.

<sup>191</sup> So z.B. bei einer Aufführung in Lauchstädt am 13.7.1795. Vgl. Beate Agnes Schmidt, „Schauspielmusik in der ‚klassischen‘ Provinz. Zum Weimarer Theater unter Goethe, in: Ursula

paßt, denn deren Strophen weisen einen Vers mehr auf als diejenigen des Schillerschen Liedes.

Das Gedicht besteht aus 18 Strophen zu jeweils sechs jambischen Versen: Zwei Vierheber mit männlicher und zwei Dreiheber mit weiblicher Kadenz stehen im Kreuzreim, ihnen folgen zwei weitere, diesmal paargereimte Vierheber, die jeder Strophe einen sentenzenhaften Schluß geben. Diese Strophenform wurde in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhundert mit Vorliebe für Balladen und Romanzen mit historischem bzw. mittelalterlichem Sujet genutzt, so z. B. von Johann Friedrich Löwen (1727-1771) in seiner Ballade „Der Graf von Gleichen“<sup>192</sup> oder Gottfried August Bürger (1747-1794) in „Die Weiber von Weinsberg“<sup>193</sup>; der bänkelsängerische Ton förderte einen ironischen Unterton, der auch in Zincks Gedicht zu spüren ist.<sup>194</sup> Der Gattung selbst wird Zinck nicht zuletzt in Jacobis Prosaübersetzungen der Romanzen des Luis de Góngora (1561-1627) begegnet sein, die 1767 in Halle unter dem Titel *Romanzen, aus dem Spanischen des Gongora übersetzt von Herrn J. G. Jacobi* erschienen waren.

Die einfache Handlung dreht sich um einen Ritter, der nur für sein Kriegshandwerk lebt (Strophen 2 und 3) und bislang unempfindlich gegen zärtliche Empfindungen gewesen war (Strophe 1). Stolz verachtet er die Liebe und die Frauen, die ihm „bloß zum Zeitvertreib [geschaffen]“ scheinen (v24) und ihm weniger lieb sind als „ein voller Becher“ (v28). So, wie er gegen Kriegswaffen und die Geschosse seiner Feinde immun zu sein scheint, so wenig können Amors Pfeile ihm anhaben (vv29f). Jedoch ist der Augenblick unausweichlich, an welchen sich dies ändern wird (vv31-36), denn „des kleinen Gottes Wundermacht“ (v35) ist noch „kein Sterblicher entronnen“ (v34), und man „verlacht“ sie nicht ungestraft (v36). Nachdem in den ersten sechs Strophen das Feld für den balladentypischen Konflikt bereitet und dieses im „Breisgau“ lokalisiert ist (vv37f), begegnet der Ritter bei der Burg Sponeck am Rhein (v41) derjenigen, die seine Selbstsicherheit zerstören wird (Strophe 7). Die Strophen 8 und 9 beschreiben das „Mädchen“, ihr paradiesisches Lächeln (v45), das Ebenmaß ihrer Gestalt und ihres Antlitzes (vv47f; vv53f), ihre blauen Augen (v48) und helle Haut (v49) und ihre silberhelle Stimme (v51). Der Ritter verliert nun im ungewohnten inneren Feuer (v56) die Selbstkontrolle (vv57f) und in Strophe 11 auch sein Herz (v62). Das nun mit „Irmgard“ auch namentlich kenntliche Mädchen, in das er sich mehr und mehr verliebt (vv62-70), bleibt jedoch „immer freundlich, aber kalt“ (v72). Das bislang wortlos, nur mit Blicken („mit stummberedtem Blick“,

---

Kramer (Hg.), *Theater mit Musik. 400 Jahre Schauspielmusik im europäischen Theater*, Bielefeld 2014, 69-91, hier 75.

<sup>192</sup> Johann Friedrich Löwen, „Graf Ludewig von Gleichen“, in: Ders., *Romanzen, nebst andern Comischen Gedichten*, Biel (Heilmann) 1773, 37-40.

<sup>193</sup> Gottfried August Bürger, „Die Weiber von Weinsberg“, in: J. H. Voss (Hg.) *Musen Almanach für 1777*, Hamburg (Bohn) [1776], 73-76.

<sup>194</sup> Vgl. Horst J. Frank, *Handbuch der deutschen Strophenformen*, Tübingen und Basel <sup>2</sup>1993, Nr. 6.15, 437ff.

v67) ausgetragene „Gefecht“ zwischen dem Ritter, der weiter namenlos bleibt, und Irmgard geht in Strophe 13 über in die Gnadenbitte des Ritters, der mit altertümlichen Metaphern die Härte ihres Herzens beklagt („kalt wie Stein“, v75; „hart[e] Tygerthier[e]“, v76). Diese erwidert aber nicht nur die Gefühle des Ritters nicht, sie ist bereits anderweitig versprochen und geht diese Verbindung – zwar, wie Strophe 15 betont, nicht ohne Mitleid für die Liebeskrankheit des Ritters (Strophe 14) – ein (Strophe 16). Der Ritter nimmt sich mit gebrochenem Herzen (v100) im Rhein das Leben (v102). Die letzte Strophe fungiert als Epimythion und warnt vor der Rache der Liebe (v103), welche alle diejenigen ereilt, die ihrer „sanften Allgewalt“ nicht huldigen (vv107f).

Auffällig ist, daß die im Vergleich mit dem Rest seines Werks artifizielle Form auch mit einer artifiziell wirkenden Wortwahl einhergeht und sich so von der sonst betonten Natürlichkeit in Zincks Stil deutlich abhebt. Da das altertümlich-manieriert oder gesucht wirkende Vokabular („Cyprapor“, v3; „Reuter“, v17; „tingieret“, v50; „Künstler-Ideal“, v54; „Tygerthiere“, v76) zudem in einem kaum zu überhörenden Kontrast zum bereits erwähnten bänkelsanghaften Ton der verwendeten Romanzenstrophe steht, ist eine komische Intention naheliegend. Da das klassische Thema des „omnia vincit amor“, in welchem die irdischen Waffen im mit Augen (v11; v25; v48; v58; v69) und Blicken (v67; v71; v77) geführten Kampf um die Herzen (v30; v33; v52; v62; v75; v85; v91; v100) unterliegen, hier mit dem Selbstmord aus Liebeskummer verbunden ist, ließe sich beinahe von einer „Wertheriade ohne Werther“ sprechen. Die durchgehaltene Namenlosigkeit des Ritters erleichtert dem Leser die Identifikation mit der Hauptfigur, was die an alle „Menschen, jung und alt“ (v107) am Ende ausgesprochene Warnung noch dringlicher wirken läßt. Das von Zinck eingebrachte Lokalkolorit schließlich („Breisgau“, v38; „Sponeck“, v41; „Rhein“, v102) mag ein Versuch sein, der von ihm geliebten Oberrheinischen Landschaft mit ihren schönen Mädchen, die er im Aufsatz über Emmendingen „An Herrn Schnetzler“ rühmt<sup>195</sup>, ein literarisches Denkmal zu setzen.

Auffällig ist ferner, daß der Titel „Gefahr der Liebe“ und die im letzten Vers angesprochene „sanfte Allgewalt“ stark an die Beschreibung einer antiken Gemme erinnert, die aus dem Französischen zu übersetzen Zinck seinem Freund Jacobi im Vorjahr geholfen hatte. In diesem ersten gemeinsamen Projekt, der *Beschreibung einiger der vornehmsten geschnittenen Steine mythologischen Inhalts*, Zürich 1796, zeigt Tafel IV die Umzeichnung eines Cameos mit einem Amorknaben, der auf einem Löwen reitet. Das Bild ist mit „Die Macht der Liebe“ überschrieben, der folgende erläuternde Text<sup>196</sup> mit „Gewalt der Liebe“. Vielleicht war dies die Anregung Zincks

---

<sup>195</sup> „Hübsche und sogar schöne Mädchen giebt es hier [in Emmendingen] viele, und vielleicht verhältnismäßig mehr als in Freiburg“; vgl. Veröffentlichtes Nr. 17b.

<sup>196</sup> *Beschreibung einiger der vornehmsten geschnittenen Steine mythologischen Inhalts*, Zürich 1796, 60-64.

zu seinem Gedicht, womit nicht nur die klassischen Versatzstücke im Text erklärt werden könnten; vielmehr hätte sich auch Jacobis mit der Veröffentlichung des Werks verbundene Hoffnung eingelöst, die antiken Schmucksteine und ihre Erläuterung würden zu zeitgenössischer künstlerischer Produktion inspirieren.

#### 1.2.1.9.6 – Die Fabel „Der Affe“

Im Taschenbuch für das Jahr 1802 gedruckt<sup>197</sup>, ist die kleine Fabel „Der Affe“ mit nur acht Versen die kürzeste und letzte Arbeit, die Zinck an die Öffentlichkeit gebracht hat: Ein Affe hat Schwierigkeiten, mit seinen vom Alter mittlerweile abgestumpften Zähnen (v4) so wie früher die von ihm geliebten Haselnüsse aufzubeißen. Unzufrieden (v5) über seinen geringen Erfolg beklagt er die Veränderung der Zeit, die im Vergleich mit dem schönen Gestern („Jugendjahre“, v8) selbst die Nüsse härter werden läßt.

Wie fast das gesamte poetische Werk des Freiherrn besteht auch dieser Text aus jambischen Versen von vier bis sechs Füßen Länge: acht insgesamt, zunächst ein Kreuzreim mit wechselnd männlicher und weiblicher Kadenz, dann nacheinander zwei männliche und zwei weibliche Paarreime. Der letzte Vers ist zum Alexandriner erweitert und erhält durch die diesem Vers innewohnende Statik eine finalisierende Qualität, die von dem Paareim – dem ein Sonett beschließenden *couplet* gleich – unterstrichen wird. Gattungstypisch ist die Vorstellung eines rede- und vernunftbegabten Tiers, hier des Affen als Karikatur des querulantisches Greises, - untypisch hingegen das Fehlen eines Epimythions, einer „Moral“ – wobei dies bei vielen zeitgenössischen Fabeldichtern wie Gellert, Pfeffer und Hagedorn ebenfalls zu beobachten ist. Letztlich führt Zinck nur ein tadelnswertes Verhalten vor, kommentiert oder erweitert dieses jedoch nicht ins Allgemeine. Diese Arbeit muß der Leser selbst leisten: er soll konstatieren, daß der Affe für sein Versagen lieber widriger werdende Umstände verantwortlich macht statt anzuerkennen, daß die eigenen Kräfte mit dem Alter nachlassen. Diese Selbsttäuschung resultiert in Unzufriedenheit, die den echten Genuß der einen geknackten Nuß (vv3f) verhindert (die Haselnuß ist traditionell ein Fruchtbarkeits- und Sexual-, aber allgemeiner auch Glückssymbol). Inhaltlich behandelt dieses Gedicht also auch wieder – diesmal *ex negativo* – Zincks Lieblingsthema der Zufriedenheit oder Genügsamkeit und schlägt damit den Bogen zum allerersten veröffentlichten Gedicht, der Travestie der horazischen Soracte-Ode. Auch dort geht es um das Altern und die mit diesem zunehmende Wunderlichkeit, aber auch darum, Unausweichliches gelassen zu ertragen und weise sich aller Schönheiten zu freuen, die zu genießen man noch imstande ist. Das törichte Gegenbild zu den beiden Weisen vorm prasselnden Kaminfeuer ist hier der alte Affe, der mit dem Nachlassen seiner Kräfte hadert und

---

<sup>197</sup> J. G. Jacobi (Hg.), *Taschenbuch für das Jahr 1802*, 61.

so auf Kosten einer in Bescheidenheit, aber fest ergriffenen Gegenwart vernunftwidrig die Jugendzeit idealisiert. Möglicherweise war das Fortlassen einer ausformulierten Moral als ein sokratischer Kunstgriff gedacht, der dem Leser dabei helfen sollte, sich in diesem Affen selbst zu erkennen, und vielleicht auch eine leicht melancholische Selbstermahnung des in seinen letzten Lebensmonaten ständig kranken Autors, Dinge fahren zu lassen, die man früher geliebt hat, nun aber nicht mehr ausüben kann. Für diese Selbstidentifikation würde auch sprechen, daß einer prominent bereits von Giovanni Boccaccio (1313-1375) behandelten und zurückgewiesenen klassischen Anschuldigung zufolge Dichter lediglich die Affen – also stümperhaften Nachahmer – von Philosophen seien<sup>198</sup>; dann würde Zinck einerseits vorführen, wie sich die seit Plato als lügnerisch verschrieenen Dichter die Realität zurechtbiegen, täte dies aber zugleich im Medium der Dichtung und würde so, wie auch Boccaccio argumentierte, die Wahrheit lediglich unter dem Schleier der Erfindung („sub velamento fictionis“) neu aussprechen; in diesem letzteren Sinne wäre das Gedicht zudem eine poetologische Reflexion.

### **Drei Arbeiten in Prosa**

In diesem Abschnitt sollen drei längere Prosatexte genauer analysiert werden: Der Aufsatz über das angemessene Gedenken an Gustav Adolf von Schweden sowie über praktikable Mittel zur Verhinderung des Kindsmordes, die beide innerhalb eines Jahres (1786/87) in Posselts Wissenschaftlichem Magazin für Aufklärung erschienen; sowie die kurze Prosa-Eloge auf Zincks Wahlheimat Emmendingen „An Herrn Schnetzler“, die er als Antwort auf einen ähnlich lobenden Aufsatz desselben über dessen Heimatstadt Freiburg in Jacobis *Überflüßigem Taschenbuch für das Jahr 1800* veröffentlichte. Drei kürzere prosaische Texte, die mehr den Charakter publizistischer Interventionen tragen, sind bereits im biographischen Teil kurz charakterisiert worden.

Sah Zinck sein Wirkungsfeld zunächst in der politischen Publizistik, wie seine beiden ersten Veröffentlichungen nahelegen, so hat er dieses Feld spätestens mit dem ersten veröffentlichten Gedicht verlassen; nach diesem Zeitpunkt haben seine Arbeiten in erster Linie belletristischen Charakter. Das einzige Mal, daß er nochmals die Feder ergriff, um zu einem Thema mit politischem Aspekt Stellung zu nehmen, war die Verteidigung Jacobis gegen Vorwürfe der Religionskritik und Sympathien mit demokratischen Positionen im Oktober 1798.

Einen ersten Vorstoß in das Feld der Publizistik hatte Zinck bereits im Frühjahr 1780 gemacht. Als Anlage zu seinem Brief an Eberhard vom 30. März (Brief 41)

---

<sup>198</sup> Giovanni Boccaccio, *Genealogia deorum gentilium libri XV* (1350-1367), lib. XIV, cap. XVII: „Philosophorum simias minime poetas esse“.

übersandte er diesem ein Aufsatzmanuskript mit der Bitte um Prüfung und anschließender Veröffentlichung im *Deutschen Museum*:

Aber, wirst Du sagen, was ist denn das eigentlich für eine Beylage? Das will ich Dir gleich sagen, bester Eberhardt! Es ist ein Einfall, der mir einmahl auf einem meiner müßigen Spaziergänge in den Kopf kam, und den ich in einigen müßigen Stunden zu Papier gebracht habe. Ich schicke Dir diesen Aufsatz deswegen, daß wenn Du ihn [...] würdig achtetest, in das deutsche Musäum eingerückt zu werden, Du ihn auf die gehörige Art – etwa durch Abgebung in der Weygandischen Buchhandlung mit einem drumgeschlagenen Couvert – an den Herausgeber des deutschen Musäum beförderst. Glaubst Du aber, daß mir die Bekantmachung deßelben keine Ehre machte, so erwarte ich von Deiner Freundschaft eine eigenmächtige Zurückbehaltung deßelben, welche mich gewiß nicht beleidigen wird.

Zinck tauchte aber in der Folge weder als Autor im Deutschen Museum auf, noch wurde der mitgeschickte Aufsatz, dessen Thema sich aus den spärlichen Angaben nicht erschließen läßt, in der Korrespondenz mit Eberhard jemals wieder angesprochen. Entweder hatte dieser tatsächlich von der Veröffentlichung abgeraten, oder der Herausgeber der Zeitschrift hatte eine solche abgelehnt. Stattdessen schreibt Zinck bereits im nächsten Brief an Eberhard vom 7. April 1780 (Brief 42):

[Rößig] ist ia, wie ich aus der allgemeinen deutschen Bibliothek gesehen habe, ein Schriftsteller geworden, und zwar im politischen Fache! Vielleicht erlebst Du bald auch ein gleiches von mir. Ich habe würrklich eine kleine Abhandlung über die Rechtmäßigkeit, Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Todesstrafen unter der Feder, die ich, wenn sie fertig ist und von einigen Kennern, denen ich sie vorher zeigen werde, der öffentlichen Bekantmachung würdig geschätzt wird, Dir schicken werde, daß Du ihr einen Verleger und mir ein Paar Dukaten oder doch wenigstens ein Paar Bücher dafür verschaffest.

Aus dem Schluß der Bemerkung und der Tatsache, daß in den Briefen dieser Zeit immer wieder von Geldsorgen die Rede ist, welche das junge Ehepaar Zinck belasteten, läßt sich schließen, daß der Baron auch deshalb den Weg in die Publizistik gesucht hatte, um sich ein kleines, wenn auch unregelmäßiges Zusatzeinkommen zu verschaffen; im Kindsmordaufsatz nennt er sich folglich einen „Privatgelehrten“. Jedoch kann der in diesem Brief angesprochene Aufsatz über die Todesstrafe ebenfalls nirgendwo nachgewiesen werden. Es ist aber möglich, daß es sich um eine Vorstudie zum Beitrag für die Preisfrage über die beste Verhinderung des Kindsmordes von 1780 handelt, welcher mehrere Jahre später, 1787, in Posselts *Wissenschaftlichem Magazin für Aufklärung* herauskam.

### 1.2.1.10.1 – Gustav Adolph als deutscher Nationalheld

Bereits ein Dreivierteljahr zuvor aber war dort der Aufsatz „Gustav Adolph. Eine Aufforderung an Teutschland“<sup>199</sup> erschienen. Angeregt durch die Lektüre der „Sammlung ungedruckten Briefwechsels und Staatsschriften des um Deutsche Freiheit und Vaterland unsterblich verdienten König Gustav Adolphs in Schweden und seines großen Ministers, des Reichs-Canzlers Axel Oxenstierns“, kompiliert von Friedrich Carl von Moser und veröffentlicht in dessen eigener Zeitschrift, dem *Patriotischen Archiv für Deutschland* (12 Bde., 1784-1790)<sup>200</sup>, scheint Zinck in sehr kurzer Zeit seine eigene Schrift zu Rolle und Verdienst Gustav II. Adolfs (1594-1632) zu Papier gebracht zu haben. In dieser machte er sich Mosers Sicht auf den Schwedenkönig als einen Retter deutscher Freiheit weitgehend zu eigen. Hatte Moser noch gefordert, „*Gustav Adolphs* Nahme sollte jedem wahren Deutschen, ohne Unterschied der Religion, ehrwürdig und heilig, sollte billig ein alljährliches *National-Fest* für ganz Deutschland seyn“<sup>201</sup>, ging Zinck noch einen Schritt weiter und rief „Teutschlands Edle in allen Ständen“ (406) dazu auf, dem bei Lützen gefallenen fremden Monarchen ein Denkmal zu stiften.

Die Argumentation setzt mit der Beobachtung ein, daß es in Deutschland keine echte Denkmäler-Kultur gebe, weil die Vertreter der etablierten Bevölkerungsgruppen, die sich dafür einsetzen würden, Monumente verdienter Persönlichkeiten zu schaffen, diejenigen Kandidaten für eine solche öffentliche Ehrung, die sie nicht kannten, nicht für denkmalwürdig erachteten – nicht nur, weil an diese eben nicht bereits öffentlich erinnert würde, sondern auch, weil generell Verachtung gegenüber den Verdiensten anderer Professionen im Vergleich mit denen der eigenen vorherrsche. Zinck führt als Beispiel ein Denkmal an, das wenige Jahre zuvor, 1776, von „eine[r] Gesellschaft von Beschützern der Kunst“ (405) dem Andenken der 1760 verstorbenen Theaterreformerin Caroline Neuber in deren Sterbeort Laubegast bei Dresden gestiftet worden war – ein Unterfangen, über welches, so insinuiert Zinck, die Vertreter der Leipziger Juristenzunft wahrscheinlich die Nase rümpfen würden, da sie in ihrer geistigen Provinzialität nur ihre Fachkollegen für würdig einer solchen Ehrung erachteten (406) und wahrscheinlich weder von der Neuberin noch von ihrem Wirken für die Entwicklung einer deutschen Nationalbühne etwas wüßten.<sup>202</sup> Der Standes- und Professionsdünkel ginge so weit, daß nicht einmal Lessing oder Sulzer hier bestehen würden. Aber während es im Falle der Neuberin wenigstens eine

---

<sup>199</sup> D[oktor] *Posselts wissenschaftliches Magazin für Aufklärung*, 3. Stück, 2. Band, Mai/Juni 1786, Leipzig (Jacobäer), 405-413.

<sup>200</sup> Zinck hatte, wie sein Nachlaßverzeichnis belegt (Dokumente 14), für diese Zeitschrift subskribiert; alle erschienenen sechs Jahrgänge befanden sich noch nach dem Tode seiner Frau Wilhelmine in seiner Bibliothek.

<sup>201</sup> *Patriotisches Archiv für Deutschland*, 5. Bd., Frankfurt und Leipzig 1786, 5.

<sup>202</sup> Wie sehr Zinck mit dieser Einschätzung recht hatte, zeigt sich darin, daß sogar der Setzer des Artikels in *Posselts Wissenschaftlichem Magazin* offenbar nie etwas von der Neuberin und ihrem Wirken gehört hatte, denn er setzte konsequent „Reuberin“.

Schar Dankbarer gegeben hätte (405f), die ihre Verdienste zu würdigen gewußt hätten, so wäre der Ort bei Lützen, wo Gustav Adolf in der Schlacht fiel, immer noch lediglich von einem „schlechten“ (d. h. einfachen) Stein markiert, auf welchen einen in der Vorbeifahrt erst das Fuhrpersonal aufmerksam machen müßte (406). Dabei sei Gustav Adolf ein Vorkämpfer

der politischen und Gewissens-Freyheit, und deren Wirkungen: Freyheit zu denken, Aufklärung in allen Wissenschaften, Veredelung der Sitten und reinern Gottesdienst [...], (406f)

und ohne ihn würden die Deutschen nicht

eine der ersten Nationen dieses Welttheils [sein und sich] mit den Franzosen und Engländern in eine Classe setzen können, [würden sie] nicht die Ersten Gelehrten Europens, nicht die erleuchtetsten Köpfe jedes Zeitalters [ihre] Landsleute nennen, wenn *Gustav Adolph* nicht mit Verlust seines Lebens in den Lützener Gefilden *vollendet* hätte, was *Luther*, *Friedrich der Weise* und *Johann Friedrich* nur *angefangen* hatten. (412)

Zinck erklärt also Gustav Adolf rundheraus nicht nur zum Vollender der Reformation, sondern auch zum Wegbereiter der Aufklärung. Und besonders in der letzteren Rolle vergleicht er den Schwedenkönig sogar mit Friedrich dem Großen:

[N]ur [Gustav Adolf] konnte sich den für die teutsche Freyheit und die noch nicht genug befestigte Religionsverbesserung so gefährlichen Absichten [Kaiser] *Ferdinands* widersetzen, und Er that es, wie bey einer neuen Begebenheit, *Friedrich der Große* nicht aus eigennütigen Absichten, sondern aus ächtem Eifer, für Gerechtigkeit, Religion und Freyheit. (407)

Von den gängigen Vorwürfen, die gegenüber Gustav Adolf erhoben worden sind, greift sich Zinck drei heraus, um sie nacheinander wenn nicht zu widerlegen, dann doch so zu kontextualisieren, daß sie in einem neuen Licht erscheinen (407). So habe er sich nicht etwa ungerufen und ungerechtfertigt in interne Angelegenheiten des Heiligen Römischen Reiches eingemischt, sondern sei gegen die ihm verhaßte Tyrannei des Kaisers sowie „Unterdrückung und Gewissensklavery“ (407) vorgegangen, um den protestantischen Fürsten beizustehen, die allein dazu zu schwach gewesen wären (408). Sein Ehrgeiz sei nicht der nach persönlichem Ruhm gewesen wie bei seinem Nachfolger Karl XII. (1682-1718), der durch seine Verbissenheit im Großen Nordischen Krieg die Hegemonie Schwedens im Ostseeraum und den Status als europäische Großmacht verspielte, sondern allein der Ehrgeiz des Befreiers. Ferner habe er sich nicht als Eroberer, also aus Eigennutz in den Krieg begeben, denn dann wären andere Gegner einfacher zu besiegen gewesen als der Kaiser. Schließlich sei das Manöver, das Herzogtum Pommern unter schwedische Kontrolle zu bringen, zum beiderseitigen Vorteil für Gustav Adolf und den Herzog gewesen, denn so hätte ersterer sein Reich nach Süden abgesichert, während letzterer den Eindruck einer freiwilligen Allianz mit dem Gegner des Kaisers vermieden hätte.

Ein solches Heldengedenken hätte eine vitalisierende Wirkung auf das „Vaterland“ und wäre imstande, „den immer mehr erschlaffenden Nerven der Nation wieder neue Kraft zu geben“ (411), und es gelte einem

König, der nicht als Eroberer, nicht als Unterdrücker, sondern als Beschützer der Freyheit und des Menschenrechts sein Land verließ, sich allen Beschwerlichkeiten und Gefahren eines mit vieler Erbitterung geführten Kriegs aussetzte, und so an der Spitze seines Heers starb[.] (411)

Als Kontrast beschreibt Zinck die Art der Heldenverehrung durch Denkmäler in Frankreich. Er nennt das aufwendige und künstlerisch herausragende Epitaph, das Ludwig XV. dem französischen Generalmarschall Moritz von Sachsen stiftete (410) – Zinck hatte dieses Monument in der Straßburger Thomaskirche selbst gesehen und bewundert; vgl. Brief vom 31.10.1778, Nr. 38 –, und vergißt nicht zu erwähnen, daß es „Millionen kostete“. Sodann erwähnt er den Vicomte de Turenne (411), dem als Verwüster der Pfalz dennoch „in Teutschland ein Denkmal errichtet“ worden sei (freilich vom Straßburger Kardinal-Bischof Rohan, da das rechtsrheinische Sasbach, wo das Monument aufgestellt wurde, zu den Besitzungen des Hochstifts Straßburg gehörte).

Von den „undankbare[n] Teutschen“ (411) fordert Zinck deswegen mit Nachdruck ein Denkmal für Gustav Adolf „in jenen Gefilden, in welchen er für [ihre] Glückseligkeit blutete“ (410), allerdings

ein Denkmal, nicht von allegorischen Figuren umweint [wie dasjenige des Moritz von Sachsen in Straßburg], an denen der Kenner Kunst und Draperie bewundert, und der Mann von Gefühl das große Einfache vermißt; nicht von Symbolen des Siegs und der Tapferkeit umgeben, die Pralerey sind, welche der wirklich große Mann verachtet, und die den Fremden beleidigen, und *fremd* ist bey *Gustav Adolph's* Denkmal jeder, auch der teutsche Landsmann, der an jener Religions-Verbesserung, für deren Erhaltung er focht und starb, keinen Antheil nimmt, oder sie gar für unnöthig und unrechtmäßig hält. Nein! edel, einfach, erhaben sey *Gustav Adolph's* Denkmal, wie sein eigener Charakter es war. (412f)

Was Zinck in der Nachfolge Mosers also vorschwebte, war ein Gustav Adolf, der, ob schon selbst ein „Ausländer“, zur integrativen Identifikationsfigur des „Vaterlands“, einer gesamtdeutschen Nation jenseits konfessioneller Schranken (schließlich war der eigene sächsische Landesherr katholischen Bekenntnisses) und landesherrlicher Grenzen taugt. Deswegen machte der Baron die militärische Intervention des Schwedenkönigs zur selbstlosen Befreiungstat und diesen selbst zum Ahnherrn all dessen, was die Aufgeklärten unter seinen Landsleuten – diejenigen also, die Posselts *Wissenschaftliches Magazin für Aufklärung* lasen – für die Vorzüge des eigenen Zeitalters halten mußten, gar zu einem Vorläufer und Bruder im Geiste des auch von ihm selbst verehrten preußischen Friedrich. Bei der Forderung schließlich nach einer sich an „edler Einfachheit“ orientierenden Ästhetik für dieses Denkmal bediente Zinck darüber hinaus das zeitgenössische – letztlich antifranzösische –

Klischee des biedereren, allen unnötigen Zierats abholden und genau darin edlen deutschen Nationalcharakters, den er auch dem nordischen König zusprach.

### 1.2.1.10.2 – Zur Preisfrage über die Verhinderung des Kindsmordes

Der Aufsatz „Ueber die besten und ausführbarsten Mittel, den Kindermord zu verhüten“ ist Zincks längste Arbeit und erschien 1787 in zwei Teilen im Wissenschaftlichen Magazin für Aufklärung<sup>203</sup>. Wie bereits aus dem einleitenden Satz hervorgeht, hatte Zinck diesen Aufsatz ursprünglich als Beitrag zu einer Preisfrage verfaßt, die 1780 in den Mannheimer *Rheinischen Beiträgen zur Gelehrsamkeit*<sup>204</sup> und einigen anderen Zeitschriften publiziert worden war. Zinck hatte sie wohl im Novemberheft 1780 der *Ephemeriden der Menschheit*, deren Subskribent er war (vgl. Dokumente Nr. 14)<sup>205</sup>, gelesen, und da der Einreichungsschluß für die Preisschriften Pfingsten 1781 war, muß sein Aufsatz also im Winterhalbjahr 1780/81 entstanden sein. Der anonyme Auslober, der sich nur „ein Menschenfreund“ nannte, später aber als der Mannheimer Oberappellationsrat Ferdinand Adrian von Lamezan (1741-1817) identifiziert wurde,<sup>206</sup> hatte die Frage gestellt,

welches [...] die beste ausführbare [sic] Mittel [seien,] dem Kindermorde Einhalt zu thun? Auf die beste Beantwortung dieser Frage setzt ein Menschenfreund zum Preise ein hundert Dukaten.<sup>207</sup>

Otto Ulbricht bemerkt, daß „keine andere Aufgabe der Zeit [...] ein auch nur annähernd vergleichbares Echo gefunden [habe]“ und nennt die von ihr wenn nicht ausgelöste, so doch systematisierte Debatte „einen zentralen Bestandteil der Spätaufklärung“<sup>208</sup>. Dem dreiköpfigen Preiskomitee gingen 385 Einsendungen zu, sodaß es nicht verwundert, daß die Preisträger erst 1784 bekanntgegeben wurden. Einige Autoren verzichteten auf eine Teilnahme am Wettbewerb und veröffentlichten ihre Vorschläge bereits davor in verschiedenen Periodika, was die Zahl der Lösungsvorschläge auf fast 400 erhöht, und von denen, die in der Preisvergabe leer ausgegangen waren,

---

<sup>203</sup> D[oktor] Posselts *wissenschaftliches Magazin für Aufklärung*, 3. Band, 2. Stück (März/April), 129-154, sowie 3. Stück (Mai/Juni) Leipzig (Jacobäer) 1787, 240-283.

<sup>204</sup> „Preisfrage“, in: *Rheinische Beiträge zur Gelehrsamkeit*, Mannheim 1780, 84-86.

<sup>205</sup> „Preisfrage über den Kindermord“, in: *Ephemeriden der Menschheit, oder Bibliothek der Sittenlehre, der Politik und der Gesetzgebung*, 2. Bd., 5. Stück (November), Leipzig (Weygand) 1780, 610-614.

<sup>206</sup> Vgl. hier und im Folgenden Otto Ulbricht, *Kindsmord und Aufklärung in Deutschland*, München 1990, 217-328; sowie Kirsten Peters, *Der Kindsmord als schöne Kunst betrachtet. Eine motivgeschichtliche Untersuchung der Literatur des 18. Jahrhunderts*, Würzburg 2001.

<sup>207</sup> „Preisfrage über den Kindermord“, in: *Ephemeriden der Menschheit, oder Bibliothek der Sittenlehre, der Politik und der Gesetzgebung*, 2. Bd., 5. Stück (November), Leipzig (Weygand) 1780, 613,

<sup>208</sup> Ulbricht 1990, 217.

entschlossen sich viele [...], ihre eigenen Produkte auf dem schnellsten Wege zum Drucker zu tragen, so daß 1784/5 noch einmal eine Woge von Abhandlungen zu diesem Thema über das Land rollte.“<sup>209</sup>

Zinck war mit der Veröffentlichung seiner Schrift im Frühjahr 1787 also ein Nachzügler in dieser Sache und hielt es vermutlich auch deswegen für notwendig, die Leser daran zu erinnern, daß er sie bereits 1781 verfaßt hatte.<sup>210</sup> Aus Zincks Bekannten- und Freundeskreis hatten sich auch Johann Georg Schlosser und Johann August Schlettwein mit jeweils eigenen Beiträgen an dem Wettbewerb beteiligt. Bereits im Jahrzehnt zuvor war das Thema in der schönen Literatur behandelt worden. So hatte Heinrich Leopold Wagner (1747-1779), der zu den engen Freunden Goethes und Schlossers zählte und sich zeitweilig auch in Emmendingen aufgehalten hatte, 1776 seine schnell berühmt gewordenes Trauerspiel *Die Kindermörderin*<sup>211</sup> veröffentlicht, die Goethe als Plagiat der Gretchenhandlung seines *Urfausts* ansah. Und das Motiv des unverheirateten Soldaten, der naive Bürgerstochter verführt, war in Jakob Michael Reinhold Lenz' ebenfalls 1776 erschienenem Drama *Die Soldaten. Eine Komödie* bis an die Grenze des Tragischen ausgemalt worden. Nach Ulbricht wurde das Kindsmord-Motiv

[i]n der Hand der Stürmer und Dränger [...] zu einer literarischen Waffe in der historischen Auseinandersetzung zwischen dem geistig führenden, selbstbewußter gewordenen Bürgertum und dem politisch tonangebenden Adel. Die Wirklichkeit wurde umgeformt: Aus dem Knecht wurde in der Literatur der adlige Offizier, aus der Dienstmagd, die der ländlichen Unterschicht angehörte, die tugendhafte, wohlbehütete Bürgerstochter in der Stadt und somit aus einer Beziehung, die durch Gleichrangigkeit geprägt war, eine, deren Kennzeichen der Standesunterschied war. [...] Eine solche Gestaltung des Motivs war zum mindesten ein Frontalangriff auf die adlige Sexualmoral. Der instrumentellen Auffassung dieser Schicht, die Ehe und Liebe voneinander trennte, wurde die bürgerliche Sexualmoral entgegengesetzt, in der Liebe und Ehe deckungsgleich sein sollten [...]. Angeklagt wurde der skrupellose Übergriff der privilegierten Schicht auf die Frauen des Bürgertums; das Bürgertum verteidigte das Eigentumsrecht an seinen Frauen, die nicht mehr das Ausbeutungsobjekt des verdorbenen Adels sein sollten. [...] Zumindest indirekt wurde auch die Legitimation der politischen Herrschaft des Adels angegriffen: Nach bürgerlichem Verständnis hatte, wer unmoralisch lebte und handelte, das moralische Recht zur Führung verloren – sollten Fürsten doch immer Musterbeispiele sein.“<sup>212</sup>

Opfer des Kindsmords sind, so stellt Zinck ganz zu Beginn fest, fast ausschließlich unehelich gezeugte Kinder. Um den Kindsmord einzuschränken, müßten also außer-eheliche Sexualbeziehungen unterbunden werden. Da Zinck die Triebhaftigkeit des

---

<sup>209</sup> Ulbricht 1990, 218. Ulbricht erwähnt Zinck im Zusammenhang mit der Tatsache, daß sich unter den Einsendern lediglich drei Adlige befunden hätten, von denen der Emmendinger Baron einer war.

<sup>210</sup> Vgl. Ulbricht 1990, 266: „Die meisten der gedruckten Abhandlungen – genau 65 – stammen aus dem Zeitraum bis 1787 [...] – die letzte übrigens [von] 1799“.

<sup>211</sup> Heinrich Leopold Wagner, *Die Kindermörderin: ein Trauerspiel*, Leipzig (Schwickert) 1776.

<sup>212</sup> Ulbricht 1990, 232f.

Menschen jedoch nicht leugnet, setzt er alle Hoffnung in eine entsprechende Erziehung, besonders der Mädchen, die er als Opfer der Verführung weitgehend in Schutz nimmt. Langfristig, so glaubt Zinck, ließe sich durch eine Erziehung zur Tugend die gesamte Menschheit verbessern. Er favorisiert bei aller Weitläufigkeit seines Entwurfs die Veränderung in kleinem Maßstab; dazu will er den Gutsherrn administrativ wie finanziell in die Pflicht nehmen und zeichnet mit groben Strichen das Bild eines „platonischen Dorfes“, in dem, der Philosophenherrschaft aus Platons *Politeia* ähnlich, alle herausragenden Persönlichkeiten: Grundherr, Pfarrer, Schulmeister, Schulze zu Tugendbeispielen taugen müssen.

Die Verordnungen der Regierungen und Consistorien können hier, zumal im Anfange, weniger thun, als menschenfreundliche Gutsherren, wo diese sind, vernünftige Pfarrer und treue Vorgesetzte. Diese, nicht die Regierung, kennen die verschiedenen Bedürfnisse und Lagen der Hausväter und Hausmütter ihres Orts, und können durch ein kluges Einverständniß und mit geringen Kosten Einrichtungen machen, die für lange Nachkommenschaften noch wohlthätig sind, und welche der Landesherr und seine Minister durch große Kosten zu bewirken nicht im Stande ist. (135)

Was die Erziehung angeht, so soll diese in die Hände der Obrigkeit in Form eines kontrollierenden Gremiums, des „Erziehungscollegiums“, einer Art Jugendamt – ausdrücklich auch mit Frauen besetzt – übergehen, in deren Auftrag gewissermaßen die Eltern ihre Kinder erziehen, und wenn sie dazu unfähig sind, an Pflegeeltern abgeben müssen. Schlechte oder nachlässige Erziehung sei vornehmlich ein Problem des Landvolks, der gemeinen Handwerker, und der niedrigsten Klassen der Bewohner der Städte [...]. Nirgends oder sehr selten findet man wahre Bildung des Herzens zur Tugend. (132)

„Lasterhafte[n], schwache[n] und einfältige[n] Eltern [...] müßten also die Kinder genommen [werden]“ (134), was wegen der Ansprüche, „die der Staat auf seine künftigen Bürger zu machen hat“ auch rechtens sei. Zinck argumentiert bei seinen Reformvorschlägen also ganz traditionell mit dem Interesse des absolutistischen Obrigkeitsstaats im Blick, nicht etwa mit der Wohlfahrt der Bürger; zumindest ist diese kein Zweck in sich. Auch soll die Erziehung die Kinder ausdrücklich nicht zu sozialer Aufwärtsmobilität ertüchtigen, sie sollen „nicht etwa ihrer Bestimmung zuwider erzogen werden [...]. Bauern sollen sie werden, aber gesittete Bauern.“ (138) Denn die ständische Ordnung will Zinck nicht antasten.

Neben „einem unumschränkten Zutrauen auf Gott, [...] strenger Arbeitsamkeit, Ordnung, Reinlichkeit und Mäßigkeit [...]“ sollen den „Mädchen besonders [...] die Vortheile der Keuschheit und die unseligen Folgen, welche die Unzucht gemeinlich für sie hat,“ nähergebracht werden (139). Voraussetzung sei allerdings, daß die Obrigkeit ein Verantwortungsgefühl gegenüber dem Gesinde entwickle:

[W]ie mancher Kindermord würde können verhütet werden, wenn die Hausmütter beständig auf ihre weiblichen Bedienten ein wachsames Auge

hätten, und sich[,] ihr Zutrauen zu erwerben, es dahin zu bringen suchten, daß sie wie Mütter von ihnen geschätzt und geliebt würden! (141)

Die männliche Jugend sollte zu „Keuschheit, Bescheidenheit und Rechtschaffenheit – diesen drey altväterlichen Tugenden, die aber zur wahren Glückseligkeit so unentbehrlich sind“ (142) erzogen werden. Besonders problematisch ist für Zinck die herkömmliche Erziehung junger Aristokraten in Pagen- und Kadettenanstalten „als [den] Pflanzschulen der Unsittlichkeit und des Lasters“ (143): Man dürfe

den Knaben die conventionellen Vorzüge ihre Standes einzuprägen durchaus nicht verstatte[n], wodurch das Ansehen der Aufseher und Lehrer geschwächt, und den jungen Leuten eingeblendet wird, Liederlichkeit gehöre mit zu den Vorzügen ihres Standes.

Hier bedient sich Zinck des durch die Stürmer und Dränger literarisch gestalteten Klischees von der der bürgerlichen Moralität gegenübergestellten feudal-aristokratischen Lasterhaftigkeit: „Wie wollen wir die Töchter der geringern Stände genug vor der Verführung dieser vornehmen Bösewichter schützen, wenn diese zu allen Wollüsten und Ausschweifungen als zu dem Tone der feinen Welt erzogen werden?“ (142) Er plädiert zwar nicht für die Aufhebung der Standesunterschiede zwischen Adel und Bürgertum, aber für eine radikale Verbürgerlichung des Adels, der nur durch seine Rolle als Tugendbeispiel auch seine Privilegien legitimieren könne, und fordert von den Fürsten die Abschaffung des unnützen, aber kostspieligen Hofstaats:

Was nützt dem Fürsten und seinem Lande der ganze Schwarm von Marschällen, Oberhofmeistern, Oberschenken, Kammerherrn, Kammerjunkern, Hofjunkern, und was weiß ich, wie sie alle heißen? Wird er etwa besser von ihnen bedient, als von seinem Kammerdiener? Wie kann er das von so vornehmen Herrn erwarten? Ich dünkte, mancher Fürst müßte innerlich lachen, wenn er die Dienste dieser sogenannten Diener in ihrem wahren Lichte betrachtet, und dabey zugleich auf die Miene der Wichtigkeit Acht hat, mit welcher sie geleistet werden. (152) [...] Ist der Titel eines ehrlichen, vernünftigen Landjunkers, der Landwirthschaft und Sparsamkeit versteht, nicht dem Range eines Hofschranzen vorzuziehen, der falsch, niederträchtig, hochmüthig, unwissend und ein Verschwender ist Reinigt also, ihr guten Fürsten, eure Höfe von einem Geschmeiß, das euch so viel schadet, und nicht den geringsten Nutzen schafft. Wie viel Gutes werdet ihr durch die Summen stiften können, die diese Müßiggänger verzehren! (153)

Die durch Abschaffung des höfischen Luxus eingesparten Mittel sollen der allgemeinen Tugenderziehung und der Unterstützung junger Familien zukommen. Da Zinck nämlich auch die Ehelosigkeit mancher sozialer Gruppen von Männern als Quelle der Unkeuschheit ansieht, fordert Zinck die Erleichterung der Eheschließung beispielsweise junger Beamter und Soldaten durch finanzielle Unterstützung des Staates.

Bey den meisten unter diesen ist die Ursache des Cölibats die Unmöglichkeit, mit der geringen Besoldung, die der Subalternofficier, der junge Rath, der junge Sekretair, der Cancellist, und an Höfen der Kammerjunkers, der

Hofjunker, der Jagdjunker und andere gemeiniglich haben, eine Familie nach den Erfordernissen des Standes und der Mode zu erhalten. (144f)

Neben einer drastischen Reduzierung der Truppenstärke in kleineren Staaten (147) fordert Zinck, „Ehen der Soldaten zu befördern, oder [...] wenigstens nicht zu verhindern“ (148), sowie abgesehen von einer besseren Besoldung gerade junger Beamter die gesetzliche Eindämmung des Luxus (151), sodaß diese nicht zu unvernünftig hohen Ausgaben für einen standesgemäßen Lebensstil gezwungen werden und eher in der Lage sind, eine Familie zu gründen. Zincks eigene Karlsruher Erfahrung als schlecht besoldeter Nachwuchsbeamter spielte in diese Ausführung sicher mit hinein.

Als weitere Gruppe von Männern, „die in Städten zum Verderben der Sitten nicht wenig beytragen“, macht Zinck „Studenten und Handwerksburschen“ aus (242). Studenten mit liederlichem Lebenswandel sollten mit Gefängnis und Relegation bestraft und die Prostitution in Universitätsstädten verboten werden (243f). Handwerksmeister wiederum sollten den Lebenswandel ihrer Lehrlinge streng kontrollieren, andernfalls sie selbst zur Rechenschaft gezogen werden sollten. (245)

Weil es allenthalben so sei, daß ein „unverschämte[r] Bösewicht [...] dem bescheiden rechtschaffnen Manne vorgezogen“ werde (248), müsse ein öffentliches Klima der Verachtung für ausschweifendes Handeln geschaffen werden. Zinck unterstreicht, daß die meisten unehelich geschwängerten Mädchen Opfer ihrer Verführer seien und prangert an, daß der Schwängerer meist nicht belangt werde.

So gar Verführungen, die unter den heiligsten Versprechungen der Ehe gelungen sind, werden für unbedeutende Galanterie, und die Versprechungen selbst für eine erlaubte List, für ungültig und nichtig gehalten. Der Verführer brüstet sich als triumphierender Sieger, und die ganze Last der Schande fällt allein auf das betrogene Mädchen, zumal wenn sie von niederem Stande ist, als jener. (248) [...] Selbst bey den niedrigen Ständen unter uns ausgearteten Teutschen fällt alle Schande auf die geschwängerte Weibsperson, und der Schwängerer geht ohne Schaamröthe und Schande einher. (249)

Zur Veränderung dieses Zustandes hätten aber allererst die Frauen den Schlüssel in den Händen; solange sie

immer [...] nur lachen [wollen], immer nur gedankenlos tändeln und plaudern, und wer sich zu dieser Art der Unterhaltung schickt, der ist ihnen angenehm und willkommen, seine Sitten mögen übrigens beschaffen seyn, wie sie wollen [...], so muß [die Verbesserung] bey dem andern Geschlechte durch eine vernünftige Erziehung anfangen.

Ziel dieser Erziehung soll „Abscheu für Laster und Unkeuschheit“ sein (251). Und damit dies gelingt, müßten, so Zinck kühn, auch die Fürsten „selbst Tugenden der Keuschheit, Sittsamkeit und Mäßigkeit au[s]üben, d. h. die an vielen Höfen

anzutreffende Mätressen-wirtschaft beenden sowie in ihrem direkten Umfeld Gunst und Beförderung nur noch nach dem Kriterium bewiesener Tugendhaftigkeit gewähren. Lasterhafter Lebenswandel sollte zudem zur Aberkennung von Ämtern und Würden führen können (254).

Bis hierher hat Zinck ausschließlich die Verhinderung von Kindsmorden durch die Vermeidung ihrer Voraussetzung betrachtet, unehelicher Schwangerschaften. Nun kommt er zu den Maßnahmen, die eine bereits Schwangere von der schließlichen Tötung ihres Kindes abhalten können. Hier setzt er in erster Linie auf Kontrolle durch die Hausfrau, die freilich ihren Standesdünkel zum Teil überwinden und ein Vertrauensverhältnis zu ihren weiblichen Untergebenen aufbauen müsse (258). Staatlicherseits müßte erstens die Verheimlichung einer Schwangerschaft – im Rechtsverständnis der Zeit klares Indiz für den Vorsatz, das Kind unbemerkt zu töten – schärfer sanktioniert und dieser Sachverhalt periodisch von der Kanzel herab in Erinnerung gebracht werden (259). Zweitens müßten für unehelich Geschwängerte alle Strafen, die eine öffentliche Entehrung darstellen: „Kirchenbuße, Gefängnisstrafe, Pranger, Lasterstein, Hurenkarren“ (261), abgeschafft werden, denn „[s]ie und die Furcht vor denselben sind die nächsten Triebfedern zu Verzweiflung und Kindermord“ (262). Dasselbe gelte für Geldstrafen – welche „unglücklicher Weise zu einem Zweige der herrschaftlichen Einkünfte geworden“ sind (131) und dazu gebraucht werden könnten, die „Maitresse [eines Fürsten] zu belohnen“ (273) –, weil sie die Not einer alleinstehenden Mutter nur noch vergrößern. Zinck versucht, die Psychologie einer Kindsmörderin zu verstehen<sup>213</sup> und diese dem Leser wie in einem Verteidigungsplädoyer vor Gericht nachvollziehbar zu machen (262-264). „Man vermehre also“; schließt er,

nicht noch das Elend solcher Personen, die die Folgen ihres Fehlers ohnehin schon schmerzhaft genug fühlen, durch unnütze Strafen, und setze dadurch das Leben der armen unschuldigen Kinder in Gefahr, sondern man Sorge vielmehr besser als bisher für den Unterhalt der letztern. Die Schwängerer strafe man hart, härter als bisher geschehen ist, und halte sie zu Erhaltung der Mutter und des Kindes an“ [...] (264). Beschimpfende Strafen, anstatt diesen Endzweck zu befördern, werden vielmehr die Schamhaftigkeit noch mehr ersticken; denn was soll ein Mädchen, das vielleicht den ersten Fehltritt bereuet, und in Zukunft desto tugendhafter gelebt haben würde, abhalten, sich allen Ausschweifungen der Wollust zu überlassen, wenn es einmal durch gesetzmäßige Beschimpfungen dem Spott und der Verachtung öffentlich ausgesetzt worden ist, und nun von dieser Seite nichts mehr zu verlieren hat? Niemand wird läugnen, daß nicht eine aus Schwachheit gefallene Weibsperson immer noch eine brave Hausmutter werden könne, allein welcher Mann wird Muth genug haben, eine öffentlich beschimpfte Person zu heirathen? (270)

---

<sup>213</sup> „Der positive Beitrag der Schönen Literatur war sicherlich die Beleuchtung der innerseelischen Konflikte der unehelich Schwangeren, die zur Kindsmörderin wurde.“ Ulbricht 1990, 235.

Als letztes Mittel, den Kindsmord zu verhindern, schlägt Zinck die Einrichtung von Findelhäusern vor (275), in welchen zudem Schwangere entbinden und sich einige Zeit aufhalten können sollten; da diese mindestens in jedem Amtsbezirk errichtet werden müßten, wäre diese Lösung allerdings enorm kostspielig (277f).

Ganz zum Schluß kommt Zinck auf denjenigen Aspekt der Kindsmorddebatte zu sprechen, den er bislang sorgfältig umgangen hatte: die Todesstrafe, die seit der *Peinlichen Gerichtsordnung* Karls V. von 1532 für dieses Delikt vorgeschrieben war. Zinck hatte im April 1780 an einer „Abhandlung über die Rechtmäßigkeit, Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Todesstrafen“ (vgl. Brief 42) gearbeitet und offensichtlich das epochemachende Werk Cesare Beccarias *Dei delitti e delle pene* (Mailand 1764) gelesen, dessen von dem Leipziger Juristen Carl Ferdinand Hommel kommentierte deutsche Übersetzung<sup>214</sup> in seinem Nachlaßinventar aufgeführt ist. Hier macht er nun aber deutlich, daß er nicht über Rechtmäßigkeit und Notwendigkeit der Todesstrafe oder irgendeine andere mit dieser verknüpfte rechtsphilosophische Frage schreiben, sondern allein erwägen wolle, ob die Anwendung der „Todesstrafe als Mittel wider den Kindermord betrachtet, ein gutes, nützlich, zu diesem Endzweck, wirksames Mittel sey“ (279).

Zincks Zweifel an der Abschreckungswirkung öffentlicher Exekutionen werden schnell offenbar: Es „ließen sich

Beyspiele auf Beyspiele häufen, um zu zeigen, wie wenig Beyspiele fruchten. Keiner glaubt in dem Falle [des Delinquenten] zu seyn. So auch der Verbrecher. Nicht die Gelindigkeit des Strafgesetzes verleitet ihn zum Verbrechen, denn er wird auch die gelindeste Strafe scheuen, sondern der Vortheil und die Hofnung [sic], unentdeckt zu bleiben. Aus dem, was ich bisher gesagt habe, kann jeder leicht schließen, wie wenig ich geneigt bin, die Beybehaltung der Todesstrafe als Mittel wider den Kindermord anzurathen. Wäre sie ein wirksames, wie selten müßte sein Karls 5. Zeiten dieses Verbrechen in Teutschland seyn? (283)

Anstelle der Todesstrafe plädiert Zinck zum Beschluß seines Aufsatzes für ein anderes Strafmaß:

Man sperre die Kindermörderinnen in Zucht- und Arbeitshäuser; doch so, daß die Kentniß ihres Verbrechens nicht mit ihnen in eine ewige Vergessenheit begraben, sondern von Zeit zu Zeit feyerlich erneuert werde, und lasse sie da unter angemessener Arbeit ihr Verbrechen bereuen, und durch Besserung und Arbeit dem Staate wirkliche [,] nicht eingebildete Genugthuung leisten [...]. (283)

Zincks Haltung stand damit der offiziellen Position seiner badischen Obrigkeit entgegen. Nach intensiver ratsinterner Deliberation hatte Markgraf Carl Friedrich

---

<sup>214</sup> [Cesare Beccaria (1738-1794)] *Des Herren Marquis von Beccaria unsterbliches Werk von Verbrechen und Strafen. Auf das Neue selbst aus dem Italiänischen übersezet mit durchgängigen Anmerkungen des Ordinarius zu Leipzig Herren Hofrath Hommels*, Breslau (Korn) 1778. Vgl. Brief 42.

von Baden 1779 einen Reformvorschlag zur Abschaffung der Todesstrafe bei Kindsmord abgelehnt.<sup>215</sup> Und noch 1770 waren in Emmendingen zwei Kindsmörderinnen öffentlich enthauptet worden; damals hatte der Stadtpfarrer und nachmalige Special (Superintendent) Christian Bernhard Gockel (1743-1811), mit welchem Zinck in engem Kontakt stand, die beiden Delinquentinnen zur Richtstätte begleitet. Wirklich originell waren die Vorschläge des Emmendinger Barons freilich nicht. Allein seine beiden ersten Maßnahmen: die Verbesserung von Erziehung und Unterricht sowie die Erleichterung bzw. Förderung von Ehen, sind, soweit heute noch feststellbar, in den geprüften Einsendungen die beiden am häufigsten genannten.<sup>216</sup>

Auch bei dem Emmendinger Baron liefen Theorie und Praxis nicht immer parallel: Hatte er in seinem Aufsatz 1781 noch eine gleichermaßen genaue wie vertrauensvolle Kontrolle des Hausgesindes durch die Herrschaft angemahnt sowie mit großer psychologischer Einfühlsamkeit die existentiellen Schwierigkeiten ausgemalt, in der sich eine unehelich geschwängerte Dienstmagd plötzlich wiederfand, berichtete er unter dem 30. März 1789 brieflich an seine Leipziger Tante (Brief 82):

Wir haben vor einigen Wochen unsere Köchin aus dem Dienst schicken müssen, weil sie sich von unserm Bedienten in gesegneten Umständen befand, und ietzt muß meine Frau alle Bißen selbst kochen, welches vielleicht bis Weynachten dauern kann, ehe wir wieder ein taugliches Subiekt bekommen.

### 1.2.1.10.3 – Der Emmendingen-Aufsatz „An Herrn Schnetzler“

Für das *Taschenbuch* [...] für 1799 schrieb Franz Xaver Schnetzler auf Bitten Jacobis, wie er bereits in den ersten Zeilen erwähnt, einen kleinen, sehr persönlichen Aufsatz über seine Heimatstadt Freiburg und dessen Umgebung.<sup>217</sup> Bereits die Überschrift „Zum Titelkupfer“ zeigt lapidar an, daß dieser – eine etwas ungelente Kupferstichvedute Freiburgs mit dem Münster im Zentrum und dem Schloßberg im Hintergrund – und der Prosatext zusammengehören. Nach der Erwähnung von Jacobis Auftrag sowie seines eigenen Wunsches, „Interesse für [s]einen Geburtsort zu wecken“ (4), schildert Schnetzler zunächst die Natur um Freiburg als malerisch – „[a]uf allen Seiten begegnen dem Blicke kleine Landschafts-Gemälde, bald im sanfteren, bald im schauerlichen Kolorit“ (5) – und fährt dann fort, Wanderwege und Aussichten in der Umgebung zu beschreiben (6-11). Im Zusammenhang mit der Ottilienkapelle im Musbachtal referiert er die Legende von der Hl. Odilia (11-13), erwähnt dann die

---

<sup>215</sup> Vgl hierzu Gerald Maria Landgraf, „Moderate et prudenter“. Studien zur aufgeklärten Reformpolitik Karl Friedrichs von Baden (1728-1811), Landsberg 2008; zugleich Diss. Regensburg 2007, elektronische Publikation: <https://epub.uni-regensburg.de/10710/>, abgerufen am 15.06.2012; 369-430.

<sup>216</sup> Vgl. Ulbricht 1990, 272.

<sup>217</sup> *Taschenbuch von J. G. Jacobi und seinen Freunden für 1799*, Basel, 3-33; Veröffentlichtes Nr. 17a.

aufgehobene Kartause sowie die Aussicht von dort ins Dreisamtal (14f). Eingebettet in einen stadthistorischen Abriss wird das Münster mit seinem Turm besonders hervorgehoben, wobei ihm vor dem Straßburger der Vorzug gegeben wird (16-18). Die summarische Erwähnung der häufigen Herrschaftswchsel zwischen Österreich, Schweden und Frankreich (19f) leitet über zu einem Lob der „Treue der Bürger gegen das Haus Österreich“ (20) sowie des Einsatzes der Freiburger Freiwilligen gegen die Franzosen im Gefecht bei Wagenstadt zwei Jahre zuvor (20f). Nun skizziert Schnetzler die Stadtentwicklung, erwähnt die geschleiften Festungswerke auf dem Schloßberg, deren Ruinen seinen Zeitgenossen zu Weinbau und angenehmem Aufenthalt dienen, und lobt den Entschluß der Obrigkeit, die Stadt nicht zu refortifizieren, was ihr im letzten Kriege eine Belagerung erspart hätte (22-24). Auch die „gefällige, heitre Ansicht der Stadt selbst“ hätte positiv auf die Franzosen gewirkt, „[d]enn beim Einrücken des Vortrabs der retirierenden Moreauschen Armee hörte der Verfasser einigemal laut rufen: *quelle jolie petite ville*, welch eine artige kleine Stadt!“ Nach der Erwähnung, daß die Stadt einst größer und volkreicher war, kommt Schnetzler auf eine Schilderung der Bevölkerung und der öffentlichen Institutionen, z. B. der Universität (24), aber auch auf die Anwesenheit vieler französischer Emigranten, deren Zahl ständig wachse, die aber auch eine Einnahmequelle für die Bewohner seien (24f). Industrie hingegen gäbe es seit dem Niedergang der Granatschleiferei keine nennenswerte mehr, wenn auch im Textilbereich neue Projekte im Begriff seien, sich zu entwickeln (26). Nach der Aufzählung von Annehmlichkeiten wie Klima, Wasser, Reinlichkeit und allgemeiner Soziabilität der Bewohner (27) erwähnt Schnetzler die Schönheit der Frauen und schließlich das Kulturleben, besonders das Theater, in dem zwar nicht die besten, wohl aber gute reisende Schauspieltruppen gastierten. Besonders hervor hebt Schnetzler zwei Lesegesellschaften, in welchen sich Männer wie Frauen bildeten (28). Revolution und Krieg hätten zwar zu einer Politisierung des Umgangs geführt, welche Schnetzler, der als „landständischer Sekretariats-Gehülfe“ in obrigkeitlichen Diensten stand, abschätzig als „Kannegießerey“ bezeichnet, hofft aber, daß in der bald wieder anbrechenden Friedenszeit auch dieses Phänomen „verschwinden und das gesellschaftliche Band nur desto feiner geschlungen werde“ (29). Der „Geist der Humanität“ breite sich in der ganzen Bevölkerung aus und mache alle milder. Damit kommt er zur öffentlichen Ausübung der Religion und zu einer angeblich traditionellen Toleranz der Freiburger gegenüber Angehörigen anderer Konfessionen. Er erwähnt das Toleranzpatent Josephs II. und führt als Beispiel für dessen Wirkung die Wahl des Protestanten Jacobi zum Rektor der Universität an (30). Diese gehöre zudem „zu den aufgeklärtesten im katholischen Deutschland“ (31), sei gut ausgestattet mit Lehrern und Büchern, was bereits Erasmus von Rotterdam bemerkt habe (32).

Diesem etwas treuherzigen Bericht, dessen Autor zum Ende seine Hoffnung ausdrückt, nicht gelangweilt zu haben (32), begegnet Zinck nun bereits in der Eröffnung seiner Erwiderung, die Jacobi in das *Überflüssige Taschenbuch für das Jahr*

1800 einrückte,<sup>218</sup> mit kaum verhohlener, wenn auch durch und durch freundschaftlicher Ironie. Schnetzlers Beschreibung Freiburgs, durch welche Jacobi hoffte, die „in so manchem Betrachte merkwürdige Stadt und Gegend auch dem größern Publikum bekannter zu machen“ (Schnetzler 1799, 4), habe in ihm die Eifersucht auf die Ehre seines Städtchens erweckt, weswegen er „gegen Ihre Lobpreisung von Freyburg, welche Emmendingen in meinen Augen zu sehr heruntersetzt, verschiedenes einzuwenden“ habe (73). In der Folge greift Zinck jeweils einen von Schnetzler erwähnten Aspekt heraus, überträgt ihn auf das viel kleinere Emmendingen und läßt ihn dadurch ins Komische kippen. Zu dieser klassischen Bathos-Strategie gehört, sich bei der „Nebenbuhlerschaft“ von Freiburg und Emmendingen sogleich an „Rom und Carthago“ zu erinnern (73).

Nach allgemeiner, durch Literaturzitate unterstützter Reflexion über die Liebe zur Heimat, die zu ungerechtem Urteil verleite (74), betont Zinck, daß er, auch wenn er kein gebürtiger Emmendinger sei, es „nicht ertragen könnte, wenn [seine Wahlheimat seit 22 Jahren] neben dem stolzen Freyburg in der Dunkelheit zurückbleiben sollte“ (75). Zinck beginnt seinen Vergleich mit der jüngsten Vergangenheit, nämlich dem Gefecht bei Emmendingen 1796, und betont, durch dieses Treffen von eher untergeordneter Bedeutung hätte seine Heimatstadt

eine Celebrität [errungen], die Freyburgs vergessene Belagerungen aufwiegt; denn an dem uns unvergeßlichen 19ten Oktober dieses Jahres regnete es drei Stunden lang Kugeln aller Art in und auf unsere Häuser; da hingegen die Freyburger zwey Tage darauf mit einer einzigen Kartätschenkugel beehrt wurden, nur einige Kanonenschüsse hörten, und ein unbedeutendes Geplänkel sahen.

Der Baron bricht die Erinnerung ab mit einem Zitat aus Vergils Aeneis, womit er den komischen Vergleich Emmendingens und Freiburgs mit Karthago und Rom erneut aufgreift, ohne ihn noch einmal auszuführen, und fährt, analog zu Schnetzlers diegetischem Verfahren, mit der Beschreibung der Gegend um Emmendingen fort (75f). Statt nur eines, der Dreisam, hätte Emmendingen drei Wasserläufe aufzuweisen, was den Reiz der Aussicht auf diese Gegend erhöhe; und auch Zinck schildert Spaziergänge, Aussichten und Wanderwege um seinen Wohnort, wobei er dem von Schnetzler erwähnten Roßkopf bei Freiburg und den von dort sichtbaren Rheinschleifen den Emmendinger Eichberg und die „mäandrischen Krümmungen der Elz“ entgegensetzt sowie der Wallfahrtskapelle St. Ottilien und der Freiburger Kartaus das Kloster Tennenbach (77). Insgesamt sei die Gegend so schön, daß sie, hätte Christian Ewald von Kleist (1715-1759), der Dichter des „Frühlings“, sie gekannt, diesen zu weiterer Dichtung angeregt hätte. Zinck schiebt ein, er belasse es bei Andeutungen, weil Schnetzler, der „Gefährte [s]einer einsamen Spatziergänge“, dies alles eigentlich wisse, „es aber nur aus Eifer, die Gegend um [seine] Vaterstadt als einzig und mit den Gegenden am Bodensee wetteifernd vorzustellen, vergessen

---

<sup>218</sup> *Überflüßiges Taschenbuch für das Jahr 1800*, Hamburg o.J., 73-86; Veröffentlichtes Nr. 17b.

hab[e]“ – womit der Baron seinem Freiburger Freund gewissermaßen vorhält, er handle der Maxime des Tacitus zuwider, einen Sachverhalt „sine ira et studio“ zu beschreiben (77). Entlang dem von Schnetzler vorgegebenen Pfad führt Zinck nun gegen die geschleiften Freiburger Festungswerke auf dem Schloßberg die ebenfalls ruinierte Hochburg ins Feld (78), zu der man „wie nach Rom, auf mehrern Wegen“ gelange, sowie die Aussicht von dort ins Sexauer Tal, die er derjenigen vom Roßkopf Richtung Kirchzarten vorzieht – und dieses Eingeständnis seinem Freiburger Freund und Kollegen auch abverlangt. Aber all diese natürliche Schönheit sei nichts gegen den Garten, den J. G. Schlosser während seines Aufenthalts zwischen Mühlen- und Brettenbach hatte anlegen lassen, und diesem „Plätzchen [...] hätte Freiburg nichts entgegen zu setzen“. Gewissermaßen als weitere Nobilitierung des Ortes erwähnt er die einstige Anwesenheit Christoph Martin Wielands und die Vorliebe Jacobis für den Garten seines alten Freundes. Der Beschreibung des amönen Ruheorts fügt Zinck nun die Bemerkung an, daß dieser der Poesie sehr zuträglich sei, zum einen bei deren Genuß – er zitiert zwei berühmte Verse des Horaz, die das Landleben preisen –, zum anderen aber auch bei ihrer Ausübung, beim „Verse machen“ (79). Und natürlich ist ein solcher Platz auch selbst schon Gegenstand poetischer Schilderung gewesen, wie der Freiherr mit zwei Versen aus einer Freundschaftsepistel Jacobis an ihn belegt. So wird der geschilderte Garten gleichsam zu einem heiligen Hain empfindsamer, literarisch konnotierter Freundschaft, der im Vers genannte Tanz der Kinder um einen Baum zu einer kultischen Handlung.

Dem Freiburger Münsterturm setzt Zinck die Bescheidenheit der Emmendinger entgegen, gar keinen Turm zu haben (80). Die Kirchenglocken klängen in ihrem hölzernen Glockenstübchen besser als im Turm, und bei einem Erdbeben müsse man nicht so wie die Freiburger fürchten, vom einstürzenden Kirchturm erschlagen zu werden. Auch hier entfaltet sich die Komik wieder aus der hyperbolischen Unterbietung dessen, was Schnetzler als bemerkenswert an seiner Heimatstadt hervorgehoben hatte. Die Stadt selbst sei zwar nicht schön, jedoch hätte sie nach Nordwesten hinaus eine Vorstadt, welche „von durchreisenden [französischen] Ausgewanderten, von Leuten, die Versailles und Lyon gesehen hatten, und mit dem Fehler, das Ausland vorzüglich zu finden, eben nicht behaftet waren“ als schön empfunden worden sein soll. Der von Zinck fingierte Ausruf „C'est un joli fauxbourg“ parodiert direkt den bei Schnetzler mitgeteilten („Quelle joli petite ville“). Schnetzler wußte zudem, daß Zinck selbst in dieser Vorstadt seine Wohnung hatte.

An den Einwohnern Emmendingens hebt Zinck hervor, daß sie nicht nur zugänglich seien, wie es Schnetzler von den Freiburgern erzählt hatte, sondern „Wohlthätigkeit gegen Nothleidende“ übten; und auch der Freiherr betont besonders die Schönheit der Frauen, derer es „vielleicht verhältnismäßig mehr als in Freiburg“ gebe (81) – nur sehe man sie unter der Woche selten, da sie sich mit Fleiß ihren häuslichen Verrichtungen nachgingen. Und auch in der besonderen religiösen Toleranz, die Schnetzler für Freiburg in Anspruch genommen hatte, überträfe Emmendingen die

größere Stadt, denn in Freiburg hätten sich nur Katholiken und Protestanten zu vertragen, in Emmendingen hingegen gäbe es auch „zahlreich[e] Juden, welche eine eigene Synagoge hier haben, die Freyburg nicht aufzuweisen hat“, während man von den übrigen Emmendingern oft nicht einmal wüßte, ob sie lutherisch, reformiert oder katholisch seien (82). Feinere Waren müsse man zwar aus Freiburg beziehen, jedoch verdienten die Emmendinger an dem südlichen Nachbarn mehr für die Dinge des täglichen Lebens. Ein Kulturleben, wie Schnetzler es für Freiburg geschildert hat, gäbe es zwar in Emmendingen nicht, aber durchreisende Schauspieltruppen würden dennoch Station machen (83). Der von Schnetzler referierten Legende von der Hl. Odilia setzt Zinck das Emmendinger Religionsgespräch von 1590 entgegen, das freilich auf eine Wiedervereinigung der christlichen Konfessionen hin nichts bewirkt hätte (84). Besonders hebt Zinck nun hervor, daß nicht nur Freiburg, sondern auch Emmendingen

eine nach den Bedürfnissen eines eingeschränkten und vermischten Cirkels eingerichtete Lesegesellschaft [habe], in welcher, außer den gangbarsten Journalen lauter gemeinnützige Bücher gelesen werden. Sie ist die Mutter von einer der beyden Freyburger, und es ist ein unverzeihlicher Undank, daß Sie dieses Verhältnisses nicht mit der gebührenden kindlichen Ehrfurcht Erwähnung gethan haben. (84f)

Zudem gäbe es noch zwei weitere Lese-Institute, eines speziell für Geistliche, ein anderes für Schulmeister, womit Emmendingen insgesamt also auf eine Lesegesellschaft mehr käme als Freiburg: „Wer hätte wohl geglaubt, daß das kleine unbekannte Emmendingen so viele litterarische Anstalten aufzuweisen hätte?“ (85) Freilich verfügte Emmendingen nicht über eine Universität, aber es gäbe Bildungsanstalten für Knaben und Mädchen, und dem von Schnetzler angeführten Katalog ehrwürdiger Akademiker, die in Freiburg auf dem Katheder gestanden hätten, setzt Zinck den Mathematiker und Astronomen Johannes Kepler entgegen, der in Emmendingen zwar nicht gelehrt, aber „das Einmaleins gelernt hätte“. Den Platz des von Schnetzler genannten Erasmus von Rotterdam schließlich nimmt in Emmendingen kein anderer als Johann Georg Schlosser ein, welcher „manche seiner geschätztesten Schriften hier geschrieben“ habe (85f).

Mit einer parodistisch an Horaz' „Exegi monumentum“<sup>219</sup> gemahnenden Floskel – „so habe ich denn das große Werk vollendet“ – beschließt Zinck seine Beschreibung und nimmt für sich in Anspruch, daß Emmendingen, das bislang nur eine „Station [...] auf der Postroute von Frankfurt nach Basel“ gewesen sei, nun

in ganz Deutschland, und wo man sonst noch [...] Jacobi's Taschenbuch liest, als ein merkwürdiger Ort genannt werden wird. Ich war dieß der Rivalität mit Freyburg schuldig, welche mich aber nicht verhindern soll, Ihnen noch fernerhin mit der wärmsten Anhänglichkeit meine Freundschaft zu weihen.

---

<sup>219</sup> Vgl. Ode III, 30, v1.

Erinnert man sich an den Eingang des Texts, wo eben die Rivalität zwischen Emmendingen und Freiburg mit derjenigen zwischen Karthago und Rom gleichgesetzt worden war, so löst sich diese in Zincks letztem Satz in Wohlgefallen, in „wärmste Anhänglichkeit und Freundschaft“ auf – ganz ohne daß die beiden Städte mörderische Kriege gegeneinander hätten führen müssen, an deren Ende die völlige Zerstörung Emmendingens gestanden hätte. Auch hier vollzieht sich also wieder ein komischer Absturz von einer hoch angesetzten Erwartung, die sich unversehens in Nichts auflöst.

### **1.2.2 – Die Briefe**

Das größte zusammenhängende Corpus von Briefen Zincks bzw. seiner Frau wird unter der Signatur Ms 0349 in der Universitätsbibliothek Leipzig aufbewahrt und umfaßt auf 200 Blättern 103 Briefe, deren Adressaten teils Christian Friedrich Eberhard (29), teils (65) Zincks Tante Louise Juliane von Münchhausen geb. von Zinck, teils diese zusammen mit einer offensichtlich bei ihr lebenden, unverheirateten Schwester (das nicht näher benannte „Frl. Tante“, vielleicht Johanne Henriette von Zinck; 7), teils wiederum die Ehefrau seines Vormund Reichart Gottlob v. Zinck, Eleonore Dorothee von Zinck (die „Domprobstin von Zinck“; 2) sind. Offensichtlich hat Christian Friedrich Eberhard die Briefe seines Emmendinger Freundes an sich und weitere Leipziger Adressaten zusammengetragen; in einem Pappband in den Maßen 25 x 20,3 x 2,8 cm gesammelt, dessen gelblich-brauner, gelackter und goldgeschmückter Papierbezug und rotes Rückenschild mit goldgeprägter Frakturaufschrift „Friedr. v. Zinck Briefe M.S.C.“ von der Wertschätzung zeugen, die Eberhard den Briefen seines Freundes gleichsam als einem pietätvoll bewahrten Monument der Freundschaft entgegenbrachte, kam das Konvolut mit dem Nachlaß des Advokaten, ehemaligen Kommilitonen und Lesegeellschaftsgenossen in die Handschriftensammlung der Leipziger Universitätsbibliothek.

Im – typisch für die Aufklärung – nahezu vollständig auf Dialogizität angelegten Werk Zincks spielt der Brief, das Leitmedium der Epoche, die entscheidende Rolle: nicht nur in Form des poetisierten Briefs, der Versepistel, sondern auch in seiner prosaischen Gestalt. Die erhaltenen Briefe Zincks sind der umfangreichste Teil seines Werks und spiegeln nicht nur die herausragende Bedeutung wieder, die die Vergegenwärtigung entfernter Freunde in der schriftlichen Zwiesprache für ihn hatte, sondern auch den Grad der Verinnerlichung eines subjektiv-aufgeklärten Habitus. Im Vergleich der an höfische Ämter oder Landesherrn gerichteten Schreiben mit denen an seine Freunde und Verwandte wird dies besonders augenfällig: Sind jene zeremoniell und steif, sprühen diese oftmals gleichsam vor Witz und Lebendigkeit der Erzählung. Michael Maurer erinnert daran, daß

[u]nter dem Einfluß der barocken Briefsteller [...] der Brief im 18. Jahrhundert zunächst noch höfisch geprägt [ist]. Nach den Regeln der Rhetorik

folgt er im Aufbau der Chrie, repetiert ein Muster der Gelehrsamkeit. Titularen sind wichtig, strenge Formen, Repräsentation. Briefsteller lehren verschiedene Formulare je nach den Zwecken. Erst mit Gellert macht sich der Brief von solchen Vorschriften weitgehend frei. Das Ideal der Natürlichkeit, der emphatische Bezug auf die mündliche Sprache als Ideal auch der Schriftsprache in Briefen, nähert die briefliche Kommunikation der alltäglichen an. Das bedeutet zugleich, daß die Schwelle zum Briefeschreiben gesenkt wird: Wer vernünftig zu reden weiß, ist dem Ideal der Briefschreibekunst schon nahe.<sup>220</sup>

Mit Gellert war nicht nur *der* Lokalheros der Leipziger Literaturszene in Form einer Werkausgabe prominent in Zincks Büchersammlung vertreten (vgl. Dokumente 14), sondern auch einer der wichtigsten Brieftheoretiker seiner Zeit. Der von diesem propagierte epistolarische Stil spiegelt bewußt die „Natürlichkeit einer stilisierten urbanen Umgangssprache humanistisch-literarisch Gebildeter“<sup>221</sup> wieder. Drei Topoi prägten die Brieftheorie seit der Antike:<sup>222</sup> 1. ist der Brief als Freundschaftsbeweis keine gelehrte Abhandlung, sondern Plaudern; 2. stellt der Brief als Abbild der Seele des abwesenden Absenders dessen Gegenwart her; 3. ist er ungekünstelt und unmittelbar und achtet auf Stellung, Charakter und Verfassung des Adressaten.

Auch Jacobi betont in seinem, freilich vornehmlich an Frauen gerichteten, kurzen Text „Vom Briefschreiben“<sup>223</sup>:

Jeder Brief muß ein *Gespräch* bleiben; nur ein vollkommeneres Gespräch, als das gewöhnliche. Bey letzterem erlaubt die Zeit nicht, daß man alle seine Gedanken in der besten Ordnung darstellte, sie auf das leichteste miteinander verbinde, mißfällige Wiederholungen unterdrücke, manchen Uebellaut vermeide, gewisse Bilder auszeichne, unter den Gründen, mit welchen man überzeugen will, die kräftigsten wähle, dunkle Vorstellungen aufkläre, den Ausdruck seiner Begriffe nach den Begriffen des andern einrichte, und der Empfindung den sichersten Weg in das Herz des andern bahne. Dies und dergleichen mehr ist ein Werk des Fleißes und der Uebung. Nur muß man nichts anders seyn *wollen*, als was man *ist*; seinem Freund oder seiner Freundin nichts sagen, als was man sagen würde, wenn sie neben uns säßen.

Das Komponierte, aber nicht Artifizielle von Zincks Briefe entspricht diesem Stilideal auf allen Ebenen; besonders der Kontrast zwischen den Briefen an seinen Freund Eberhard und jenen an seine Tante Louise von Münchhausen zeigt, wie sorgfältig er Schreiben und Gedanken auf seinen Adressaten und dessen Umstände und Bedürfnisse einstellte.

---

<sup>220</sup> Maurer 2006, 75.

<sup>221</sup> Nickisch 1969, 176.

<sup>222</sup> Vgl. hier und im Folgenden Nörtemann 1990, 212f.

<sup>223</sup> Johann Georg Jacobi, „Vom Briefschreiben“, in: ders. (Hg.), *Iris*, 3. Bd., 3. St., Juni 1775, 193- 202; 200f

Es ist daher bedauerlich, daß neben dem Leipziger Corpus und dem kleinen Freiburger Rest von Briefen an Jacobi nicht mehr Korrespondenzen nicht-geschäftlicher Natur erhalten geblieben sind. Aus Zincks Briefen an seine Tante wissen wir, daß er auch mit seiner Schwester im brieflichen Austausch stand, und in den Schreiben an Eberhard wird immer wieder von Briefen an alte Leipziger Freunde und Bekannte wie Watzdorf oder Held gesprochen. Da Zincks Nachlaß archivalisch nicht greifbar ist und als verloren gelten muß, haben sich auch keine Briefe an ihn erhalten. Vor diesem Hintergrund ist die Tatsache, daß Eberhard die in Leipzig befindlichen Briefe seines verstorbenen Freundes in einem Sammelband aufbewahrt hat, umso erfreulicher und beweist die hohe Wertschätzung, die der Leipziger Advokat und Universitätsadministrator für seinen in der badischen Provinz privatisierenden Freund hegte.

Die Handschrift Friedrich von Zincks besticht bereits in ihren frühesten Zeugnissen durch große Ebenmäßigkeit und Sorgfalt, was auf einen hohen Grad kalligraphischer Ausbildung schließen läßt, die Mitte des 18. Jahrhunderts zwar noch immer bei Notaren und Lohnschreibern, aber nicht unbedingt mehr generell bei Juristen oder anderen Akademikern üblich war. Zeittypisch ist Zincks Verwendung der französischen Schreibrift bei der Kennzeichnung von Fremdwörtern aus dem Lateinischen oder den romanischen Sprachen; diese Stellen sind in der vorliegenden Transkription kursiv wiedergegeben. Eine Besonderheit hingegen stellt Zincks Beharren auf der alten Kanzleitradition dar, Anreden von Respektspersonen und für diese eingesetzte Personalpronomina durch stark der Fraktur angenäherte, häufig durch schmückende Beistriche verkomplizierte Lettern hervorzuheben. Diese Praxis betrifft vornehmlich die an den Hof bzw. seine Leipziger Tanten sowie Johann Georg Jacobi gerichtete Korrespondenz und ist in der Transkription mittels Kapitälchen bezeichnet.

In die hier präsentiert Sammlung sind jedoch nicht nur Briefe von Zinck selbst aufgenommen worden, sondern auch solche aus seinem Umfeld, wenn sie die Lebensumstände des Emmendinger Freiherrn näher beleuchten.

## 2 – Materialien

### 2.1 – Veröffentlichtes

#### 1

Autor: Friedrich von Zinck  
Datum: veröffentlicht Mai/Juni 1786  
Quelle: *D[oktor] Posselts wissenschaftliches Magazin für Aufklärung*, 3. Stück, 2. Band, 405-413.

#### **Gustav Adolph. Eine Aufforderung an Teutschland.**

[405] Teutschland hat in unsern Zeiten manches verdieneten Teutschen und Ausländers Andenken durch Denkmale geehrt. Auch ließ erst vor wenigen Jahren eine Gesellschaft von Beschützern der Kunst den Verdiensten der *Neuberin*<sup>1</sup> um die teutsche Schauspielkunst, und um die Sittlichkeit der Bühne, durch ein öffentliches Ehrendenkmal Gerechtigkeit wiederfahren [sic]. Sie war einer solchen Verewigung ihres Namens allerdings würdig, die Künstlerin, die mit Muth und Talenten Vorurtheile [406] glücklich bekämpfte, welche in einer der vornehmsten Städte Teutschlands<sup>2</sup> lange den Bemühungen der angesehensten Männer entgegen arbeiteten. Zwar wird mancher sich wichtig dünkende Mann, der von der Welt nichts kennt und schätzt, als seine Acten, mit Verachtung auf dieses Denkmal herabsehen, weil er von dem Einflusse nichts ahndet, den unstreitig die Reform der Bühne, welche die *Neuberin* bewirkte, auf Geschmack, Künste, Sitten, und vielleicht gar Gelehrsamkeit hatte; allein Leute, die sich in einem so eingeschränkten Kreise von Kenntnissen und Beobachtungen bewegen, so brauchbar sie übrigens in ihren Fächern seyn mögen, haben bey Zuerkennung von Denkmälern keine Stimme, die sie eher einem *Lauterbach*, *Leyser*, *Wernher*, *Carpzov*<sup>3</sup> – übrigens sehr verehrungswürdigen Namen – geben würden, als einem *Lessing* oder *Sulzer*. Für sie liegt *Gustav*

---

<sup>1</sup> *Neuberin*: Friederike Caroline Neuber (1697-1760), Schauspielerin, Prinzipalin und Bühnenautorin, wirkte in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts als bedeutende Theaterreformerin. Sie arbeitete in Leipzig eng mit Gottsched und in Hamburg mit dem jungen Lessing zusammen. In ihrem Sterbeort Laubegast, heute ein Stadtteil von Dresden, wurde ihr 1776 ein vom sächsischen Hofbaumeister Friedrich August Krubsacius (1718-1789) entworfenes und vom Bildhauer Johann Christian Feige d. J. (1720-1788) ausgeführtes Denkmal errichtet. Wohl aufgrund eines Lesefehlers hat der offenkundig mit dem deutschen Theater wenig vertraute Setzer dreimal »Reuberin« anstelle von »Neuberin« gesetzt (hier korrigiert).

<sup>2</sup> in einer der vornehmsten Städte Teutschlands: Leipzig.

<sup>3</sup> *Lauterbach*, *Leyser*, *Wernher*, *Carpzov*: Wolfgang Adam Lauterbach (1618-1678), aus Sachsen stammender und in Württemberg wirkender Rechtsgelehrter; Augustin Reichsfreiherr von Leyser (1683-1752) und Johannes Balthasar Wernher (1677-1743), Professoren der Rechte in Wittenberg. Welchen Vertreter der sächsischen Theologen- und Juristendynastie Carpzov Zinck hier meint, bleibt unklar; da es ihm aber um Denkmäler geht und er aus seiner Studienzeit sicher das prächtige barocke Epitaph des Strafrechtlers Benedict Carpzov d. J. (1595-1666) in der Leipziger Universitätskirche vorm inneren Auge hatte, mag man in diese Richtung Vermutungen anstellen. Die Gegenüberstellung einer Reihe bedeutender sächsischer Juristen mit Gotthold Ephraim Lessing und Johann Georg Sulzer soll einerseits die Unkenntnis überregionaler Kultur, andererseits die Indifferenz gegenüber Leistungen in anderen Bereichen als den eigenen bei denjenigen insinuieren, die den genannten Rechtsgelehrten Denkmäler setzen würden: die auch anderweitig von Zinck wegen ihrer geistigen Provinzialität gescholtenen Leipziger Juristen; vgl. u.a. Brief 33.

*Adolph*<sup>4</sup> eben so unbemerkt, als die *Neuberin*. Sie wissen von ihm nicht viel mehr, als daß er im dreißigjährigen Kriege bey Lützen im Treffen blieb. Aber Euch frage ich, *Teutschlands Edle in allen Ständen!* Euch, die ihr so gern, und warm auch dem verborgnen Verdienste nachspüret, das nur Ihr zu schätzen wißt, warum ist der Platz, auf welchem *Gustav Adolph* für die Freyheit Teutschlands blutete, dem vorüberreisenden Teutschen noch durch kein anderes Denkmal bezeichnet, als durch einen schlechten Stein<sup>5</sup>, auf welchen den mit Extra-Post [R]eisenden erst der Postknecht aufmerksam machen muß, und den der Fußgänger und Reuter nicht einmal bemerkt? — —

Welcher Teutsche kann gegen den Werth der politischen und Gewissens-Freyheit, und deren Wirkungen: [407] Freyheit zu denken, Aufklärung in allen Wissenschaften, Veredelung der Sitten und reinern Gottesdienst unempfindlich seyn, für deren Erhaltung *Gustav Adolph* focht und starb? Und nur *Er* konnte sich den für die teutsche Freyheit und die noch nicht genug befestigte Religionsverbesserung so gefährlichen Absichten *Ferdinands*<sup>6</sup> widersetzen, und *Er* that es, wie bey einer neuen Begebenheit, *Friedrich der Große*<sup>7</sup>, nicht aus eigennützigem Absichten, sondern aus ächtem Eifer, für Gerechtigkeit, Religion und Freyheit.

Ich weiß wohl, daß diese Absichten von *Gustav Adolphs* Zeitalter sowohl, als in spätern Zeiten oft sind verkannt und geschmähet worden; ich weiß, daß ihm von Feinden und schwachen Freunden, die der glückliche Fortgang seiner Waffen anfang neidisch und argwöhnisch zu machen, bey seiner Theilnehmung an den Unruhen in Teutschland ehrgeizige, eigennützigem und eroberungssüchtige Absichten und Gewaltthätigkeiten sind Schuld gegeben worden. Ehe ich meinem Vaterlande meine Aufforderung bestimmter vorlege, muß ich mich daher bemühen, diese Beschuldigungen, so viel es meine gegenwärtige Absicht erfordert, zu entkräften. Sie werden verschwinden, so bald man *Gustav Adolphs* damalige Lage genau betrachtet. Man will ihm zum *Vorwurf* machen, daß er sich in die teutsche Angelegenheit eingemischt habe, ohne dabey eigenes Interesse zu haben, und ohne dazu berufen zu seyn. Sein Interesse und sein Beruf waren aber ein edler Abscheu für Tyrannen, Unterdrückung und Gewissensklaveriey, unter denen ein großer [408] Theil von Teutschland seufzte, und die den übrigen bedrohte, und die Aufforderungen des unglücklichen Churfürsten von der Pfalz, des Churfürsten von Brandenburg und mehrerer teutschen Fürsten, die im stillen über die bedenklichen Anmaßungen des kaiserlichen Hofes und der päpstlichen Hierarchie seufzten, ohne die Kräfte zu haben, sich ihm zu widersetzen.

---

<sup>4</sup> *Gustav Adolph*: Gustav II. Adolf Wasa (1594-1632), König von Schweden, formte sein Reich zur Großmacht im Baltikum und griff auf Seiten der protestantischen Fürsten in den Dreißigjährigen Krieg ein. Er fiel am 16. November 1632 in der Schlacht bei Lützen.

<sup>5</sup> *schlecht*: hier im älteren Sinne von ›schlicht‹, ›einfach‹. Der ursprünglich baumumstandene „Schwedenstein“, ein große Findling, der die überlieferte Fundstelle des Leichnams Gustav Adolfs markiert, wurde erst 1837 um einen gußeisernen, gotisierenden Baldachin von Carl Friedrich Schinkel ergänzt, in unmittelbarer Nähe schließlich 1907 eine Gedenkkapelle errichtet.

<sup>6</sup> *Absichten Ferdinands*: Der römisch-deutsche Kaiser Ferdinand II. (1578-1637) war ein Verfechter der Gegenreformation und löste durch sein unnachgiebiges Vorgehen gegen die Protestanten in Böhmen den Dreißigjährigen Krieg aus.

<sup>7</sup> *wie bey einer neuen Begebenheit, Friedrich der Große*: wahrscheinlich Anspielung auf den Bayerischen Erbfolgekrieg (1778/79) oder den von Friedrich 1785 gegründeten Fürstenbund. Beide Maßnahmen waren gegen österreichisches Expansionsstreben gerichtet.

Man beschuldigt ihn ferner des *Ehrgeizes*. Diesen gesteht *Er* und sein *Axel Oxenstiern*<sup>8</sup>, in den Briefen, welche der *Freyherr von Moser*<sup>9</sup> erst kürzlich im Vten Bande des *patriotischen Archiv's* bekannt gemacht hat, selbst ein; aber es war nicht der Ehrgeiz eines *Alexander*<sup>10</sup> oder *Karl XII.*<sup>11</sup>, der nur auf Unkosten des Menschengeschlechts seinen Namen mit Erstaunen genannt wissen will, sondern jener edle Ehrgeiz, der Retter der Unterdrückten zu seyn, dem ungerechten Gebrauch einer überlegenen Macht zu widerstehen, und eine Unternehmung von Wichtigkeit und Erfolg und Ehre auszuführen, — ein Ehrgeiz, den nur die edelsten und größten Menschen fühlen können.

*Gustav Adolph* sollte ferner auf *Eroberungen ausgegangen* seyn. Wie unwahrscheinlich war es aber bey der Macht, die *Ferdinand* damals hatte, und bey dem argwöhnischen Mißtrauen der teutschen Fürsten, dessen Wirkungen *Gustav Adolph* oft genug empfand, solche Absichten in Teutschland durchzusetzen, als *Gustav Adolphs* Feinde ihm beylegen! und war es von seiner und seines Reichskanzlers, dieses großen und klugen Staatsmannes Weisheit zu vermuthen, daß sie dazu einen so unvortheilhaften Zeitpunkt sollten erwählt haben? [409] Wenn *Gustav Adolph* auf Eroberungen ausgegangen wäre, so hätte er mehr Hoffnung gehabt, sie gegen Polen zu machen, als gegen einen so mächtigen und gefürchteten Monarchen, als *Ferdinand* war. Sein Friede mit dieser Republik, deren Verfassung und Schwäche er sehr wohl kannte, und seine öftern ernstlichen Erklärungen, die Ausführung der Unternehmungen in *Teutschland* gern dem König von Dännemark, oder einem andern, der ihr gewachsen wäre, zu überlassen, sind Beweis genug, daß nicht Eroberungssucht, sondern eine wahre brüderliche Zuneigung gegen seine bedrängten Glaubensgenossen ihn nach Teutschland geführt habe, und vielleicht wird sich dies aus der Folge des Briefwechsels zwischen *Adolph* und seinem Reichskanzler, welchen der *Freyherr von Moser* bekannt zu machen versprochen hat, noch deutlicher zeigen.

Was endlich *das Bündnis* betrifft, zu welchem *Gustav Adolph* den Herzog von Pommern einigermassen nöthigte, welchen Schritt ihm viele als eine unverzeihliche Gewaltthätigkeit haben anrechnen wollen — wer sieht nicht, daß die Klugheit und die Sicherheit seines Reichs, deren Sorge seine erste Pflicht war, ihn von ihm forderte? Ohne Zweifel würde auch der Herzog selbst dazu bereitwillig gewesen

---

<sup>8</sup> *Axel Oxenstiern*: Axel Graf Oxenstierna (1583-1654), Kanzler Gustav Adolphs, führte nach dessen Tod 1632 die schwedische Kriegspolitik fort.

<sup>9</sup> *Freyherr von Moser ... patriotisches Archiv*: Friedrich Carl von Moser (1723-1798), Jurist und Staatswissenschaftler, vertrat eine kaisertreue Position und propagierte als Remedium gegen die Partikularinteressen der deutschen Reichsfürsten den deutschen Nationalgedanken (*Von dem deutschen National-Geist*, 1765). Er stand in Kontakt zum jungen Goethe, zu Johann Heinrich Merck und Johann Georg Hamann. Das von ihm 1784-90 herausgegebene *Patriotische Archiv* findet sich vollständig in Zincks Bibliothek; vgl. Dokument 14. Der genannte von Moser bearbeitete Briefwechsel Gustav Adolphs mit Oxenstierna findet sich nebst einem Porträtstich des letzteren im 5. Band des *Patriotischen Archivs* unter dem Titel „Sammlung ungedruckten Briefwechsels und Staatsschriften des um Deutsche Freiheit und Vaterland unsterblich verdienten König Gustav Adolphs in Schweden und seines großen Ministers, des Reichs-Canzlers Axel Oxenstierns“ (3-234). Die Formulierung läßt vermuten, daß diese Briefedition die unmittelbare Anregung für Zincks Aufsatz gewesen ist, der dann quasi sofort nach der Lektüre entstanden sein muß. Auch fordert Moser gleich zu Beginn seiner Vorrede zu Ehren Gustav Adolphs „ein alljährliches National-Fest für ganz Deutschland“.

<sup>10</sup> *Alexander*: Alexander der Große.

<sup>11</sup> *Karl XII.*: Der schwedische König Karl XII. (1682-1718) führte den 2. Nordischen Krieg, um die Position Schwedens als nordische Hegemonialmacht zu festigen. Anfangs erfolgreich, erlitt er 1709 im russischen Winter mehrere vernichtende Niederlagen.

seyn, wenn nicht die Furcht vor *Ferdinanden* und das abschreckende Beyspiel der unglücklichen *Herzoge von Mecklenburg* ihn von einem freywilligen Bündniß mit *Ferdinand's* Feinde abgehalten hätte.

Dies ist es, woran ich für nöthig gefunden habe, meine Leser aus der Geschichte der damaligen Zeiten zu [410] erinnern; denn *Gustav Adolph's* Biograph zu werden, dazu fühl' ich mich zu schwach. Zudem sind die Begebenheiten jener Zeiten bekannt genug, und wer nähern Unterricht sucht, und nicht als gelehrter Geschichtskenner die Werke eines *Pufendorf* und *Chemniz*<sup>12</sup> studiren will oder kann, der wird in *Martini's* Uebersetzung von *Härte's* *Leben Gustav Adolph's, des Großen, Königs von Schweden*,<sup>13</sup> oder *Mauvillon's*<sup>14</sup> *Histoire de Gustave Adolphe* Befriedigung seiner Wißbegierde finden.

Für diesen *Gustav Adolph* also, diesen Märtyrer der teutschen Freyheit, den edeln König, der alles dran wagte, um die Verfassung des teutschen Reichs und eine Religionsverbesserung aufrecht zu erhalten, deren Vorzüge er kannte, fordere ich von Euch, *meine Landsleute!* in jenen Gefilden, in welchen er für eure Glückseligkeit blutete, ein *Denkmal*. Wenn ein solcher Mann, wie ich ihn bisher der Wahrheit getreu beschrieben habe, er trage eine Krone oder nicht, kein Denkmal verdient, wer soll Denkmale erhalten? *Ludwig der XV.* verewigte das Andenken seines *Grafen von Sachsen*<sup>15</sup> durch ein Denkmal, das Millionen kostete, und *Teutschland*, das undankbare *Teutschland*, vergißt seines Wohlthäters so ganz, daß den Platz, auf dem er für seine Freyheit fechtend starb, an einer Straße, die jährlich von so vielen Teutschen und Ausländern bereiset wird, weil sie zu einer der vornehmsten Städte Teutschlands führt<sup>16</sup>, nicht einmal ein kleines Denkmal auszeichnet? — Wie ermunternd zur Nacheiferung würde es nicht seyn, wenn unsre Straßen und öffentlichen Plätze mit mehrern [411] solchen Denkmalen geziert würden! Und leider! fehlt es in unserm Vaterlande, das so oft schon mit Bürgerblute befleckt wurde, und so oft schon der Schauplatz blutiger Kriege war, nicht an Gegenständen zu Denkmälern. —

Unser an Begebenheiten aller Art so reiches Jahrhundert sollte vorzüglich, um Eifer fürs Vaterland, Standhaftigkeit und Tapferkeit zu ermuntern, und den immer mehr erschlaffenden Nerven der Nation wieder neue Kraft zu geben, diejenigen Männer auf eine rühmliche Art auszeichnen, welche die Begebenheiten der vorigen Jahrhunderte gelenkt, oder einen hervorstechenden ruhmwürdigen Antheil daran

---

<sup>12</sup> *Pufendorf und Chemniz*: Bogislaus Philipp von Chemnitz (1605-1678) war Jurist und schwedischer Offizier im Dreißigjährigen Krieg, bevor er Hofhistoriograph bei Königin Christine von Schweden wurde. Außerdem tat er sich als Theoretiker der Reichsverfassung hervor und verfaßte schärfste Invektiven gegen die, nach seiner Ansicht, habsburgische Usurpation, zu deren gewaltsamer Beendigung er aufrief. Seine vierteilige Geschichte des *Königlich schwedische[n] in Teutschland geführte[n] Krieg[es]* (1648-postum 1855) war die Grundlage für die Schwedische Reichsgeschichte *Commentariorum de rebus Suedicis libri XXVI.* (1686) des bedeutenden Natur- und Völkerrechtlers Samuel von Pufendorf (1632-1694).

<sup>13</sup> Walter Harte, *Das Leben Gustav Adolphs des Großen, Königs von Schweden*, aus dem Englischen übersetzt von Georg Heinrich Martini, Leipzig (Dyck) 1760-1761.

<sup>14</sup> Eléazar Mauvillon (1712-1779), *Histoire de Gustave-Adolphe, roi de Suede* [...], Amsterdam (Chatelain) 1764.

<sup>15</sup> *Graf von Sachsen*: Hermann Moritz Graf von Sachsen (1696-1750), ein illegitimer Sohn Augusts des Starken, eroberte als französischer Generalmarschall im Österreichischen Erbfolgekrieg 1745-47 die österreichischen Niederlande. Sein aufwendiges Grabmal in der Straßburger Thomaskirche ist eines der Hauptwerke Jean-Baptist Pigalles (1714-1785) und wurde 1776 fertiggestellt. Zinck bewunderte es auf einem Besuch in Straßburg im Herbst 1778; vgl. Brief 38.

<sup>16</sup> *zu einer der vornehmsten Städte Teutschlands*: Leipzig.

genommen haben. Und wer verdient in dieser Rücksicht eine solche ehrenvolle Auszeichnung mehr, als ein König, der nicht als Eroberer, nicht als Unterdrücker, sondern als Beschützer der Freyheit und des Menschenrechts sein Land verließ, sich allen Beschwerlichkeiten und Gefahren eines mit vieler Erbitterung geführten Kriegs aussetzte, und so an der Spitze seines Heers starb? *Türenne*<sup>17</sup> erhielt ein Denkmal auf dem Platze, wo er fiel; wollt ihr zusehen, *Teutsche!* daß einem Ausländer, der *wider Teutschland* focht, und einen der schönsten Theile von Teutschland verheerte, *in Teutschland* ein Denkmal errichtet werde, indeß *Gustav Adolph*, dieser große edelmüthige König, der sein Leben der Erhaltung Eurer Freyheit aufopferte, unbemerkt liegen bleibt, wie er zu eurer Schande schon anderthalb Jahrhundert lag? Was würdet ihr jetzt seyn, *undankbare Teutsche!* wenn *Gustav Adolph* sich nicht zu Eurem Beschützer wider den gefährlichen und unternehmenden *Ferdinand* [412] aufgeworfen hätte? Würdet ihr jetzt [sic] eine der ersten Nationen dieses Welttheils seyn? würdet ihr Euch mit den Franzosen und Engländern in eine Classe setzen können, wenn *Gustav Adolph* nicht die Fesseln zerbrochen hätte, die euch drohten? Träge Sklaven jedes Aberglaubens, jedes Irrthums, unaufgeklärte Barbaren, Leibeigene des Hauses Oestreich, des römischen Stuhls und der Jesuiten, würdet ihr nicht die Ersten Gelehrten Europens, nicht die erleuchtetsten Köpfe jedes Zeitalters Eure Landsleute nennen, wenn *Gustav Adolph* nicht mit Verlust seines Lebens in den Lützener Gefilden *vollendet* hätte, was *Luther*, *Friedrich der Weise*<sup>18</sup>, und *Johann Friedrich*<sup>19</sup> nur *angefangen* hatten. Ich glaube nicht nöthig zu haben, meinen Lesern die gefahrvolle Lage des teutschen Reichs in den damaligen Zeiten ausführlich zu schildern, oder die weit aussehenden Absichten *Ferdinands II.* und ihre vermuthlichen Folgen genauer zu detailliren, da es allgemein bekannte Thatsachen sind, und ich nicht glaube, daß sie treffender geschildert werden können, als sie einer der bewährtesten Zeugen, der Herr *von Moser*, im V. Bande seines *patriotischen Archivs*, S. 5-11.<sup>20</sup> mit dem ihm eigenen Nachdruck dargestellt hat.

Auf alles dieses gründe ich meine nochmalige Aufforderung an mein Vaterland, *seinem Gustav Adolph* – denn *Er* erkaufte theuer den Antheil, den jeder teutsche Patriot an seinem Schicksal nimmt – ein Denkmal zu errichten — — ein Denkmal,

---

<sup>17</sup> *Türenne*: Henri de La Tour d’Auvergne, Vicomte de Turenne (1611-1675), war als französischer Marschall Urheber schlimmer Verwüstungen in der Pfalz. Er fiel 1675 in der Nähe von Sasbach in der Ortenau. Das hier genannte Denkmal setzte ihm 1781 Kardinal Rohan. Falls Zinck dieses Monument nicht selbst auf seiner Reise nach Leipzig gesehen haben sollte, kann ihm der österreichische Kameralist Graf Galler, der im Herbst 1785 auf seiner Studienreise durch das badische Oberland bei Zinck zu Gast war, davon berichtet haben, denn er beschreibt das Denkmal in seinem Reisebericht: in der Ortenau sei „für einen Reisenden nichts interessant [...], als das einige hundert Schritte außer Sasbach auf einem Felde errichtete und zum Teil schon verwitterte Monument des französischen Marschalls Turenne; es solle auf eben dem Platze stehen, wo dieser große General im Jahre 1675 durch eine unglückliche Kanonenkugel fiel. Es bestehet aus einem ohngefähr vier Schuhe hohen und in Form einer stumpfenPyramide gehauenen gemeinen Stein, worauf folgende Inschriften zu lesen sind: a. *Ici fut tué Turenne*. b. Hier ist Turrennius vertoetet worden. c. *Hic cecidit Turenus die 27. Julii anni 1675*“; vgl. Galler (1893), 3.

<sup>18</sup> *Friedrich der Weise*: Friedrich III., gen. der Weise (1463-1525), war als sächsischer Kurfürst der Begründer der Universität Wittenberg und stellte den reichsgeächteten Luther unter seinen Schutz.

<sup>19</sup> *Johann Friedrich*: Friedrichs III. Nachfolger Johann Friedrich I. (1503-1554) führte mit dem Landgrafen Philipp von Hessen die Protestanten im Schmalkaldischen Krieg und ging nach der Niederlage von Mühlberg 1547 seiner Kurwürde und großer Territorien verlustig.

<sup>20</sup> *V. Band ... S. 5-11*: In der Vorrede zu den Briefen schreibt Moser, ohne Gustav Adolf „wären wir, großen theils, Böhmisches Bauren und viele unserer Fürsten, Grafen und Herrn, Oesterreichische Vasallen und Unterthanen geworden, wäre Pfalz eine Oesterreichisch-Spanische Provinz geblieben, die Prinzen dieses Hauses Kayserliche Edelknaben und [...] Colonisten in America geworden“ (5f).

nicht von allegorischen Figuren umweint, an denen der Kenner Kunst und Draperie bewundert, und der Mann von Gefühl das große Einfache vermißt; nicht von Symbolen des Siegs [413] und der Tapferkeit umgeben, die Pralerey sind, welche der wirklich große Mann verachtet, und die den Fremden beleidigen, und *fremd* ist bey *Gustav Adolph's* Denkmal jeder, auch der teutsche Landsmann, der an jener Religions-Verbesserung, für deren Erhaltung er focht und starb, keinen Antheil nimmt, oder sie gar für unnöthig und unrechtmäßig hält. Nein! edel, einfach, erhaben sey *Gustav Adolph's* Denkmal, wie sein eigener Charakter es war. Ein heiliger Schauer selbstständiger [sic] Größe sey dem Mann von Geist und Gefühl Ahndung, daß des vor Jahrhunderten hier blutenden *Gustav Adolph's* großer Geist über seinem Denkmal schwebt. Zwar ist, so viel ich weiß, der Platz nicht genau bestimmt, auf welchem *Gustav Adolph* fiel, und kann es auch, da er im Getümmel der Schlacht fiel, nicht wohl seyn; da aber der Wahlplatz jener merkwürdigen Schlacht bekannt genug ist, so könnte meines Erachtens, wenn anders Teutschland auf meine Aufforderung hören wollte, zu dem Denkmal, das Teutschland seinem Befreyer schuldig ist, der Platz gewählt werden, den der Feldstein bezeichnet, dessen ich oben gedacht habe. Wie patriotisch wollt' ich mich freuen, wenn ich mein Vaterland, das die Vortheile, die *Gustav Adolph* ihm erkämpfte, zu verkennen und auf mancherley Syrenenstimmen zu horchen anfängt, aus seinem Schlummer erwecken, und dem großen schwedischen Helden ein Denkmal zu errichten bewegen könnte!

Freyherr von Zinck.

2

Autor: Friedrich von Zinck  
Datum: veröffentlicht März-Juni 1787  
Quelle: D[oktor] *Posselts wissenschaftliches Magazin für Aufklärung*, 3. Band, 2. Stück, 129-154, sowie 3. Band, 3. Stück, 240-283.

### **Ueber die besten und ausführbarsten Mittel, den Kindermord zu verhüten.**

*Homines ad deos nulla re proprius accedunt,  
quam salutem hominibus dando.*

CICERO pro LIGARIO.<sup>21</sup>

#### Vorerinnerung.

Fast hätte mich die Forderung der Ausführbarkeit von dem Vorsatze abgeschreckt, um den auf die besten Mittel, den Kindermord zu verhüten, ausgesetzten Preis zu werben. Nicht als ob ich verlangte oder erwartete, daß unmögliche in einem aller Welt- und Menschenkenntniß beraubten Gehirne ausgebrütete Projecte gekrönt werden sollten; allein wer die Unbestimmtheit des Begrifs [sic] der Ausführbarkeit nicht sieht und fühlt, der wage es eine logische Definition davon zu geben. Forderte man von mir Mittel, die für ein bestimmtes Land ausführbar seyn sollten, und hätte ich dabey eine hinlängliche Kenntniß von den mancherley Verfassungen dieses Landes, so würde ich mit mehrerer Zuversichtlichkeit arbeiten; allein wer sagt mir jetzt, nach welchen Begriffen der Ausführbarkeit meine Vorschläge werden beurtheilt werden? Alles hängt hier von den verschiedenen Modificationen der Landesverfassungen ab, von der Religion, der Staatsökonomie und der Denkungsart der Regenten, von der Cameral[130]verfassung und dem Wohlstande der Unterthanen, und wer weiß nicht, wie verschieden alles dieß sich schon [in] unsern verschiedenen deutschen Fürstenthümern findet? In den Brandenburgischen Staaten ist schon seit fünfzig Jahren vieles ausgeführt, was in Spanien vielleicht noch nach Jahrhunderten unausführbar seyn möchte, und vielleicht dürften wir nach diesen Unterschieden nicht einmahl so weit suchen. In den Badischen Landen ist viel Gutes schon ausgeführt worden, das in den daran gränzenden Oesterreichischen vielleicht *Joseph 2.* sogar sobald nicht wird ausführbar machen können.<sup>22</sup> Von einem Privatgelehrten

---

<sup>21</sup> *Homines [enim] ad deos ...: (M. T. Ciceronis pro Q. Ligario oratio, 38)* Der Satz eröffnet den Epilog von Ciceros Verteidigungsrede für Quintus Ligarius; sinngemäß auf Deutsch: »Die Menschen kommen den Göttern durch nichts näher, als dadurch, daß sie anderen Menschen Wohltaten erweisen.« Im Kontext der Aufklärung unterstreicht dieses Zitat die Bedeutung allgemeiner menschlicher Solidarität; es könnte sich aber auch um geschickt verschleierte Kirchenkritik handeln – nicht im institutionalisierten religiösen Kultus ist der Mensch Gott nahe, sondern in der Ausübung der Nächstenliebe – oder Kritik an der religiösen Verbrämung der tradierten juristischen Strafpraxis. Im Kontext des Wettbewerbs sollten die anonym eingereichten Beiträge nach Preisvergabe anhand ihrer Motti den Autoren wieder zugeordnet werden können.

<sup>22</sup> Fußnote im Original: „Man erinnere sich, daß dieß i. J. 1781. geschrieben ist.“ Dieser Aufsatz wurde auf die 1780 von der Zeitschrift *Rheinische Beiträge zur Gelehrsamkeit* ausgeschriebenen Preisfrage hin, »welches [...] die besten ausführbaren Mittel [seien], dem Kindermord abzuhelfen, ohne die Unzucht zu begünstigen«, verfaßt.

also Vorschläge verlangen, von denen nicht ein Theil, und vielleicht ein großer Theil, fromme patriotische Wünsche seyn sollen, wäre unbillig: der Staatsmann hingegen, der mit den schweren Künsten der Gesetzgebung bekannte Minister [,] weiß das Ausführbare des Vorschlags von dem frommen Wunsche nach den Verhältnissen seines Landes wohl zu unterscheiden, und versteht die Kunst, hier wegzunehmen und dort zuzusetzen, wenn er nur sieht, daß der projektierende Privatgelehrte auf richtige Grundsätze gebauet hat. Und nach Grundsätzen, nicht nach zufälligen Verhältnissen wünschte ich die Ausführbarkeit meiner Vorschläge beurtheilt zu sehen, weil Verhältnisse in vielen Fällen leicht nach Grundsätzen können, Grundsätze aber nie oder doch sehr selten nach Verhältnissen dürfen abgeändert werden.

Wenn man voraussetzt, wie man voraussetzen kann, daß in unsern policirten Staaten nur uneheliche Kinder [131] die Opfer des Kindermords sind, so würde schon viel gewonnen seyn, wenn es uns gelänge, die Anzahl derselben zu vermindern, und Hurerey so viel möglich zu verhüten. Die unrechtmäßige außer der Ehe gesuchte Befriedigung des der Menschheit von der Natur so tief eingepflanzten und für die Menschheit selbst so wohlthätigen Triebes beyder Geschlechter gegen einander, den keine Sophismen niedervernünfteln können noch sollen, ganz zu einem unbekanntem Laster machen [zu] wollen, gehörte unter die menschenfreundlichen Träume eines frommen Nichtkenners der menschlichen Natur. Meine Vorschläge werden also einen doppelten Endzweck haben, theils die unehelichen Kinder seltner zu machen, theils diese vor mörderischen Händen unnatürlicher Mütter sicher zu stellen.

Unsere Vorfahren haben uns zu Erreichung des ersten Zwecks nichts hinterlassen, als beschimpfende und Geldstrafen, besonders die sogenannte Kirchenbuße. Die letzte ist in neuern Zeiten fast durchgängig, wenigstens in protestantischen Ländern, abgeschafft worden, und vielleicht wären es die Geldstrafen auch schon, wenn sie nicht unglücklicher Weise zu einem Zweige der herrschaftlichen Einkünfte geworden wären. Nur erst seit kurzem hat man angefangen, auf ihren sittlichen Nutzen aufmerksamer zu werden, da in vorigen Zeiten die Criminalrichter nicht über die peinliche Halsgerichtsordnung hinaus zu denken pflegten. Ich werde weiter unten Gelegenheit haben, ihren Werth zu beurtheilen, und will daher hier weiter nichts davon sagen, als dieß: daß der sicherste Probestein aller menschlichen Anordnungen, die Erfahrung, und zwar hier die augenscheinlichste, allgemeinste Erfahrung lehrt, daß Strafen dem Verfall der Sittlichkeit [132] nicht wehren, noch die Wiederherstellung derselben befördern können.

Ein sicherers und das erste nothwendigste Mittel dazu ist die Verbesserung der Quelle der meisten menschlichen Tugenden und Laster, der Erziehung. Wie? in unserm Jahrzehend, wo so viel über Erziehung und Schulwesen geschrieben wird, sollte eine solche Empfehlung noch nöthig seyn? Ja, leider ist sie's, trotz aller Erziehungsschriften und auch wirklicher Schulanstalten, mit deren Verbesserung man hie und da einen Anfang gemacht hat! denn die letztern beschäftigen sich meistens, ich könnte fast sagen durchgängig, nur mit dem Unterricht – und wie schlecht und unzweckmäßig ist oft auch noch dieser? – die erstern aber werden nur für die vornehmern Klassen der Bürger geschrieben, und die Kinder des Landvolks, der gemeinen Handwerker, und der niedrigsten Klassen der Bewohner der Städte bleiben noch immer der schlechten Erziehung schlecht erzogner lasterhafter Eltern

überlassen. Und gerade unter diesen Menschenklassen herrscht Unzucht und Kindermord am meisten.

Wenn man Gelegenheit hat, die Erziehung solcher Kinder in der Nähe zu beobachten, so wundert man sich, daß die Masse der Unsittlichkeit nicht noch größer ist. Nirgends oder sehr selten findet man wahre Bildung des Herzens zur Tugend. Die Eltern, denen die Erziehung der künftigen Bürger überlassen ist, sind größtentheils rohe, unwissende Leute, welche alle die Fehler und Laster selbst besitzen, denen sie den Eingang in die zarten Seelen ihrer Kinder verwehren sollten, die zu unwissend, zu sorglos, zu träge sind, ihre Kinder zu erziehen, zu bilden. Wenn eine Mutter ihr Kind sorgfältig wartet, es, so bald es [133] lallen kann, einige von den gewöhnlichen oft übel gewählten Gebeten lehrt, zu Besuchung der öffentlichen Schule und zu häuslichen Geschäften anhält, höchstens keine Entwendungen und offenbaren Lügen duldet, so glaubt sie ihre Pflicht gegen die Gesellschaft hinlänglich erfüllt zu haben. Außer der Schule laufen diese Kinder, so lange sie den Eltern nicht bey ihren Geschäften helfen können, ohne Aufsicht sich selbst überlassen auf den Gassen herum, und werden dadurch mehr verdorben, als man vielleicht glauben sollte. Wie oft sieht man nicht ein Kind wegen einer kleinen Nachlässigkeit oder Unterlassung eines aufgetragenen Geschäfts, z. B. das Wiegen eines kleineren Kindes, hart züchtigen, da ihm hingegen die unbesonnenen Eltern bey wirklichen Bosheiten wohl gar noch Beyfall zulachen? So wachsen die Kinder des größten Theils der Menschen heran, ohne zweckmäßig gebildet zu werden, werden Eheleute und Eltern, ohne die Pflichten dieser beyden Verhältnisse zu kennen, und erziehen ihre Kinder wieder mit eben der Sorglosigkeit, mit welcher sie selbst erzogen worden sind.

Ich sehe die großen Schwierigkeiten wohl ein, die mit einer Verbesserung der wirklichen Erziehung verbunden sind, da es uns noch an Erziehern fehlt. Erziehungshäuser für ein jedes Dorf anzulegen, wäre an und für sich unmöglich und vielleicht auch zweckwidrig, wenn man auch armen Eltern ihre Kinder nehmen könnte, die sie gleich nach dem ersten Zustande der hilflosesten Kindheit zu mancherley kleinen erleichternden Geschäften, und im achten bis zum sechszehnten Jahre, gerade in der Zeit, wo die Bildung des Kindes vor sich gehen muß, schon zu solchen Arbeiten brauchen, von denen ihr Unterhalt [134] abhängt. Und doch muß davon angefangen werden, wenn Sittlichkeit wiederhergestellt und die Gesetze wirksam gemacht werden sollen, denn was sind Gesetze ohne Sitten? Die Verordnungen der Regierungen und Consistorien können hier, zumal im Anfange, weniger thun, als menschenfreundliche Gutsherren, wo diese sind, vernünftige Pfarrer und treue Vorgesetzte. Diese, nicht die Regierung, kennen die verschiedenen Bedürfnisse und Lagen der Hausväter und Hausmütter ihres Orts, und können durch ein kluges Einverständniß und mit geringen Kosten Einrichtungen machen, die für lange Nachkommenschaften noch wohlthätig sind, und welche der Landesherr und seine Minister durch große Kosten zu bewirken nicht im Stande sind.

Lasterhafte, schwache und einfältige Eltern dürfen also ihre Kinder durchaus nicht selbst erziehen, wenn wir eine bessere Generation von Menschen erhalten wollen. Diesen müßten also die Kinder genommen, und andern die Erziehung derselben übertragen werden, die zu diesem für die ganze Menschheit so wichtigen Geschäfte mit Ehrlichkeit und Güte des Herzens gehörige Einsicht und guten Willen verbinden. Dieser Vorschlag ist meinem Bedünken nach so gegründet, daß niemand ihn wird verwerfen können, wenn er ausführbar ist. Seine Gerechtigkeit gründet sich auf die Ansprüche, die der Staat auf seine künftigen Bürger zu machen hat, denen bey uns

keine römische väterliche Gewalt, kein Eigenthumsrecht entgegen steht.<sup>23</sup> Aber die Ausführung derselben hat, ich läugne es nicht, große Schwierigkeiten, welche sie aber doch nicht ganz unmöglich machen, und sich mit der Zeit immer mehr vermindern werden, denn nach Verlauf ei[135]nes halben Menschenalters werden wir schon mehr gute Menschen haben, denen man, wenn sie Eltern werden, die Erziehung ihrer Kinder selbst anvertrauen kann, und Tugend und Sittlichkeit werden mit Beyhülfe der Gesetze, wie unser Zeitalter sie nicht würde ertragen können, nach und nach so zunehmen, daß in einigen Menschenaltern der Fall selten seyn wird, wo Kinder durch fremde Eltern müssen erzogen werden, es müßten denn die Kinder einfältiger, träger oder leichtsinniger Eltern seyn. Wir freylich, die wir jetzt [sic] leben, werden schwerlich die Früchte dieser Erziehungsmethode einärndten, aber unsere Enkel werden es uns um desto mehr danken, daß wir aus Menschenliebe ohne Hoffnung des Genusses säeten.

Um meine Absicht deutlicher zu zeigen, will ich ein Platonisches Dorf annehmen, in welchem ich mein Erziehungsprojekt ausführen will. Es soll hundert Haushaltungen haben. Ich setze voraus, daß der Gerichtsherr ein guter, menschenfreundlicher, wohldenkender Mann ist, von gutem gesunden [sic] Menschenverstande, der nicht seine Ländereyen einem Pächter, und seine Unterthanen einem habsüchtigen Advocaten überläßt, um seine Einkünfte an einem Hofe oder in einer großen Stadt zu verschwenden, sondern gute Anstalten mit Wärme befördert, und einen Theil dessen, was ihm bey einer vernünftigen Wirthschaft von seinen Einkünften jährlich übrig bleibt, gern zur Wohlfahrt seiner Unterthanen verwendet. Der Pfarrer meines Dorfs ist ein Mann, der die Pflichten seines Amts nicht auf Predigen, Beichte und Betstunden, mechanische Krankenbesuche, Taufen, Trauen und Begraben einschränkt, seine Pfarrey nicht für eine Domherrenpfründe ansieht, die man so gut benutzt, als man [136] kann, und glaubt zur Besserung der Sitten seiner Bauern genug gethan zu haben, wenn er mit dogmatischen Kanzelvorträgen und Eifern gegen das Tanzen, Spielen, Saufen und Huren abwechselt, sondern die wohlthätigen Einflüsse kennt, die er durch Rechtschaffenheit und Klugheit auf den ganzen Wohlstand seiner Pfarrkinder haben kann, mit Wohlwollen, Redlichkeit und Einsicht sich der Erziehung und des Unterrichts annimmt, und seiner Bauern Freund, Rathgeber, Warner und mitleidiger Tröster ist. Es versteht sich, daß zwey so gute Leute keine Gattinnen werden gewählt haben, die ihrer unwürdig sind, denn auch diese werden wir zu [sic] Ausführung meines Vorschlags brauchen, und ich habe mit Vorbedacht einen verheiratheten Pfarrer gewählt, weil ich einen Mann brauche, der die Verhältnisse des Hausstandes aus Erfahrung kennt. Der Schulmeister muß ein in den Forderungen seines Amts geschickter und thätiger Mann seyn, und der Vogt oder Schulze und die übrigen Vorgesetzten vernünftige gesetzte Männer ohne Vorurtheile gegen Neuerungen, voll Rechtschaffenheit, Ansehen in der Gemeinde und Eifer, das Gute zu befördern. Diese machen zusammen ein Erziehungscollegium aus, welches zu bestimmten Zeiten zusammen kommt, in welchen Zusammenkünften diese Personen Conduitenlisten über die Eltern des Dorfs verfertigen, die schon verfertigten berichtigen und fortführen, bestimmen, welchen Eltern ihre Kinder genommen, und wem sie anvertraut werden sollen, sich über die Grundsätze der Erziehung besprochen und einander ihre Erfahrungen mittheilen. Zu diesen

---

<sup>23</sup> *Römische väterliche Gewalt*: In der patriarchalischen Familienstruktur des antiken Rom hatte das Familienoberhaupt, der *pater familias*, die alleinige Gewalt über seine Angehörigen; diese galten alle, inclusive das zur Familie als Hausgemeinschaft gerechnete Gesinde, als Eigentum des *pater familias*, mit dem er nach seinem Dafürhalten bis hin zur Entscheidung über Leben und Tod verfahren konnte.

Zusammenkünften würde ich auch, besonders der beyden letzten Gegenstände wegen, die vernünftigsten Weiber [137] nicht nur einiger Mitglieder des Erziehungscollegiums, sondern auch unter denen ziehen, die zur Erziehung fremder Kinder gebraucht werden. Nach den Resultaten dieser Berathschlagungen giebt alsdann der Pfarrer den Erziehern und jungen unerfahrenen Eltern Rathschläge und Vorschriften. Die kleinsten Kinder bis ins vierte höchstens fünfte Jahr werden wohl den eignen Müttern, sie mögen geartet seyn wie sie wollen, müssen überlassen werden, und da diese Art der Erziehung nicht länger als bis ins vierzehnte oder funfzehnte Jahr dauern soll, so glaube ich nicht, daß die Anzahl der von fremden Eltern zu erziehenden Kinder zwischen vier und funfzehn Jahren unter der gegebenen Anzahl von Haushaltungen über dreyßig hinaufsteigen werde. Es versteht sich, daß die Kinder der armen Eltern unentgeltlich aufgenommen werden, wodurch die Eltern für den Verlust des Beystandes derselben entschädigt würden, dahingegen begüterte Eltern ein ihrem Vermögen proportionirtes Kostgeld bezahlen müßten. Uebrigens wird der Gutsherr von dem Ueberschuß seiner Einkünfte nach dem Verhältniß der Beträchtlichkeit derselben gern jährlich etwas hergeben, wovon Kostgeld bezahlt und Kleidungsstücke angeschafft werden können. Auch ließe sich vielleicht an manchen Orten einer oder der andere Fonds ausfindig machen, aus welchem diese Kosten bestritten werden könnten, z. B. wenn der Klingelbeutel keine nothwendige, unabänderliche Bestimmung hätte, dieser, einige Strafen, Beyträge aus den Einkünften einer reichen Gemeindskasse, Antheile von den Verlassenschaften der Hagestolze und derer, die ohne Kinder sterben, u. dergl. m. Einen Theil der ärmsten Kinder nimmt der Gutsherr zu sich, aber das verbitte [138] ich mir, daß sie nicht etwa ihrer Bestimmung zuwider erzogen werden, besonders von der gnädigen Frau in Ansehung der Kinder ihres Geschlechts. Bauern sollen sie werden, aber gesittete Bauern. Unter Sitten verstehe ich nicht etwa eine gewisse Verfeinerung der Manieren, sondern die Fertigkeit, die Tugenden nicht nur, die eines jeden Menschen Pflicht sind, sondern auch die besondern seines Standes auszuüben. Die vornehmsten Tugenden des Bauern sind ungeheuchelte Frömmigkeit, Geduld und Ergebung in die Schickungen der göttlichen Vorsehung, Keuschheit, Ehrlichkeit, Arbeitsamkeit und Mäßigkeit. Doch bin ich nicht so unbillig, daß ich nicht Ausnahmen gestatten sollte, wo die Natur sie macht, bey vorzüglichen Fähigkeiten und bey Schwächlichkeit des Körpers. Einen andern Theil der ärmsten Kinder nimmt der Pfarrer zu sich, und die übrigen werden theils unter die reichsten zu Erziehern tauglichen Bauern unentgeltlich [sic] theils gegen Kostgeld unter dem Schulmeister und den ärmern vertheilt. Wenn gute und vernünftige Wittwen da sind, so kann man diesen vorzüglich die Erziehung der Mädchen anvertrauen.

Jetzt komme ich auf den schwersten Punkt, die Einrichtung der Erziehung selbst. Ich habe zu wenig Erfahrung, als daß ich es wagen könnte, hier zuverlässige Vorschriften zu geben, und allgemeine Theorien findet man in der großen Menge von Erziehungsschriften genug. Doch will ich meine Gedanken über eins oder das andere hier vortragen. Die Erzieher sollen mit dem eigentlichen Unterrichte nichts zu schaffen haben, dieser bleibt, wie gewöhnlich, der öffentlichen Schule überlassen, sondern über die Sittlichkeit der Grundsätze und Handlungen der [139] ihnen anvertrauten Kinder sollen sie wachen, sie zu einem unumschränkten Zutrauen auf Gott, zu strenger Arbeitsamkeit, Ordnung, Reinlichkeit und Mäßigkeit gewöhnen, bey allen ihren Handlungen den Keim der Unkeuschheit zu unterdrücken und ihnen dieses Laster verhaßt zu machen suchen, indem sie ihnen die mannichfaltigen bösen Folgen desselben bekannt machen, und hingegen die Keuschheit als ein unfehlbares

Mittel, mancherley schätzbare Güter dieses Lebens zu erhalten, anpreisen. Die Mädchen besonders lehre man die Vortheile der Keuschheit und die unseligen Folgen, welche die Unzucht gemeinlich für sie hat, erhöhe und veredle den diesem Geschlechte allgemein angebohrnen Trieb der Schamhaftigkeit, nur hüte man sich für einer unnatürlichen Ueerverfeinerung. Man mache sie frühzeitig mit den Mutterpflichten bekannt, lehre sie die Heiligkeit und Süßigkeit derselben empfinden, verschweige ihnen die großen Beschwerlichkeiten nicht, die damit verbunden sind, zeige ihnen aber auch die Würde, den Adel und die Freuden des Mutterstandes. Kurz, man wende alle Mittel, die mehrere Einsicht und Erfahrungen als die meinigen lehren, an, die Mädchen durch einen gewissen innern Stolz auf den Werth ihrer unbefleckten Keuschheit und auf die Würde ihrer Bestimmung zu Müttern des Menschengeschlechts vor der Verführung zu sichern, und in Stand zu setzen, ihre Sinnlichkeit zu bekämpfen. Nichts aber wird auf die jungen Seelen der Kinder kräftiger wirken, als die Macht des Beispiels; deswegen verlange ich schlechterdings, daß in meinem Dorfe zu Erziehern lauter gute Menschen gewählt werden, und man daher nicht etwa gescheute und fähige Bösewichter beyderley Geschlechts [140] guten aber einfältigen Leuten vorziehe, wenn diese Einfalt nur nicht in Dummheit und Trägheit ausartet.

Aber was hilft die bisherige Erziehung, wenn die Kinder im vierzehnten oder funfzehnten Jahre, in dem Alter, das noch keiner festen Grundsätze und deren Anwendung auf das Leben fähig ist, und die Leidenschaften hingegen erst anfangen aufzuwachen, wo das Herz jedem bösen Eindruck, jeder Verführung offen steht, sich selbst überlassen werden? Die Erziehung darf also hier noch nicht aufhören, wo gemeinlich der Schulunterricht aufhört, sondern sie muß durch den Handwerksmeister, bey dem der Bauerjunge in die Lehre tritt, und durch den Bauer und die Bäuerin, oder andere, welche Gesinde halten, fortgesetzt werden. Hausmütter von allen Ständen – denn ein Geschäft, das die Menschheit so nahe angeht, ist für keinen Stand zu klein, zu geringfügig – sollten besonders eine genauere Aufsicht über ihre Bedienten weiblichen Geschlechts halten, sich mehr um ihre Bekanntschaften und deren sittlichen Werth, um den Zustand ihrer Gesundheit und den Grad ihrer Sinnlichkeit bekümmern, sie vor Verführung fleißig warnen, und die Grundsätze und Empfindungen, die bey der ersten Erziehung ihren Seelen eingeprägt worden sind, zu erneuern und lebhaft zu erhalten suchen. Aber ich fürchte, daß die Ausführung meines Erziehungsprojekts, so wenig ich sie zu erleben hoffe, weniger Schwierigkeiten ausgesetzt ist, als die eben verlangte Fortsetzung derselben durch Herrschaften und Meister. Die meisten Herrschaften sehen ihr Gesinde für Leute an, die sie für den Lohn, den sie ihnen geben, das Recht habe zu benutzen, so gut sie können, glauben, sie müssen sich durch beständiges Murren und [141] Unzufriedenheit Aufsehen erwerben, halten sich immer in einer weiten Entfernung von ihnen, und halten sie für eine Gattung von Menschen, an der nicht viel liegt. Klagen über schlechtes Gesinde hört man genug, oft von Leuten, die zu [sic] Abstellung derselben beytragen könnten, allein niemand oder sehr wenige üben die Mittel aus, die das Gesinde besser machen würden. Durch das gewöhnliche Betragen der Herrschaften entsteht bey dem Gesinde Kaltsinn und Abneigung. Wie manche verheimlichte Schwangerschaft, wie manches dem Leben des Kindes schädliche Verhalten während derselben, wie mancher Kindermord würde können verhütet werden, wenn die Hausmütter beständig auf ihre weiblichen Bedienten ein wachsames Auge hätten, und sich[,] ihr Zutrauen zu erwerben, es dahin zu bringen suchten, daß sie wie Mütter von ihnen geschätzt und geliebt würden!

In kleinen Städten ließen sich mit einigen leicht zu bestimmenden Abänderungen die nämlichen Ideen mit nicht viel mehr Mühe ausführen, aber in großen Städten, diesen Hauptsitzen der Unzucht und aller Laster, die der Luxus erzeugt, muß man zu der so nothwendigen Verbesserung der Erziehung andere Mittel wählen. Hier würde ich zu Erziehungsbehörden rathen, nicht zu jenen kostbaren Instituten, die BASEDOW und SALIS<sup>24</sup>, jener nicht einmal mit der Unterstützung eines Fürsten, nicht aufrecht erhalten konnten, sondern zu Häusern von zweckmäßiger Größe und Einrichtung, die ich am liebsten an den äußersten Enden der Vorstädte anlegen würde, in welchen die Kinder der geringern Klasse von Bürgern, deren Eltern man ohne Gefahr des Verderbens die Erziehung nicht selbst überlassen kann, von einigen Schul[142]meistern unterrichtet und von einigen einsichtsvollen Personen beyderley Geschlechts von bewährter Güte der Sitten ihrer Bestimmung gemäß zur Tugend erzogen würden. In großen Städten ließen sich diese Erziehungshäuser vielleicht mehrere errichten. Ueber diese müßten einige Rathsherren und Geistliche der Stadt von den Eigenschaften, welche ich an dem Herrn und Pfarrer meines Dorfes voraussetze, die Aufsicht haben.

Allein noch bleibt immer eine wichtige Forderung zurück, welche die Erziehung unserer vornehmen männlichen Jugend betrifft. Wie wollen wir die Töchter der geringern Stände genug vor der Verführung dieser vornehmen Bösewichter schützen, wenn diese zu allen Wollüsten und Ausschweifungen als zu dem Tone der feinen Welt erzogen werden? Was können wir aber hier anders thun, als die Eltern ermahnen, bey der Wohlfahrt der Menschheit und bey allem, was heilig ist, beschwören, über die Sitten ihrer Söhne sorgfältiger zu wachen, und sie zu Keuschheit, Bescheidenheit und Rechtschaffenheit – diesen drey altväterlichen Tugenden, die aber zur wahren Glückseligkeit so unentbehrlich sind – zu erziehen, oder durch tüchtige Männer erziehen zu lassen, wenn Geschäfte oder Vergnügungen, Leichtsinn, Bequemlichkeit, Eitelkeit oder Ungeschicklichkeit sie verhindern, sich dieser Pflicht, von welcher nichts dispensiren sollte, selbst zu unterziehen? Wir haben zwar einige Erziehungsinstitute für die vornehmere Jugend, aber wenn sie so bleiben sollen, wie die meisten jezt sind, so wäre für die Sittlichkeit unsers Zeitalters zu wünschen, wir hätten sie nicht. Ich rede von den Pagen- und Cadettenhäusern. Wie wohlthätig könnten sie für die Menschheit werden! Aber was [143] sind sie jezt

---

<sup>24</sup> *Basedow und Salis*: Johann Bernhard Basedow (1724-1790), Theologe, Philanthrop und Pädagoge, verfaßte unter dem Einfluß von Rousseaus *Émile* 1768 ein Erziehungsprogramm als Entwurf eines staatlich überwachten, überkonfessionellen und auf die Anforderungen des alltäglichen Lebens ausgerichteten Bildungswesens. 1774 gründete er mit Unterstützung des von der Aufklärung beeinflussten Fürsten Leopold Franz von Anhalt-Dessau in Dessau das berühmte ›Philanthropinum‹, eine Schule, in der er seine im *Elementarwerk* (1774) formulierten pädagogischen Ziele zu verwirklichen hoffte. Er gab die Leitung dieses Instituts jedoch schon vier Jahre später ab und widmete sich hinfort schriftstellerisch der Propagierung seiner Reformideen. Karl Ulysses von Salis-Marschlins (1728-1800), Schweizer Schriftsteller, Politiker und Reformers, Anhänger aufklärerischer Ideen, trug als Privatmann die Reform einer höheren Bildungsanstalt in seinem Geburtsort Marschlins/Graubünden zu einem Philanthropinum nach Basedowschem Muster, das 1775 zeitweise durch den umstrittenen Theologen, Schriftsteller und radikalen Aufklärer Carl Friedrich Bahrdt (1741-1792) geleitet wurde, kurz darauf aber schließen mußte. Johann Georg Schlosser besuchte Marschlins 1776 und ging bald darauf auf kritische Distanz zu den pädagogischen Grundsätzen seines Freundes Isaak Iselin, der zu den vehementesten Fürsprechern des Marschliners Philanthropins gehörte. Zinck äußert in seinen Briefen der späten 1770er Jahre gegenüber Eberhard zunächst Begeisterung für die Philanthropinen und ihre Reformpädagogik (vgl. Briefe 28, 29, 31, 36); hier gibt er nun, etwa 10 Jahre später, ein gewachsenes Bewußtsein für die Probleme zu idealistischer aufklärerischer Erziehungsprojekte zu erkennen.

anders, als Pflanzschulen der Unsittlichkeit und des Lasters, denen jeder rechtschaffne Vater sich scheuet seinen Sohn anzuvertrauen, weil er des gewissen Verderbens seiner Sitten und seines Herzens versichert seyn kann? Es wundert mich, daß viele Fürsten, die sonst das Gute lieben und gern befördern, über die Pagenerziehung an ihren Höfen so ganz hinaussehen, und dadurch eine Pest von Unsittlichkeit in ihren Residenzen einreißen lassen, die die Quelle vieler Verbrechen wird. Und wie leicht wäre es nicht, hier mit Glück zu verbessern! Nur müßte ein Fürst, dem es damit ein Ernst wäre, damit anfangen, daß er tüchtige Männer zu Aufsehern bestellte, die schon verdorbenen Pagen oder Cadetten alle wegschaffte, den so häufigen Müßiggang nicht duldeten, und den Knaben die conventionellen Vorzüge ihres Standes einzuprägen durchaus nicht verstattete, wodurch das Ansehen der Aufseher und Lehrer geschwächt, und den jungen Leuten eingebildet wird, Liederlichkeit gehöre mit zu den Vorzügen ihres Standes. An den meisten Höfen ist der Pagenhofmeister – denn die Aufsicht über diese unbändige Brut ist gemeinlich nur Einem aufgebürdet – der verachtetste Mann, der von seinen Untergebenen als weit unter ihnen angesehen, und für seine Ermahnungen mit allen ersinnlichen Kränkungen belohnt wird. Was die Fürsten sonst noch thun können, um der Ausgelassenheit der vornehmern Jünglinge Gränzen zu setzen, und den bösen Folgen derselben zu steuern, davon werde ich in der Folge mehr sagen.

Wenn wir auf diese Art eine durch die Erziehung in allen Klassen verbesserte Race von Menschen haben, alsdann erst kann durch Gesetze und Verordnungen den klei[144]nern Uebeln abgeholfen werden, die keine menschliche Weisheit ganz vertilgen wird. Denn bey den besten Erziehungsanstalten und bey dem glücklichsten Erfolge derselben wird es noch immer Wollüstlinge, deren Hauptgeschäft die Verführung des andern Geschlechts ist, feile Buhlerinnen, Betrüger, leichtsinnige Mädchen und Lasterhafte aller Art geben, aber seltner werden sie bey dem Gebrauch weiser Mittel gewiß seyn.

Der häufige Cölibat in den Städten ist eine zweyte Quelle von Unzucht und Kindermord, welche verstopft werden muß. Was ich hiervon sagen werde, geht den Landmann und den Handwerker in den Städten nicht an, denn bey diesen fallen die meisten Ursachen des Cölibats weg; der Bauer findet keine großen Schwierigkeiten auch bey gänzlichem Mangel eigenes Vermögen sich mit seiner Frau und einer ziemlichen Anzahl von Kindern zu erhalten. Bey ihm ist die Frau Gewinn in der Nahrung, denn sie bringt zwey starke, gesunde, arbeitsame Arme in die Haushaltung, die Kinder kosten wenig, und helfen bald den Unterhalt für die Familie mit erwerben. Daher wird man auch unter den Bauern wenig oder gar keine Hagestolze, nicht leicht einen gesunden Bauer von dreyßig Jahren finden, der nicht verheirathet wäre. Anders verhält sich in großen Städten mit der großen Menge von Soldaten, Officiers, Räthen, Sekretarien [recte: Sekretairen], Cancellisten, Herrenbedienten und müßigen Wollüstlingen, welche die Ehe als einen Zwang, als ein Joch für ihre ausschweifenden Begierden verabscheuen. Bey den meisten unter diesen ist die Ursache des Cölibats die Unmöglichkeit, mit der geringen Besoldung, die der Subalternofficier, der junge Rath, der junge Sekretair, der Can[145]cellist, und an Höfen der Kammerjunker, der Hofjunker, der Jagdjunker und andere gemeinlich haben, eine Familie nach den Erfordernissen des Standes und der Mode zu erhalten. Mancher junge Mann, der für Tugend und Sitten Gefühl hat, würde gern im Schooß einer Familie sich ein häusliches Glück verschaffen, und Segen mancherley Art um sich verbreiten, der bey einem kleinen eignen Vermögen und bey einer geringen Besoldung durch die ungeheuren Kosten einer seinem Stande gemäß eingerichteten

Haushaltung, welche Equipage für junge gesunde Füße, Bediente, Schmuck, Silbergeschirr, kostbaren Hausrath, theure und viele Kleider u. dergl. fordert, abgeschreckt, und durch den Trieb der Leidenschaft und ein warmes Blut fortgerissen, ein Bösewicht, ein Verführer der Unschuld wird, welche von dem Gewicht der Schande, die sie erwartet, niedergedrückt das Leben des Kindes ihrem guten Rufe aufopfert, das unter andern Umständen ihr Glück, ihr Entzücken gewesen seyn würde. Solche Schilderungen kann sich ein jeder bald machen, der einige Zeit ein Beobachter der Sitten großer Städte gewesen ist, aber der kaltblütige Denker könnte sie leicht für Deklamation halten. Das Uebel ist da, und groß ist es auch mit allen seinen Folgen, aber wie ist ihm abzuhelpen? dazu will ich jezt einige Vorschläge thun, deren Ausführbarkeit von den Fürsten, ihrer Denkungsart, Cameralverfassung und Staatsökonomie abhängt.

Die große Menge Soldaten, welche heut zu Tage unsere Fürsten halten, sind eine Hauptquelle der Unsittlichkeit unsers Zeitalters. Diese Leute sind meistens junge, starke, muntere, gesunde Bursche, die außer der [146] kurzen Exerzierzeit und dem in Zeiten des Friedens unbedeutenden Dienste der Wachen, Ordonnanzen u. dergl. wenig zu thun haben, und durch den Müßiggang zu allerhand Ausschweifungen verleitet werden. Die Dienstmägde und Töchter der geringern Klasse von Bürgern, die Bauernmädchen auf den benachbarten Dörfern, und die, welche die Märkte der Städte besuchen, welche alle durch einen Soldatenrock leicht zu blenden, und durch die diesem Stande größtentheils eigene Dreistigkeit zur Unzucht zu verführen sind, werden die Opfer der durch Müßiggang genährten Begierden dieser Leute, deren Bestimmung die Beschützung der Gesellschaft ist. Ist ein solches Mädchen von einem Soldaten schwanger und klagt, so wird dem Soldaten aus einer sehr schädlichen Gewohnheit noch mehr nachgesehen, als andern, das Mädchen von den Officiers, die so etwas als eine Galanterie anzusehen pflegen, wohl gar noch verspottet, und der Soldat jezt erst für einen braven Kerl gehalten. Und wie leicht kann da unter der Last der Schande, der Strafe und der ohne Unterstützung sie allein drückenden Erhaltung des Kindes die Verzweiflung über den natürlichen Muttertrieb siegen, und das unglückliche Geschöpf verleiten, durch den Tod des Kindes sich von den üblen Folgen zu befreyen, die sein Leben für sie hat? Unsere Fürsten haben seit funfzig [sic] Jahren die Anzahl ihrer Soldaten in Friedenszeiten außerordentlich vermehrt, und sogar diejenigen, die nicht im Stande sind, durch ihre Truppen der Parthey, die sie annehmen, ein Gewicht zu geben. Wie sehr dadurch die Last der Abgaben für die Unterthanen vermehrt und die Sitten verderbt werden, sieht ein jeder ohne Beweis. Ich glaube also mit Recht die Bitte an die Fürsten thun [147] zu dürfen: Vermindert, Väter eurer Länder, die Anzahl eurer Soldaten so sehr als möglich. Wie viele Vortheile haben hierinnen die mindermächtigen Fürsten vor jenen großen Monarchen, die die Wage [sic] Europens im Gleichgewicht erhalten müssen, und auf deren geringste Bewegungen eine Menge eifersüchtiger Augen wacht! Diese müssen zahlreiche Kriegsheere halten, und den Theil ihrer Einkünfte auf Soldaten, Festungen, Artillerie u. dergl. verwenden, den der glücklichere mindermächtige Fürst, der nur 100 Soldaten braucht, und durch die Verfassung des deutschen Reichs genug geschützt ist, menschenfreundlichen, wohlthätigen Anstalten widmen kann. Ich will jezt von den politischen Uebeln, die ein übermäßiger Soldatenstand für einen Staat hat, nicht reden, sondern nur dieß nochmals wiederholen, daß unter der niedrigsten Klasse der Bürger die Sittlichkeit gewiß wieder um einige Grade zunehmen wird, uneheliche Kinder und Kindermord seltener seyn werden, wenn wir weniger Soldaten haben.

Da aber bey den leider einmahl eingeführten Staatsverhältnissen große Fürsten zahlreiche Kriegsheere halten müssen, und auch der mindermächtige Fürst zu allerhand Bedürfnissen einige Soldaten braucht, so ist die zweyte Forderung, die ich in Ansehung der Soldaten thue, die: das nothwendige Uebel so unschädlich zu machen, als möglich. Ob es besser sey, die Soldaten in Casernen wohnen zu lassen, oder in Bürgerhäuser einzeln einzuquartieren, darüber traue ich mir aus Mangel an Erfahrung nicht zu entscheiden, aber folgende Mittel werden gewiß auf jeden Fall von untrüglichem Nutzen seyn. Da es ausgemacht ist, daß Müßiggang unordentliche Begierden [148] vorzüglich erregt und nährt, besonders bey Leuten, die zu einem arbeitsamen Leben erzogen waren, und nun auf einmahl in ein müßiges versetzt werden, so muß man den Soldaten außer seinem eigentlichen Dienste auf eine nützliche Art zu beschäftigen suchen. Und dazu fehlt es nirgends an hinlänglichen Gelegenheiten, durch welche der arme Unterthan, der doch den Soldaten erhalten muß, auf mancherley Art erleichtert und in Stand gesetzt würde, die Auflagen des Staats leichter abzutragen. Man könnte also die Soldaten zu allen solchen Geschäften brauchen, die durch die Frohndienste der Unterthanen verrichtet, oder aus den herrschaftlichen Kassen bezahlt werden, bey dem Straßenbau, der ohnehin viel Hände erfordert, bey Aufführung öffentlicher Gebäude, bey dem Bau der Cammergüter, bey Urbarmachung ungebauter Felder u. dergl. wodurch außer dem wichtigen Zweck, zu welchem ich diesen Vorschlag hier eigentlich thue, und außer der Erleichterung der Unterthanen, auch noch der Vortheil erhalten würde, daß der Soldat, der, wenn seine Dienstzeit zu Ende ist, doch wieder Bauer wird, unterdessen nicht von denen Arbeiten und der Emsigkeit entwöhnt würde, die seine Bestimmung sind.

Da ferner es unter allen Truppen Leute giebt, die ihr ganzes Leben dem Soldatendienste widmen, oder wenigstens lange Jahre dienen, so ist ein weiterer Vorschlag, den ich zu Verhütung der Ausschweifungen der Soldaten und der üblen Folgen derselben thue, der, die Ehen der Soldaten zu befördern, oder, weil mir die Beschwerlichkeiten nicht unbekannt sind, die bey einem Feldzuge durch eine zahlreiche Menge von Soldatenweibern entstehen würden, wenigstens nicht zu verhindern. Und wenn sich [149] dann auch bey einem entstehenden Feldzuge einige Schwierigkeiten finden sollten, für die Weiber und Kinder der Soldaten zu sorgen, so sind doch auf der andern Seite die Vortheile, welche aus der Verheirathung der Soldaten in Ansehung ihrer Gesundheit, sorgfältigern Wartung und bessern Oekonomie fließen, der Sorgen und des Aufwands wohl werth, den sie kosten würden, wenn ich auch den Zweck, dem liederlichen Leben der Soldaten und den für die Sittlichkeit im Ganzen daraus entstehenden üblen Folgen vorzubeugen, abrechnen wollte. Freylich müßte der verheirathete Soldat einen kleinen Zuschuß erhalten, aber auch nur einen kleinen, denn er versteht die Kunst, mit wenigem Haus zu halten, und er müßte die Erlaubniß haben, außer der Zeit, die der Dienst ihm wegnimmt, sich durch Arbeit etwas verdienen zu können. Hier könnten überhaupt die Officiers viel thun, wenn sie sich überzeugen wollten, daß die Uniform kein Freybrief für alle Arten von Ausschweifungen seyn soll, und daß auch sie Bürger und Diener des Staats sind, dessen Grundfesten durch überhand nehmende Unsittlichkeit erschüttert werden. Aber wie vieles bleibt hier einem Menschenfreunde, einem warmen Beförderer der Tugend zu wünschen und zu beseufzen übrig! Und was würde es helfen, wenn ich das Viele, das sich hierüber sagen ließe, alles hier sagte, da diese Schrift von denen, die es zunächst angeht, doch schwerlich gelesen wird, oder wenn es auch geschähe, von den meisten als eine pietistischen Predigt eines Pedanten, der den Ton der feinen Welt nicht kennt, verlacht werden würde.

Aber noch eine Aeußerung kann ich nicht umhin, hier beyzufügen. Es ist dieß der Wunsch, die ehemalige [150] Verfassung der Compagnien, mit den nöthigen Einschränkungen wieder hergestellt zu sehen, die in vielen Diensten abgeändert worden ist. Es hat in vielem Betracht seinen großen Nutzen, wenn dem Capitaine, wie es, so viel mir bekannt ist, ehemdem durchgängig eingeführt war, die Wirthschaft der Compagnien übertragen ist, und glaube nicht einmahl, daß bey der gegenwärtigen Einrichtung die Fürsten sogar viel ersparen, weil sie auf einer Seite die Besoldung der Capitains haben um ein beträchtliches erhöhen müssen, und auf der andern Seite niemand bey Anschaffung der so mancherley Bedürfnisse für Sparsamkeit und gute Oekonomie sorgt. Der Capitain bleibt seinen untergebenen Soldaten fremd, weil ihn kein besonders Interesse an sie knüpft, es müßte denn das Interesse des Stocks seyn, da er hingegen bey jener Art der Verfassung gleichsam der Vater seiner Soldaten ist, der für ihre Bedürfnisse sorgt, ihnen rathet, sie warnt, und der Verwalter des kleinen Vermögens ist, das sie bey der Compagnie stehen haben. Ein solcher Capitain wird, wenn er, wie man dem gewöhnlichen Alter nach voraussetzen kann, ein gesetzter, verständiger Mann ist, den die ausgestandenen Gefahren Weisheit, richtige Begriffe von Gott, Vorsehung, Tugend und Zustand der Seele nach dem Tode gelehrt haben, und der in dieser Schule den wahren Werth jener Nichtswürdigkeiten gelernt hat, in welche die jungen Officiers größtentheils einen ihrer Hauptvorzüge setzen, nicht nur auf die Sitten seiner Soldaten ein wachsames Auge haben, sondern auch die unter ihm dienenden jüngern Officiers zu würdigen Männern und nützlichen Gliedern der Gesellschaft zu bilden suchen.

[151] Ich komme jetzt wieder zurück auf diejenigen, die, wie ich oben schon im Vorbeygehen erinnert habe, der Mangel der gehörigen Mittel zu Unterhaltung einer Familie zum Cölibat nöthigt, um Mittel anzugeben, wodurch auch diese für die Sittlichkeit unschädlich werden. Ich rechne dahin die Officiers, die jungen Räthe, Sekretairs, Kanzellisten und andere niedere meistens gering besoldete Bediente, welche die Kostbarkeit unserer heutigen Lebensart von der Ehe abhält. Wollte man den Fürsten zumuthen, diese Leute alle so zu besolden, daß sie die Forderungen des so sehr gestiegenen Luxus befriedigen könnten, so würde dieß eine unbillige, den Staat drückende Zumuthung seyn, aber besser besoldet müssen sie werden, und dieß ist bey einer wohleingerichteten Oekonomie leicht möglich, und der Luxus, diese Quelle des Cölibats unter dieser Klasse von Menschen und der daher entstehenden Unordnungen und Verbrechen, muß Schranken erhalten. Wenn die Fürsten die Anzahl der kostbar besoldeten Müßiggänger abschaffen oder wenigstens vermindern wollten, die ihrer Hoheit und Würde keinen Zusatz geben können, weil sie, wenn man sie in der Nähe betrachtet, Elende sind, deren ganze Wissenschaft ein eitles, leeres Hofceremoniell ist, wenn die Fürsten sich überzeugen wollten, daß ihnen eine wohleingerichtete Wirthschaft mit den Staatseinkünften mehr wahre Ehre machte, als die Verschwendung desjenigen, was ihren Unterthanen so sauer zu erwerben geworden ist, wenn sie sich über die Spötterey derjenigen erhaben glaubten, welche ihre Sparsamkeit Geiz und Kleinheit nennen, so würden sie im Stande seyn, diejenigen unter ihren Dienern, die ihnen und dem Lande wirkliche Dienste leisten, gut zu be[152]solden. Ist es billig, daß von Wespen verzehrt wird, wovon Bienen erhalten werden könnten?

Was nützt dem Fürsten und seinem Lande der ganze Schwarm von Marschällen, Oberhofmeistern, Oberschenken, Kammerherrn, Kammerjunkern, Hofjunkern, und was weiß ich, wie sie alle heißen? Wird er etwa besser von ihnen bedient, als von seinem Kammerdiener? Wie kann er das von so vornehmen Herrn erwarten? Ich

dächte, mancher Fürst müßte innerlich lachen, wenn er die Dienste dieser sogenannten Diener in ihrem wahren Lichte betrachtet, und dabey zugleich auf die Miene der Wichtigkeit Acht hat, mit welcher sie geleistet werden. Und was können die Fürsten für Ansehen von Leuten erhalten, die trotz der Kennzeichen der Pracht, mit welchen sie behängt sind, oft die armseligsten Geschöpfe unter der Sonne, und – die gewöhnliche Folge des Müßiggangs! – eine wahre Pest für die Sittlichkeit der Höfe und Residenzen sind? Zudem ziehen sie noch ein ganzes Heer von eben so müßigen und schädlichen Lakayen nach sich, und machen dem Fürsten den Aufwand für einen ganzen Schwarm von Hof- und Cammerfouriers, Silberdienern, Caffeesiedern, Mundschenken, Köchen und dergl. nothwendig, welche alle das Geld verzehren, das der Fürst entweder seinen armen Unterthanen lassen, oder weit nützlicher verwenden könnte. Was soll aber aus dem in manchen Ländern so zahlreichen Adel werden, wenn er in Zukunft keine Hoffnung haben sollte, sich an den Tafeln der Fürsten satt zu essen, und für einen geschäftigen Müßiggang besolden zu lassen? — Ist der Staat dafür zu sorgen verbunden? Ist die Gesellschaft daran Schuld, daß dem Adel so viele Wege, sich Unterhalt zu [153] verschaffen, verschlossen sind, aus Vorurtheil und Hochmuth verschlossen sind, die dem Bürger offen stehen? Und noch immer hat der unbemittelte Edelmann Auswege genug, sich fortzubringen, wenn er nur die allgemeine Pflicht der Menschheit zu Arbeitsamkeit und Emsigkeit erfüllen will. Durch gründliche Erlernung der Wissenschaften kann er sich den Weg zu den höchsten und einträglichsten Ehrenstellen in der Gesellschaft bahnen, das Forstwesen und der Soldatenstand bieten ihm ehrenvolle Hülfsmittel genug dar, und laßt ihn endlich die väterlichen Fluren bauen, wie seine Vorfahren thaten, bis sie der Krieg davon abrief, kann er eine nützlichere und ehrenvollere Beschäftigung haben? Ist der Titel eines ehrlichen, vernünftigen Landjunkers, der Landwirthschaft und Sparsamkeit versteht, nicht dem Range eines Hofschranzen vorzuziehen, der falsch, niederträchtig, hochmüthig, unwissend und ein Verschwender ist?

Reiniget also, ihr guten Fürsten, eure Höfe von einem Geschmeiß, das euch so viel schadet, und nicht den geringsten Nutzen schafft. Wie viel Gutes werdet ihr durch die Summen stiften können, die diese Müßiggänger verzehren! Wenn dazu noch eine anständige Einschränkung – denn ich verlange nicht, daß der Fürst leben soll wie ein Dorfjunker – des Aufwands für die Tafel, für Lustbarkeiten, für kostbares Geräthe, und den Marstall und die dabey nöthigen Bedienten kommt, wie viel kann da erspart werden, und wie viel herrliche, wohlthätige Anstalten kann ein menschenfreundlicher Fürst mit redlichen Ministern durch die ersparten Summen ausführen! Alsdann erst kann ein einsichtsvoller Beamter, kann die Regierung Anträge zu nützlichen Anordnungen ma[154]chen, weil der Fürst und die Cammer nicht mehr um einen Fonds zu Bestreitung der zur Ausführung nöthigen Kosten verlegen zu seyn braucht.

Freyherr von Zinck.

(Die Fortsetzung folgt.)

— —

Beschluß des im vorigen Heft abgebrochenen Aufsatzes.

[240] Wenn aber nun auch die unnützen Zweige der Dienerschaft abgeschnitten, und dadurch den nothwendigen und nützlichen Dienern bessere Besoldungen verschafft sind, so ist doch dieß, dem Cölibat und dessen Wirkungen zu wehren, noch

nicht hinlänglich, wenn der Luxus bleibt, wie er jetzt [sic] ist. Denn gesetzt, ein Fürst gäbe einem adelichen Hofrath von 26-28 Jahren 1000 Fl. Besoldung, er hätte eben so viel an eignen und erheiratheten Einkünften, welches noch dazu, da vermuthlich beyder Eheleute Eltern noch leben, selten der Fall seyn wird, würde dieß zu einem Aufwande, wie er heutigen Tages an Höfen und in großen Städten erfordert wird, zureichen? Was kostet da nicht bloß Equipage und Kleider? Rechnet man dazu die unsinnige Veränderlichkeit der Moden, den Aufwand für männliche und weibliche Bedienten, Hausgeräthe, Spiel und Gesellschaften, wie will der arme Mann mit 2000 Fl. Einkünften dabey bestehen können? Und dieß alles sind noch dazu Sachen, die [241] nach unserer heutigen Lebensart mit dem Stempel der unumgänglichsten Nothwendigkeit bezeichnet sind. Eben so tyrannisirt der Luxus verhältnismäßig die höhern und geringern Diener von Stufe zu Stufe so, daß bey einem jungen Manne, der nicht ohne Ueberlegung und leichtsinnig zu handeln pflegt, viel Muth dazu gehört, sich zum Ehestande zu entschließen. Bemittelte Mädchen werden immer seltener, weil der Luxus die Eltern hindert, etwas zu erwerben, und die es sind, schrecken gemeinlich vorsichtige Männer durch gewohnten Hang zum Aufwand selbst ab. Das Uebel sieht fast jedermann ein, aber niemand hat Muth und Entschlossenheit genug zur Wegschaffung desselben Hand anzulegen, und durch Gesetze, Auflagen u. dergl. ist hier nicht zu helfen. Die Fürsten und Fürstinnen allein mit ihren vornehmsten Ministers und deren Weibern können hier durch Beyspiel und Vorgang am kräftigsten würken. Ich beschwöre daher euch, Väter und Mütter eurer Länder, leget zuerst den kostbaren Staat ab, der ja ohnehin mehr Last als Schmuck ist, gebietet dem Chamäleon der Mode, daß es seine Gestalt seltener verändere, strebt in Kleidung und allem nach jener erhabenen Einfalt und Größe, die kein Flitterstaat giebt, und werdet dadurch Beyspiel und Segen für eure Diener und für euer Land. Erlaubet, Fürstinnen, macht es zur Mode, daß die Weiber eurer Diener in einfacher, wohlfeiler Kleidung zu Fuße zu euch kommen, und reizet durch eigenes Beyspiel zur Nachmachung. Fürchtet nicht, daß der Nimbus, der die Entfernung um euch gezogen hat, dadurch verschwinde, wenn ihr euren Unterthanen euch bisweilen näher zeigt, sondern seyd ver[242]sichert, daß ihr vielmehr durch eure Herablassung und Gleichstellung an Anseh'n, Hochachtung, Liebe und Ergebenheit gewinnen werdet. Ich habe mich oft gewundert, wie die Fürsten und Fürstinnen tagtäglich den Zwang und die Beschwerlichkeit eines steifen Hofceremoniels [sic] und einer unbequemen kostbaren Kleidung ertragen mögen, und in Geheim mein Schicksal gesegnet, daß es mich nicht auch einen so geplagten Fürsten hat lassen gebohren werden. Wenn sich nur einmal unsere Fürsten und Großen von der unseligen Abhängigkeit von Frankreich und seinen albernen Moden loszureißen Muth genug hätten, wenn sie gar dem Beyspiele von Schwedens großen [sic] Beherrscher folgen, und eine vernünftige und bequeme Nationalkleidung für beyde Geschlechter einführe wollten, von was für mannichfaltigen wohlthätigen Folgen würde dieß nicht für unser von tausenderley Moden unserer Nachbarn überschwemmtes und verwirrtes Vaterland seyn! Ein kräftiges Mittel gewiß, dem Cölibat unter der Klasse von Menschen zu steuern, von welchen ich hier rede, und allen den unseligen Folgen desselben Einhalt zu thun, die am Tage liegen, und welche ich oben schon beschrieben habe!

Noch sind zwo Klassen von Menschen übrig, die in Städten zum Verderben der Sitten nicht wenig beytragen, STUDENTEN und HANDWERKSBURSCHE. Was die erstern betrifft, so sollten die Professoren nicht nur Lehrer, sondern auch Aufseher seyn, in einen genauern Umgang mit den Studierenden zu kommen, und ihnen ihren Umgang

angenehm und lehrreich zu machen suchen. Der Zutritt in die Häuser der Professoren und [243] anderer angesehener Familien an den Orten, wo Universitäten sind, sollte eine Belohnung für den gesitteten Studenten, und die Ausschließung davon Schande seyn; nur müßte der Jüngling nicht dadurch in große Kosten versetzt, und durch diese der Aermere abgeschreckt werden, Zutritt zu suchen. Ein Mann, wie der unvergeßliche GELLERT<sup>25</sup> in gewissem Betracht ehemals für LEIPZIG war, kann hier unaussprechlich viel Gutes stiften. Offenbare Ausschweifungen sollten nicht unter dem verderblichen Deckmantel der akademischen Freyheit oder wohl gar aus eigennützigem Absichten geduldet, sondern ernstlich mit Gefängniß, Schande, Verweisung, und allenfalls bey groben und wiederholten Ausschweifungen und bey Unverbesserlichkeit mit einer kurzen Zuchthausstrafe bestraft werden. Was sonst noch für wirkliche Mittel können angewendet werden, studierende Jünglinge von unzüchtigen Ausschweifungen abzuhalten, davon werde ich weiter unten zu reden Gelegenheit finden. Mit diesen Forderungen in Ansehung der akademischen Jugend, welche mit den nöthigen Abänderungen auch auf Gymnasien und andern niedern Schulen anwendbar sind, verbinde ich aber zugleich noch eine andere. Da es ausgemacht ist, daß die meisten Jünglinge in einer unglücklichen Stunde leidenschaftlicher Berausung zur Unkeuschheit verführt, und hernach erst von Stufe zu Stufe aus Verführten Verführer werden, so daß endlich aus dem, was anfänglich nur Fehltritt, nur Schwachheit eines gereizten warmen Blutes war, Verbrechen von mancherley Art wird, so dulde man doch ja jene Unglücklichen vom andern Geschlecht nicht, wenigstens in Universitäts-Städten nicht, die ihren Körper der [244] Wollust feil machen, aus Geilheit und Gewinnsucht manches gute junge Herz verderben, eine Pest von Ungesundheit unter der männlichen Jugend verbreiten, und durch ihre schändlichen Künste manchen geheimen Kindermord begehen, der außer der Cognition der Gesetze und Obrigkeiten liegt. Man sollte solche feile Buhlerinnen streng aufsuchen, und nicht, nachdem man ihnen ihren Raub abgenommen hat, von allem entblößt wieder unter die Gesellschaft schicken, um ihr schändliches Gewerbe nun erst aus Noth noch stärker zu treiben als zuvor, sondern sie, da doch von den wenigsten Rückkehr und Besserung, sondern vielmehr dieß zu erwarten ist, daß sie bey herannahendem Alter aus Buhlerinnen Kuppelrinnen werden, auf zeitlebens in Häuser einsperren, wo sie ihren Unterhalt durch Arbeit verdienen müßten.

Ueber die HANDWERKSBURSCHE, als die zweyte Klasse von Menschen, deren Cölibat nothwendig ist, muß man den Meistern nicht nur eine genaue Aufsicht empfehlen, verordnen, daß sie über eine bestimmte Stunde ihnen des Abends keinen Aufenthalt außer dem Hause verstatten, und keinen vertrauten Umgang mit den Töchtern und Mägden leiden, sondern sie auch, wenn sie über Ausschweifungen ergriffen, oder von einer schwangeren Weibsperson als Schwängerer angegeben werden, hart strafen und den Meister, wenn er sich einer Nachlässigkeit in der anbefohlenen Aufsicht schuldig gemacht hat, darüber zur Rechenschaft ziehen, und durch Verweise und Strafen nach Beschaffenheit der Umstände aufmerksam machen.

[245] Wenn durch diese Anstalten die Heirathen und die Mittel, eine Familie zu erhalten, erleichtert worden sind, alsdann kann die gesetzgebende Macht diejenigen strafen, die nicht aus Nothwendigkeit oder gegründeten Ursachen, sondern um ihre ausschweifenden unordentlichen Begierden besser befriedigen zu können, oder aus

---

<sup>25</sup> Der Schriftsteller und Dichter Christian Fürchtegott Gellert (1715-1769) wirkte ab 1751 als Professor der Philosophie in Leipzig. Besonders populär beim akademischen Publikum waren seine »moralischen Vorlesungen«, postum 1770 unter demselben Titel veröffentlicht.

Geiz – denn gemeiniglich sind alte Hagestolze Wucherer – den verehrten Stand scheuen, und entweder Beyschläferinnen halten, oder bey öffentlichen Buhlerinnen die Befriedigung ihrer Wollust suchen, oder, welches das schändlichste und schlimmste ist, durch ihr Geld und andere Kunstgriffe der Unschuld junger unbemittelter Mädchen nachstellen. Wider diese wünschte ich nicht nur das alte Hagestolzen-Recht unserer Vorfahren wieder erneuert, sondern auch noch durch andere Gesetze verstärkt. Kein muthwilliger Hagestolz, der bis ins 40ste Jahr unverheirathet bleibt, ohne durch eine hinlängliche Ursache zum ehelosen Stande berechtigt zu seyn, sollte über seyn Vermögen irgend eine testamentarische Verordnung machen dürfen. Wenn man weiß, wie gern solche Leute über arme Verwandte und andere, die von ihnen abzuhängen das Unglück haben, gebieterisch herrschen, auch nach ihrem Tode noch herrschen wollen, so wird man sich leicht überzeugen, wie schmerzhaft ihnen ein solches Verbot seyn müsse, das sie mit Kindern und Narren in eine Klasse setzt. Da es aber unbillig wäre, die unschuldigen Verwandten wegen der Fehler eines dritten durch die Confiscation der Verlassenschaft zu strafen, so sollte der Fiscus nur einen gewissen kleinern Theil davon nehmen, und das übrige den Landesgesetzen nach vererben lassen. [246] Dieser Theil könnte zu Erziehungs-Anstalten oder andern Anordnungen, die den Zweck der Wiederherstellung der Sittlichkeit und deren Erhaltung befördern, angewendet werden. Da ferner der Hagestolz durch seinen ehelosen Stand der Gesellschaft die Erfüllung einer der ersten Pflichten eines jeden Bürgers versagt, und sich der Last entzieht, eine Familie zu unterhalten, so ist der Staat befugt, ihm für diese Entziehung eine Abgabe abzunehmen. Diese könnte nach dem Verhältniß des Vermögens eines jeden vom 40sten oder 45sten Jahre an bestimmt und gefordert, und theils zu eben den Absichten, wie der confiscirte Theil der Erbschaft, theils zur Unterstützung und Erleichterung armer mit Kindern überladener Hausväter angewendet werden. Man sollte sie ferner durch ein Gesetz unfähig machen, an Kindes Statt annehmen zu können, welches ohnehin den Gründen gemäß ist, so die Gesetzgeber bewogen haben, die Annehmung an Kindes Statt einzuführen. Denn da sie ein Trost für diejenigen seyn soll, die sich ohne ihre Schuld unbeerbt sehen, wie kann derjenige darauf Anspruch machen, der aus eigener Schuld sich des Glücks beraubt, Vater zu seyn? Endlich sollten die Fürsten die Hagestolze von gewissen Vorzügen, Würden und Ehrenstellen im Staate ausschließen. So sollte z. B. ein Hagestolz keine vortheilhafte Vormundschaft führen, nicht Rathsherr seyn, noch in einem Gerichte sitzen oder vorsitzen dürfen, das über die Verhältnisse der Eheleute, als solcher, richtet. Durch diese und ähnliche Verordnungen würde der Hagestolziat unter dem männlichen Geschlechte, und mit ihm der Concubinat und andere unsittliche Folgen desselben, die ich [247] zum Theil oben angeführt habe, und welche den geraden Weg zur Verzweiflung und Kindermord führen, stark vermindert werden, und bey dem weiblichen Geschlechte, unter welchem jedoch das muthwillige Enthalten vom Ehestande seltner ist, könnte ebenfalls das Verbot, ein Testament oder eine andere ähnliche Verordnung zu machen, und die öffentliche Auflage auf den ehelosen Stand nach Verfluß eines gewissen Alters eingeführt werden.

Wie in SEESTÄDTEN endlich den Ausschweifungen der MATROSEN und anderer Seeleute Einhalt zu thun seyn möchte, ob es thunlich ist, die Heirathen dieser Leute zu begünstigen, oder ob man hier aus Nothwendigkeit dem Genus [sic] der Wollust etwas nachsehen müsse, darüber kann ich aus gänzlichem Mangel einiger Erfahrung

weder urtheilen noch entscheiden, sondern gehe vielmehr zu dem dritten Mittel fort, das ich zu Wiederherstellung und Erhaltung der Sittlichkeit für wirksam halte.

MAN SETZE MEHR WERTH AUF MÄNNLICHE KEUSCHHEIT. Leider ist es mit der Unsittlichkeit unsers Zeitalters so weit gekommen, daß die Ausschweifungen des männlichen Geschlechts in gewissen Ständen gar nicht geachtet werden, und ein Mann der ausschweifendste Wollüstling, der feinste Bösewicht und offenbarste Betrüger in seinem Betragen gegen das andere Geschlecht seyn kann, ohne darum von seinem Ansehen und von seiner Achtung bey der Welt das geringste zu verlieren. Gehört es nicht zum Ton der großen und feinen Welt, [248] zu dem Charakter eines Mannes von Lebensart, alle Kunstgriffe anzuwenden, um Weiber zum Ehebruch zu verführen und unschuldige Mädchen um Keuschheit, Ehre und guten Namen zu bringen? Wird nicht der unverschämte Bösewicht, dessen ganze Beschäftigung und größter Ruhm darinn besteht, sogenannte Eroberungen unter dem andern Geschlechte zu machen, über Schamhaftigkeit, Unschuld und Keuschheit zu siegen, gethane Zusagen mit Dreistigkeit zu brechen, und mit Unverschämtheit die Verführten und Betroggen zu verlachen, dem bescheiden rechtschaffnen Manne vorgezogen, der jene Gaben der Dreistigkeit und Unverschämtheit sich zu erwerben scheute, zu gewissenhaft ist, mit der weiblichen Unschuld zu spielen und den Adel und die Reinheit seines Herzens zu erhalten sucht? Wird nicht jener, als ein artiger, belebter, unterhaltender Gesellschafter gesucht, und dieser als ein Dummkopf verachtet und verhöhnt? Wird nicht der Verführer mit allen Zeichen der Achtung geehrt, da unterdessen das arme von ihm betrogene Mädchen unter der Last des Kammers und der Vorwürfe ihres Gewissens erliegt, von jedermann verachtet und verspottet, selbst von denen unter den Männern die sich alles erlauben was ihren Lüsten schmeichelt? So gar Verführungen, die unter den heiligsten Versprechungen der Ehe gelungen sind, werden für unbedeutende Galanterie, und die Versprechungen selbst für eine erlaubte List, für ungültig und nichtig gehalten. Der Verführer brüstet sich als triumphierender Sieger, und die ganze Last der Schande fällt allein auf das betrogene Mädchen, zumal wenn sie von niedererm Stande ist, als jener. Wer verachtet einen jungen [249] Mann deswegen, daß er die Befriedigung seiner Begierden bey feilen Buhlerinnen, in öffentlichen der Unzucht geweihten Häusern sucht, und sich sogar der Krankheiten nicht schämt, die er da bekam? So etwas nimmt man in der großen Welt als bekannt an. Gehen nicht leider sogar Fürsten und ihre ersten Hof- und Staatsbedienten oft in allen Arten der Unzucht mit einem ärgerlichen Beyspiel vor? Ist es nicht mit der Unsittlichkeit unter dem männlichen Geschlechte zu unsern Zeiten so weit gekommen, daß er große, weise FRIEDRICH sich genöthigt sah, ein verhältnismäßig kleines Uebel dem größern vorzuziehen, und um nicht seine Officiers und Soldaten von der Pest venerischer Krankheiten entnervt zu sehen, in seiner Residenz die Dienerinnen der Wollust zu dulden, und der Aufsicht der Aerzte zu unterwerfen? Würde wohl TACITUS noch die Teutschen erkennen, deren Sitten er schilderte? — <sup>26</sup> Selbst bey den niedrigen Ständen unter uns ausgearteten Teutschen fällt alle Schande auf die geschwängerte Weibsperson, und der Schwängerer geht ohne Schaamröthe und Schande einher. Dieß ist ein kleines Bild der Sitten unsers Zeitalters. Daß durch diesen unglücklichen Geist der Liederlichkeit, der sich desselben bemächtigt hat, die Zügellosigkeit und Unverschämtheit des männlichen Geschlechts immer wachsen, die Verführungen des andern Geschlechts immer

---

<sup>26</sup> Vgl. Publius Cornelius Tacitus (um 56-um 120), *De origine et situ Germanorum* („Germania“), 19. und 20. Kapitel, bezüglich des großen Wertes, den die antiken Germanen auf den sittlichen Umgang der Geschlechter miteinander legten.

häufiger werden, und die Verbrechen, die daher und aus der leichtsinnigen, hohnlachenden Treulosigkeit der Mannspersonen entstehen, sich immer vermehren müssen, ist eine ganz natürliche Folge, und daher eine wich[250]tige Sorge eines Gesetzgebers und Verbesserers der Sitten, wie jene Quelle verstopft, und Keuschheit und Schamhaftigkeit unter dem männlichen Geschlechte wieder in ihr voriges Ansehen gesetzt, und zu ihrer ursprünglichen Würde erhoben werden können. Ich will es versuchen einige Vorschläge dazu zu thun, und meine oben gethane Forderung: MAN SETZE MEHR WERTH AUF MÄNNLICHE KEUSCHHEIT, genauer zu bestimmen. Da die bisher beschriebene Verderbniß unserer Sitten Ton und Geist der Gesellschaft geworden ist, so kann ihr auch durch nichts abgeholfen werden, als durch Abschaffung desselben und Einführung eines gesitteten. Durch wen aber kann dieß sonst bewürkt werden, als durch diejenigen, die in der großen und mittlern Welt den Ton angeben — DURCH DAS ANDERE GESCHLECHT? An dieses also wende ich mich zuerst mit meiner Forderung: SETZET, UND DAS UM EURER SELBST WILLEN, MEHR WERTH AUF MÄNNLICHE KEUSCHHEIT. Was hilft es dem bescheidenen, gesitteten Jüngling, daß er über seine Unschuld sorgfältig wachte, mit seiner Sinnlichkeit manchen beschwerlichen Kampf kämpfte, und über die mancherley Verführungen siegte, die ihn von dem Pfade der Keuschheit abzuführen suchten, wenn er den liederlichen Wollüstling, der die Kunst versteht, das andere Geschlecht mit Nichtswürdigkeiten zu unterhalten und zu belustigen sich vorziehen sieht? Und den Umgang mit diesem Geschlechte, dessen Achtung und Gunst, sucht doch das männliche allgemein aus einem unverwerflichen Triebe. Aber leider besteht der Geschmack und die Unterhaltung der meisten Frauenzimmer aus [251] der Klasse, von welcher ich hier rede, in so albernen Schmeicheleyen, abgeschmackten Tändeleyen und leerem Geschwätz, daß dem gesetzten vernünftigen Mann dafür ekelt. Immer wollen sie nur lachen – und lachen sollen sie, aber über wahren Witz, nicht über Possen, oder wohl gar Zweydeutigkeiten – immer nur gedankenlos tändeln und plaudern, und wer sich zu dieser Art der Unterhaltung schickt, der ist ihnen angenehm und willkommen, seine Sitten mögen übrigens beschaffen seyn, wie sie wollen. Wenn wir also hier eine gründliche Verbesserung hoffen wollen, so muß diese bey dem andern Geschlechte durch eine vernünftige Erziehung anfangen. Wir müssen erst selbst Werth haben, wenn wir den Werth anderer schätzen, und unserer Achtung oder Geringschätzung Gewicht geben wollen. Man bilde also das weibliche Geschlecht der höhern Stände zu angenehmen und witzigen, aber dabey gesetzten bescheidenen und vernünftigen Gesellschafterinnen, suche ihren Herzen eine lebhaft empfindung für den Adel der Tugend und die Würde der Unschuld einzuflößen, und bringe ihnen hingegen einen Abscheu für Laster und Unkeuschheit bey. Es gibt jetzt schon bey aller Verdorbenheit unsers Zeitalters verehrungswürdige Personen vom andern Geschlechte von allen Altern genug, die nach denen Grundsätzen denken und handeln, die ich gern von dem ganzen Geschlechte in Ausübung gebracht sähe, aber ihre Anzahl ist, besonders in großen Städten, immer die kleinere, ihre Stimmen werden nicht geachtet, und ihre Tugenden und wahren Vorzüge von dem großen Haufen andern Bewegungsgründen zugeschrieben. Hätten wir es hingegen durch [252] eine wiesere Erziehung erst dahin gebracht, daß der bessere Theil der größere wäre, und nähmen diese besseren Frauenzimmer die Abrede mit einander, daß keine Mannsperson in ihren Gesellschaften aufgenommen werden, bey ihnen Zutritt, und an ihren Unterhaltungen und Vergnügungen Theil haben sollte, die sich den Ausschweifungen der Wollust auf irgend eine Art überließe, und daß hingegen den Tugendhaften mit auszeichnender Achtung und Gefälligkeit begegnet werden sollte,

so würde es bald Mode werden, tugendhaft, sittsam und keusch zu seyn, und das, was anfänglich nur Mode wäre, würde endlich wirkliche, ächte Verbesserung der Sitten werden. Der Theolog und Sittenlehrer werden zwar mit einer Verbesserung aus solchen Bewegungsgründen nicht so ganz zufrieden seyn, und ihr keine lange Dauer zutrauen, allein so lange die Grundsätze, die sie bewürkten, gleichförmig beyhalten werden, die allgemeine Verbesserung der Erziehung durch alle Stände und Geschlechter, die mein erster und vornehmster Vorschlag war, auf welchen die übrigen alle sich gründen, den Weg dazu bahnt, und andere Anstalten, von denen ich jetzt reden will, die Hände dazu bieten, so ist mir für die Beständigkeit dieser Sittenverbesserung nicht bange.

Es sey mir erlaubt, ehe ich meine Forderungen AN DIE FÜRSTEN ALS GESETZGEBER UND REGENTEN vortrage, eine andere vorzuschicken, die ihre eigne Lebensart betrifft. Sie besteht in nichts geringerm, als SELBST TUGENDEN DER KEUSCHHEIT, SITTSAMKEIT UND MÄSSIGKEIT AUSZÜBEN. Die Beyschläferinnen [253] der Fürsten werden zwar nicht leicht Kindermörderinnen werden, aber es ist ein wenig ärgerlich und sonderbar, an den andern bestrafen zu wollen, was man selbst ungestraft thut; und zudem ist Keuschheit und eheliche Treue allgemeine Pflicht, von deren Ausübung auch die Fürsten sich weder mit Recht noch mit Anstand ausschließen können, da ihr Beyspiel gemeinlich so sehr zur Nachahmung reizt. Es müssen daher erst mit muthigem Entschluß die Höfe von den öffentlichen und geheimen Buhlerinnen der Fürsten gereinigt werden, ehe sie mit Erfolg und Nachdruck auf die Ausrottung derjenigen Laster denken können, welche die Ursachen von so manchen Verbrechen sind. Ich wiederhole also meine Forderung an die Fürsten: SETZET MEHR WERTH AUF MÄNNLICHE KEUSCHHEIT. Geldstrafen und Keuschheitscommissionen sind hier von keinem Erfolg, weil diejenigen, von denen ich hier zunächst rede, entweder die Geldstrafe nicht achten, oder Gelegenheit genug haben, der Ahndung der Gesetze zu entgehen. Die Strafe der Unkeuschheit sey also vielmehr Versagung der Beförderung, Verachtung und Ungnade des Fürsten, so wie hingegen die Belohnung des Tugendhaften Vorzug, Achtung und Gnade. Man kann zwar den Fürsten und ihren Ministern nicht zumuthen, bey der Wahl der Diener die Sitten derselben zu ihrem einzigen Augenmerk zu machen, und den tugendhaften Dummkopf dem ausschweifenden geschickten Manne vorzuziehen, weil die Wohlfahrt des Landes auf einer andern Seite darunter leiden würde; aber dieß sind sie der Tugend und den guten Sitten schuldig, daß sie erstlich den ausschweifenden Bösewicht, den liederlichen Wol[254]lüstling von allen Diensten ganz ausschließen, denn sie dürften nicht fürchten, daß es ihnen an Kandidaten [sic] fehlen wird, unter denen sie wählen können, und dann, daß sie bey gleichen oder wenig verschiedenen Verdiensten und Geschicklichkeiten demjenigen Candidaten den Vorzug geben, der mit Wissenschaft, Talent, Redlichkeit und Fleiß auch Tugend und gute Sitten verbindet. Die wenigsten Bedienungen in einem Lande erfordern einen vorzüglichen Grad von Talenten und Kenntnissen, und bey diesen kann also schon der Fürst darauf sehen, daß der Würde der Tugend nichts vergeben werde, und bey den wenigen, wo mehr Wissenschaft und Geist nöthig ist, fehlt es auch selten an würdigen Bewerbern unter denen die Fürsten wählen können. Unter der Unsittlichkeit aber, die die Fürsten mit der Ausschließung von ihren Diensten und mit ihrer Ungnade bestrafen sollen, meyne ich nicht etwas blos den Fall der öffentlichen Bekanntwerdung durch die Schwangerschaft einer Weibsperson, welche so leicht verhütet werden kann, sondern überhaupt eine nicht so leicht zu verbergende bewiesene unkeusche, ausschweifende Lebensart, leichtsinnige Grundsätze und Nachstellungen der weiblichen

Unschuld. Von gewissen Aemtern, die eine vorzügliche Würde der damit bekleideten Person erfordern, sollte ein Wollüstling, ein Unkeuscher, als derselben unfähig, ganz ausgeschlossen seyn, wenn auch sonst aus Nothwendigkeit bisweilen nachgesehn werden müßte. Ehebrecher sollten unter keiner Bedingung, auch bey der ausgezeichnetsten Geschicklichkeit, der Führung irgend eines Amtes fähig seyn, und wenn sie schon eines hätten, desselben mit Schande entsetzt werden.

[255] Wenn diese Grundsätze bey Besetzung der Aemter in einem Lande und bey Beförderung der Diener angenommen und ausgeübt würden, und zugleich die Regierungen die Sitten der STUDIERENDEN LANDESKINDER AUF UNIVERSITÄTEN genau beobachten ließen, so würde dieß ein kräftiges Mittel seyn, die Studenten von unzüchtigen Ausschweifungen abzuhalten, und den mancherley schädlichen Folgen vorzubeugen, die daraus entstehen. Es dürften nur einigemal junge von der Akademie zurückkehrende Leute, die sich unzüchtiger Ausschweifungen während ihres Aufenthaltes auf derselben schuldig gemacht hätten, von ihren Bewerbungen um Dienste abgewiesen werden, und dieß zwar ohne Ansehn der Geburt, des Standes, oder des Rangs und der Verdienste der Väter, so würden die Studierenden bald in ihrer Aufführung vorsichtiger, und die guten Sitten auf den Akademien wiederhergestellt werden. Wenigstens könnte man solche erst eine Prüfungszeit ausstehen, und in niedrigern Stellen die Besserung ihrer Sitten bewähren lassen, da hingegen wohlgesittete Jünglinge gleich zu den Stellen befördert würden, zu welchen sie geschickt sind.

Eben dieses müßten die Fürsten auch in Ansehung der OFFICIERS beobachten, und den jungen gesitteten Officier dem Wollüstling bey militairischen Beförderungen vorziehen, ohne gerade auf die längere Dienstzeit Rücksicht zu nehmen, welches bey diesem Stande um deswillen noch leichter auszuführen ist, als bey andern, weil zu den gewöhnlichen Dienstverrichtungen des Subalternofficiers kein vorzüglicher Grad von Einsichten [256] und Talenten erfordert wird. Wenn zumal durch die Erziehung die Grundsätze und Sitten der künftigen Kriegs- und bürgerlichen Diener des Staats verbessert worden sind, so werden die Fürsten nicht nur seltner in den Fall kommen, auf diese Art strafen zu müssen, sondern Ein solches Beyspiel der Achtung derselben für die Tugend und ihre Aufmerksamkeit auf gute Sitten wird auch einen desto größern Eindruck machen, je mehr den jungen Leuten von Kindheit an Liebe und Ehrfurcht für die Tugend ist eingeprägt worden.

Auch bey den GERINGERN STÄNDEN läßt sich gewissermaßen eben diese Triebfeder zu Wiederherstellung und Erhaltung der Sittlichkeit anwenden. So dürfte kein Bürger, der einen unkeuschen Lebenswandel führt, Hoffnung haben, in den Rath einer Stadt aufgenommen zu werden, oder andere kleine Aemter zu erhalten, mit denen entweder Ehre oder Besoldung verbunden ist. Auf dem Lande müssen alle unzüchtigen Leute unfähig seyn, Vogt, Schulze, Stabhalter, Gerichtsmann, Schöppe, Kirchenvorsteher oder dergleichen zu werden, Stellen, die der Ehrgeiz des Bauers oft mit mehrerer Begierde sich wünscht, als Leute in den höhern Ständen die erhabensten Würden und Ehrenstellen des Staats. Zu mehrerer Aufmunterung der Tugenden der Keuschheit und Sittsamkeit würden auch gut eingerichtete sogenannte ROSENFESTE für beyde Geschlechter nicht unwürksames Mittel seyn.

Bisher habe ich von den Mitteln gehandelt, welche dem Kindermord dadurch unmittelbar Einhalt thun, [257] daß die Menge unehelicher Kinder, die jährlich gebohren werden, vermindert wird, ich gehe daher nunmehr, da, wie ich oben bereits erinnert habe, durch die herrlichsten Anstalten und Verordnungen nicht wird verhütet werden können, daß nicht immer uneheliche Kinder gezeugt und gebohren werden

sollten, zu denjenigen MITTELN fort, DURCH WELCHE DIE KINDER VOR MÖRDERISCHEN HÄNDEN IHRER MÜTTER GESCHÜTZT WERDEN KÖNNEN. Das ERSTE hieher gehörige Mittel ist: MAN SUCHE VERHEIMLICHUNGEN DER SCHWANGERSCHAFT SO VIEL ALS MÖGLICH ZU VERHÜTEN. Ich glaube nicht, daß Ein Beyspiel vorhanden ist, daß eine geschwängerte Person, deren Schwangerschaft vor der Niederkunft bekannt war, ihr Kind umgebracht habe, theils weil die Schande eben dieselbe bleibt, das Kind mag leben oder nicht, theils weil sie sich nicht versprechen kann, den Mord zu verheelen [sic], da es bekannt ist, daß sie gebären muß, sie müßte denn Gelegenheit finden, ohne Zeugen und Beystand niederzukommen, und hernach vorgeben, das Kind sey todt auf die Welt gekommen. Um diesen Zweck zu erreichen, muß es erstlich den Eltern und Dienstherrschaften und besonders den Hausfrauen zur Schuldigkeit gemacht werden, auf die körperliche Beschaffenheit ihres weiblichen Gesindes und ihrer Töchter und den Zustand ihrer Gesundheit sorgfältig Acht zu geben, ihre Mägde und Töchter bey jedem Umstand oder Vorfall, der ihnen verdächtig scheint, genau aber ohne Strenge und Scheltworte zu befragen, ob sie etwa schwanger seyen, und wenn sie es läugnen und der Verdacht gleichwohl sich erhält oder wohl gar zunimmt, ihre Vermutung und deren Gründe der Obrigkeit an[258]zuzeigen. Wenn Mütter oder Hausfrauen sich hierinnen irgend einer Nachlässigkeit schuldig machen, so mache man sie je nach der Wichtigkeit des Falls durch scharfe Verantwortung und Strafen aufmerksam und sorgfältig. Von dieser Pflicht einer Hausfrau und der auf die Vernachlässigung derselben gesetzten Strafe befreye keine hohe Geburt und kein vornehmer Stand, denn die Folgen sind für die Menschheit zu wichtig, als daß man hier willkürlichen Einrichtungen und Verhältnissen nachsehen könnte. Wenn unsere vornehme [sic] Frauen sich überzeugen wollten, daß sie von ihrem Verhältniß als Hausfrauen und Mütter mehr Würde und wahre Ehre erhalten, als von allen den eiteln und thörichten Vorzügen, womit sie sich brüsten, wenn sie Sinn und Gefühl haben wollen für eine der Menschheit so wichtige Angelegenheit, so werden sie gern die Erfüllung einer Pflicht übernehmen, die so wohlthätig werden kann. Man bestrafe ferner die vorkommenden Verheimlichungen der Schwangerschaft hart, nach Befinden der Umstände sogar mit mehrjähriger Zuchthausstrafe, denn sie lassen allemal einen gefaßten Vorsatz des Kindermords mit Grund vermuthen. Auch nicht einmal ein hartnäckiges Läugnen der Schwangerschaft lasse man ungeahndet, und wenn Anzeigen dazu da sind, und das äußerliche Ansehen und der geführte Lebenswandel der der Schwangerschaft verdächtigen Person den Verdacht bestärkt, daß sie ihres Läugnens ungeachtet doch schwanger seyn möchte, so lasse man sie durch eine Hebamme oder einen Geburtshelfer besichti[259]gen. Man bestimme eine gewisse Zeit, nach welcher das Abläugnen der Schwangerschaft, wenn sie nachher auch durch freyes eigenes Geständniß an den Tag kommt, straffällig werde; doch setze man diese Zeit nicht erst in die letzten Monate der Schwangerschaft, weil außer dem Vorsatz des Mords auch noch dieß zu befürchten ist, daß dem Leben des Kindes durch allerhand schädliche Mittel, den Zustand der Schwangerschaft vor den Augen der Welt zu verbergen, leicht Nachtheil zuwachsen könnte. Man lasse scharfe und nachdrückliche Abmahnungen von der Verheimlichung der Schwangerschaft und dem Kindermorde und die Strafgesetze dagegen jährlich einigemal von den Kanzeln ablesen, und gebe der Bekanntmachung dieser Gesetze, um ihnen mehr Eindruck zu verschaffen, alle mögliche Feyerlichkeit. Dabey verlange ich von den Pfarrern, daß sie die Ablesung dieser wichtigen Verordnungen nicht mit der kaltsinnigen Monotonie und unverständlichen Geschwindigkeit, mit welcher Verordnungen gemeinlich von den Kanzeln pfeifen verlesen zu werden, sondern

mit Nachdruck, Ernst und Rührung verrichten. Die Menschen aus den geringern Ständen, und sogar nicht wenige aus den höhern, hängen mit ihren Eindrücken und Empfindungen gar sehr von dem Außerlichen ab, mit welchem man auf sie würkt, daher muß der Geistliche die Verordnungen der Versammlung von vermischten Zuhörern, vor welchen er redet, nicht so vortragen, wie er sie einer Versammlung von Rechtsgelehrten vorlesen würde und könnte. Endlich wünschte ich, und wollte allenfalls wohl rathen, daß es befohlen würde, daß die Geistlichen in ihren [260] Predigten ihre Zuhörer bisweilen von der Schrecklichkeit des Kindermords, der Unnatürlichkeit dieses Verbrechen, und den Pflichten, Süßigkeiten und Belohnungen des Mutterstandes unterhielten, und den weiblichen Theil ihrer Gemeinden vor Verführung, und besonders vor der zu Kindermord verleitenden Verheimlichung der Schwangerschaft warnten.

MAN HEBE, dieß ist das ZWEYTE Mittel, welches ich anrath, ALLE ARTEN VON HURENSTRAFEN AUF, denn sie verleiten zu dem unseligen Vorsatz des Kindermords. Alle Hurenstrafen bestehen entweder in GELDBUSSEN oder in BESCHIMPFUNGEN. Ich will von der letzten Gattung zuerst reden.

Wenn ich die Natur der menschlichen, besonders der weiblichen Seele, mit unsern Gesetzen vergleiche, so wundere ich mich wirklich, daß bey der großen Unsittlichkeit unseres Zeitalters das Verbrechen des Kindermords nicht noch häufiger unter uns begangen wird, als es wirklich geschieht. Es ist ausgemacht, daß dem weiblichen Geschlechte eine besondere Empfindung für die Ehre, der Keuschheit treu zu seyn, ein vorzüglicher Grad von Schamhaftigkeit zu Theil geworden ist, Gaben, die nur Verführung, schlechte Erziehung, und lange, anhaltende Bekanntschaft mit dem Laster vernichten können. Welches Mädchen, das nicht zu der Klasse jener verworfenen Kreaturen gehört, von denen ich zuletzt redete, und deren es – Dank sey es dem Genius unsers Zeitalters! – doch immer verhältnismäßig nur wenige giebt, kann die öffentlichen Be[261]schimpfungen seiner Schwachheit (denn mehr ists doch bey vielen nicht,) ertragen, ohne vor dem drückenden Gefühl der auf sie wartenden Schande zu versinken, und in einer unglücklichen Stunde der Verzweiflung den Vorsatz zu fassen, sich durch Aufopferung der unschuldigen sonst so zärtlich geliebten Ursache der bevorstehenden Beschimpfung von der Schande zu befreyen! Ist nicht schon die außergesetzliche Schande, die im gemeinen Leben auf unehlich geschwängerten klebt, der freche Spott unverschämter gefühlloser Mannspersonen, das Auszischen und Hohnlachen der Feinde und Neider, das allgemeine Fingerzeigen der ganzen Stadt oder des ganzen Dorfs, die Verachtung und Vorwürfe der Eltern, Schwestern und anderer Verwandten mehr, als oft der kaltblütigste Weise ertragen kann? Wenn nun noch dazu das innere Widerstreben der Schamhaftigkeit kommt, und sich die Gelegenheit darbietet, die Schwangerschaft bis zur Stunde der Geburt zu verbergen, was brauchts da noch der Furcht vor den gesetzlichen Beschimpfungen und den übrigen Uebeln, die ihrer warten, um die Unglückliche zu der raschen und unnatürlichen That zu verleiten, vor der das Herz der zärtlichen Mutter bebt, sie für unmöglich und den Beweis des bösesten unempfindlichsten, verdorbensten Herzens hält, weil ihr das vor der Welt Ehre, Würde und Ansehen giebt, was das ganze Leben jener Unglücklichen mit Schande bezeichnet?

Weg also aus unsern Gesetzbüchern mit Kirchenbuße, Gefängnisstrafe, Pranger, Lasterstein, Hurenkarren und andern beschimpfenden Strafen der unehlich [262] Geschwängerten! Sie und die Furcht vor denselben sind die nächsten Triebfedern zu Verzweiflung und Kindermord. Hinweg aber auch mit Geld- und andern Strafen, denn auch sie, anstatt zu befördern, was der Zweck aller Strafen seyn sollte, sind

vielmehr schädlich, und vermehren die Anreizungen zum Verbrechen. Um dieß zu beweisen wird eine kurze aus der alltäglichen Geschichte menschlicher Begebenheiten geschöpfte Schilderung genug seyn. Eine Dienstmagd wird schwanger. So bald die Herrschaft dieß erfährt, so wird sie mit etlichen Gulden, die sie noch an Lohn stehen hat, und vielleicht dem Schuster schuldig ist, aus dem Hause verstoßen, und dem Mangel, der Verachtung und Lieblosigkeit Preiß gegeben. Sie geht, wenn sie noch recht glücklich ist, in das Haus ihrer Eltern, armer alter Leute, die mit Mühe so viel aufbringen können, sich und die noch unerzogenen Kinder, die sie bey sich haben, vor Hunger und Blöße kümmerlich zu schützen. Hier muß die arme Unglückliche neben den körperlichen Beschwerlichkeiten ihres Zustands noch Vorwürfe und äußersten Mangel an allem ertragen. Arbeiten kann sie nicht, das verbietet ihr der Zustand ihres Körpers, und was sie noch arbeiten könnte, das ist den hartherzigen Leuten, die ihr Taglohn bezahlen, nicht genug. Dieß ist ihr Schicksal einige Monate lang, bis endlich die lang erseufzte Stunde der Niederkunft herannahet.

Hier liegt nun die Arme, von allem entblößt, denn die wenigen Kleider, die sie sich als Dienstmagd ange[263]schafft hatte, sind vielleicht schon während der Schwangerschaft zu Anschaffung der nothwendigen Bedürfnisse, der Hebamme ihren Lohn und dem Pfarrer die Taufe zu bezahlen verkauft worden, und arbeitet länger unter der Schwachheit und Entkräftung, welche die gewöhnlichen Folgen der Kindbetten zu seyn pflegen, weil sie auch in diesem Zustande, anstatt zu ihrer Wiederherstellung Ruhe und gute Nahrungsmittel zu haben, Mangel leiden muß. Dieß dauert so lange, bis sie das Kind entwöhnen, und entweder ihren Eltern oder Verwandten überlassen, oder in die Kost verdingen kann. In allem diesem äußersten Elende soll jetzt noch die Unglückliche nicht nur die Zeit, in welcher sie Brodt für sich und ihr Kind erwerben könnte, zu irgend einer Handarbeit, zu welcher sie verurtheilt ist, verwenden, sonde[r]n auch noch eine für sie unerschwingliche Summe bezahlen, die ihr desto schwerer aufzubringen wird, weil sie von dem Lohne, den sie erhält, wenn sie wieder in einen Dienst gegangen ist, nicht nur die nothwendigsten Kleidungsstücke, die sie aus Noth verkaufen mußte, sich wieder anschaffen, sondern auch ihr Kind ernähren und kleiden muß. Und dieß alles von einer Einnahme von höchstens 20-24 Gulden! Welche Leichtsinnige sollte nicht schaudern, wenn sie auf einmahl ein solches Elend sich bevorstehen sieht, dessen traurige Folgen sie schon an Schwestern oder andern Bekannten sah, an welches sie aber im Taumel der Leidenschaft nicht dachte, und nicht alle Mittel, auch die schrecklichsten ergreifen, um es, wo möglich von sich abzuwenden! Und die Gesetze sollten die Last dieses Elendes noch [264] vermehren, und die Hände unglücklicher Mütter gegen das Leben ihrer Kinder in Bewegung setzen? Und wenn nur noch diese Strafgesetze die Menge der Gefallenen vermindern dienten! Denkt aber wohl ein verführtes Mädchen, welches durch die Grundsätze seiner Erziehung nicht gegen Verführung gesichert war, im Augenblick der Schwachheit, im Taumel der Wollust an die Strafe? Und werden nicht diese Strafen selbst mit eben der kalten Gleichgültigkeit angesetzt und eingezogen, wie eine andere herrschaftliche Rente, und kann daher der Gestrafte wohl etwas anders dabey denken, als daß man bloß strafe, um Geld zu bekommen? An den meisten Orten hat auch wohl im Grunde diese Strafe wirklich keinen andern Zweck, und verdiente eher den Namen einer Unzuchts-Schatzung als einer Strafe.

Man vermehre also nicht noch das Elend solcher Personen, die die Folgen ihres Fehlers ohnehin schon schmerzhaft genug fühlen, durch unnütze Strafen, und setze dadurch das Leben der armen unschuldigen Kinder in Gefahr, sondern man Sorge

vielmehr besser als bisher für den Unterhalt der letztern. Die Schwängerer strafe man hart, härter als bisher geschehen ist, und halte sie zu Erhaltung der Mutter und des Kindes an, so lange die erstere außer Stand ist, sich selbst zu erhalten, und dieß wären ohngefähr die etlichen Monate der Schwangerschaft, die sie dienstlos zubringen muß, die Zeit des Wochenbettes, und die Zeit nach demselben, so lange das Kind die [sic] Brust der Mutter bedarf, wenn anders die Umstände die Ehe zwischen beyden [265] Personen nicht gestatten. Nur vermeide man dabey den Fehler, der bey so vielen Bestrafungen begangen wird, nur bestrafe man nicht etwa die dritte unschuldige Person. Wenn man Söhne, die noch unter väterlicher Gewalt stehen, kein eignes von dem elterlichen unabhängiges Vermögen besitzen, um Geld straft, so straft man nicht den schuldigen Sohn, sondern die unschuldigen Eltern und Geschwister. In solchen Fällen strafe man am Leibe, aber scharf, und nach Befinden wohl gar mit halbjähriger und längerer Zuchthausstrafe; die Unterhaltung des Kindes aber werde ihm an der künftigen Erbschaft abgezogen, wenn der Lohn, den er etwa als Knecht bekommt, dazu nicht hinreicht. Es versteht sich, daß eine erwiesene oder wahrscheinliche Verführung von Seiten der Weibsperson eine Ausnahme macht. Ist der Schwängerer selbst dürftig und unvermögend die Unterhaltung zu bestreiten, so unterstütze man die Mutter durch Beyträge aus der Gemeinde- oder Almosen-Kasse oder aus andern Fonds.

Die Gesetze einer der weisesten Nationen der Vorwelt, der RÖMER, welche noch lange Muster der jetzigen und zukünftigen Gesetzgeber bleiben werden, ungeachtet es Mode zu werden scheint, sie zu verachten, kennen keine Strafe der unehlich Geschwängerten, obgleich verschiedene ihrer Policeystrafen (denn in diese Klasse gehören sie doch wohl eigentlich) in das auf JUSTINIANS Befehl zusammengetragene Gesetzbuch<sup>27</sup> gekommen sind. Dagegen wußten sie aber auch von derjenigen Art des Kindermords, der unsere heutigen Gerichtshöfe so häufig beschäftigt, daß das Pompeiische [266] Gesetz von Ermordung der Verwandten (Verwandten-Mord) nur von dem Rechtsgelehrten Marcian in *L[ibro] I. D[igestorum] de lege Pompeia de parricid[iis]* auf den Kindermord der Mutter ausgedehnt wurde.<sup>28</sup>

Ehe ich jetzt weiter fortgehe, so wird es nöthig seyn ZWEY EINWENDUNGEN GEGEN DIE AUFHEBUNG DER HURENSTRAFEN zu beantworten und aus dem Wege zu räumen. Die erste und jedem Freunde der Menschheit und Tugend wichtigste betrifft die Folgen, DIE EIN SOLCHES ABSCHAFFENDES GESETZ AUF DIE SITTlichkeit DER NATION HABEN KÖNNTE, WELCHER ES GEGEBEN WÜRDE. Wird nicht, so könnte man und so werden nicht wenige fragen, durch die Straflosigkeit der unehelichen Geburten der Unzucht so zu sagen Thor und Thüre aufgethan werden, und eine Schamlosigkeit unter dem weiblichen Geschlechte einreißen, deren Folgen zittern machen? Um meinen Vorschlag von diesem wichtigen Vorwurf zu retten, will ich jetzt die Frage untersuchen: ob diese Folgen auf die Aufhebung der Hurenstrafen, deren Schädlichkeit in Hinsicht auf die Sicherheit des Lebens unehelicher Kinder ich hinlänglich dargestellt zu haben glaube, nothwendig erfolgen müssen, oder auch nur wahrscheinlich erfolgen werden? Ich werde hierbey theils auf die sittliche Natur der weiblichen Seele – denn von diesem Geschlechte kann hier nur die Rede seyn, da ich das männliche nicht nur nicht ungestraft lassen, sondern noch härter bestraft wissen will, als bisher gesche-

---

<sup>27</sup> *Justinians ... Gesetzbuch*: Der byzantinische Kaiser Justinian (482-565) ließ das römische Privat- und Strafrecht im *Corpus Iuris Civilis* codifizieren, das ab 529 in seinem Reich Geltung hatte. Ein Teil dieses Werks sind ältere, in den 50 Büchern der *Digesta* bzw. *Pandectae* gesammelte Rechtsgutachten römischer Juristen.

<sup>28</sup> *Marcian*: Aelius Marcianus, römischer Jurist des frühen 3. Jahrhunderts n. Chr.

hen ist, – theils auf die Erfahrung sehen, von der Würksamkeit der Strafen überhaupt aber zu Verhütung der Verbrechen werde ich [267] werde ich weiter unten zu reden Gelegenheit haben. WIELAND sagt im TEUTSCHEN MERKUR Nov. 1777. S. 143. »Wenn wir die Weltgeschichte von Jahrhundert zu Jahrhundert, und die besondern Völkergeschichten von Generation zu Generation übersehen und vergleichen, und sehen dann, wie wunderbar die unermeßliche Kette von Ursachen und Wirkungen sich fortschlingt; wie immer ganz andre Effekte herauskommen, als man von den vermeynten Ursachen erwartet hätte; wie ein Reich, dem von seinen eignen Staatsärzten der gewisse Untergang als eine Folge jeder angeblichen Sottise, so die Regierung gemacht, zwanzig und mehr Jahre hinter einander angedroht worden, dem ungeachtet in seinem Stand und Wesen sich erhält, und die Weissagungen seiner Propheten zu Schanden macht; wie oft die klügsten Maaßregeln nichts, und dagegen ein dummer Streich wider Wissen und Hoffen dessen der ihn gemacht, den besten Effekt hervorgebracht, wie mitten unter allen anscheinenden Ursachen einer allgemeinen Zerrüttung sich das Ganze doch immer im Gleichgewichte, und jede Nation wenigstens in einem leidlichen Zustande erhält – kurz, wenn wir sehen, durch was für ein *Minimum* von Weisheit die Welt regiert und warlich [sic] wenigstens so regiert wird, daß es schwerlich einer von uns besser machen würde: so deucht mich, es leuchte stark in die Augen, daß es blos die in allen Regierungen hinter der Scene spielende Theokratie sey, welche macht, daß es trotz unsern eiteln Besorgnissen – nicht schlimmer, und oft gegen alle unsere Deductionen, Theorien und Demonstrationen so viel besser in [268] der Welt geht, als es, unserer einfältigen Meynung nach, gehen sollte.«<sup>29</sup> Es sey mir erlaubt, mich dieser Stelle dieses einsichtsvollen Gelehrten statt einer Prämisse zu bedienen, nur verbitte ich mir die Folgerung, als wenn ich behauptete, daß alle Bemühungen weiser Staatsmänner überflüssig und unnütz wären und man vielmehr die Welt gehen lassen sollte, wie sie geht, wenn Herr WIELAND, wie ich doch nicht vermuthe, so etwas *in petto* behalten haben sollte.

Unter der hinter der Scene spielenden Theokratie verstehe ich die Anstalten und Triebfedern, die Gott vom Anfang in die Natur gelegt hat, und welche unsichtbar und unvermerkt daran arbeiten, daß bey allen Verderbnissen doch immer die Absichten Gottes und das Wohl des Ganzen noch einigermaßen erhalten werden. Aus dieser Erklärung sieht man leicht, daß diese Theokratie die moralische Freyheit nicht aufhebt, und daher die Sorgen der Weisen um die Erhöhung der Wohlfarth [sic] ihres Volks nicht ausschließe. Eine solche wohlthätige Triebfeder der Theokratie glaube ich in der Anlage der weiblichen Seele zu finden. Diese ist der diesem Geschlechte allgemein angeborne und mit seiner ganzen Natur verwebte Trieb der

---

<sup>29</sup> ... als es, unserer einfältigen Meynung nach, gehen sollte: Das Zitat entstammt dem Aufsatz Chr. M. Wielands „Ueber das göttliche Recht der Obrigkeit oder: Ueber den Lehrsatz: ‚Daß die höchste Gewalt in einem Staat durch das Volk geschaffen sey.‘“, in: *Der Teutsche Merkur*, 1777.IV, 119-145. Der Autor argumentiert darin, daß ein Volk einem Kinde gleiche, das im Zustand der Unwissenheit über die ihm nutzenden Dinge und Maßnahmen von starker, fester Hand geleitet werden müsse. Im Unterschied zu dem Kinde werde das Volk jedoch nie erwachsen, vielmehr je aufgeklärter, desto weniger fähig, sich selbst zu regieren; eine Gewalt, über die es nicht verfüge, könne es folglich auch nicht an eine gewählte und von ihm kontrollierte Regierung abgeben. Die von der Natur Bevorzugten seien deswegen auch die natürlichen Fürsten und ihre Existenz in einer geordneten Gesellschaft notwendig. Wielands Argumentation gipfelt in der Forderung, „das Recht des Stärkeren sey *Jure Divino* die wahre Quelle aller obrigkeitlichen Gewalt“ (129). Zincks Entwurf einer Erziehungsdiktatur, wie er im vorliegenden Aufsatz ausgebreitet wird, basiert zumindest teilweise auf den von Wieland angestellten paternalistischen Überlegungen.

Schamhaftigkeit und Furchtsamkeit, welcher aus allen Handlungen hervorleuchtet, und die sicherste Schutzwehr gegen alle Arten von Verführung ist, wenn man ihn durch eine zweckmäßige Erziehung unterstützt.

Bey diesem Meisterstück der Theokratie kann man sicher alle Hurenstrafen aufheben, ohne befürchten [269] zu dürfen, daß Zügellosigkeit und Schamlosigkeit unter dem weiblichen Geschlechte mehr überhand nehmen werden. Man wende mir nicht ein, daß ja die tägliche Erfahrung so vieler unehelicher Kinder das Gegentheil zeige, denn wie könnte dieß bey der allgemeinen Verderbniß der Sitten, besonders unter dem männlichen Geschlechte, bey unsern bürgerlichen Verhältnissen, die armen Mädchen eine versorgende Heirath so sehr erschweren, und bey der liebenswürdigen Schwachheit dieses Geschlechts, die es den Verführungen des männlichen, wenn zumal, wie gemeinlich geschieht, ein Versprechen der Ehe hinzukommt, Preis giebt, anders möglich seyn? Man verweise mich ferner nicht auf jene Unseligen, welche zur Schande nicht nur des weiblichen Geschlechts sondern auch der ganzen Menschheit ihre Körper der Wollust feil machen, denn diese sind theils Ausnahmen, theils will ich nicht läugnen, daß nicht Dürftigkeit und lange Bekanntschaft mit dem Laster der Unzucht eine solche Schamlosigkeit erzeugen können. Und doch traue ich mir [sic] behaupten zu können, daß auch bey diesen verworfenen Geschöpfen, die der Abscheu eines jeden Menschen von Gefühl sind, doch der erste Schritt gewiß lange Kämpfe gegen diese Schamhaftigkeit gekostet haben wird, die sie in der Folge ganz abgelegt zu haben scheinen.

Man überlasse also nur sicher diesem Grundtriebe der weiblichen Seele die Leitung und Aufsicht über den Geschlechtertrieb, in der festen Ueberzeugung, daß er ein kräftiges Gegengewicht gegen alle Anlässe zur Unverschämtheit seyn, und einer größern Verdorbenheit [270] der Sitten vorbeugen wird. Nur suche man ihn besser und allgemeiner, als gewöhnlich zu benutzen, und durch eine vernünftige Erziehung, wie ich oben schon gesagt habe, zu lenken, zu beleben und zu verstärken. Beschimpfende Strafen, anstatt diesen Endzweck zu befördern, werden vielmehr die Schamhaftigkeit noch mehr ersticken; denn was soll ein Mädchen, das vielleicht den ersten Fehltritt bereuet, und in Zukunft desto tugendhafter gelebt haben würde, abhalten, sich allen Ausschweifungen der Wollust zu überlassen, wenn es einmal durch gesetzmäßige Beschimpfungen dem Spott und der Verachtung öffentlich ausgesetzt worden ist, und nun von dieser Seite nichts mehr zu verlieren hat? Niemand wird läugnen, daß nicht eine aus Schwachheit gefallene Weibsperson immer noch eine brave Hausmutter werden könne, allein welcher Mann wird Muth genug haben, eine öffentlich beschimpfte Person zu heirathen?

Zudem wird kein Gesetz dieses allgemeine Gefühl der Entehrung, das unter uns gegen gefallene Weibspersonen herrscht, weder ausrotten noch übertreiben, und diese – wie soll ich sie nennen? – Schande der That, die sie unvermittelt begleitet, wird in den weiblichen Herzen kräftiger wirken, weil sie Theil der National-Denkungsart und der Erziehung und durch Besserung eher wieder auszulöschen ist, als der von den Gesetzen unvertilgbar eingebrennte [sic] Brandmark, kräftiger, sage ich, wirken, als alle gesetzlichen Strafen, die, wenn sie häufig und so zu sagen mechanisch ausgeübt werden, ihre Würksamkeit verlieren, und mit Gleich-[271]gültigkeit erduldet werden. Noch muß ich, um allen Mißverständnissen vorzubeugen, erinnern, daß ich hier unter der dem weiblichen Geschlechte angebohrnen so wohlthätigen Schamhaftigkeit nicht jene erkünstelte Prüderie verstehe, welche so oft die Stelle der ächten Schamhaftigkeit vertreten soll, sondern die Furchtsamkeit und anständige Zurückhaltung im Umgange mit Mannspersonen, das

schnelle Gefühl des Unanständigen, die Sittsamkeit Beleidigenden, das Erröthen der Unschuld und des tugendhaften Zorns bey unverschämten Anträgen, die ängstliche Gegenwehr bey unerlaubten Angriffen, die wir bey den meisten jungen Personen des andern Geschlechts von Natur finden, und die nur durch die Erziehung recht geleitet werden dürfen, um eine sichere Schutzwehr der Keuschheit und Unschuld zu seyn. Jetzt wollen wir über den Nutzen der Hurenstrafen noch die Erfahrung befragen. Sehet um euch, ihr Gesetzgeber, und sagt, ob wohl die Menge der unehelichen Kinder in Städten und Dörfern größer seyn könnte? Was haben also eure Strafen bisher genutzt? den Kindermord haben sie unter mancherley Gestalten eingeführt, indem sie die Menschen verleitet haben, darauf zu sinnen, wie sie den Beyschlaf unfruchtbar machen, und das gezeugte Kind im Leibe der Mutter tödten können, und indem sie, wie ich bisher genug gezeigt habe, die Hände der Mütter gegen ihre Kinder wafnen. Daß beschimpfende Strafen die Schamlosigkeit gewissermaßen eher befördern als verhindern (der einzige Nutzen noch, der ihren Schaden in Ansehung [272] der Verleitung zum Kindermord einigermaßen balanciren könnte) habe ich schon oben gedacht; und denkt wohl ein Mädchen im Taumel der Wollust an das Gesetz und die darin gedrohte Strafe, und wenn sie daran denkt, wird nicht die Hoffnung, nicht verrathen zu werden, die Hoffnung der Impunität in diesem Augenblicke stärker würken, als die Vorstellung der Strafe? Das ALTE ROM kannte diese Strafen nicht, und sollte einem Privat-Schriftsteller nicht des weisen FRIEDRICHS DES GROSSEN Vorgang Muth machen, die Aufhebung der Hurenstrafen anzurathen? Ist in den preußischen Staaten, wo sie, wie bekannt, unter seiner Regierung aufgehoben worden sind, die Menge der unehelichen Kinder größer, und die Schamlosigkeit, Ueppigkeit und Zügellosigkeit unter dem weiblichen Geschlechte mehr eingerissen, als in andern Ländern, wo die unehelich geschwängerten Weibspersonen – Huren mag ich nicht gern sagen, weil es mich hart dünkt, dem aus Schwachheit gefallenen reuvollen Mädchen mit der schamlosen feilen Buhlerin einerley Namen zu geben – noch mit vieler Strenge bestraft werden? Was richtete die fromme MARIA THERESIA mit ihren bekannten Anstalten aus? Sie beförderte damit die Heucheley, verschuchte die Unzucht in dunkle Winkel, und veranlaßte manche Ränke, welche den Charakter der Nation nur noch mehr verderben halfen. Ich wünschte von einem genauen und einsichtsvollen Beobachter, einem BÜSCHING, SCHLÖZER oder NIKOLAI,<sup>30</sup> Bemerkungen über den Zustand der Sittlichkeit unter dem weiblichen Geschlechte in jenen Ländern zu lesen, und vergleichende Listen über die Anzahl der unehelichen Kinder in [273] diesen Ländern mit der Anzahl derselben in einem andern proportionirt großen Lande, wo strenge Hurenstrafen gewöhnlich sind, und

---

<sup>30</sup> *Büsching, Schlözer ... Nicolai*: Anton Friedrich Büsching (1724-1793), Theologe und Pädagoge, machte sich als Geograph mit seinem elfbändigen Werk *Erdbeschreibung* (1787-92), in dem er erstmals eine große Zahl statistischer, politischer und ökonomischer Daten in die Beschreibung von Staaten einführte, einen Namen. Er trat darüber hinaus als bedeutender Reformers des preußischen Schulwesens hervor. August Ludwig von Schlözer (1735-1809), Historiker, Staatsrechtler, Schriftsteller und Publizist, wirkte als Professor in Göttingen. Seine *Statsgелartheit* (1804) war ein wichtiges Kompendium des Staatsrechts. Er regte in seinen Zeitschriften, *A. L. Schlözers Briefwechsel meist historischen und politischen Inhalts* (1778-82) und dem *Staatsanzeiger* (1782-93) öffentliche Diskussionen über Normen und Werte der Politik und des menschlichen Zusammenlebens an. Christoph Friedrich Nicolai (1733-1811), Schriftsteller, Buchhändler, Verleger und Kritiker, Freund Moses Mendelssohns und Lessings, als Gründer der Allgemeinen deutschen Bibliothek einer der wichtigsten Vertreter der Berliner Aufklärung; seine *Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781 nebst Bemerkungen über Gelehrsamkeit, Industrie, Religion und Sitten*, 12 Bde., Berlin (Stettin) 1783-1796, galt damals als Muster ethnographischer Untersuchung und gehörte zu Bestand der Zinckschen Bibliothek; vgl. Dokument 14.

endlich ähnliche Listen von den in beyden Ländern vorgekommenen Fällen des Kindermords zu sehen. Nur müßten – dieß soll keine Vorschrift für jene Männer seyn – diese Listen mit gehöriger Vorsicht gemacht werden, daß nicht etwa z. B. BERLIN mit STUTTGART oder MAGDEBURG mit KAUFBEUREN verglichen würde. Daß dergleichen Beobachtungen, von einsichtsvollen Männern angestellt, von großem und mannichfaltigem Nutzen seyn würden, wird niemand läugnen, der die Brauchbarkeit solcher Beobachtungen für Philosophen, Statistiker und Gesetzgeber kennt.

Ich habe nun noch eine zweyte Einwendung zu beantworten, und die wohl noch dazu in manchen Ländern ein größeres Hinderniß der Aufhebung der Hurenstrafen ist, als die erst abgehandelte. Sie betrifft das INTERESSE DER HERRSCHAFTLICHEN KAMMERN, denn Hurenstrafen sind bey uns ein nicht unbeträchtlicher Zweig der herrschaftlichen Einkünfte geworden, auf welche ein Kammerpräsident mit ziemlicher Gewißheit rechnen kann. Wenn ich also nicht im Stande bin, ein Surrogat zu verschaffen, oder die Entbehrlichkeit dieser Rente zu zeigen; welches letztere immer das schwerste ist, denn wie leicht könnte der Fürst die Hurenstrafen brauchen, um seine Maitresse damit zu belohnen? so möchte wohl mein Vorschlag, die Hurenstrafen abzuschaffen, bey aller Nutzbarkeit als schädlich und unausführbar verworfen werden. Zwar sollten in einem [274] wohleingerichteten Staate bey Sachen, die für die ganze Menschheit wichtig sind, wie hier, wo von Verhütung des Kindermords die Rede ist, nie Kammer und Regierung in Collision stehen, nie erstere die Vorschläge der letztern unter dem Vorwande der Schmälerung der herrschaftlichen Einkünfte vereiteln oder erschweren, sondern vielmehr zu Ausführung derselben die Hände bieten: aber wie selten ist dem Kammeralisten etwas wichtig, das außer den Gränzen seiner weitläuftigen, und – damit man nicht etwa mich unrecht verstehe – sehr wichtigen Wissenschaft liegt? Ich sehe mich daher genöthigt, ein Surrogat anzugeben. Und dieß habe ich zum Glück schon oben gethan. Man strafe nur die Schwängerer um das doppelte, dreyfache wohl gar zehnfache, als sie bisher gestraft worden sind, und lasse besonders die vornehmen und reichen Sünder nicht, wie bisher oft geschehen ist, das Gesetz eludiren, so wird man die Strafen, die ich aufgehoben wissen will, in den Landesherrlichen Kassen nicht vermissen. Und wenn denn auch zur Ehre des Genius eines künftigen besser gesitteten Zeitalters dieser Theil der herrschaftlichen Einkünfte, auch bey der vorgeschlagenen erhöhten Strafe der Schwängerer eine beträchtliche Schmälerung erlitte, sollte nicht ein guter Fürst sich mit Freuden über den guten Zustand der Sittlichkeit unter seinen Unterthanen in den Fall setzen, daß er sie ganz entbehren könnte? Und dieß wird er leicht können, wenn er das bedenken und ausüben will, was ich oben gesagt habe, da ich von der Verminderung des Luxus redete.

[275] Das DRITTE und letzte Mittel, welches ich zu Verhütung des Kindermords, obgleich mit einiger Furchtsamkeit vorschlage, sind WOHEINGERICHTETE FINDELHÄUSER. Sie tragen den allgemeinen Charakter der menschlichen Unvollkommenheit an sich, daß sich eben so viel dagegen als dafür sagen läßt. Ich habe keine Gelegenheit, über Findelhäuser, ihren sittlichen Nutzen und Schaden, ihre Einrichtung und dergleichen in der Nähe selbst Beobachtungen anzustellen, und das viele, was ich darüber gelesen habe, hat mich, wie es gemeiniglich zu gehen pflegt, so zweifelhaft gemacht, daß ich lange bey mir angestanden habe, ob ich Findelhäuser unter die Mittel aufnehmen sollte [sic], die ich zur Verhütung des Kindermords vorschlagen wollte. Was mich endlich bestimmt hat, es doch zu thun, ist dieß. Findelhäuser sind ein wohlthätiger Zufluchtsort, wohin theils arme Eltern ihre rechtmäßigen, theils arme betrogene Mädchen ihre unehelichen Kinder, die sie nicht

zu erhalten wissen, flüchten, theils Mädchen, die in einer unglücklichen Stunde der Schwachheit und Ueberraschung fielen, und darum noch nicht lasterhaft sind, ihre Schande verbergen können. Man kann mit Grund vermuthen, daß eine Weibsperson, die ihr Kind gern los seyn will, wenn man nur noch einig menschliche [sic] Gefühl bey ihr voraussetzen kann, es immer lieber einem Findelhause, wenn sie dazu Gelegenheit hat, anvertrauen, als umbringen wird; und in so weit sind die Findelhäuser wirkliche Mittel, manchen Kindermord zu verhüten, und verdienen die Aufmerksamkeit und Empfehlung eines Menschenfreundes. Auf der andern Seite hingegen glaubte ich, sie durch [276] verschiedene Anordnungen unschädlich machen zu können.

Die Besorgniß, daß Findelhäuser einen schädlichen Einfluß auf die Denkungsart des weiblichen Geschlechts haben würden, habe ich schon oben entkräftet, und da ich den Verheimlichungen der Schwangerschaft so sehr vorzubauen gesucht habe, daß es nicht leicht möglich seyn sollte, heimlich zu gebären, so glaube ich dadurch die Findelhäuser von dieser Seite so ziemlich unschädlich gemacht zu haben. Wenn ferner, wie es ohnehin recht und billig ist, der Concubinat ohne Ansehn der Person nicht geduldet, und nach meinem obigen Vorschlage ein Hagestolzen-Recht eingeführt wird, so werden die Findelhäuser auch nicht mehr in den Fall kommen, die Kinder reicher und vornehmer Wollüstlinge zu ernähren. Aber freilich muß hier das Gesetz und die Person, welcher die Ausübung desselben aufgetragen ist, seyn, was sie immer in jedem Falle seyn sollten, ein strenger Richter ohne Gunst.

Ein anderer Vorwurf, welchen man den Findelhäusern macht, daß so unglaublich viele Kinder darinnen sterben, fällt wohl mehr auf die Sorglosigkeit und Gefühllosigkeit der Aufseher, als auf die Anstalt selbst. Ich selbst habe zwar noch kein Findelhaus genau beobachtet, doch habe ich Nachrichten von Findelhäusern gelesen, in welchen die Sterblichkeit unter den Kindern nicht viel größer ist als sie außer denselben auch zu seyn scheint. Man sey also nur sorgfältig in der Wahl der Aufseher, und streng in der Aufsicht auf [277] die Verwaltung ihres Amts, so wird auch dieser Einwurf gegen die Findelhäuser wegfallen.

Ueberhaupt aber können die Findelhäuser den ausgebreiteten Nutzen noch nicht haben, den ich von ihnen erwarte. Sie sind zu selten, nur in einigen großen Städten, und zum Theil bloß auf die Aufnahme von eigentlichen Findelkindern eingeschränkt. Das Findelhaus aber sollte eine Zuflucht seyn nicht nur für verlässne Kinder unbekannter Eltern, sondern auch für das Kind, welches ein armes hilfloses Mädchen, das seinen Zustand durch ein beglaubigtes Zeugniß der Obrigkeit bestätigt, öffentlich und mit Bekanntmachung seines Namens und Aufenthalts bringt oder schickt, und sogar für die schwangere Weibsperson selbst, die keinen Ort weiß, wo sie ihr Wochenbette halten, und keine Mittel, wovon sie mit ihrem Kinde während des ersten hilflosen desselben leben soll. Arme Weibspersonen sollten daher (es versteht sich unter obrigkeitlicher Autorität) einige Wochen vor der Niederkunft in das Findelhaus gehen, und 4-6 Monate nach derselben darinnen bleiben dürfen. Während dieser Zeit arbeitet sie für das Haus, nach Verfluß derselben aber bleibt das Kind im Findelhause, und die Mutter sucht sich wieder zu erhalten, wie vorher. Dazu gehört aber, daß die Findelhäuser nicht so selten wären, wie sie jetzt sind, sondern daß wenigstens in jedem Amte und in jeder mittelmäßigen Stadt eins erbauet würde.

Aber solche Einrichtungen, zumahl wenn sie nach meinem Plan gar noch erweitert würden, kosten GELD, [278] VIEL GELD, wo soll dieses herkommen? FONDS anzuweisen bin ich nicht im Stande, und hier tritt wieder der Fall von dem ein, was ich in der

Vorerinnerung über die Ausführbarkeit gesagt habe. Der Minister kann wissen wie sein Herr denkt, wie er den Aufwand bey Hofe, im Kriegswesen und bey den Bedienungen einschränken, was er der Kammer und den Unterthanen zumuthen kann; aber kann ichs, wenn ich es auch von einem oder zwey Ländern wüste [sic], welches doch nur eigentlich für den Mann auf dem Platze möglich ist, auf meiner Studierstube von allen wissen, in welchen vielleicht der Fürst und seine Minister gern dem Kindermorde durch Gesetze und Anstalten Einhalt thun möchten? Und doch habe ich in meiner Abhandlung hin und wieder Winke gegeben, woher ein Theil eines solchen Fonds zu nehmen seyn möchte. Uebrigens muß niemand hier eine vollständige Ausführung der Materie von Findelhäusern erwarten, denn eines Theils fehlt es mir dazu, wie ich gern gestehe, an hinlänglicher Einsicht und Erfahrung, und abschreiben, was andere geschrieben haben, mochte ich nicht, andern Theils ist es hier nicht einmal nöthig, weitläufig von Findelhäusern, ihrem Nutzen und Schaden und ihrer Einrichtung zu reden, weil ich sie nicht als ein unentbehrliches Mittel, den Kindermord zu verhüten vorgeschlagen, sondern nur geglaubt habe, daß sie neben andern Mitteln dazu würksam würden und wer sie für nützlich hält, und welche errichten will, wird ihre Einrichtung nicht aus dieser Schrift lernen wollen.

[279] Zuletzt muß ich noch von der bisher gegen Kindermörderinnen gewöhnlichen und durch Kaiser KARLS 5. [sic] peinliche Halsgerichtsordnung festgesetzten TODESSTRAFE reden.<sup>31</sup> Die Frage von der Rechtmäßigkeit und Nothwendigkeit der Todesstrafen, von dem ersten stillschweigenden Grundvertrage und dessen Auslegung, von dem Uebertrag des beleidigten Theils, was der Nomade für Rechte gegen seinen Beleidiger habe, von den Endzwecken, die eine weise Gesetzgebung durch Strafen zu erhalten suchen soll, ob das, was vor 300. Jahren gut, nothwendig und nützlich war, es darum auch jetzt noch seyn muß, alle diese Fragen, so gern ich viel davon reden möchte, gehören nicht hieher, sondern nur die, ob die Todesstrafe als Mittel wider den Kindermord betrachtet, ein gutes, nützlich, zu diesem Endzweck, wirksames Mittel sey? Jederman sieht leicht, daß ich dabey die Rechtmäßigkeit der Todesstrafen weder behauptete, noch läugne.

Wenn die Todesstrafe wirken soll, so muß sie es durch Eindruck thun, den sie auf die Gemüther derjenigen macht, die sie ausüben sehen, indem sie dadurch andere von der Begehung des Verbrechens, das sie jetzt mit dem Tode bestrafen sehen, abschreckt. Ob sie dieß thut, davon will ich jetzt eines und das andere sagen. Wenn man die Menge von Zuschauern beobachtet, die sich allemahl auf den Richtplätzen versammeln, so wird man finden, daß die allermeisten aus Neugierde hingegangen sind, um die Feyerlichkeiten der Execution, die Fassung des Delinquenten und die Geschicklichkeit des Scharfrichters zu sehen, und ohne Rührung [280] und Eindruck weggehen, das nächste Wirthshaus besuchen, und da den kleinen Eindruck, den das, was sie eben gesehen haben, allenfalls ja gemacht haben könnte, zu ersäufen; daß die wenigsten von dem Verbrechen, welches sie itzt bestrafen sehen, unterrichtet

---

<sup>31</sup> Die *Peinliche Gerichtsordnung* Kaiser Karls V. von 1532 legte die Bestrafung einer überführten Kindsmörderin folgendermaßen fest: »Item wellichs weip jr kindt, das leben vnd glidmass empfangenn het, heimlicher bosshafftiger williger weise ertodet, Die werdenn gewonlich weis lebendig vergraben vnnnd gepfaelet. Aber darjnnen Verzweifellung zuverhüetten, Mogen dieselbigen vbellthaterin, jnn wellichem gericht die bequemicheit dess wassers darzu vorhandenn ist, ertrenckt werden; Wa aber sollich ubell oft geschehe, Wollen wir die gemellte gewonheit des vergrabens Vnnd pfaelenns umb merrer forcht willen sollicher bosshafftigen weiber auch zulassenn, oder aber das vor dem erdrenncken die vbellthaterin mitt gluenden Zangen gerissen werde, Alles nach Rat der Rechtverstendigen.« Zitiert nach Saße (1996); 209.

sind, auch wohl nicht einmahl oder höchstens nur aus flüchtiger Neugierde darnach fragen, und daß niemand, oder nur wenige, nur solche, die ohnehin tugendhaft sind, mit einer ernsthaften Betrachtung von dem Richterplatze weggehen. Die einzige Empfindung, die sich etwa äußert, ist Mitleiden mit dem Verbrecher, eine Empfindung, die zwar sehr natürlich und menschlich, aber doch diejenige nicht ist, welche der Gesetzgeber erregen wolte [sic]. Wie viele Beyspiele haben wir nicht, daß zu eben der Zeit, da ein Dieb gehängt wurde, unter den neugierigen Zuschauern Dosen, Uhren und Schnupftücher gestohlen worden sind? Wo bleibt da der von den Vertheidigern der Todesstrafe so hoch gerühmte Eindruck des Beyspiels, die gehofte Abschreckung anderer?

Viele Verbrechen, und meistens auch der Kindermord, werden so rasch begangen, daß der Verbrecher in dem Augenblicke gar nicht an die Strafe denkt; und wenn er daran denkt, und sich die Beyspiele von hunderten vorstellt, die er schon wegen eben dieses Verbrechens hinrichten sah, so wird ihn dieß schwerlich abhalten, weil er sich klüger und listiger dünkt, als diese hundert waren, und seine Anstalten so zu machen glaubt, daß es unmöglich ist, daß das Verbrechen [e]ntdeckt und der Verdacht auf ihn fallen sollte, und weil [281] die darauf gegründete Hofnung der Impunität, und der gegenwärtige Vortheil, den der Verbrecher aus seinem Verbrechen zieht, oder gewiß zu ziehen hoft, stärker würken, als der längst abgestumpfte Eindruck, den vollzogene Todesstrafen auf seine Seele gemacht haben, und deren Vorstellung ohnehin durch die Zeit dunkel und matt geworden ist; und bleibend müste ja doch dieser Eindruck seyn, wenn er nützlich seyn sollte.

Es sey mir erlaubt, eine Beobachtung anzuführen, welche hier wichtig scheint. In den Badischen Landen wird der Diebstahl gelind, und meistens nur mit dem Zuchthause, selten, sehr selten mit dem Strick, Mord und Kindermord hingegen, nach vorhergegangener äußerst genauen [sic] Untersuchung und Constatirung des Verbrechens, streng und allemal unfehlbar mit dem Schwerdte bestraft, und doch kommt der Fall des Mords und Kindermords verhältnißmäßig weit häufiger zu bestrafen vor, als der Fall des großen Diebstahls, denn wegen 5. Dukaten pflegt man heut zu Tage nirgends mehr gerichtlich zu morden, als in dem menschenfreundlichen, aufgeklärten, gefühlvollen Frankreich. Reisende werden wissen, wie sicher in den Badischen Landen, so wenig sie auch an einander hängen, die Straßen, und die Einwohner, wie selten und beynahe unerhört Einbrüche und Räubereyen sind. Woher diese Erscheinung, wenn der Eindruck des Beyspiels von so großem ausgebreiteten Nutzen ist, als man gemeinlich vorgibt? Und doch giebt es Weltweise, welche die Abschreckung anderer zum einzigen Zweck der Stra[282]fen machen wollen. Freylich sind die Anstalten, welche in den Badischen Landen zur Sicherheit der Straßen und Reinigung des Landes von liederlichem Gesindel eingeführt sind, so beschaffen, daß sie von allen Fürsten nachgeahmt zu werden verdienen.

Ueberhaupt wenn Beyspiele von so großem praktischen Nutzen wären, so müste wahrhaftig die Summe der Weisheit unter uns größer seyn, als sie wirklich ist. Wer nur einige Zeit in der Welt gelebt hat, der sieht – Vermahnungen anderer, die mehr Erfahrung haben, und die aus den Archiven der Geschichte gezogenen Beyspiele will ich nicht einmal in Anschlag bringen – unzählige Beyspiele von dem Schaden, den Thorheiten und Verbrechen nach sich ziehen, und doch bessern diese selbst gesehenen Beyspiele so selten. Der leichtsinnige Jüngling sieht vor sich und neben sich so viele, die sich selbst unglücklich machen, sieht die übeln Folgen der Ausschweifungen, der Verschwendung, des unrechten Gebrauchs seiner Zeit täglich vor Augen, und rennt dennoch, trotz aller Vermahnungen seiner Eltern und Freunde,

ins Unglück und Verderben. Das unbesonnene Mädchen sieht das Elend gefallner Weibspersonen, die unseligen Folgen des ersten aus Schwachheit gethanen Fehltritts an andern, sieht sogar, wie dieser unglückliche erste Schritt von Stufe zu Stufe zum Schafott führt, — und doch wachen Wenige behutsam genug über ihr Herz und über ihre Sinnlichkeit. Der üble Haushälter sieht täglich seine Mitgenoßen neben sich zu Grunde gehen, und geht doch auf [283] dem Wege zu Elend und Schande fort, auf welchem er jene verderben sah.

Und so ließen sich Beyspiele auf Beyspiele häufen, um zu zeigen, wie wenig Beyspiele fruchten. Keiner glaubt in dem Falle zu seyn. So auch der Verbrecher. Nicht die Gelindigkeit des Strafgesetzes verleitet ihn zum Verbrechen, denn er wird auch die gelindeste Strafe scheuen, sondern der Vortheil und die Hofnung [sic], unentdeckt zu bleiben.

Aus dem, was ich bisher gesagt habe, kann jeder leicht schließen, wie wenig ich geneigt bin, die Beybehaltung der Todesstrafe als Mittel wider den Kindermord anzurathen. Wäre sie ein würksames, wie selten müßte sein KARLS 5. Zeiten dieses Verbrechen in Teutschland seyn? — Aber soll denn der Kindermord ungestraft bleiben? Nein! Man sperre die Kindermörderinnen in Zucht- und Arbeitshäuser; doch so, daß die Kentniß [sic] ihres Verbrechens nicht mit ihnen in eine ewige Vergessenheit begraben, sondern von Zeit zu Zeit feyerlich erneuert werde, und lasse sie da unter angemessener Arbeit ihr Verbrechen bereuen, und durch Besserung und Arbeit dem Staate würcliche nicht eingebildete Genugthuung leisten, und fürchte bey klugem Gebrauch der von mir bisher vorgetragenen Mittel nicht, daß durch die Gelindigkeit der Strafe das Verbrechen des Kindermords, dieses die Menschheit so sehr empörende Verbrechen, möchte gehegt und vermehrt werden.

Freyherr von Zinck.

### 3

Autor: Friedrich von Zinck  
Datum: veröffentlicht 18. März 1795  
Quelle: *Intelligenzblatt zur Leipziger Allgemeinen Literatur-Zeitung* No. 28, 223.

#### Erklärung.<sup>32</sup>

Der Verfasser der Biographie des zu Coburg verstorbenen Geh[eimen] R[ats] Hofmann, in der 2ten Abteilung des Nekrologs auf das Jahr 1792., hat bey Gelegenheit eines unter der Verlassenschaft desselben gefundenen Patents eines Ordens der Sanftmuth und Versöhnung und einer dazu gehörigen sogenannten Lorenzo-Dose S. 51. den Wunsch geäußert, über diesen Orden und dessen Verbreitung in Italien und Sicilien nähere Nachrichten, und besonders darüber Auskunft zu erhalten, in wie fern der Hr. Prof. Jacobi zu Freyburg in [sic] Breisgau an der Stiftung eines solchen Ordens Antheil habe oder nicht.<sup>33</sup> Da ich im Stande bin, die gewünschte Auskunft aus des Hn. Prof. Jacobi eigenem Munde und mit seiner Einwilligung zu geben, so halte ich es für Pflicht, sie dem Hn. Herausgeber des Nekrologs und demjenigen Theile des deutschen Publikums, der sich etwa dafür interessiren möchte, hier in ihrer ganzen Authenticität mitzutheilen. Die Veranlassung zu einer menschenfreundlichen Verbindung unter wenigen Freunden ist aus Jacobi's Schriften in dem gedachten Aufsätze ganz richtig angegeben. Bald darauf benutzte kaufmännische Industrie den empfindsamen Einfall des an Geist und Herz gleich vorzüglichen Dichters zu einer einträglichen Speculation, man fabricirte vorzüg-lich in Hamburg und Frankfurt am Mayn Lorenzo-Dosen von mancherley Formen, und die Erfindung Jacobi's sank zur Mode des Tags herab. Auch ein Graf Solms ließ auf seinen Gütern ähnliche Dosen von Blech verfertigen, nur mit dem Unterschiede, daß auf dem untern inwendigen Theile derselben der Name: Jacobi stand. Der Hr. Professor erinnerte sich noch, eine solche Dose von dem Hn. Gr. v. Solms zugeschickt erhalten zu haben. Da Jacobi und seine Freunde sahen, daß das, was Anfangs nur Verbindung unter wenigen war, und seiner Natur nach seyn konnte, zum feilen Mode-Artikel herabgewürdigt wurde, da sie Lorenzo-Dosen oft in den Händen solcher Menschen fanden, mit denen sie in keiner näheren Verbindung stehen mochten, so gaben sie nach wenigen Jahren den Einfall ganz auf, legten ihre Lorenzo-Dosen auf die Seite, und ich zweifle sogar, daß Hr. Prof. Jacobi jetzt noch eine Dose von dieser Art besitzt; wenigstens erinnere ich mich nicht, seit meiner 10-jährigen Bekanntschaft mit diesem würdigen Manne jemals eine Lorenzo-Dose bey ihm gesehen zu haben. Daher war ihm die Nachricht, daß ein von ihm errichteter Orden der Sanftmuth und Versöhnung jemals existirt habe oder vielleicht noch existire, da ich ihm die Biographie des Geh. R. Hofmann aus dem Nekrolog vorlas, sehr befremdend,<sup>34</sup> und ich kann in seinem Namen versichern, daß er an der

---

<sup>32</sup> *Intelligenzblatt zur Leipziger Allgemeinen Literatur-Zeitung* No. 28, 18. März 1795.

<sup>33</sup> *Hofmann ... Lorenzo-Dose*: Johann Christian Hofmann (1739-1792), Consistorial-Präsident in Coburg; vgl. den anonymen Nachruf auf ihn in Schlichtegroll (1794), 37-51. Zur Lorenzo-Dose und dem „Orden der Sanftmuth und Versöhnung“ vgl. Aurnhammer (2004); zu Zincks „Erklärung“ 120.

<sup>34</sup> Vgl. Aurnhammer (2004), 116 (Fußnote 51): „Die Annahme, Jacobi habe diesen Orden nur aus Schlichtegrolls Nekrolog gekannt, wie seine Nachricht in der Werkausgabe nahelegt, ist irrig. Denn

Stiftung eines solchen Ordens, außer jenem in seinen Werken abgedruckten Briefe an Gleim auch den entferntesten Antheil nicht genommen habe, und daß ihm die Existenz desselben bis jetzt völlig unbekannt geblieben ist. — Wenn die Verbreitung desselben in Italien und Sicilien sich wirklich bestätigen sollte, so müssen, wenn nicht, wie im Nekrolog gemuth-maßt wird, ein anderer durch Yoriks Reisen auf denselben Gedanken gekommen ist, bloß die in Hamburg, auf den Gütern des Gr. v. Solms und anderswo fabricirten und durch den Handel bis nach Schweden und Liefland verbreiteten Dosen dazu die Veranlassung gewesen seyn.<sup>35</sup>

Fr. v. Zinck.

---

bereits am 21. Januar 1771 hatte Karl Daniel Küster aus Magdeburg Jacobi brieflich über den Coburgischen Lorenzo-Orden informiert und eine Abschrift der Ordensregel übersandt: ‚Da haben Sie die Regeln des Ordens der Sanftmuth und Versöhnung, deßen Stiftung Ihnen gewiß so angenehm seyn wird, als sie Ihrem Herzen Ehre macht. Denn Ihr Brief an Freund Gleim und Ihre Lorenz-Dose [sic] hat die Veranlaßung an die Coburgischen Edelempfindenden gegeben‘ (UB Freiburg: Nachlaß Jacobi IV B 1/2).“

<sup>35</sup> In Friedrich Schlichtegrolls *Nekrolog auf das Jahr 1793* erschien darauf, fast wörtlich Zincks *Erklärung* wiederholend, folgende „Berichtigung zum Nekrol. 1792. II, 51. die Lorenzo-Dosen und den dort erwähnten Orden betreffend. In dem Int[elligenz-] Bl[att] der A[llgemeinen] L[itteatur-]Z[eiung] 1795. Seite 223. erklärt Hr. v. ZINK, ein Freund des Dichters JACOBI, mit dessen Vorwissen Folgendes: Die Veranlassung zu einer menschenfreundlichen Verbindung unter wenigen Freunden ist aus Jacobi's Schriften im Nekrol. ganz richtig angegeben. Bald darauf benutzte kaufmännische Speculation den Einfall des edlen Dichters; man machte, besonders in Hamburg und Frankfurt a. M., Lorenzo-Dosen von mancherley Formen, und die Erfindung Jacobi's sank zur Mode des Tags herab. Auch ein Graf v. Solms ließ auf seinen Gütern ähnliche Dosen von Blech verfertigen, nur mit dem Unterschiede, daß auf dem untern inwendigen Theile derselben der Name JACOBI stand. Da Jacobi und seine Freunde sahen, daß das, was anfangs nur Verbindung unter Wenigen war, und seiner Natur nach seyn konnte, zum Mode-Artikel herabgewürdigt wurde, und da sie Lorenzo-Dosen oft in den Händen solcher Menschen fanden, mit denen sie in keiner nähern Verbindung stehen mochten, so gaben sie nach einigen Jahren den Einfall ganz auf und legten ihre Lorenzo-Dosen auf die Seite. Der Dichter Jacobi hat also niemahls etwas von einem Orden der Sanftmuth und Versöhnung gewußt, und versichert, daß er, außer jenem Brief an Gleim, auch nicht den entferntesten Antheil an dessen Stiftung habe. — Wenn die Verbreitung desselben in Italien und Sicilien sich wirklich bestätigen sollte, so müssen, wenn nicht, wie im Nekrolog gemuthmaßt wird, ein Anderer durch Yoricks Reisen auf denselben Gedanken gekommen ist, bloß die in Hamburg und anderwärts fabricirten und durch den Handel bis nach Schweden und Liefland, und also auch vielleicht bis nach Italien, verbreiteten Dosen dazu die Veranlassung gewesen seyn.“ Vgl. Schlichtegroll (1795), 420f.

Jacobis Freund und Biograph Joseph Albrecht von Ittner schildert die Episode im *Leben Jacobis* (1822) folgendermaßen (40-43): „Zwischen dem Zeitpunkt von dem Jahre 1769 bis 1771 muß ich der chronologischen Folge willen die Geschichte mit den sogenannten Lorenzo-Dosen einschieben, zu welchen Jacobi zufälliger Weise Anlaß gab. Er war bey seinem Bruder in Düsseldorf; sie lasen mit einander Yoriks empfindsame Reisen, und kamen auf die rührende Geschichte des Franziskaner-Bruders Lorenzo, welcher Yorik um ein Almosen ansprach, von ihm hart abgewiesen wurde, dann aber durch sein sanftmüthiges Betragen dem Engländer Reue über die empfindliche Bitterkeit einflößte, nachher zum Zeichen der Versöhnung eine schildkrötene Dose aus seiner | Hand geschenkt bekam und ihm die seinige von Horn überreichte. – Beyde Brüder wurden durch diese Geschichte, wie jeder, der sie liest, innigst gerührt, schauten einander stillschweigend an, und jeder entdeckte Thränen in dem Auge des andern. Der Greis Lorenzo schwebte ihnen vor, heiliger und ehrwürdiger als die stolzen Stifter so vieler berühmter Orden. Sanftmuth, unüberwindliche Geduld, Verzeihung der menschlichen Fehler, Verträglichkeit und Nachsicht mit den Verwirrungen der Welt, lehrte sie Lorenzo's Beyspiel. Das dadurch erweckte Gefühl war ihnen zu süß, um es nicht durch ein in die Sinne fallendes Zeichen festzuhalten. In dieser Absicht kauften sie sich hörnerne Tabacksdosen, und ließen den Namen Lorenzo darauf einlegen. Sie theilten einige derselben ihren Freunden mit, um, wenn je einer aus ihrer Gesellschaft sich durch Hitze überwältigen ließe, der andere ihm die Dose darbringen möge, als symbolische Erinnerung, auch bey der größten Heftigkeit zur sanften Mäßigung zurückzukehren. Eine solche Dose schickte nun der Dichter Jacobi | auch seinem Freunde Gleim nach Halberstadt, begleitet von einem Schreiben (vom 4ten April 1769). Bald darauf ward diese Epistel in

#### 4a

Autor: Johann Georg Jacobi  
Datum: 28. Januar 1792  
Quelle: Vossischer Musenalmanach für 1794, 130-135.<sup>36</sup>

#### *An den Punschlöffel des Barons von \*\*.*

*(In einer Punschgesellschaft, welche sich wöchentlich bei dem Baron versammelt, und worin man zuweilen mit Endreimen und ähnlichen Musenspielwerken sich belustigt, bekam ich obiges Thema zu einem Gedicht, und folgende Worte, um sie hineinzubringen: Kolibri, Elefantenrüssel, Tanne, Distel, Demant, Maulwurf, Mohr Auster, Krug, Puppe, Schifstaue, Harlekin, Herkules, Priesterrock, Sonnenschirm, Eulenspiegel, Zigeuner, Würfel, Venus, Skapulier.)*

*Freiburg, den 28. Jänner 1792*

*Du kleines Meisterstück von kunstgeübter Hand,  
Das Komus einst, der Gott des Festgelags, erfand,  
Das in die wonnereiche Schale,  
Worin der Britten Nektar gährt,  
5 Auf jeden Wink hinunterfährt,  
Dann unsre Becher füllt beim nächtlich trauten Mahle!  
Du bist des Lobgesangs der Freudenkenner werth.  
Kaum sehen wir dich in die Fluten tauchen,  
Und, wann du wiederkehrst, vom Göttertranke rauchen;  
10 So wallt geschwinder unser Blut,  
So öffnet sich das Herz, und alles dünkt uns gut,  
Und schön, und voller Harmonie,  
Vom Maulwurfshügel bis zum Gipfel  
Der Alpen, von der Tanne Wipfel  
15 Zur niedern Distel hin, vom bunten Kolibri*

---

dem Hamburger Correspondenten abgedruckt. Wie erstaunte Jacobi nicht, als, gleich nach ihrer Erscheinung, fast alles, was sich zur feinern Welt rechnete, zumahl in Ober- und Niedersachsen, nach einer Lorenzo-Dose sich umsah. Die Drechsler fanden den Einfall für ihren Erwerb vortrefflich; mehrere Kaufleute machten daraus eine Sache der Spekulation, und bald wurden die hörnernen Dosen nicht nur durch ganz Deutschland, sondern auch bis nach Dänemark und Liefland als Handelsgegenstand versendet. Ein deutscher Reichsgraf, wie Jacobi in einer Note bey der Zürcher neunten Ausgabe seiner Werke anführt, ließ sogar das Eisenblech, das ihm seine Bergwerke lieferten, zu Lorenzo-Dosen verarbeiten. Jetzt erkannte erst Jacobi seine Schwärmerey, in welcher er versprochen hatte, jedem, der ihm eine solche Dose darbioten würde, brüderliche Vertraulichkeit zu beweisen. Er fieng an einzusehen, wie geschwind dergleichen Symbole | ihre wahre Bedeutung verlieren, und endlich in eiteln Modetand ausarten.“

<sup>36</sup> *Musalmanach für 1794, herausgegeben von Joh. Heinr. Voß, Hamburg (Bohn) [1793]. Neudruck in Sämtliche Werke, Bd. 4, Zürich 1819, 217-222; die bereits im Erstdruck anonymisierte Widmung ist dort ganz weggefallen, gleichfalls die erläuternde kurze Einleitung.*

Hinauf zum stolzen Elefanten,  
 Der Tod und Untergang im mächtgen Rüssel trägt.  
 Da gnügt uns wenig; kein eitles Wünschen regt  
 Im stillen Busen sich. Paläste von Demanten,  
 20 Die lassen wir der Feenwelt,  
 Und seine Mohren und Trabanten<sup>37</sup>,  
 Dem, welcher nur zum Prunke Tafel hält,  
 Der feierlich, um angegafft [sic] zu werden,  
 Mit theatralischen Gebehrden  
 25 Bei Chierwein<sup>38</sup> und Austern sitzt,  
 Indeß sein goldner Stern dem Gast ins Auge blitzt [sic].  
 Wir schmausen nicht mit ihm; wir lagerten uns lieber  
 Ins ofne [sic] Feld, dem Schnitter gegenüber,  
 Der, neben schlechter Kost, nach seinem Krüge greift,  
 30 Und frohes [sic] Sinnes dann sich selbst ein Liedchen pfeift.

Hier aber ist uns wohl, bei unsern Bacchanalen,  
 Wann zwischen dampfenden Pokalen  
 Die seligste Vergessenheit,  
 In leichter Scherze Chor, uns zum Genusse weihet!  
 35 Hier blicken wir, mit sorgenloser Miene,  
 Hinweg von Hof und Stadt, von der gemalten Bühne,  
 Wo Puppen sich, geschminkt, an ihren Fäden drehn.  
 Was kümmern uns die Harlekine,  
 Die wichtig auf und ab in Fürstensälen gehn?  
 40 Die Pierrots, die da am Ruder stehn,  
 Und, wird es ihnen schwer, das große Schif [sic] zu lenken,  
 Nach Eulenspiegels Art an neues Tauwerk denken?<sup>39</sup>  
 Mag Biedersinn und Männermut  
 Oft gegen feile Schmeichlerbrut  
 45 Umsonst für Recht und Wahrheit zeugen,  
 Und weil das Kriechen Wunder thut,  
 Sich Feldherrnstab und Bischofshut  
 Vor Sonnenschirm und Fächer beugen!  
 Mag immer noch der finstre Schwarm  
 50 Des Aberglaubens Länder schrecken,  
 Und gegen eines Herkuls Arm  
 Mit Priesterrock und Skapulier sich decken!  
 Was kümmerts uns? Wir schauen vor uns hin,  
 Und heben hoch das Glas, und achten für Gewinn,

<sup>37</sup> Trabanten: Leibwächter.

<sup>38</sup> Chierwein: Wein von der Insel Chios galt im römischen Altertum als sehr kostbar. Bei Horaz in der Satire II, 8 wird er an der Tafel eines reichen Angebers gereicht (v15).

<sup>39</sup> Eulenspiegels Art ... Tauwerk: Möglicherweise Anspielung auf die 3. Historie in *Ein kurtzweilig lesen von Dyl Vlenspiegel* (1515) in welcher Till beim Seiltanzen in die Saale stürzt, und unter dem Gespött der Zuschauer „gedacht [...] wie er i[h]n[en] das wider vergelten und sie bezalen wolt“; worauf er sich für seinen nächsten Seiltanz einen Streich ausdenkt (4. Historie), an dessen Ende die Zuschauer sich um ihre Schuhe prügeln. Der Pierrot aus v40 wäre dann als Fürst zu verstehen, der, charakterlich unreif, aus der Langeweile der Staatsgeschäfte heraus darauf sinnt, wie er sich für angenommene Schmähung rächen bzw. durch Schaffung eines Konflikts divertieren könnte.

55            *Was uns die Götter jetzt verleihen.<sup>40</sup>*  
*An diese Freude wird sich auch zukünftge reihen;*  
*Die schlaueste Zigeunerin*  
*Weiß nicht so schön als wir zu profezeihen,*  
*Wann Dichtergeist empor aus jedem Becher steigt,*  
60            *Und Hofnung [sic] in die Fern' auf Blütenknospen zeigt.*

*Laß günstig, oder nicht, des Schicksals Würfel fallen!*  
*Uns bleibt genug; es bleibt des Frühlings ganze Pracht,*  
*Der Hain mit seinen Nachtigallen,*  
*Der Venus holder Stern in kühler Sommernacht,*  
65            *Und wann Autumnens Hauch die Fluren kahler macht,*  
*Der fruchtbeladne Zweig und reife Purpurtrauben.*  
*Will endlich Boreas das letzte [sic] Blättchen rauben;*  
*Seis ihm gegönnt! Alsdann versammeln wir,*  
*Ihm Trotz [sic] zu bieten, uns bei dir,*  
70            *Mit dem mein Lied begann! Da gehts nach alter Weise;*  
*Du schöpfest aus dem Freudenquell;*  
*Die Winternächte werden hell;*  
*Und Dank und Jubel tönt im liebevollen Kreise.*  
*J. G. Jacobi*

#### 4b

Autor: Friedrich von Zinck  
Datum: veröffentlicht November 1795  
Quelle: *Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks*, November 1795, 489f.

#### **An Herrn Professor Jacobi.**

Nach dem Horaz *Carm.* I. 9.

IM DECEMBER 1794.

Sieh, wie bedeckt mit Schnee der Feldberg glänzt!  
Des hohen Schwarzwalds hundertjäh'ge Tannen  
Die Last kaum tragen, die die grünen Wipfel  
Zur Erde beugt, und wie die wilde Treysam  
5            Durchs Treibeis schwach mit trägen Fluten schleicht!

Laß, Theurer, uns beym traulichen Kamine,  
In dem der Stamm der festen Buche kracht,  
Des Winters Grimm verspotten, und vom besten

---

<sup>40</sup> *und achten für Gewinn ... verleihen*: direkte Anspielung auf Horaz' Ode I, 9 (die „Soracte-Ode“), v14f: „quem fors dierum cumque dabit, lucro / adpone“; und jeden Tag, den das Schicksal dir schenken will, dem Gewinne zähle ihn zu.

10 Zehnjähr'gen Wein, den Lauffen wachsen sah,  
Den frohen Freundschafts-Becher sorglos füllen.  
Was, Freund, was kümmert uns der Krieg? — Ihn wird  
Gott enden. — Wie? — Dies sey ihm heimgestellt! —  
Denn er gebeut den aufgebrachten Wogen,  
Er winkt, und schweigen muß der Stürme Wuth,  
15 Und ruhig gleitet wieder durch die Wellen  
Auf stiller Bahn das Schiff, die schlanke Pappel  
Bewegt sich leis' im Glanz des Sonnenscheins.

Uns, Freund, soll nie der Zukunft Dunkel ängsten,  
Wir wollen weise seyn, und jeden Tag  
20 Genießen, den die Vorsicht<sup>41</sup> uns gewährt.  
Noch sind vom Alter für der Liebe Freuden  
Die Herzen uns nicht abgestumpft; noch ist  
Für muntre Tänze nicht der Fuß zu schwach.

So laß dem ehrenvollen Silberhaare  
25 Des Greisen-Alters uns entgegen gehn!  
Im May soll uns die monderhellte Nacht  
Auf grüner Flur in süße Träume wiegen;  
Jetzt, wo der Winter aus dem kahlen Hain  
Die Wonne weggescheucht, jetzt wollen wir  
30 Die Mädchen, die, muthwillig neckend, dies  
Und das sich lächelnd in die Ohren flüstern,  
Belauschen, Pfänder uns und Küsse rauben;  
Und schenkt Hygea Kräfte, schenkt Apoll  
Uns Witz, und dann der Britten Nectar, Punsch,  
35 Gott Comus<sup>42</sup>; o so kürzen wir mit Scherz  
Und Rundgesang den langen Abend uns.

Friedr. von Zinck.

---

<sup>41</sup> *Vorsicht*: hier i. S. v. „Vorsehung“.

<sup>42</sup> *der Britten Nectar ... Comus*: wörtliche Anspielung auf J. G. Jacobis Gedicht „An den Punschlöffel. Im Januar 1792“ (Sämtliche Werke, Bd. 4, Zürich 1819; 217-222), vv1-6: „Du kleines Meisterstück von Kunstgeübter Hand, / Das Comus einst, der Gott des Festgelags, erfand, / Das in die Wonnereiche Schaale / Worin der Britten Necktar gährt, / Auf jeden Wink hinunter fährt, / Dann unsre Becher füllt beym nächtlich trauten Mahle! [...]“; 217.

5

Autor: Johann Georg Jacobi, Friedrich von Zinck  
Datum: veröffentlicht 1796  
Quelle: *Taschenbuch von J. G. Jacobi und seinen Freunden für 1796*, Königsberg und Leipzig, 3-19.<sup>43</sup>

**An den Freiherrn von Zink**  
in Emmendingen am 8. Jänner 1795.

Indeß, o Freund, im harten Gleise  
Durchs öde Thal Dein Wagen rollt,  
Dank ich der Sonne, die so hold  
Herab auf Deine Winterreise  
5 Vom Wolkenfreyen Himmel blickt,  
Und selbst den rauhen Jänner schmückt.  
So grüßet sonst, nach alter Weise,  
Sie den zufriednen Pflüger nur,  
Wenn auf die neubelebte Flur  
10 Ein warmer Frühlingstag ihn winkt,  
Und er ins Joch die Stiere zwingt,  
So nur das Mädchen, das im Kreise  
Der Hirten junge Blumen bricht,  
Mit Birkenlaub den Hut umflicht,  
15 Den Stab mit duftenden Violen;  
Dem aber gilt ihr Lächeln nicht,  
Der, Zins und Zehnten einzuholen,  
Wie Du, von Dorf zu Dörfchen eilt,  
Und Körner mißt, und Scheffel theilt,  
20 Und vor Gewicht und Maß und Zahlen  
Den blauen Himmel und die Strahlen  
Der Sonne kaum bemerkt — doch nein!  
Dir glänzet jetzt im Morgenschein  
Der zu Crystall gewordne Hain  
25 Nicht minder herrlich; Dich begleiten  
Die Lieblingssänger der Geweihten,  
Horaz und Uz und Hagedorn;  
Auch wartet auf Dein zehntes Korn  
Schon manche Wittwe, manche Waise:  
30 Wie sollten nicht bei ihrem Flehn  
Gelindre Lüfte Dich umwehn?  
Was gut ist, segnet Deine Reise,  
Weil, wo Du erndtest, Frucht und Wein  
Dem Dürftigen, wie Dir, gedeihn;  
35 Indessen Priester und Leviten

---

<sup>43</sup> Neudruck (passim) in Friedrich Schlichtegroll (Hg.), *Nekrolog der Teutschen für das neunzehnte Jahrhundert*, Gotha (Perthes) 1803 (2. Jahrgang), 53-63; sowie in *Johann Georg Jacobi's Gedichte*, Bd. 2, Wien (Bauer) 1818, 147-154.

Oft durch die reichsten Felder gehn,  
 Wo sie, umwallt von tausend Blüten,  
 Nichts als die zehnte Garbe sehn,  
 Und Brüder, die verlassen stehn,  
 40 An den verweisen, der den Raben  
 Alltäglich ihre Kost bescheert;<sup>44</sup>  
 Selbst aber, am besetzten Heerd,  
 Kein Brodt, den Hungrigen zu laben,  
 Kein Oel für fremde Wunden haben.<sup>45</sup>  
 45 Noch einmal, Freund, der Sonne Preis  
 Und Dank! und über Schnee und Eis  
 Dir eine frohe Wiederkehr!  
 Daß Dein Getraide nicht zu sehr  
 Der Scheune vollen Boden drücke;  
 50 Dein Becher den Betrübten mehr  
 Noch als den Ehrengast erquicke;  
 Verschämter Armuth Deine<sup>46</sup> Thür  
 Sich leiser öffne, hinter ihr  
 Das Mitleid harre, das verborgen  
 55 Sein Werk verrichten will: dafür  
 Hilft Deine Gattin treulich sorgen.  
 Ihr Glücklichen! O gönnet mir  
 Die Lust, in meinem Winkel hier  
 An Eurem Glücke mich zu weiden!  
 60 Mir schenkte nichts von Euren Freuden  
 Das Schicksal; nicht ein Stückchen Feld,  
 Das ich umzäune, wo ich pflüge;  
 Kein Plätzchen in der weiten Welt,  
 Zum Grasen nur für eine Ziege.  
 65 Was soll mir, bei des Nachbars Noth,  
 Mein wenig angekauftes Brodt?  
 Nicht einen Trunk von eignen Reben  
 Kann ich dem müden Pilger geben,  
 Und Kindern, welche, vaterlos,  
 70 Am Schleedorn ihren Hunger stillen,  
 Nicht, wann der Apfel reift, den Schooß  
 Mit Früchten meiner Bäume füllen.  
 Um dieser bessern Freude willen  
 Ward ich versucht, mir Euer Loos,  
 75 Mit Euren Zehnte<sup>47</sup>, klein und groß,

<sup>44</sup> *der den Raben ... ihre Kost besichert*: neben dem Bild des Raben, der bei der Nahrungssuche nicht wählerisch sein muß, weil er sich selbst von Aas ernähren kann, soll hier wohl auch die biblische Episode von Elija anklingen, der auf Geheiß Gottes am Bach Kerit von Raben ernährt wurde, welche ihm täglich Brot und Fleisch brachten; 1. Kön. 17, 2-6.

<sup>45</sup> *Indessen Priester und Leviten ... kein Oel für fremde Wunden haben*: deutliche Anspielung auf das Gleichnis vom barmherzigen Samariter; Lk 10, 25-37.

<sup>46</sup> Im Neudruck, Wien (Bauer) 1818, „verschlimmbessert“ zu „Deiner“.

<sup>47</sup> Im Neudruck, Wien (Bauer) 1818, korrigiert zu „Zehnten“. Zinck hatte Zehntansprüche in Bamlach, heute ein Stadtteil von Bad Bellingen. Zudem erhielt er eine Weinabgabe aus Bötzingen am

Mit Euren Hügeln voller Trauben,  
 Und endlich Haus und Gartenlauben  
 Und Wiesenwachs, und mancherley  
 Zu wünschen; heimlich schlich dabei  
 80 Der Wunsch ins Herz, von Kummer frey,  
 Mein Knäblein stattlich zu erziehen.  
 Mit diesen raschen Phantasien  
 War quälende Begierde da,<sup>48</sup>  
 Und Fried' und Ruhe wollten fliehen.  
 85 Die wichen schon; bald aber sah,  
 Beneben meiner kleinen Habe,  
 Genügsamkeit mich wieder an,  
 Und nickte freundlich, und begann  
 Mir vorzuzählen jede Gabe  
 90 Des guten Himmels; fragte dann:  
 Ob Wünschelruth und Talisman  
 Wenn sie mit Schätzen mich umringten,  
 Mir Häuser bauten, Aecker düngten,  
 Und meinem Söhnchen<sup>49</sup> ohne Müh  
 95 Ein Erbgut zauberten; ob sie  
 Mich, aller Sorgen, aller Bürden  
 Entledigt, mehr beglücken würden,  
 Als jetzt mein goldner Mittelstand?<sup>50</sup>  
 Ob die Bedrängten nicht, bekannt  
 100 Mit meiner Schwelle, traulich kämen,  
 Und aus des heitern Gebers Hand  
 Ihr Scherflein ohne Seufzer nähmen?  
 Ob nicht, wo Einfalt redlich wohnt,  
 Das Morgenroth, der sanftre Mond  
 105 Die weißen Wände schöner mahlte,  
 Als im Gemach von Cedernholz  
 Den Purpur-Teppich, welcher stolz  
 Dem Sonnenglanz entgegen prahlte?  
 Und ob der marmorne Pallast,  
 110 Der kaum des Hausraths Menge faßt,  
 Dem Reichen jene Freuden brächte,  
 Die, still und häuslich, nur die Rechte  
 Der kleinern Wirtschaft sind; die oft  
 Mit mir, der wenig hat und hofft,  
 115 Mein Weibchen unbefangen theilet,  
 Weil sie bei dem, was früh und spät,  
 Ihr Fleiß erwirbt, zufrieden weilet;  
 Ein unbedeutendes Geräth,

---

Kaiserstuhl. Er besaß neben dem Haus an der heutigen Karl-Friedrich-Straße in Emmendingen noch ein Gartenhaus auf dem dahinterliegenden Burgberg sowie Matten und Wiesen.

<sup>48</sup> *quälende Begierde*: Paraphrase von Horaz' Ode III, 16, v17f.

<sup>49</sup> *meinem Söhnchen*: Fritz Jacobi (\*1792)

<sup>50</sup> *goldner Mittelstand*: die sprichwörtliche Horazische „aurea mediocritas“ (Ode II 10, v5 – die Mitte des zweiten Odenbuches).

120 *Das eckler Modegeist verschmählt,  
 In unsrer Hütte kindlich schätztet,  
 Am Wasserbecher sich ergötzet,  
 Den lächelnd sie zum ersten Mahl  
 Auf die bescheidne Tafel setzt,  
 Und wenn der silberne Pokal*  
 125 *Von meinem Gleim ihr festlich blinket,<sup>51</sup>  
 Sich reich an Kostbarkeiten dünket,  
 Wie ein Lucull<sup>52</sup> im Göttersaal?*

130 *Mich schalt, o Freund, bei jeder Frage  
 Mein Herz; doch war die Reue süß,  
 Wie einem Jüngling, der die Klage  
 Des Mädchens hört, das er verließ;  
 Der seinen kurzen Wahn verschwöret,  
 Zurück zu der Geliebten kehret,  
 Und den gebrochnen Bund erneut.*  
 135 *Mit dieser wonnevollen Reue  
 Umarmt' ich wieder die getreue  
 Stets lohnende Genügsamkeit.  
 Seitdem hab' ich durch Wünsche nimmer  
 Das heilige Gelübd' entweicht,*  
 140 *Zu dienen ihr, die, ohne Schimmer,  
 In wenigem uns alles beut;  
 Zu hangen fest an ihrem milden  
 Holdsel'gen Blick, auf ihren Ton  
 Zu horchen, und mein Knäblein schon*  
 145 *Beim Kinderspiel für sie zu bilden.  
 Du kennest, Freund, den kleinen Wilden,  
 Wie er auf seinem Schaukelpferd  
 Die Welt vergißt, nichts mehr begehrt,  
 Und wenn sein Roß sich nicht bequemet,*  
 150 *Den hölzernen Bucephalus<sup>53</sup>,  
 Ein zweiter Alexander, zähmet;  
 Wie dann, im vollsten Genuß,  
 Mit frohem, lauten Ungestüm  
 Er hoch die Geißel schwingt, und ihm*  
 155 *Das Auge glüht, die Locken fliegen!  
 O dieses Auge darf nicht lügen,  
 Und könnt' es sich ein Rittergut  
 Erheucheln; dieser freye Muth  
 Sich knechtisch nicht in Fesseln schmiegen.<sup>54</sup>*

<sup>51</sup> Fußnote im Original: „Ein Pathen-Geschenk meines Freundes.“

<sup>52</sup> *Lucull*: Lucius Licinius Lucullus (ca. 117-ca. 57 v. Chr.), römischer Politiker und Feldherr, der seinen in den Kriegen gegen den pontischen König Mithridates IV. erworbenen Reichtum in sagenhafter Üppigkeit genossen haben soll.

<sup>53</sup> *Bucephalus*: Boukephalos, (griech. »der Stierköpfige«) das legendäre Schlachtroß Alexanders des Großen.

160            *Daß aber eitler<sup>55</sup> Größe Schein,  
Selbst der von Thronen, nicht ihn blende,  
Daß kein<sup>56</sup> gedungnes JA und NEIN  
Des Jünglings reine Seele schände,  
Soll den noch unverdorbnen Sinn*

165            *Mein stiller Gang durchs Leben hin  
Im engen Häuschen täglich lehren,  
Der unzufriednen Laune wehren,  
Durch Arbeit mäßigen Gewinn  
Sich schaffen, dulden und entbehren.*

170            *Dann wird er einst, obgleich für ihn  
Kein Baum und keine Saaten blühn  
Sich des von Lustgesang durchtönten  
Kornreichen Thals mit andern freun,  
Begütert ohne Zins und Zehnten*

175            *Und, wie sein Vater, glücklich seyn.<sup>57</sup>*

J.G.J.

#### **Antwort.<sup>58</sup>**

Ja, Freund, das stille Glück des häuslich frohen Lebens –  
Dies einzig wahre Glück! – schenkt nur Genügsamkeit<sup>59</sup>:

---

<sup>54</sup> Im Neudruck, Wien (Bauer) 1818, ist der Punkt durch ein Komma ersetzt, der Satz wird weitergeführt.

<sup>55</sup> *Daß aber eitler*: im Neudruck, Wien (Bauer) 1818: „Damit der eiteln“.

<sup>56</sup> *Daß kein*: im Neudruck, Wien (Bauer) 1818: „Nie ein“.

<sup>57</sup> *Begütert ohne Zins ... glücklich seyn*: Umkehrung eines Verses in Horaz' Ode 3, 16, v28, wo das Horten von Reichtümern dazu führt, besitzlos zu werden inmitten reichen Besitzes: „magnas inter opes inops“. Im Neudruck, Wien (Bauer) 1818: „Und ohne Zins und ohne Zehnten / So, wie sein Vater, glücklich seyn“.

<sup>58</sup> Auf die Zusendung des Manuskripts von Jacobis Epistel antwortete Zinck im Brief vom 16. März 1795 (Brief Nr. 97): „Eine poetische Antwort auf Ihre so gefällige Epistel vom 8ten Jänner steht schon halb auf dem Papier, und halb schlummert sie noch als Embryo in meinem Kopfe. Nehmen Sie einstweilen meinen herzlichen prosaischen Dank dafür an. Sie haben meinem Geist und meinem Herzen eine größere Wohlthat damit erwiesen, als Sie sich vielleicht vorstellen. Es hatte sich meiner Seele ein solcher Stumpfsinn bemächtigt, daß ich zu allem, wozu Seele gehört, fast ganz unfähig war; Ihre Epistel hat mich auf einmal herausgerißen, und meinem Geiste neue Thätigkeit gegeben, und meinem Herzen, das so oft verkant wird, und darüber fast mißmuthig geworden wäre, that es unaussprechlich wohl, von einem Manne, wie Sie sind, von einem so guten Manne, gekannt und geschätzt zu seyn.“ Im Neudruck, Wien (Bauer) 1818, 154, hier eine zusätzliche Fußnote: „Ich glaube es dem Andenken meines verstorbenen Freundes so wohl, als meinen Lesern, schuldig zu seyn, daß ich die poetischen Episteln des Herrn von Zink [sic] an mich, die sich in keiner gedruckten Sammlung befinden, unter meinen Schriften aufbewahre.“

<sup>59</sup> *einzig wahre Glück ... Genügsamkeit*: Indem er Jacobis Nennung der Genügsamkeit aus v138 seines poetischen Briefs aufnimmt und so die inhaltliche Brücke zu diesem schlägt, spielt er auch auf die Eingangspassage von Friedrich von Hagedorns Gedicht „Die Glückseligkeit“ an; dort heißt es gleich zu Anfang (vv1-4) „Es ist das wahre Glück an keinen Stand gebunden: / Das Mittel zum Genuß der schnellen Lebensstunden, / Das, was allein mit Recht beneidenswertig heißt, / Ist die Zufriedenheit und ein gesetzter Geist.“ Es ist unwahrscheinlich, daß Jacobi diese Anspielung auf eines der populärsten Gedichte des von ihm in v27 als „Lieblingssänger der Geweihten“ namentlich erwähnten Hagedorn nicht bemerkt hat.

5 Wem diese Tugend fehlt, der sucht vergebens  
 In dem, was Ueberfluß und Rang und Ehre beut,  
 Wohlthätige Zufriedenheit.  
 Sie würzt die magre Kost des Armen,  
 Sein spärliches Kartoffelmahl  
 Mit Wohlgeschmack, der oft den Schüsseln ohne Zahl  
 Auf Königstafeln fehlt; sie läßt sein Herz erwarmen  
 10 In seiner Kinder Kreis, in seiner Gattin Armen.  
 Und Du, beim seligen Gefühl  
 Der Wonne, die sie giebt, bei Deinem Saitenspiel,  
 Du könntest Reichere beneiden? —  
 Schenkt Reichthum wohl die reinen Freuden,  
 15 Die Dir Dein Geist, Dein Herz, Dein kleiner Fritz  
 gewährt?  
 Hat für Dein Vaterherz wohl etwas größern Werth,  
 Als des geliebten Wildfangs Jubeln,  
 Sein kindlich frohes Thun, die Unbefangenheit,  
 Mit welcher er sich seiner Suppe freut,  
 20 Und Rosen unbewußt auf Deine Pfade streut? —  
 Mit Diamanten und mit Rubeln  
 Erkaufet Rußlands Herrscherinn<sup>60</sup>  
 Nicht dies Gefühl, nicht diesen heitern Sinn!  
 Was gilts, ich sehe Dich, so ungeübt im Reiten  
 25 Du bist, mit Claudius und mit Agesilas,<sup>61</sup>  
 Im Schritt, Galopp, und Trab' und Paß  
 Den kleinen Reuter noch begleiten?  
 Nicht wahr? ein Ritt mit Deinem Fritz  
 Beglückt Dich mehr, als Haus und Garten,  
 30 Als Zins und Zehenden, und als ein Rittersitz?  
 Die höhern Freuden, die noch künftig Dich erwarten,  
 Wenn sein Gefühl, sein Geist sich nach und nach enthüllt,  
 Beim Anblick der Natur des Jünglings Busen schwillt,  
 Wenn seine Seelen-Kräfte reifen,  
 35 Und seine Kenntnisse sich häufen,  
 Wenn er, geführt von Deiner Hand,  
 Das alte Latium, das alte Griechenland  
 Durchheilt, mit ihren Schätzen sich bereichert,  
 Und in dem Hochgefühl der eignen Geistes-Kraft  
 40 Sein kleines Glück, als Mann, sich lieber selber schafft,

<sup>60</sup> *Rußlands Herrscherin*: Sophie Auguste Friederike von Anhalt-Zerbst (1729-1796), als Katharina II. (die Große) ab 1762 Zarin von Rußland.

<sup>61</sup> Fußnote im Original: „Agesilaus, König der Spartaner. Weniger als die Anekdote, auf welche hier angespielt wird, ist vielleicht eine ähnliche von dem König Heinrich IV. von Frankreich bekannt, welcher einmahl von einem Gesandten in der Beschäftigung überrascht wurde, daß er sich selbst seinen Kindern zum Reitpferde lieh, und da er von dem Gesandten, auf die Frage, *ob er Gatte und Vater sey, eine bejahende Antwort erhielt, mit den Worten: Nun dann noch einen Ritt!* das Kinderspiel fortsetzte.“ Die Anekdote von Agesilaos hat Zinck höchstwahrscheinlich Wielands *Musarion* entnommen, wo sie mit der gleichen französischen Namensform (»Agesilas«) gleich zu Beginn des zweiten Buches erzählt wird. In Jacobi (1818) nur der erste Satz.

Als vor den Großen kriecht, und dummen Gönnern  
räuchert,  
Die Freuden sind wohl mehr als jene Schätze werth,  
Womit ein Arouet sein stolzes Ferney schmücket,<sup>62</sup>  
Als alle Pracht, mit der ein Königssaal entzückt,  
45 In dem ein feiler Schwarm Despoten oft verehrt.

Sey unbesorgt, o Freund, um Deines Söhnchens Glück!  
Er wird Genügsamkeit an Deiner Seite lernen,  
Und nach der Höfe Glanz, nach Ordensbändern, Sternen,  
Und goldnen Schlüsseln<sup>63</sup> sehn, mit ungetrübtem Blick.  
50 Laß immer ihn nicht Rittergüter erben,  
Laß, wenn das Schicksal will, ihn arm, wie Butler<sup>64</sup>,  
sterben;  
Wird ihm zum Erbtheil nur Dein Herz,  
Und Deiner Muse leichter Scherz,  
So wird er gern den Rath der Weisheit hören,  
55 Und, was der Zufall ihm mißgönnt, vergnügt entbehren.

Wie glücklich, theurer Freund, ist nicht Dein Vaterherz!  
Du weinst, und lächelnd scheucht Dein Fritz den kurzen  
Schmerz,  
Dich freut ein kleines Glück, er wird es mit Dir theilen,  
Und in den offenen Arm mit Lustgeschrey Dir eilen.  
60 Du Glücklicher! beneiden sollt' ich Dich;  
Wie überschwenglich reich bist Du nicht gegen mich!  
Mich weckt zu seligen Gefühlen  
In meiner stillen Einsamkeit  
Kein kindisches Geschwätz, das sich bei muntern Spielen  
65 Des jugendlichen Daseyns freut,  
Und unbemerkt hinweg die finstern Sorgen plaudert,

---

<sup>62</sup> *Arouet ... Ferney*: François-Marie Arouet, gen. Voltaire (1694-1778), kaufte sich, nachdem er mit Spekulationsgeschäften ein großes Vermögen gemacht hatte, als Alterssitz Schloß und Dorf Ferney (heute Ferney-Voltaire) nahe dem Genfer See. Die Verwendung von Voltaires bürgerlichem Namen unterstreicht, daß Zinck in dem zur Schau gestellten Reichtum ein Verhalten sieht, das des Philosophen nicht würdig ist.

<sup>63</sup> *goldnen Schlüsseln*: als Rangabzeichen eines Kammerherrn

<sup>64</sup> *arm wie Butler*: Über den englischen Dichter Samuel Butler (1612-1680) findet sich eine Mitteilung von K. S. Kramer in der *Deutschen Monatsschrift* (1791.II), 358: „Es ist eine bekannte Anekdote, daß BUTLER, der berühmte Verfasser des *Hudibras*, Hungers gestorben ist, ob er gleich ein Mann von außerordentlichem Witz und Einbildungskraft war, und wegen seiner Verdienste ein besseres Schicksal verdient hätte. — Aber, — welches weniger bekannt ist, — seine große Armuth war die Folge seines Stolzes und seiner Thorheit. Seine Dürftigkeit war zu bekannt, als daß er sie vor seinen Freunden hätte verbergen können, und dennoch ging sein Stolz so weit, daß es unmöglich war, ihn zur Annahme einer Unterstützung zu bewegen, und wenn dieß auch auf die freundschaftlichste und schonendste Art geschah. — Einer seiner Bekannten, der ein ansehnliches Vermögen besaß, steckte ihm eines Abends bey einem Glase Wein unvermerkt eine Börse mit hundert Guineen in die Tasche. Butler hatte nichts gemerkt; als er aber am andern Morgen die Börse fand, so ward er unruhig. Er erinnerte sich der Gesellschaft, in der er gestern gewesen war, und schloß, daß ihm niemand anders die Summe gegeben haben könne, als sein gestriger Wirth. Er ging augenblicklich zu ihm, brachte ihm das Geld auf die beleidigendste Art wieder, und verließ ihn voller Unwillen.“

Wenn oft mit ihrer Gunst Fortunens Laune zaudert.  
 Was um mich her zu lachen scheint, ist Trug. —  
 O Freund, mein größtes Glück verschließt — ein  
 Aschenkrug! —  
 70 Seit sechzehn Jahren floß schon manche stille Zähre  
 Auf jenes kleine Grab, das — meinen Carl<sup>65</sup> umschließt,  
 Wird fließen, bis mein Geist den neuen Tag begrüßt,  
 Der in verklärter Geister-Sphäre  
 Des Erdenlebens Räthsel mir entschließt: —  
 75 Sie blutet frisch die aufgerißne Wunde,  
 Zerreißt mit namenlosem Schmerz  
 Das längst verwaiste Vaterherz! —  
  
 Wenn einst in jener ernsten Stunde,  
 Am Scheideweg, der Zeit und Zukunft theilt,  
 80 Mit nassem Blick Dein Sohn an Deinem Lager weilt,  
 Besorgt und liebevoll auf Deine Wünsche merket,  
 Sein holder Anblick noch Dein brechend Auge stärket,  
 Werd' ich am meinigen die Habsucht lauern sehn,  
 Und unbeweint aus diesem Leben gehn.  
  
 85 Vertauschtest Du wohl Deine Vatertriebe,  
 Wohl den Genuß der treusten Gegenliebe  
 Mit Zinsen, Aeckern, Wiesen, Geld? —  
 Nein! rufst Du aus: nicht um die halbe Welt!  
 Freund, Du hast Recht! — Doch keiner von uns beiden  
 90 Wird je des andern Glück beneiden.

Friedrich von Zink.

---

<sup>65</sup> *meinen Carl*: Carl v. Zinck (22. Mai–9. Juli 1778), einziges Kind des Ehepaars v. Zinck

## 6

Autor: Friedrich von Zinck  
Datum: veröffentlicht 13. Februar 1796  
Quelle: *Intelligenzblatt der Allgemeinen Literatur-Zeitung*, Nr. 21, Sp. 174-176.

### **Berichtigung.**

Die Unrichtigkeiten der neuern Reisebeschreiber nehmen so sehr überhand, daß die sonst so unterhaltende und belehrende Lektüre der Reisebeschreibungen ein wahrer Zeitverderb zu werden anfängt. Es sollte daher jeder es sich zur Pflicht machen, die Unwahrheiten oder Schiefheiten zu rügen, die er hie oder da in einer Reisebeschreibung von seiner Gegend findet. Ein Schriftsteller entlehnt oft aus einem solchen Werke irgend eine Autorität, aus welcher er mancherley Folgerungen zieht, und hinterher findet sich, daß seine Autorität, wo nicht geradezu eine Lüge, doch eine ganz entstellte und falsch verstandene Thatsache ist. Wenn ein Reisebeschreiber andern Unwahrheiten aus meiner Gegend erzählt, die ich kenne, so muß ich mit Recht vermuthen, daß er auch mir Lügen aus andern Gegenden aufischt, die ich nicht kenne.

Vor einigen Tagen fielen mir die Streifereyen durch einige Gegenden Deutschlands vom Verfasser der *Scenen, aus Fausts Leben*<sup>66</sup> in die Hände, welche in diesem Jahre bey Voß zu Leipzig herausgekommen sind. Das Werkchen ist in einer reinen und angenehmen Schreibart geschrieben, und liest sich gut. Ich fand schon hin und wieder vorher, ehe ich auf S. 155 kam, wo der Verfasser von meinem Wohnort, einem kleinen Städtchen, das von Reisebeschreibern nur selten genennt [s!] wird, und der Markgrafschaft Hochberg überhaupt Nachricht giebt, manche Angabe, über die ich zweifelhaft den Kopf schüttelte, allein hier fand ich vollends offenbare Unrichtigkeiten auf Unrichtigkeiten gehäuft.

Schon vom Anfange ist die Aehnlichkeit, welche der Verfasser in der Kleidertracht zwischen hier und der Gegend von Carlsruhe gefunden haben will, unbegreiflich; er müßte denn gerade sonst niemanden gesehen haben, als einige Mädchen aus dem sogenannten Unterlande, welche hier dienen, und sich eben durch ihre Kleidertracht auszeichnen; denn nichts kann verschiedner, als die Kleidertrachten der Bürger und Bauern dieser beyden Gegenden seyn, besonders die weiblichen, wie in Carlsruhe und hier jedes Kind weiß. Was die Aehnlichkeit der Sitten, wie sich der Verfasser ausdrückt, betrifft [s!], so kann es wohl so gar auffallend nicht seyn, daß Menschen, die unter einerley Regierung leben, und sich zu einerley Religion bekennen, einander in denjenigen Stücken ähnlich sind, welche der Verfasser vermuthlich unter dem Ausdruck: Sitten, [s!] versteht.

Wenn er von dem Wohlstande der Landleute in der hiesigen Gegend spricht, so sagt er wohl zu viel, wenn er sie größtentheils wohlhabend nennt, und der Bauern, welche 100,000 Fl. vermögen, die nach ihm nicht selten seyn sollen, mag es wohl in der ganzen Markgrafschaft Hochberg nur Einen gegeben – haben, denn sein Vermögen ist jetzt unter vier Kinder vertheilt.

---

<sup>66</sup> *Streifereyen ... vom Verfasser der Scenen, aus Fausts Leben*: Alois Wilhelm Schreiber, *Streifereien durch einige Gegenden Deutschlands ... vom Verfasser der Scenen aus Fausts Leben*, Leipzig (Voß) 1795; ders. (als Anonymus), *Scenen aus Fausts Leben von Schr.*, Offenbach 1792.

Wo mag der Verfasser wohl in der hiesigen Gegend Bauermädchen in Kleidern vom feinsten Tuch und mit seidenen Halstüchern in der Größe eines Tischtuchs ?? — nun ja, es giebt Tische von verschiedener Größe! — gesehen haben? Diese Tracht ist der Markgrafschaft Hochberg ganz fremd, und nur in den Herrschaften Badenweiler und Röteln gewöhnlich, wo man auch reichere Bauern findet, als hier.

Die Anekdote, welche man nicht von den hiesigen, sondern von den reichen Oberländern [s!] Bauern, vielleicht nur aus Hang witzig zu seyn, erzählt, daß sie selten mehr als zwey Kinder hätten, und wenn von diesen eins stürbe, dieses zwar gleich ersetzten, aber die Zahl nie vermehrten, bringt der Verfasser mit einer wichtigen Miene als eine selbst beobachtete Erscheinung vor. Allein zu einer solchen Beobachtung dürfte wohl ein mehrjähriger Aufenthalt, nicht eine bloße Streiferey erfordert werden, und ich kenne selbst mehrere reiche Bauern, sowohl hier, als in der Herrschaft Röteln, welche in kinderreichen Ehen leben. Wenn der Verfasser vollends anführt, daß durch diese Erscheinung, die doch nicht einmahl hinlänglich constatirt ist, die Regierung sey bewogen worden, sogar Prämien für diejenigen auszusetzen, die mehrere Kinder haben würden, dies sind des Verfassers eigne Worte, wer könnte sich da des Lächelns enthalten? Keiner solcher Beförderungsmittel bedarf die Bevölkerung bey uns wahrhaftig nicht [s!], und wenn die Regierung jedem eine Prämie geben wollte, der mehr als zwey Kinder hat, so dürfte diese Ausgabe der Renthcammer bald lästig werden. Wahrscheinlich hat der durchstreifende Reisende etwas davon gehört, daß Weiber, welche mit Drillingen niederkommen, gewöhnlich ein Geschenk von 100 Fl. erhalten, und hat dies, wie es Reisenden vonsolchem [s!] Schlage leicht zu begegnen pflegt, falsch verstanden, und für eine Prämie angesehen, die es nicht seyn kann, weil eines Theils lächerlich seyn würde, durch Prämien zu einer Fruchtbarkeit aufzumuntern, die so ganz lediglich vom Zufall abhängt, und andern Theils die Bevölkerung durch Drillingsgeburten nur äußerst selten gewinnt.

Wenn der Verfasser von Schlossers hiesiger Oberamtsverwaltung — denn daß er hier ehemals Oberbeamter war, weiß jeder, der ihn aus seinen Schriften kennt — nichts erheblicheres und neueres beyzubringen wuste [s!], als daß er nicht allgemein geliebt war, und daß auf seine Veranlassung das physiokratische System in Theningen und Balingen wieder aufgehoben wurde, so hätte er ihn lieber bey dieser Veranlassung gar nicht nennen sollen. Wenigstens hätten seine Versuche, Industrie einzuführen, und die Natural-Frohen aufzuheben, und die durch seine wohl verwaltete [s!] Justizpflege bewirkte Wiederherstellung des ziemlich gesunkenen Credits eher eine Erwähnung verdient, als die beyden angegebenen Umstände, wovon der letztere jedem Sachkundigen aus dem Aufsätze bekannt ist, den Schlosser schon vor mehrern Jahren gegen einen Angriff [s!] Schlettweins in das Journal v. und f. Deutschland einrücken ließ, und allgemein geliebt, wer ist dies in der Welt, und wer ausser einem Unerfahrenen oder Thoren macht auch nur Anspruch darauf, es zu seyn? Gleich|wohl hatte Schlosser bey seiner letzten Durchreise Ursache, mit den Beweisen eines sehr ehrenvollen Andenkens, welche ihm gegeben wurden, sehr zufrieden zu seyn. Auch das Jahr, in welchem Schlosser von Emmendingen wegging, ist unrichtig angegeben: es geschah nicht i. J. 1786, sondern im Sommer d. J. 1787. Eine an sich unbedeutende Kleinigkeit! Wenn man aber Jahrzahlen angeben will, so muß man doch auch die richtigen angeben. Schon S. 43 hatte der Verfasser Schlossers Dimissionsgeschichte schief und oberflächlich angegeben; doch dies gehört nicht hieher, ich will bloß von Emmendingen und der Markgrafschaft Hochberg sprechen.

Bey dem unglücklichen Dichter Lenz, welcher nach dem Int. Bl. der Allgem. Lit. Zeit. schon den 24sten May 1792 zu Moskau gestorben ist, zeigten sich hier nicht blos [s!] Spuren einer Geistesabwesenheit, sondern sein trauriger Wahnsinn brach hier aus, und erreichte die höchste Stufe. Nur erst nachdem er einigermaßen wiederhergestellt war, konnte Schlosser ihn weiter reisen lassen.

Die würdige Gattin des Dichters Jacobi ist nicht aus der hiesigen Gegend, sondern von St. Peter auf dem Schwarzwalde. Die Epistel, von welcher der Verfasser hier spricht, steht im Voßischen Musenalmanach von 1794 abgedruckt.

Ob i. J. 1794 noch im Kloster Thennebach ein Unglücklicher in einem unterirdischen [s!] Kerker geschmachtet habe, daran zweifle ich sehr, wenigstens habe ich erst durch den Verfasser etwas davon erfahren. Die Mönche dieses Klosters müsten [s!] es sehr geheim zu halten wissen, wenn es nicht zur Notiz der Vorderösterreichischen Regierung kommen sollte, und dann begreife ich nicht, wie es der Verfasser auf seiner flüchtigen Streiferey erfahren konnte. Wahrscheinlich aber hat er im Vorbeygehen etwas von einem Vorfalle dieser Art gehört, der schon über zwanzig Jahre alt ist.

Dies sind also die Autor-Sünden, welche sich der Verfasser auf sieben Seiten, von denen noch dazu 1 ½ Seiten die aus Jacobi's Gedicht eingerückte Stelle einnimmt, hat zu Schulden kommen lassen, und so dürfte denn wohl als ganz reine Wahrheit weiter nichts übrig bleiben, als daß Emmendingen ein angenehmes heiteres Städtchen ist, und eine reizende Lage hat. Hätte sich doch der Verfasser lieber an diese letztere gehalten, sie durch einige Spatziergänge näher kennen zu lernen gesucht, wobey ich ihm, wenn er zu mir gekommen wäre, mit Vergnügen zum Führer gedient haben würde, ihre Schönheiten mit dem Talent, das er besitzt, beschrieben, und seinen Lesern mehrere so niedliche Gedichtchen vorgelegt, wie das S. 78 ist, als sich mit Gegenständen abgegeben, welche ausser dem Horizont eines durchstreifenden Reisenden liegen!

Emmendingen, den 20. August 1795.  
Friedr. von Zinck.

Autor: Friedrich von Zinck  
 Datum: veröffentlicht Juni 1796  
 Quelle: *Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks*, Juni 1796, 572-576.

### **Die Gefahr der Liebe.**

Eine Romanze.

Nach einer bekannten Melodie des Schillerschen Räuberliedes<sup>67</sup>

5	<p>Es war einmal ein Rittersmann          Von stolzem Sinn und Wesen,          Der, was auch Cyprisor<sup>68</sup> begann,          Doch nie verliebt gewesen:          Ein Ritter sonst von biedrer Art,          Braun von Gesicht und schwarz von Bart.</p>
10	<p>Ihn düstete nach Kampf und Krieg          Und lautem Schlachtgetümmel,          Sein wärmster Wunsch war Ruhm und Sieg,          Sein liebster Freund sein Schimmel:          Ein blaues Aug', ein hold Gesicht,          Rührt unsern tapfern Ritter nicht.</p>
15	<p>Wo sich ein Wald von Lanzen thürmt,          Und blanke Schwerdter klirren,          Wo wildes Kampfgetöse stürmt,          Und tausend Pfeile schwirren,          Wo Reuter gegen Reuter rennt,          Da ist des Ritters Element.</p>
20	<p>Spott war ihm nur das Hochgefühl          Der ächten treuen Minne,          Hielt Liebe nur für Körperspiel,          Belustigung der Sinne:          Ihm war ein schönes Weib nur Weib,          Geschaffen bloß zum Zeitvertreib.</p>

---

<sup>67</sup> Die Strophen von Zincks „Romanze“ weisen jedoch einen Vers mehr auf als die von Schillers Räuberlied „Ein freies Leben führen wir“ (*Die Räuber*, IV.5), welches bereits im 18. Jahrhundert oft zur leicht adaptierten Melodie des Studentenlieds „Gaudeamus igitur“ gesungen wurde; eine gemeinsame sangbare Melodie ist somit eher unwahrscheinlich. Der Gattungsbegriff „Romanze“ wird Zinck auch durch die Bekanntschaft mit J. G. Jacobis Prosaübersetzung der Romanzen des Luis de Góngora (1561-1627), *Romanzen, aus dem Spanischen des Gongora übersetzt von Herrn J. G. Jacobi*, Halle (Gebauer) 1767, geläufig gewesen sein.

<sup>68</sup> *Cyprisor*: Amor, nach „Cypria“, dem Beinamen seiner dem Meer vor Zypern entstiegene Mutter Venus.

25 Ein schönes blaues Augenpaar  
 Verlohr ihm gegenüber  
 Die Kraft zu siegen, und ihm war  
 Ein voller Becher lieber.  
 Umsonst flog Amors goldner Pfeil,  
 30 Des Ritters Herz blieb immer heil.  
  
 Allein Geduld! die Stunde schlägt,  
 Der unter allen Sonnen,  
 Wer nur ein Herz im Busen trägt,  
 Kein Sterblicher entronnen:  
 35 Des kleinen Gottes Wundermacht  
 Ward ungestraft noch nie verlacht.  
  
 Der Ritter zog den Rhein entlang  
 Durch Breisgau's reiche Felder,  
 Und kürzte sich mit Kriegsgesang  
 40 Den Weg durch düstre Wälder,  
 Als plötzlich er bei Sponeck<sup>69</sup> fand,  
 Was seinen Kaltsinn überwand.  
  
 Ein Mädchen war's. So schön wie dies  
 Hatt' er noch keins gesehen!  
 45 Ihr Lächeln war ein Paradies!  
 Betroffen blieb er stehen.  
 Stolz war ihr Wuchs, ihr Gliederbau  
 War Ebenmaaß, ihr Auge blau.  
  
 Der Glanz der feinen weißen Haut  
 50 War rosenroth tingiret;  
 Von ihrer Stimme Silberlaut  
 Ward jedes Herz gerühret:  
 Ihr Kopf, ein griechisches Oval,  
 Glich einem Künstler-Ideal.  
  
 55 Der Ritter fühlt dem Mädchen nah  
 Noch nie gefühlte Flammen:  
 Er stammelt, — und das Mädchen sah,  
 Wie seine Augen schwammen.  
 Sie ladet drauf ihn freundlich ein,  
 60 Im Schloß des Vaters Gast zu seyn.  
  
 Beim Nachtmal schmilzet nach und nach  
 Sein Herz, er fühlts erbeben,  
 Denn jedes Wort, das Irmgard sprach,  
 War Wohllaut Witz und Leben.

---

<sup>69</sup> *Sponeck*: Burg Sponeck bei Jechtingen am Kaiserstuhl. Zu Zincks Lebzeiten war die Burg eine Ruine und der Felsen, auf dem sie steht, noch direkt vom Rhein umspült.

65 Er trinkt der Liebe süße Pein  
Mit jedem frischen Becher ein.

Er wagt's, mit stummeredtem Blick,  
Sein Herz ihr anzutragen;  
Er sucht in ihren Augen Glück,  
70 Und findet Stoff zu Klagen.  
Ihr Blick voll zaubrischer Gewalt  
Blieb immer freundlich, aber kalt.

Er klagt ihr endlich seine Pein,  
Doch ohne sie zu rühren;  
75 Er spricht von Herzen kalt wie Stein,  
Von harten Tygerthieren.  
Sie fühlt, wie es ihr Blick verspricht,  
Nur für den Ritter fühlt sie nicht.

Er klagt sein Leid dem Wiederhall [sic],  
80 Den Bächen und den Bäumen,  
Seufzt: Irmgard! an den Wasserfall,  
In unruhvollen Träumen  
Umarmt er oft ihr Schattenbild,  
Und mancher Strom von Thränen quillt.

85 Zu edel ist Irmgardens Herz,  
An Qualen sich zu weiden;  
Sie sieht des Ritters herben Schmerz,  
Er trübet ihre Freuden:  
Doch treu aus Liebe, treu aus Pflicht,  
90 Erhöret sie den Ritter nicht.

Irmgardens Herz war längst verschenkt  
An Limburgs reichen Grafen,  
Eh noch der Ritter an sie denkt,  
Eh Amors Pfeile trafen:  
95 Jetzt schließt sie fester noch dies Band,  
Und giebt dem Grafen ihre Hand.

Dem Ritter war durch den Entschluß  
Das Leben abgesprochen;  
Gram, düstrer Lebensüberdruß,  
100 Hatt' ihm das Herz gebrochen:  
Zu schwer wird ihm der Liebe Pein,  
Er stürzt verzweifelnd in den Rhein.

105 So rächte hier die Liebe sich,  
Und wird sich immer rächen,  
Wagt's jemand noch, ihr freventlich  
Mit Kaltsinn Hohn zu sprechen:  
Drum huldigt, Menschen, jung und alt,  
Der Liebe sanften Allgewalt<sup>70</sup>!

Friedrich von Zinck.

## 8

Autor: Friedrich von Zinck

Datum: veröffentlicht Juli 1796

Quelle: *Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks*, Juli 1796, 85-88.

### Beim Schlusse des Jahres 1795, an die Lesegesellschaft zu Emmendingen.

5 Noch immer tobt, mit ungezähmter Wut,  
Der Krieg, dieß gräßlichste der Ungeheuer,  
Das Erd' und Hölle kennt<sup>71</sup>, noch fließt in Strömen Blut,  
Noch stets verwüsten Raub und Feuer  
Die Seine, Schelde, Maas, die Mosel und den Rhein:  
Noch immer hallt von Klagen deutscher Brüder  
Von des verwais'ten Säuglings Schrein  
Des blutgefärbten Rheines Ufer wieder.  
10 Noch stieg der Friede heiß erfleht  
Nicht von bestraltem Himmel nieder;  
Der seuchenschwangre Südwind weht  
Noch immer, von Erschlagner Leichen,  
Den tödtenden Verwesungsduft,  
Durch die mit Angstgeschrey erfüllte Luft.  
15 Wie leicht kann an der düstern Gruft  
Geliebter Todten nicht der Glaube weichen,  
Gott, der die Welt regiert, regiere gut  
Und weis' und liebevoll, und was er thut  
Sey wohlgethan; wenn gleich sich unserm Blicke  
20 Sein Ziel verbirgt, sey doch zu Menschen-Glücke  
Der sichre Weg der Vorsicht Gang.

---

<sup>70</sup> *Der Liebe sanften Allgewalt*: Im ersten gemeinsamen Projekt Jacobis mit Zinck, der Übersetzung *Beschreibung einiger der vornehmsten geschnittenen Steine mythologischen Inhalts*, Zürich 1796, Tafel IV, wird eine antike Gemme abgebildet, die einen Amorknaben auf einem Löwen reitend zeigt. Das Bild ist mit „Die Macht der Liebe“ überschrieben, der folgende erläuternde Text mit „Gewalt der Liebe“.

<sup>71</sup> *Der Krieg ... Erd und Hölle kennt*: Vgl. v41f, sowie *Die beste Welt* (Veröffentlichtes Nr. 10), v127.

Oft zög're nach dem Sturm der Sonne Rückkehr lang,  
Doch förd're dann der Elemente Gährung  
Des Einzelnen so wie des Ganzen Wohl,  
25 Als Vater herrsche Gott von Pol zu Pol,  
Und Leiden diene nur dem Glauben zur Bewährung.

Wenn der Vertriebne hoffnungslos —  
Die Hoffnung kann dem ersten Schmerz nicht grünen —  
Auf ödem Schutt', an traurige Ruinen  
30 Gelehnt, verlassen, nackt und bloß,  
Die wundgeriebnen Hände ringet,  
Verwais'ter Kinder Jammerton,  
Der Mutter Klage um den Sohn  
Die Lüfte weit umher durchdringet,  
35 Wenn hier umsonst den Bräutigam die Braut,  
Die Gattin dort den Gatten sucht,  
Und die getäuschte Hoffnung laut  
Der Quelle dieses Elends fluchet,  
Wer, dem ein Herz im Busen schlägt,  
40 Fühlt sich zu Thränen nicht bewegt?  
Wem ist nicht dann auch der gerechte Krieg  
Das gräßlichste der Ungeheuer,  
Das Erd' und Hölle kennt, wen dünket nicht der Sieg  
Mit seinen Lorbeern selbst um diesen Preis zu theuer?

45 Wenn Egoismus laut in schwachen Seelen spricht,  
Wo in der Asche noch die letzte Habe glimmet,  
Wie leicht, daß mancher, dem ein beßrer Unterricht  
Gebrach, aus Unmuth in des Zweiflers Lehre stimmt,  
Der nirgends unterm Mond der Vorsicht Weisheit sieht,  
50 Und wähnt, durch Zufall nur geschehe, was geschieht!  
Schwer ists, den Plan der Gottheit zu ergründen,  
Doch kann beim Glauben, daß nur sie die Welt regiert,  
Und was den Guten trifft, zum höhern Ziel ihn führt,  
Der Leidende nur Trost und Ruhe finden.  
55 Der Krieg, so sehr er Plage scheint und ist,  
Befördert doch, was auch der Egoist,  
Der für die Gegenwart nur lebet,  
Und im Genusse nie weg von der Erde strebet,  
Nichts in der Zukunft sieht, kein beßres Glück vermißt,  
60 Mir widersprechen mag, das göttliche Bemühen  
Der Vorsicht<sup>72</sup>, durch Entwicklung jeder Kraft,  
Durch Uebung, Thätigkeit, und Stoß der Leidenschaft  
Die Menschheit stufenweise zu erziehen.

65 So wie der Elektrizität  
Verborgner Funke schläft, und dann hervorgelocket

---

<sup>72</sup> *Vorsicht*: Vorsehung.

Da, wo der Lebenssaft in todten Gliedern stocket,  
 Zum Heilmittel<sup>73</sup> ihn der Aerzte Kunst erhöht;  
 So kann der Krieg verborgne Fähigkeit,  
 Die noch im Menschen schlummert, wecken,  
 70 Aufregen Kraft und Muth und Unerschrockenheit,  
 Verachtung der Gefahr, des Tods und seiner Schrecken,  
 Des Geistes Gegenwart, die noch im Mißgeschick  
 Ein letztes Rettungsmittel findet,  
 Und den gewagten, schnellen Blick,  
 75 Der richtig sondert und verbindet,  
 Das bessere Gefühl sogar  
 Der Großmuth, Menschlichkeit, Aufopfrung in Gefahr  
 Für einen Freund, der Mäßigung im Siege,  
 Die Heldentugenden, sie danken wir dem Kriege.  
 80 Was den Verstand erhellt, und Wissenschaft und Kunst  
 Gewinnen oft durch ihn mehr als durch Fürstengunst:  
 Durch seiner Heere Zug verbreiten  
 Ideen sich, die einer Nachwelt Glück  
 Unmerklich zwar, doch sicher, vorbereiten:  
 85 Im Ganzen schreitet doch die Menschheit nie zurück.  
 So gränzen Barbarei, Unmenschlichkeit, Verheerung,  
 An Tugend, Glück, Empfindung und Belehrung.  
  
 Noch blieben wir verschont: uns tönte fernher nur  
 Der Feinde Waffenklang, und auf der stillen Flur  
 90 Lag nicht die Erndte da, zerstampft von Rosses Hufen:  
 Noch können wir mit vaterländischem Wein  
 Das junge Jahr der Freude weihn,  
 Und unter Liedern so herbei den Frieden rufen.  
 Friedrich von Zinck.

---

<sup>73</sup> *der Elektrizität verborgner Funke ... zum Heilmittel*: Die in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts durch die Weiterentwicklung von Reibungselektroisiermaschinen und die Erfindung der Leidener Flasche (1745) untersuch- und anwendbar gewordene Elektrizität wurde in der zweiten Hälfte zunehmend auch zu therapeutischen Zwecken eingesetzt, besonders bei partiellen Lähmungen, die man auf die Stockungen von Körpersäften zurückführte. Pioniere auf diesem Gebiet waren der wie Zinck aus Querfurt stammende Regensburger Mediziner Johann Gottlieb Schäffer (1720-1795) mit seinem Werk *Die electrische Medizin* (Regensburg 1752) sowie der Amsterdamer Apotheker Willem van Barneveld (1747-1826), dessen *Medizinische Elektrizität* 1787 in Leipzig auf Deutsch erschien. Barneveld entwickelte auch das sog. „Elektrische Bad“, eine Behandlungsmethode, der sich Zinck im Jahr 1801 unterziehen wollte; vgl. Brief 123. Vgl. ebenfalls Heinz Schott, *Heilkräfte aus der Maschine: Elektrische und magnetische Kuren im 18. Jahrhundert*, in *Gesnerus. Vierteljahrsschrift für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften*, Bd. 44, Aarau 1987, 55-66.

Autor: Friedrich von Zinck  
 Datum: veröffentlicht Oktober 1797  
 Quelle: *Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks*, Okt. 1797, 375-378.

### Das ächte Glück. Eine Epistel.

Folge der Natur, und entsage dem Wahn. Kein Stand ist zu niedrig die Glückseligkeit zu erreichen; kein Kopf zu hart sie zu begreifen; ihre Geschenke liegen vor Augen; sucht sie nicht in Extremen. Man braucht nur gut zu denken, und es aufrichtig zu meinen.

Wisse, alles Glück das Menschen finden, alles was uns Gott und Natur zudenkt, alles Vergnügen der Seele, alle Freude der Sinnen, liegen in den drei Worten, Gesundheit, Frieden und Auskommen. Aber Gesundheit besteht nur mit Mäßigkeit; und Frieden – o Tugend! – wohnt nur an deiner Hand.

POPE'S Versuch über den Menschen, nach der SCHLOSSERischen Uebersetzung.<sup>74</sup>

Längst war, was Menschenglück sey, das Problem der Weisen:  
 Ein jeder schuf sich seine Theorie.  
 Wer glücklich IST, dem darfs kein Zeno<sup>75</sup> erst beweisen;  
 Die Mittel, es zu seyn, schenkt uns ein Lehrsatz nie.  
 5 Wen Krankheits-Schmerzen im Gebrauch der Kräfte stöhren,  
 O der studiert umsonst selbst Epikurus Lehren,  
 Des Weisen, den so mancher nicht verstand,  
 Deß Schicksal war, zu seyn, was mancher ist — verkannt.  
 10 Erwarte nicht von mir, dir dieß Problem zu lösen:  
 Das Glück berechnet sich nicht wie der Meßkunst Größen,  
 Und dieser Zeilen Zweck ist keine Theorie.  
 Man kann sehr glücklich seyn durch die Philosophie,  
 Doch Tausend sind's nicht minder — ohne sie,  
 Auch dann, wann sie's zu seyn nicht schienen.  
 15 Bewußtseyn, Glücksgenuß durch Tugend zu verdienen,  
 Gefühl von eignem innern Werth,  
 So lebhaft Phantias<sup>76</sup> das Gegentheil auch lehrt – <sup>77</sup>

<sup>74</sup> Schlossers Übersetzung des *Essay on Man* erschien gemeinsam mit seinem Frühwerk *Anti-Pope oder Versuch über den Natürlichen Menschen*; vgl. Schlosser (1776), 155-222. Die erste Hälfte des Mottos findet sich dort auf S. 204 (und entsprechen Epistle IV, vv 29-32 des englischen Originals), die zweite auf S. 206f (Epistle IV, 77-82). Die geringfügigen Änderungen Zincks fallen sinnmäßig nicht ins Gewicht.

<sup>75</sup> Zeno: Zenon von Kiton (um 333 - um 262 v. Chr), Begründer der Stoa.

<sup>76</sup> Phantias: Figur in Chr. M. Wielands Verserzählung *Musarion* (1768).

<sup>77</sup> Fußnote im Original: „Es ist hier vorzüglich auf die bekannte Stelle in Wielands Musarion angespielt: In unsrer eignen Brust / Da, oder nirgends, fließt die Quelle wahrer Lust, / Der Freuden, welche nie versiegen, / Des Zustand's dauernder Vergnügen, / Den nichts von außen stört. — Ich

Doch ward der Weise von Musarion bekehrt –  
 Kann nicht dem Kampfe widerstreben,  
 20 Den Lage, Widerwärtigkeit,  
 Schmerz, Menschen, Alter, Schwachheit, Zeit,  
 Oft gegen unser Glück erheben.  
 Was nützt, wenn ein Verlust die Hand dem andern beut,  
 Wenn Wolken sich auf Wolken thürmen,  
 25 Auf unser Glück Orkane stürmen,  
 Dann das Gefühl von Werth und von Erhabenheit?  
 Den armen Sterblichen ist doch hienieden  
 Vollkommenheit ja nicht zum Loos beschieden.

Zwar steht im Unglück auch der Weise hehr und fest,  
 30 Und kämpft mit Muth, wenn ihn der Schwache sinken läßt;  
 Doch fühlt er drum des Unglücks Schlag nicht minder:  
 Er ist ein Mensch, wie andre Adamskinder,  
 Hat Leidenschaft und Nerven so, wie sie.

Die Frage, wie mich dünkt, ist die:  
 35 Kann Reichthum, hoher Stand, und können Würden, –  
 Dem Weisen oft die schwersten Bürden,  
 Die eingebildten Werth nur eiteln Thoren leihn, –  
 Und kann des Ruhms verführerischer Schein  
 Dem Menschen sichres Glück gewähren?  
 40 Frag' die Erfahrung, sie sagt: Nein!  
 Wie manche sehn wir glücklich seyn,  
 Die diese Güter all' entbehren!  
 Und Hunderten ist ihr Besitz  
 Nur Zusatz zu den tausend Plagen,  
 45 Die an dem Glück der Menschen nagen,<sup>78</sup>  
 Und zur Zufriedenheit unnütz<sup>79</sup>.

Wer an dem Pfad des kurzen Lebens  
 Der Freude Blumen weise pflückt;  
 Wem selbstverschuldter Gram nicht das Gewissen drückt;

---

glaube, bemerkt zu haben, daß diese Stelle häufig mißverstanden, und für eine Maxime aus der Philosophie der Grazien, welche Wieland in diesem Meisterstücke lehrt, angesehen zu werden pflegt; da doch einestheils eine solche transcendente Weisheit in das System der Philosophie der Grazien durchaus nicht paßt, andernteils aus dem ganzen Zusammenhange deutlich erhellt, daß Wieland diese Maxime, so wie mehrere andere von ähnlichem Schlage, dem Phantias, der sie von seinen inconsequenten Lehrern gelernt hatte, nur deswegen in den Mund legt, um sie von der an Geist und Körper liebenswürdigen Musarion widerlegen zu lassen.“

<sup>78</sup> *Und Hunderten ... unnütz*: Anspielung auf Horaz' Ode III, 16, vv16f und 28: „crescentem sequitur cura pecuniam / maiorumque fames [...] magnas inter opes inops“; „Wächst er, so folgt Sorge dem Besitz, / und Hunger nach mehr ... inmitten reichen Besitzes besitzlos“. Zinck hat sicher auch Johann Peter Uz' Gedicht „Der Weise auf dem Lande“ gekannt, dessen neunte Strophe mit den Versen beginnt: „Dem Reichthum, bleicher Sorgen Kinde / Schleicht stets die bleiche Sorge nach“. Uz' Werke sind in Zincks Besitz durch das Nachlaßinventar nachgewiesen (vgl. Dokumente Nr. 14).

<sup>79</sup> Fußnote im Original: „Wegen dieses fehlerhaften Gebrauchs eines Spondäen für einen Jambus bitte ich Hagedorns und Gellerts Manen, so wie, wegen der vernachlässigten Versification überhaupt, die Kenner um Verzeihung.“

50 Wer nach Vollkommenheit des Glücks vergebens  
 Nicht mit verlohrenen Kräften ringt;  
 Wer seinen seltenen Gram vertantz, verlacht, versingt;  
 Wer, ohne reich zu seyn, doch nicht mit Mangel ringt<sup>80</sup>,  
 Als Schmeichler nicht vor Königen sich beuget,  
 55 Den Sinn des Bidermanns auf ofner Stirne zeigt,  
 Gesetze gern verehrt, doch nicht zum Sklaven sinkt,  
 Mit Weisheit Lust aus dem bekränzten Becher trinkt;  
 Wen, mäßig im Genuß, der Aeskulape Lehren<sup>81</sup>  
 Nicht im Gebrauch der Lebensfreude stöhnen;  
 60 Wer, wo er kann, bedürftgen Brüdern nützt;  
 Wer, von der Lieb' und Freundschaft Hand geleitet,<sup>82</sup>  
 Sanft durch die Krümmungen des Erdenlebens gleitet,  
 Der nur ist glücklich, der besitzt  
 Das Gut, nach dem die Weisen streben,  
 65 Das ächte Glück im Menschenleben.  
 Der Tod sogar, was ist er ihm? — Ein Freund,  
 Der mit Geliebten ihn vereint.

Friedrich von Zinck.

## 10

Autor: Friedrich von Zinck

Datum: veröffentlicht November 1797

Quelle: *Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks*, Nov. 1797, 468-474.

### Die beste Welt. An eine Freundin.

Liebe, Hoffnung, Freude, das lachende Gefolge der Lust,  
 Haß, Furcht, Schmerz, das Volk der Leiden, vermischt mit  
 Weisheit, und gebunden in ihre Gränzen, setzen und  
 erhalten das Gleichgewicht der Seele, mischen Licht und  
 Schatten, und geben dem Leben Kraft und Seele.

POPE'S Versuch über den Menschen nach  
 der SCHLOSSERischen Uebersetzung.<sup>83</sup>

<sup>80</sup> *Wer ... nicht mit Mangel ringt*: Anspielung auf Horaz' Ode III, 16, vv43f: „bene est cui deus obtulit / parca quod satis es manu“; „glücklich, wem ein Gott gegeben / grade genug mit sparsamer Hand“.

<sup>81</sup> *der Aeskulape Lehren*: antonomastisch für Ärzte, die durch ihre Vorschriften, wie Zinck selbst erleben mußte, das Leben einschränken.

<sup>82</sup> *Lieb' und Freundschaft*: vgl. „Die beste Welt“, vv 151f.

<sup>83</sup> Schlossers Übersetzung des *Essay on Man* erschien gemeinsam mit seinem Frühwerk *Anti-Pope oder Versuch über den Natürlichen Menschen*; vgl. Schlosser (1776), 155-222. Das Motto findet sich dort auf S. 178 (entspricht Epistle II, vv 117-122 des englischen Originaltexts). Wo bei Zinck zum zweiten Mal „Seele“ steht, hat Schlosser „Farbe“ („colour“ bei Pope); die Unsinnigkeit der Änderung und die Dopplung lassen einen Fehler des Setzers vermuten.

Noch unentschieden, FREUNDIN, ist der Streit,  
 Der schon im Alterthum, so wie in unsrer Zeit,  
 Der Philosophen Schaar entzweit<sup>84</sup>,  
 Ob diese Welt ein Aufenthalt voll Qualen,  
 5 Ein Jammerthal, die Hölle selber sey;  
 Ob wir zu theuer nur das Glück, zu seyn, bezahlen;  
 Ob sie nicht werth, daß man ihr eine Thräne weih',<sup>85</sup>  
 Ob nicht im Gegentheile das Leben,  
 Vom Schöpfer liebevoll uns nur zum Glück gegeben,  
 10 Die Welt, so wie sie ist, der Welten beste sey.

Leicht ist der Streit nicht zu entscheiden:  
 Es fehlt, die Wahrheit zu gestehen, beiden  
 An Gründen und Beweisen nicht;  
 Auch hängt gar viel vom Schatten und vom Licht,  
 15 In welchem wir die Phänomene sehen,  
 Und von dem Standpunkt ab, auf dem wir grade stehen:  
 Denn was wir sind ursprünglich, bleiben wir,  
 Zur Hälfte Seraph, halb ein Thier,<sup>86</sup>  
 Bei aller Weisheit Egoisten,  
 20 Bei kaltem Blute voll von Selbstverläugnung, Kraft,  
 Schwach im Moment der Leidenschaft,  
 Und durch Erziehung — Juden oder Christen.

<sup>84</sup> so wie in unsrer Zeit, ... entzweit: Die von Gottfried Wilhelm Leibniz (1646-1716) in seinen *Essais de Théodicée sur la bonté de Dieu, la liberté de l'homme et l'origine de mal* (1710) nicht zuerst, aber am wirkungsmächtigsten postulierte Vorstellung von der besten aller möglichen Welten stieß bereits wenige Jahre nach ihrer Publikation auf Kritik; besonders Voltaire versuchte in seiner satirischen Erzählung *Candide, ou l'Optimisme* (Genf 1759) die Leibniz'sche Lehre zu diskreditieren, indem er ihre Annahmen ad absurdum führte. Die erste deutsche Übersetzung dieses Werks von Johann Albrecht Philippi (1761) trug den Titel *Die beste Welt*. Vgl. hierzu Hellwig 2008, bes. 17-31 bzw. 157-168.

<sup>85</sup> Ob sie ... Thräne weih': Schlußwendung einer Ode Eberhard Friedrich Freiherr von Gemmingens (1726-1791): „Klage // Vergeblich ists, Elise, daß ich klage, / Und hoffnungsloser Schwermuth Opfer bin; / Dein Unglück rafft den Frühling meiner Tage, / Und meine Qual dein Leben hin. // O ahnd' im Sehnsuchtstraume nichts, Elise, / als ew'gen Gram von deiner Zärtlichkeit! / Sie ists nicht werth, so eine Welt wie diese, / Daß man ihr eine Thräne weiht!“; vgl. Friedrich von Matthisson (Hg.), *Lyrische Anthologie*, Viertes Teil, Zürich (Orell, Füßli und Compagnie) 1803, 92. Zinck kannte diese beiden Verse womöglich aus Johann Martin Millers *Beytrag zur Geschichte der Zärtlichkeit. Aus den Briefen zweyer Liebenden*, Leipzig (Weygand) 1776, wo sie auf S. 132 zitiert werden; vgl. Brief 33 und 37.

<sup>86</sup> Die anthropologische Vorstellung, der Mensch sei halb Engel, halb Tier, wurde prominent in der *Oratio de hominis dignitate* des italienischen Renaissance-Philosophen Giovanni Pico della Mirandola (1463-1494) formuliert. In Popes Essay on Man steht zu Beginn der Epistle II (v8), der Mensch sei „in doubt to deem himself a god, or beast“. Auch Albrecht von Haller (1708-1777) nennt im zweiten Buch seines Verstraktats „Ueber den Ursprung des Uebels“ (*Versuch Schweizerischer Gedichte*, Göttingen 1772, 133), v 107, den Menschen ein „Zweydeutig Mittelding von Engeln und von Vieh“. In der 18. und 19. Strophe von Johann Peter Uz' Gedicht „Theodicee“ spielt der Dichter auf die auch von Pope verwendete Vorstellung von der „Great Chain of Being“ an, die im Deutschen meistens in Anlehnung an den lateinischen Terminus *scala naturae* mit der „Stufenleiter der Existenz“ übersetzt wird: Wenn es kein Übel auf der Welt gäbe, dann „[herrschte nicht] Ordnung [...] im Reiche der Natur, / Die niemals flüchtig springt, und stufenweise nur / Auf ihrer güldnen Leiter steigt, / Wo sich der Mensch auf mittlern Sprossen zeigt. // Vom Wurme, der voll größrer Mängel / Auf schwarzer Erde krecht, und vom erhabnen Engel / Sind Menschen gleich entfernt, und beyden gleich verwandt.“

Versuch' es, frage den Hypochondristen,  
Dem durch die Adern schwarz das Blut und mühsam fließt,  
25 Der von der Welt sonst nichts als seinen Gram genießt,  
Der alles, was er sieht, durch trübe Gläser siehet,  
Den Flöt' und Laute schreckt, der jede Freude fliehet,  
Frag' um sein Urtheil ihn vom Werthe dieser Welt:  
ER wird sie dir mit schwarzen Farben mahlen;  
30 Mit seinem Spleen<sup>87</sup>, der alles ihm vergällt,  
Wie wir mit hoher Weisheit pralen,  
Und wünschenswerth nichts finden, als den Tod.

Ganz anders wird des Jünglings Urtheil klingen,  
Ihm mahlt sich alles rosenroth;  
35 Will Kummer sich ihm nahn, er wird ihn bald versingen,  
Lebt für die Gegenwart, und kennt die Sorge nicht;  
Rasch fließt sein leichtes Blut, ihn fesselt keine Pflicht;  
Ihm lacht die bunte Flur, ihm singen Nachtigallen,  
Ihm feiert die Natur ein immerwährend Fest;  
40 Er läßt von Amors Lob die Felsen wiederhallen [sic]:  
Ihn lachtet alles an, weil Unerfahrenheit  
Und Leichtsinn von den beiden Seiten,  
Die jede Sache hat, der Unbefangenheit  
Des frohen Jünglings nur die schöne sehen läßt.  
45 Ihm, dessen Urtheil nur bestochne Sinne leiten,  
Ist diese Welt kein düstres Burg-Verließ,  
Wie jenem, nein! sie ist ihm Mahmuds Paradies<sup>88</sup>.

Der reife Mann, den die Erfahrung lehret,  
Nicht alles das sey Gold, was glänzt,  
50 Den Sinnlichkeit, die nah an Laster gränzt,  
In seiner Unpartheilichkeit nicht stöhret,  
Genießt mit frohem Muth des Lebens reine Freuden,  
Die ihm der Vorsicht<sup>89</sup> Huld gewährt;  
Er würdiget gerecht des Daseyns wahren Werth,  
55 Bleibt auch im Glücke noch bescheiden,  
Und sammelt sich, mit weiser Sparsamkeit,  
Der Rückerinn' rung süße Freuden.

---

<sup>87</sup> *Hypochondristen ... schwarz das Blut ... Spleen*: Das im 18. Jahrhundert aus dem Englischen ins Deutsche entlehnte „Spleen“ stand ursprünglich noch in enger Verbindung zur anatomischen Bedeutung seines Herkunftsworts, deutsch „Milz“. Dieses Organ wurde als Produzent der „schwarzen Galle“ angesehen, seine Überfunktion induzierte somit gemäß der klassischen Humoralpathologie den Gemütszustand der Melancholie. Die „Milzsucht“ war der deutsche Terminus für die Hypochondrie.

<sup>88</sup> *Mahmuds Paradies*: Die islamische Paradiesvorstellung mit ihrem westlichen Interpreten krass erscheinenden Sensualismus hatte sich von Dante bis Voltaire (*Le fanatisme ou Mahomet le Prophète*, 1741) zu einem der angeblichen Hauptmerkmale orientalischen Denkens entwickelt. Ob Zincks Wahl der Namensform „Mahmud“ anstelle des zeitgenössisch verbreiteten „Mahomet“ in erster Linie metrische Gründe hat, kann nur vermutet werden.

<sup>89</sup> *Vorsicht*: Vorsehung.

Er stärket seinen Muth in Leiden  
 Mit dem Gedanken: Es war doch nicht immer so,  
 60 Froh werd' ich wieder seyn, denn ich war vormals froh,  
 Und duldet sein Geschick mit stiller Heiterkeit.  
 Er freuet schon voraus, bei körperlichen Schmerzen,  
 Des Frohgefühles der Genesung sich,  
 Und schon ist Krankheit selbst ihm minder fürchterlich.  
 65 Ein Zufall macht ihn arm; der Tod raubt seinem Herzen  
 Die Gattin, Kinder, Freunde, die er liebt;  
 Die Armuth beugt ihn nicht, er ist mit dem zufrieden,  
 Was ihm mit karger Hand die weise Vorsicht giebt<sup>90</sup>,  
 Denn er bedarf nicht viel zu innerm Seelenfrieden:  
 70 Er weint auf seiner Lieben Grab;  
 Doch wendet bald von der Verwesung Scenen,  
 Mit hoffnungsvoller Ahnung Sehnen,  
 Sein thränenschwerer Blick sich ab,  
 Zum frohen Wiedersehn in einer lichten Sphäre,  
 75 Wo Liebende kein Zufall trennt,  
 Wo die Vollkommenheit des Kummers bange Zähre  
 Am Thron der Gottheit nicht mehr kennt.

So liebet er die Welt. Kein falscher Schimmer  
 Verblindet ihn, die Schatten auch zu sehn,  
 80 Die das Gemälde hat; sie mühsam auszuspähn  
 Verbeut die Weisheit ihm: und so wird hier, wie immer,  
 Die Wahrheit wohl auch in der Mitte stehn.

Mit welcher Schönheit schmücket die Natur  
 Im May den Hain, das Thal, die Flur!  
 85 O könnt' ich ihren Reiz, der jungen Sonne Strahlen  
 DIR so, wie Kleist und Thomson, mahlen!<sup>91</sup>  
 Ein Frühlingsmorgen, Welch' ein göttlicher Genuß!  
 So reizt den Jüngling kaum des Mädchens erster Kuß.  
 So lieblich ist uns das Erwachen  
 90 Der reinen Schönheit, wie hier die Natur erwacht.  
 Der Nachtigallen Lied, der Täubchen Girren, Lachen,  
 Wer ist so stumpf, den es nicht heitern Herzens macht?  
 Entlockte DIR nicht jüngst auf grünumbüschten Matten

<sup>90</sup> *Die Armuth ... die weise Vorsicht giebt*: Vorsicht = Vorsehung; die beiden Verse zitieren direkt Horaz' Ode III, 16, vv43f: „bene est cui deus obtulit / parca quod satis es manu“; „glücklich, wem ein Gott gegeben / grade genug mit sparsamer Hand“.

<sup>91</sup> James Thomson (1700-1748) veröffentlichte 1730 seine vierteilige Blankversdichtung *The Seasons*. Thomsons Naturbeschreibung setzte Maßstäbe in ganz Europa und war ähnlich einflußreich wie die Dichtung Alexander Popes; deren Übersetzer Barthold Heinrich Brockes legte 1745 eine vollständige Übersetzung der *Jahreszeiten* vor, Joseph Haydn schuf sein populäres Oratorium (1801) nach einer auszugsweisen Übertragung desselben Texts durch Gottfried van Swieten. Bodmer, Sulzer, Lessing, Wieland, Gleim und Gessner setzten sich mit Thomsons Werk auseinander. Ewald Christian von Kleist (1715-1759) veröffentlichte 1749 ein Gedicht mit dem Titel *Der Frühling*, das – als Fragment eines geplanten größeren Poems *Landleben* – in einer Art aus Alexandriner und Hexameter gemischten Versen das unmittelbare Naturerleben während eines Spaziergangs enthusiastisch beschreibt.

95 Am Ufer unsrer Elz<sup>92</sup>, der Abendröthe Pracht  
 Die Zähre des Gefühls, in dichtgewölbter Schatten  
 Verschwiegener feierlicher Nacht?  
 Dir will ich, o Natur, mein ganzes Leben weihen!  
 Du stärkest mich, als Mann, gibst mir der Freuden viel,  
 Und wirst mein unverdorbenes Gefühl  
 100 Im Greisen-Alter noch erfreuen.

Beglückt dein Zauber, Poesie,  
 Der Tonkunst hohe Harmonie,  
 Nicht öfters unsre besten Stunden?  
 Wem heilet nicht die tiefsten Seelenwunden  
 105 Die Thräne, die gerührt die Dankbarkeit vergießt,  
 Wenn des getrösteten Betrübten,  
 Des armen Bruders Herz von Wonne überfließt?  
 Wie viele Freuden gab der Schöpfer dem geliebten  
 Begünstigten Geschlecht! Erfreut bei Mäßigkeit  
 110 Der Wein uns nicht mit Muth und Heiterkeit?  
 Bei wahrer Freundschaft Hochgefühlen,  
 Bei reiner Liebe süßen Spielen  
 Empfinden wir des Lebens Werth.  
 O wie viel Glück hat uns die Vorsicht nicht gewährt!

115 Zwar fehlts bei allen diesen Freuden  
 Dem Menschenleben nicht an mannichfachen Leiden.  
 Der Himmel glänzt nicht stets im Sonnenschein:  
 Oft heulet auch der Sturm, und schwarze Wolken hüllen  
 In schauerliche Nacht das Licht des Tages ein;  
 120 Der Blitz zerspaltet sie, die lauten Donner brüllen,  
 In Aufruhr scheint die Natur zu seyn.  
 Bald bebt der Erde Grund, es strömen wilde Flammen  
 Aus ihrem Schoos hervor, Palläste stürzen ein,  
 Es fällt in Schutt der stolze Thurm zusammen;  
 125 Was Menschenfleiß gebaut, die Werke der Natur,  
 Verschlingt der ofne Grund bis auf die letzte Spur.  
 Der Krieg, ein gräßlich Ungeheuer!<sup>93</sup>  
 Frißt Hunderttausende, schwimmt, badet sich in Blut,  
 Und seiner zügellosen Wuth  
 130 Ist heilig nichts, sind keine Bande theuer.  
 Verfolgung, Hunger, Pest, Furcht, Krankheit, Haß und Neid  
 Erschüttern oft das Glück und die Zufriedenheit.  
 So wechselt von der Wiege bis ins Grab  
 Mit Schmerzen Lustgefühl, mit Freuden Thränen ab.

135 Und so, so mußt' es seyn! Der ew'gen Weisheit Liebe  
 Befördert nur durch Wechsel unser Glück.

<sup>92</sup> *Elz*: Fluß bei Emmendingen, der zu Zincks Lebzeiten bei Schwanau in den Rhein mündete.

<sup>93</sup> *Der Krieg ... Ungeheuer*: vgl. *Beim Schlusse des Jahres 1795* (Veröffentlichtes Nr. 8), v2.

Wie bald entschliefen sonst der Menschheit regste Triebe!  
Wie bald ermüdete der Mai selbst unsern Blick!  
Sein steter Sonnenschein, ein immer blauer Himmel  
140 Erfüllt uns bald mit Ekel und Verdruß;  
Die Ruhe schmeckt erst süß nach dem Getümmel;  
Entbehrung erst erhöht den Genuß:  
Und wenn denn endlich auch kein Erdenglück uns bliebe,  
Bleibt uns die Freundschaft nicht, beglückt uns nicht die Liebe?  
145 An eines treuen Freundes Hand,  
Mit dem die Tugend uns verband,  
An einem liebevollen Herzen,  
Wie leicht vergessen wir des Erdenlebens Schmerzen!  
Sie raubt kein Zufall uns, raubt selbst der Tod uns nicht,  
150 Weil Zärtlichkeit und Treu mit uns das Grab durchbricht.

O FREUNDIN, eine Welt, wo Freundschaft uns beglückt,  
Wo treue Liebe küßt, die Mainacht uns entzückt,<sup>94</sup>  
DU fühlst dies mit mir, die kann, bei allem Schein,  
Mit dem ins Schwarze sie die Freudenhasser mahlen,  
155 Sie kann kein Aufenthalt voll Qualen,  
Kein Kerker, keine Hölle seyn!

Friedr. von Zinck.

## 11

Autor: Johann Georg Jacobi, Friedrich von Zinck  
Datum: veröffentlicht 1798  
Quelle: *Taschenbuch von J. G. Jacobi und seinen Freunden für 1798*, Basel o.J.  
,11-24.

### *An den Freyherrn von Z i n k in Emmendingen.*<sup>95</sup> *Freyburg, am 2 Februar 1796.*<sup>96</sup>

*Hier, wo dein Schattenbild*<sup>97</sup>, *du Lieber,*  
*Vertraulich sich zu mir gesellt,*

---

<sup>94</sup> *Freundschaft ... Liebe*: vgl. „Das ächte Glück“, vv 61-63.

<sup>95</sup> Neudruck (passim) in Friedrich Schlichtegroll (Hg.), *Nekrolog der Teutschen für das neunzehnte Jahrhundert*, Gotha (Perthes) 1803 (2. Jahrgang), 53-63; sowie (redigiert) in *Johann Georg Jacobi's Gedichte*, Bd. 2, Wien (Bauer) 1818, 170-179.

<sup>96</sup> Fußnote im Original: „*Emmendingen* ist eine kleine angenehme Stadt im Badenschen, drey Stunden von Freyburg, welche ich zu der Zeit öfters besuchte, als mein Freund *Schlosser* dem dortigen Oberamte vorstund. Die Witterung im Februar 1796 war so gelind, daß man den Frühling weit eher als gewöhnlich erwartete.“ In Jacobi (1818) lautet der erste Satz: „*Emmendingen*, diese kleine angenehme Stadt, drey Stunden von Freyburg, wurde zu der Zeit öfters von mir besucht, als mein Freund *Schloßer* dem dortigen Oberamte vorstund.“

<sup>97</sup> *Schattenbild*: Silhouette.

5                    *Der kleinen Tafel gegenüber,  
                       Die, sanft vom Morgenlicht erhellt,  
                       Um langer Trennung Quaal zu lindern,  
                       Mir SCHLOSSERS Bild in seinen Kindern  
                       Lebendig vor die Seele stellt;  
                       Hier duftet mir ein Strauß von frühen  
                       Schon offenen Veilchen<sup>98</sup> – wie sie blühn!*  
 10                   *Du glaubtest nicht, daß sie verzagt  
                       Der Wintererde sich entwagt –  
                       Und jedes schmeichelt mir, und sagt:  
                       Es werde bald, von Melodien  
                       Umtönt, der Blüthenvolle Hain*  
 15                   *Dein Wiedersehn mir prophezeihn.  
                       Jedoch bevor aus seiner Hülle  
                       Das erste Laub der Birke dringt,  
                       Wenn kaum hernieder in das stille  
                       Verlaßne Thal die Lerche singt,*  
 20                   *Dann ebnet schon die Sehnsucht mir  
                       Den kurzen Weg, o Freund, zu dir;  
                       Den Weg der Wonne, den vorzeiten  
                       Für mich die schönsten Götter weihten,  
                       Als mancher hergeflogne Brief*  
 25                   *Zu manches Festes holder Feyer  
                       Mich noch in SCHLOSSERS Arme rief.<sup>99</sup>*

<sup>98</sup> *Veilchen*: als traditionelles Symbol der Bescheidenheit, aber auch der Hoffnung; vgl. Charlotte de Latour (Louise Cortambert), *Le langage des fleurs*, Paris o. J. (ca. 1820); 240ff.

<sup>99</sup> Vgl. Joseph Albrecht von Ittner, *Leben Joh. Georg Jacobi's. Von einem seiner Freunde*, Zürich (Orell, Füssli und Compagnie) 1822, zugl. Bd. 8 von *J. G. Jacobi's Sämmtlichen Werken*, 87-90: „Während den [sic] Ferien fand Jacobi seine Erholung in dem artigen Landstädtchen Emmendingen, wo – Im Vorbeygehen sey es gesagt, der große Mathematiker Keppler seinen ersten litterarischen Unterricht empfieng, und das Einmaleins lernte. – Dorthin zog er zu seinem Freunde Schlosser und zu dem Oberstforstmeister Freyherrn von Zink. Von dem erstern geschah schon oben Erwähnung. Schlosser sein Verwandter, gebürtig aus Frankfurt am Main, war ein Mann von seltenen Geistesgaben, gebildet in der Schule Plutarchs und vieler andern griechischen Weisen und römischen Klassiker, Mitarbeiter an Iselins Ephemeriden der Menschheit, unbestechlicher Freund der Wahrheit, eifriger Verbreiter der gesunden Grundsätze über Moral, Politik, Erziehungswesen, Geschäftsleben, Landesverwaltung, ein immer gerüsteter Beschützer seiner Amtsuntergebenen, woferne denselben von oben herab etwas aufgebürdet werden sollte, das er für Unrecht hielt. An ihm bewunderten seine Kenner die Kraft der Sprache, und jenes oft *indictum ore alio*. Was man ihm vielleicht mit Unrecht vorwarf, war, daß er bisweilen aus bloßer Laune zu polemisch gewesen seyn soll.

Der Freyherr Friedrich von Zink, in Thüringen in dem Orte Gatterstädt geboren, war ein durch sein Vermögen unabhängiger Edelmann, hatte sich die lieblichste Gegend des Breisgaus mit | seiner Gattin zum Wohnsitze gewählt, und ward gerühmt wegen seinem Geiste und der guten Aufnahme der Fremden in seinem gastfreyen Hause, auch wegen der edeln Verwendung seiner Muße auf wissenschaftliche Beschäftigungen, und weisen Lebensgenuß. In Jacobi's Schriften finden sich mehrere Beweise seiner glücklichen Dichtungsgabe, und einer reinen gefälligen Prosa.

Mit diesen geistverwandten Männern brachte Jacobi im freundlichsten Umtausche von Herzenser gießungen gerne einige Wochen zu. In ihre Gesellschaft kam auch der ehrwürdige blinde Dichter Pfeffel, sonst wohnend in der Stadt Colmar jenseits des Rheines im Elsass, 6-7 Stunden von Freyburg entfernt. Schon im zwanzigsten Jahre seines Alters ward Pfeffel des Augenlichtes beraubt; aber die wohlthätige Natur entschädigte ihn, wie einst den Vater der Dichter Homer und den englischen Sängler Milton, für die Blindheit, durch die Anzündung eines hellern Lichtes in seinem Geiste zur innern Beschauung. Sie erweckte lebhaft seine Phantasie zur Gestaltung fröhlicher Bilder, die sein

O meinem Herzen wie so theuer  
 War deine Flur dein Städtchen da!  
 Wie jedes Dörfchen, das ich sah,  
 30 Mit jedem Zaun und jedem Stege,  
 Mir so bekannt auf diesem Wege!  
 Wie hell vom reinen Himmel schien  
 Die Sonne dort ins frische Grün!  
 So boten die bekränzten Matten  
 35 Der Heerde nirgend ihren Schatten!  
 Auch dann, wann dürre Stoppeln nur  
 Die Felder, wo ich einsam fuhr,  
 Bedeckten, wann bewegt vom Sturm  
 Die Wälder heulten, Dorf und Thurm  
 40 Vor mir im tiefsten Nebel lagen,  
 Auch dann, in ihrer Herbstgestalt,  
 Erheiterten sich Wies' und Wald;  
 Denn Liebe lenkte meinen Wagen.  
 Sogar in Nächten, wo kein Stern  
 45 Den rauhen, kalten Himmel schmückte,  
 War mir das Lämpchen, das von fern  
 Aus einem Hüttenfenster blickte,<sup>100</sup>  
 Wie Mondesschimmer unterm Dach  
 Von Lindenblüthen. — Aber Ach!  
 50 Die Stunde schlug; mit Thränen drückte  
 Ich nun die Hand, die mich beglückte,  
 Zum letzten Mahl: da tönte schwach  
 Am stumm gewordenen Mühlenbach<sup>101</sup>  
 Des Finken Lied;<sup>102</sup> da regte sich  
 55 Die hohe Pappel schauerlich;  
 Die Blümchen flüsterten den Weiden  
 Ihr Lebewohl, und wollten scheiden.  
  
 Seit jener Stunde lockten mich  
 Auf meinem so geliebten Wege  
 60 Vergebens Nachtigallenschläge;  
 Die Sonne kam, die Sonne wich:

---

Leben erheiterten. Pfefferl und Jacobi besuchten einander wechselweis ein Jahr um das andere, und verlebten dann immer einige genußreiche Tage. [...]"

<sup>100</sup> *Lämpchen, das von fern aus einem Hüttenfenster blickte*: deutliche Anspielung auf das Epyllion *Hero und Leander* von Musaios.

<sup>101</sup> Mühlenbach: „Oberhalb Collmarsreute wird aus der Elz derjenige Mühlbach geleitet, welcher durch des besagten Dorfes, dann durch den Emmendinger und an dieses Orts Stadtmauer vorbeig, sofort durch den Niederemmendinger, den Mundinger, einen kleinen Theil des Theninger, und den Köndringer Bann seinen Lauf hat, und unterhalb dem letzten Ort sich wiederum mit der Elz vereinigt. Dieser Bach [...] fließt von Mittag her nach Abend zu [also von Süden nach Westen]“; vgl. Willius (1783) §27, 37f. Schlossers Garten, heute meistens vom Emmendinger Neuen Rathaus überbaut, wurde nach Nordwesten vom Mühlbach begrenzt.

<sup>102</sup> *Die Stunde schlug ... Finken Lied*: in Jacobi (1818): „Die bange Stunde schlug; ich drückte / Des Freundes Hand, die mich beglückte, / Zum letzten Mahl: da tönte schwach / Mir am verstummten Mühlbach [sic] / Des Finken Lied ....“

*Matt war ihr Glanz, die Sternlein trübe;  
Doch weinend pries ich noch die Liebe.*

65 *Und die Getreue sandte dich;  
Sie ließ in goldner Morgenstunde  
Den ersten Trost aus deinem Munde  
Mich hören; und der erste Thau  
Erquickte wieder Feld und Au;  
70 Wie vormals war der Himmel blau,  
Der Busch von leichtgeschwingten Westen  
Durchsäuselt, und zu kleinen Festen  
Lud wieder mich dein Städtchen ein.*

75 *Darum, o Freund, gedenk' ich dein  
Bey diesen Veilchen; dir allein  
Verdank' ich jedes süße Hoffen,  
Verdank' ich, daß von neuem offen,  
Wie Blumen, die ein Zephyr küßt,  
Mein Herz den Frühlingslüften ist.  
80 Wer, wenn ich traurig weggewandt  
Von jungen Rosenknospen stand,  
Wer eilte mir, wie du entgegen?  
Dir war des Freundes Klage werth;  
Du winktest mich an deinen Heerd,  
Als hätte SCHLOSSERS Bruderseegen  
85 Ein Plätzchen da für mich erleht —  
Und o, er that's! zum öftern geht  
Er noch, in der Erinn'ung Träumen,  
Wehmütig unter jenen Bäumen,  
Von ihm geliebt, von ihm gepflanzt,  
90 Von seinen Kindern froh umtanzt,  
Wo Gottes Luft ihm sanfter wehte  
Und lispelnd sein Gefühl erhöhte  
Zu dem, was nur den reinen Geist<sup>103</sup>  
Beseeligt, Wahn den Thoren heißt;  
95 Dort geht in grünen Dämmerungen  
Er öfters, Arm in Arm geschlungen,  
Mit seiner Gattinn noch, und zeigt<sup>104</sup>  
Dahin, wo lustig zwischen Reben,  
Von buntem Wiesenplan umgeben,  
100 Empor dein Gartenhügel steigt;<sup>105</sup>  
Und beyde lächeln dann, und senden  
Dir leisen Gruß im Abendglanz,*

---

<sup>103</sup> Zu dem ... Geist: in Jacobi (1818) lautet der Vers: „Zu ahnen, was den reinen Geist“.

<sup>104</sup> Er öfters ... zeigt: in Jacobi (1818) lautet der Vers: „Still sinnend, Arm in Arm geschlungen, / Mit seiner Gattinn er, und zeigt“.

<sup>105</sup> Zum Besitz des Ehepaar Zinck gehörte ein Gartenhäuschen auf der „Burg“ genannten Anhöhe hinter ihrem Wohnhaus an der heutigen Karl-Friedrich-Straße. Zinck bedichtet es in einem Huldigungsgedicht an Erzherzog Karl; vgl. Briefe 103 und 104.

105 *Weil du mit nimmer laßen Händen,  
 Sobald die Rosen mir im Kranz  
 Der Freude welken, neue findest;  
 Wenn aber alle dir verblühn,  
 Um meine Leyer Wintergrün  
 Nebst ewig frischer Mirthe windest.  
 Und hat dein eigner Saitenklang  
 110 Durch ungekünstelten Gesang  
 Nicht schon die Muse mir versöhnet,  
 Nicht jede Sorge weggetönet?*

115 *Freund! O wie vieles gabst du mir!  
 Nimm, weil ich nichts zu geben habe,  
 Zufrieden einst von meinem Grabe  
 Den ersten Veilchenstrauß dafür!*

*J.G.J.*

### **Antwort**<sup>106</sup>

Emmendingen, am letzten Februar 1796.

Ein Veilchenstrauß von deinem Grabe?  
 Welch trauriges Geschenk, o Freund, für mich,  
 Der ich der Freunde wenig habe,  
 Des Nahmens werth! Soll einst die Aue sich  
 5 Mir neu beblümen ohne dich;  
 So werd' ich schweigend gehn an unsern Bächen,  
 Und nicht des Ufers Blumen brechen.  
 Auch wird der Frühling dann dir keine Veilchen streun;  
 Obwohl bescheiden<sup>107</sup> sie prachtvolle Beete fliehen,  
 10 Und gern im stillen Thal, wie deine Tugend, blühen.  
 Dein Grab – so hört' ich einst die Muse prophezeih'n –  
 Umduften jugendliche Rosen,  
 GESCHAFFEN, ÜBER DEINEM STAUB SICH LIEBZUKOSEN,  
 UND IHRER KLEINEN SCHÖPFUNG SICH ZU FREUN.<sup>108</sup>

<sup>106</sup> Fußnote im Original: „In einem dieser Epistel angehängten Nachschreiben ersuchte mich der Verfaßer, ich möchte, wenn ich dieselbe in mein Taschenbuch aufnehmen wollte, nicht, wie in seiner vorjährigen Epistel, gewisse mich betreffende Stellen wegstreichen; sondern *nur einmal seinem Herzen gestatten, daß es sich frey ergießen dürfte*. Ein sehr freundschaftliches Verlangen, welches zu befriedigen mir aber unmöglich war! Mehrere Verse wurden unterdrückt, und einige andre, denen ein gleiches begegnen sollte, sind bloß deswegen stehen geblieben, weil sie der Zusammenhang nothwendig forderte. Um dieser Verse willen das ganze Gedicht den Lesern zu entziehen schien mir eine Ungerechtigkeit gegen meinen Freund und gegen das Publicum. Es hätte mir solches um so weher gethan, da der höchst einfache, treuherzige Ton des Verfaßers an den unsrer älteren Dichter in ihren poetischen Briefen erinnert. Freylich nähert er sich oft der Prosa; dagegen läßt er mehr individuelles und lokales zu, kann verschiedene kleine Umstände benutzen, deren die glänzendere Schreibart sich enthalten muß, und macht, vermitteltst ihrer, die Darstellung lebendiger und interessanter. Ich rede nicht von Gedichten, welche bloß die epistolarische Form haben, sondern von Briefen im eigentlichsten Verstande, in Absicht derer ich mich selbst auf die *Horazischen* berufen darf. J. G. J.“ In Jacobi (1818) fehlt diese Fußnote.

<sup>107</sup> *Veilchen*: als traditionelles Symbol der Bescheidenheit.

- 15 O möge bis dahin noch manchen Stein  
Auf stolzer Gruft der Jahre Gang bemosen!
- Wie aber lohn' ich dir dein liebendes Gedicht?  
Erquickender ist Sonnenstrahl dem Greise,  
Dem Wandersmann, auf seiner Reise
- 20 Zur Erndtezeit das kühle Lüftchen nicht,<sup>109</sup>  
Als meinem Herzen dein Gedicht.  
Nicht darum, weil das Vaterland,  
Im Angesicht befugter Schönheitsrichter,  
Beym Zuruf unsrer Lieblingsdichter,
- 25 Dir, seinem Sänger, Kränze wand;  
Nicht darum, Freund! Ehrwürdig zwar  
Ist mir der Muse Kranz in des Geweihten Haar;  
Doch öfters dünkte mich gepriesner Männer Größe  
Dem Irrwisch<sup>110</sup> gleich, von fern ein Schimmer reinen Lichts,
- 30 Und näher, Truggestalt, aus einem Sumpf erzeugtes Nichts.  
Dem Forscherblick, wie manche Blöße  
Verräth sich ihm, wenn Eigendünkel, Neid,  
Gewinnsucht, niedrer Haß den Genius entweihet!  
Dich ehr' ich, Theurer, weil dein Leben,
- 35 Im Einklang stets mit deinem Saitenspiel,  
Noch mehr, als dein Gesang, den Weiseren gefiel.<sup>111</sup>  
Könnt' ich zur Hälfte nur das Glück dir wieder geben,  
Das ferner keines Freundes Heerd  
Auf diesen Fluren dir gewährt!
- 40 Denn ach, wie dürftig muß dir unser Städtchen scheinen,  
Wo dich mit SCHLOSSER und den Seinen

---

<sup>108</sup> Fußnote im Original: „S[iehe] *die Gräber der Dichter* von Michaelis.“ Vgl. *Michaelis Werke*, Bd. 2, Wien (Schraembl) 1791; das Zitat dort auf den Seiten 135 und 136. In Jacobi (1818) lautet der Vers: „Geschaffen über deinen [sic] Staub sich zu liebkosen“. Im Vorwort „Zum Titelkupfer“ (3-7), welches das *Taschenbuch [...] für 1798* einleitet und ein Epitaphium für Johann Peter Uz beschreibt, hat Jacobi dieses Gedicht bereits ausgiebiger zitiert. Zu Michaelis Versepistel „Die Gräber der Dichter. An den Herrn Canonicus Gleim“ schrieb Carl Heinrich Jördens: „Der Verfasser mustert unsre ganze Dichterschaft, und theilt unter sie Blumen und Bäume aus, womit statt des Marmors ihre Gräber geziert werden sollen“; vgl. Jördens (1808), 569f. Michaelis bedenkt dabei seinen alten Freund und Halberstädter Hausgenossen Jacobi mit der Symbolblume der Anakreontik schlechthin, der Rose. Dabei ist der im Alter von nur 25 Jahren 1772 verstorbene und hier zum Musenbegeisterten (oder gar zur „Muse“ selbst?) verklärte Dichter ein „Frühvollendeter“ und schickt sich so besonders zum Gewährsmann im heiter-melancholischen Spiel mit dem Gedanken an die eigene Sterblichkeit ebenso wie mit der Hoffnung auf bleibenden Dichterruhm. Indem Zinck Michaelis' Gedicht zitiert, spielt er zum einen den Ball zurück, den Jacobi mit der Erwähnung junger Rosenknospen (v80) ihm zugeworfen hat; zum andern ist diese doppelte intertextuelle Referenz nicht weniger als programmatisch zu verstehen: J. B. Michaelis verbindet Jacobi mit dem Halberstädter Gleimkreis, und alle drei, Jacobi, Michaelis und Zinck folgen letztlich der dort entwickelten und gepflegten konservativen Poetik, der „die Alten“ unübertreffliche Vorbilder sind und der maßvoll-heitere Lebensgenuß Lebenszweck ist.

<sup>109</sup> *Dem Wandersmann ... Lüftchen nicht*: in Jacobi (1818) sind diese beiden Verse durch die folgenden drei ersetzt: „Ist, wenn der Boden glüht, auf mühevoller Reise / Dem Wandersmann die Quelle nicht, / Die kühle Lüfte leis' umschweben, [...]“.

<sup>110</sup> *Irrwisch*: Irrlicht.

<sup>111</sup> *Nicht darum ... den Weiseren gefiel*: in Jacobi (1818) ist die ganze Passage v22-36 gestrichen.

Der Liebe festgeknüpftes Band  
 Vereinte, wo ein Druck der Hand,  
 Ein Blick, ein Wort aus treuem Munde  
 45 In mancher leidenvollen Stunde  
 Dir Balsam in die Seele goß!  
 Und welche Lust, welch süßes Wohlbehagen  
 An SCHLOSSERS Arm, in sorgenlosen Tagen,<sup>112</sup>  
 Wenn trauliches Gespräch von seinen Lippen floß!  
 50 Da gieng, wie Frühlingsglanz, aus ihrer Dunkelheit  
 Die Wahrheit leicht hervor, und tiefer Gründlichkeit  
 Gab frohe Laune das Geleit.  
 Genug, o Freund, um andres zu entbehren!  
 Ein Geist, den deinigen zu nähren,  
 55 So überreich! Sein Haus, ein Sammelplatz  
 Für Deutschlands Edle, wo entkleidet  
 Von jenem Prunk, den ächte Größe meidet,  
 Die besten Fürsten<sup>113</sup> einen Schatz  
 Erprobter Weisheitslehren fanden,  
 60 Am kleinen häuslichen Altar  
 Die Hoheit sich vergaß, die Vorurtheile schwanden,  
 Und nur der Mensch daheim bey guten Menschen war!  
  
 Noch oft besuch' ich jene Bäume,  
 VON IHM GELIEBT, VON IHM GEPFLANZT,  
 65 VON SEINEN KINDERN EINST UMTANZT,<sup>114</sup>  
 Wo durch der Blätter enge Zwischenräume,  
 Wenn einst der May erwacht, die Morgensonne dringt,<sup>115</sup>  
 Und einsam PHILOMELE<sup>116</sup> singt.  
 Mit ihr stimm' ich der Sehnsucht Klagen an,  
 70 Und fühl' um Stirn und Wange dann  
 Von SCHLOSSERS Geist ein leises Wehen.<sup>117</sup>  
 Jetzt ist die Freude mir versagt,  
 Mich, wann im Ost der Himmel tagt,  
 In jenen Schatten zu ergehen;  
 75 Noch minder gönnt die schweigende Natur  
 Auf ihrer todten Winter-Flur,  
 Auf ihren unbelaubten Höhen,  
 Umstürmt von rauhen Winden, mir  
 Den frohen Gang, o Freund, zu dir.  
 80 Jedoch sobald der Lenz die Lüfte wieder wärmet,  
 Um ihren Blütenbusch die erste Biene schwärmet,

<sup>112</sup> *Und welche Lust ... in sorgenlosen Tagen:* in Jacobi (1818) lauten die beiden Verse: „Da ward, in sorgenlosen Tagen / An Schlossers Arm, dir süßes Wohlbehagen, [...]“.

<sup>113</sup> Ein prominenter Gast Schlossers war beispielsweise, in Begleitung Goethes, Herzog Karl August von Sachsen-Weimar.

<sup>114</sup> Vgl. Jacobis vorausgehende Epistel, vv89f.

<sup>115</sup> *Wenn einst der May erwacht:* in Jacobi (1818): „Kommt erst der May zurück“.

<sup>116</sup> *Philomele:* in Anlehnung an Ovids Metamorphosen, Buch VI, der poetische Name der Nachtigall.

<sup>117</sup> *ein leises Wehen:* in Jacobi (1818): „das sanft're Wehen.“

85 Ergreif' ich meinen Wanderstab,  
Und walle – nicht zu deinem Grab,  
Um dort mit thränen Schwangern Blicken  
Dein trauriges Legat zu pflücken –  
Mit leichtem Muth und heiterm Sinn  
Eil' ich zu dir und unserm SCHNETZLER<sup>118</sup> hin.  
Friedrich von Zinck

## 12

Autor: Friedrich von Zinck  
Datum: veröffentlicht Juni 1798  
Quelle: *Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks*, Juni 1798, 573f.

**An den Kaiserl. Königl. Herrn Obristen  
Freiherrn von Ulm.**<sup>119</sup>  
Nach Begnadigung eines wegen Diebstahls vom  
Kriegsgerichte zum Tode verurtheilten Verbrechers<sup>120</sup>  
Emmendingen, den 2ten November 1797.

5 Wer mit der Strenge seiner Pflicht  
Der Menschenliebe sanft Gefühl verbindet,  
Und menschenfreundlich handelt, windet  
In jenen Kranz, den das Gericht  
Der Mit- und Nachwelt Helden flicht,  
Sich selbst die schönste, immergrüne Blume.  
Die Zähre, die von Friedrichs Wangen floß,  
Vermindert nichts an seinem Ruhme,  
Weil sie – nicht Unmuth, nein! die Menschlichkeit – vergoß;  
10 Auch hat in ihrem Heiligthume  
Die Muse sie der Nachwelt aufbewahrt.<sup>121</sup>

---

<sup>118</sup> Fußnote im Original: „Dieser Name soll, wie ich hoffe, den Freunden der schönen Litteratur nicht immer unbekannt bleiben. J.G.J.“

<sup>119</sup> Joseph Frhr. v. Ulm (1754-1827), k. k. Oberst, Kommandeur des Böhmisches Infanterie-Regiments No. 35 Wenckheim. Er hatte sich während des ersten Koalitionskrieges im Umfeld des österreichischen Reichsfeldmarschalls, Erzherzog Karl von Österreich-Teschen, im Gefecht bei Wetzlar distinguiert und wurde später für seine Rolle in den Schlachten bei Stockach und Pfungen zum Generalmajor befördert. Joseph von Ulm war ein Sohn des Freiburger Regierungspräsidenten Carl von Ulm zu Erbach (1725-1781) und Bruder Ferdinand von Ulms (1756-1829), der als Jurist wie sein Vater Karriere in der vorderösterreichischen Verwaltung machte. Letzteren hat J. G. Jacobi im „Lied, am Nahmenstage des Freyherrn von Ulm, in einem freundschaftlichen Zirkel gesungen. Im Juny 1792“ bedichtet (*Sämmtliche Werke*, Bd. 4, Zürich 1819, 228f).

<sup>120</sup> Fußnote im Original: „Die Gründe der Begnadigung waren die Jugend des Verbrechers, sein vorheriges untadelhaftes Betragen, und der gute Ruf des Regiments von Wenckheim, welcher das Beispiel einer so strengen Bestrafung nicht nothwendig machte.“

Wenn Joseph<sup>122</sup>, wo er kann, der Krieger Leben spart,  
 Und Carl<sup>123</sup> die Städte, die der stille Fleiß bewohnt,  
 Mit edler Menschenliebe schonet<sup>124</sup>,  
 15 Des Krieges Wuth zu hemmen sucht,  
 Und doch durch Großthat glänzt, so lohnet  
 Der Enkel noch mit Dank dem Menschenfreund,  
 Wenn dem Barbar, der Menschheit Feind,  
 Wenn einem Tilly<sup>125</sup> noch die späte Nachwelt flucht.  
 20 Auch DU, O THEURER, nährst in DEINEM Herzen,  
 Bei Unerschrockenheit und Eifer in der Pflicht,  
 Ein edles Mitgefühl bei DEINER Brüder Schmerzen,  
 Und schämest DICH der leisen Zähre nicht,  
 Die, wenn das Mitleid DICH erweicht,  
 25 unbemerkt herab die Wange schleicht.  
 Wenn einst DEIN Haar das Alter bleicht,  
 Und der Vergangenheit Gefahr, Müh' und Verdruß  
 Wie Frühlings-Nebel Dir entschwinden,  
 Wenn Enkelinnen bei Gesang und Kuß  
 30 Ums greise Haar DIR Lorbeerkränze winden,  
 Wird noch des heutgen Tages Genius  
 Wie Gottes Engel um DICH schweben,  
 Und DIR den reinsten, seligsten Genuß,  
 Zufriedenheit und stille Wonne geben.

Friedrich von Zinck.

---

<sup>121</sup> *Zähre ... Friedrichs Wange ... Muse*: In seinem Gedicht „An die Krieges Muse nach der Niederlage der Russen bei Zorndorf“ (*Preußische Kriegslieder*, 1758) beschreibt J. W. L. Gleim, wie Friedrich der Große beim Anblick des zerstörten Küstrin in Tränen ausbricht (vv125-139): „Wie jammert es dem Vater seines Volks / Die Stadt nicht mehr zu sehn! Zum andernmal / Weint er in ihr, anitzt – – Ein König weint? / Gieb ihm die Herrschaft über dich, o Welt, / Dieweil er weinen kann! – Jedoch der Bach / Der Heldenaugen floß zu lange nicht, / Der Thränen Stelle nahm ein glühend Rot / Im feurigen Gesicht; gerechter Zorn / Entstand aus Königlichem Mitleid stracks. / Er wandte sich zu seinen Helden, schwur / Sein rächend Schwert zu zücken und mit Gott / Zu züchtigen die Henker seines Volks! // Für jede Thräne, sprach er, fließe mir, / Ein Strom von ihrem Blut, und, ehe sei, / Du, meines Zornes Flamme, nicht gelöscht!“

<sup>122</sup> *Joseph*: Kaiser Joseph II. (1741-1790)

<sup>123</sup> *Carl*: Erzherzog Carl von Österreich-Teschen (1771-1847) vertrieb die Franzosen aus Emmendingen.

<sup>124</sup> Fußnote im Original: „Einen Beweis davon erhielt des Dichters Wohnort, am 19. Oktober 1796, dessen sich die Einwohner noch lange mit dem wärmsten Dankgefühl erinnern werden.“

<sup>125</sup> *Tilly*: Johann T'Serclaes von Tilly (1559-1632), kaiserlicher Heerführer im Dreißigjährigen Krieg, berüchtigt wegen der Grausamkeit der von ihm geleiteten Eroberung und Zerstörung Magdeburgs 1631.

## 13

Autor: Friedrich von Zinck; Anonymus  
Datum: veröffentlicht 1798  
Quelle: Vorbericht und Übersetzung des Widmungsgedichtes zur *Neuen Reise in meinem Zimmer herum*, Basel (Samuel Flick) 1798, i-x.

### Vorbericht des Übersetzers.

Das Original der gegenwärtigen Uebersetzung erschien bey Fauche in Braunschweig im vorigen Jahre.<sup>126</sup> Ich gebe dieses Datum mit gutem Vorbedacht an, weil es zur Verständlichkeit verschiedener Stellen nothwendig ist: fast noch nie kam je so viel darauf an, wann etwas geschrieben ward, als in unserm an Begebenheiten und Veränderungen so reichen Zeitalter. |

Daß es eine Nachahmung, der vor zwey Jahren in Paris herausgekommenen: *Voyage autour de ma chambre*<sup>127</sup> ist, wovon wir auch eine Deutsche Übersetzung haben, zeigt schon der Titel, und daß es eine geglückte ist, darüber kann ich, außer dem Beyfall, den es in der neuen allgemeinen deutschen Bibliothek gefunden hat<sup>128</sup>, dreist das Urtheil jedes Lesers von Geschmack auffordern. Nur an zwey Stellen ist der Verfasser so sehr Franzose, daß er wohl schwerlich einem Deutschen gefallen wird; und dort blieb mir nichts weiter übrig, als ihn meinen Lesern in seiner ganzen französischen Eigenheit aufzutischen.

Daß er in seinen Grundsätzen ein Aristokrat ist, versteht sich von selbst; | denn er kündigt sich als einen Ausgewanderten an, und dies scheint keine Maske zu seyn: aber sein Aristokratismus ist so gemäßigt, daß er manche Stelle vor dem ehemaligen Koblenzer Tribunal<sup>129</sup> schwerlich würde haben rechtfertigen können, und wenn er auch einigemahl schief urtheilt, wie er denn unter andern zu verlangen scheint, daß der Geist des Zeitalters sich nach den Königen, nicht diese nach jenen richten sollen, so ist ihm dies in einer Lage, die unbilligerweise oft so wenig beherzigt wird, wohl zu verzeihen, und über manche Dinge, wie z. B. über die Hinrichtung Ludwig XVI. die zu Frankreichs Schande noch gefeyert wird, ist ja doch wohl jetzt in Deutschland nur eine Stimme, so wie über seinen Charakter[,] | welchen der Verfasser wahr und

---

<sup>126</sup> [Anon.,] *Nouveau voyage autour de ma chambre*, Braunschweig (Fauche et Comp.) 1797.

<sup>127</sup> Xavier de Maistre, *Voyage autour de ma chambre*, Paris 1794.

<sup>128</sup> *Beyfall* [...] in der *neuen allgemeinen deutschen Bibliothek*: „Nicht nur ein Deutscher, wie man so eben gesehn, fand diese Art zu reisen äusserst bequem und nachahmenswerth, sondern auch den Franzosen behagt sie dergestalt, daß vorliegender Versuch wahrscheinlich nicht der letzte bleiben wird. Was den Umstand betrifft, über die schon von andern, und das mit Erfolg behandelte Materie von neuem sich herzuwerfen: so weiß dieser frische Stubenpilger ganz witzig den Vorwurf zu entkräften, und gewinnt eben daraus sogar Stoff für die zwey ersten Capitel. Mithin hat er das lästige Vorreden sich erspart, und den Leser indeß glücklich in sein Dachstübchen gelockt! Noch witziger gedacht, und leichter gereimt, ist die kurze Zueignungsepistel an *Eglé*, vermuthlich nur ein Bedürfniß und Geschöpf seiner Phantasie. Dennoch weiß er die Schöne so artig zu loben, und nebenher den Geist der Zeit so schalkhaft zu treffen, daß Rec. lieber die ganze Epistel abschreiben würde; wäre nur für Erzeugniß oft einheimischer Muse selbst, der Raum unsrer Blätter nicht längst schon viel zu enge geworden! [...]“ Vgl. *Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek*, Bd. 38, 1. Stück, Kiel (Bohn) 1798, 270.

<sup>129</sup> Koblenz war der wichtigste Sammelplatz royalistischer französischer Emigranten auf deutschen Boden. Die jeweiligen Regierungen der République forderten mehrfach von den deutschen Behörden eine Auflösung dieser Gemeinde von Refugiés, die für ihre militant konterrevolutionäre Einstellung und Agitation bekannt war.

unpartheyisch dargestellt hat. — Doch es ist hier nicht der Ort, von Politik zu sprechen. —

Ueber meine Uebersetzung und ihre Fehler erwarte ich, und erbitte ich mir das Urtheil und die Belehrung der Kenner.

Emmendingen, im Sept. 1798.

Friedr. von Zinck |

### An Aegle<sup>130</sup>

So bist du nimmer zu ergründen  
In deinen Tiefen, Menschenherz,  
Und treibst mit Weisen selbst nur Scherz? —  
Ein Buch zu schreiben, und Ideen zu erfinden,  
5 Zum schönen Ganzen zu verbinden,  
War zu Voltaires goldner Zeit  
Allein die große Schwierigkeit;  
Es einem Freund zu decidiren, |  
Mit eines Großen Nahmen zu verziern,  
10 Galt damals nur für eine Kleinigkeit;  
An Gönnern fehlts ja nicht, betitelt und bebändert!  
Doch unsre aufgeklärte Zeit  
Hat, Gott sey Dank, das abgeändert,  
Ein Buch zu schreiben macht nicht mehr so große Müh,  
15 Es zuzueignen machet sie.  
Was unsern Vätern einst gefiel  
Will dem verwöhnten Gaumen nicht mehr munden:  
Der Wörter-Prunk, den sie erhaben, schön gefunden,  
Dünkt uns ein lächerliches Spiel.  
20 Der Weyrauch, den mit vollen Händen  
Dem stolzen Gönner auszuspenden |  
Ein feiler Autor sonst gepflegt,  
Ist nicht mehr Mode: jeder wägt  
Sich jetzt nach eigenem Belieben,  
25 Und die Abgötterei, die man wohl sonst getrieben,  
Ist der Geliebten einzig noch geweiht:  
Und da sogar darf man zu weit,  
Der Spötter wegen, nicht die Sache treiben,  
Und muß behutsam in den Schranken bleiben,  
30 Wie die Natur, wie der Geschmack gebeut.  
Denn wer von Martern und von Liebes-Schmerzen,  
Von felsenharten Tigerherzen,  
Von Pfeilen in den Augen spricht,  
Dem lachtet man ins Angesicht. |  
35 Neu ist im Lieben auch die Mode:

---

<sup>130</sup> Das französische Original (v-viii) ist metrisch gleichmäßiger in der Verwendung von achtsilbigen, teils umfassend, teils kreuzgereimten Versen mit abwechselnd weiblicher und männlicher Kadenz; Zinck überträgt es in die für ihn typischen Madrigalverse.

Man seufzet sich nicht mehr zu Tode,  
 Und nach der neuesten Methode  
 Zählt man der Schönen Reitze nicht,  
 Und fühlt sie doch; rühmt nicht mehr seine seltne Treue,  
 40 Und sparet gleichwohl sich die Reue  
 Gewissenlos verletzter Pflicht. —  
 Wie fang ich, AEGLE, nun es an? —  
 Ich wollte DIR mein Büchlein dediciren:  
 Wird sich auf unbekannter Bahn  
 45 Die scheue Feder nicht verlieren? —  
 DER SCHÖNSTEN wollt ichs dediciren,  
 Und glaubte, so, durch Einen Zug  
 Für jedermann recht kenntlich dich zu nennen: |  
 Doch überlegt' ichs wohl genug? —  
 50 Wie? würde nicht bey diesem Zug  
 Ein jedes weibliches Gehirnchen straks entbrennen,  
 Und jede nicht sich selbst darinn erkennen?  
 Die Stolze fordert es als Pflicht,  
 Die mehr Bescheidne denkts, und sagt es nicht.  
 55 Wie würde sich darob so mancher Streit  
 entspinnen,  
 Und mancher dumme Paris schon  
 Aus Lüsternheit nach Minnelohn  
 Auf dieses Streits Entscheidung sinnen!  
 Es stürzte wohl, wie zu der Griechen Zeit,  
 60 Zum Opfer für die Eitelkeit  
 Der Weiblein, gar in wilde Flammen  
 Noch irgend eine Stadt zusammen.  
 Nein, nein! zu dieser Grausamkeit |  
 Soll mich die Unbesonnenheit  
 65 Der Welt zum Jammer nicht verführen!  
 DER, DIE ICH LIEBE, will ichs dediciren:  
 Dies paßt auf keine sonst, als Dich,  
 Und du allein verstehst mich.<sup>131</sup>

<sup>131</sup> A Églé. / Sera-tu toujours un mystère / Inexplicable coeur humain? .... / Au temps reculé de  
 VOLTAIRE / Faire un livre étoit une affaire / Et le dédier n'étoit rien: / Mais notre siècle de lumière /  
 Grâce au ciel, change tout en bien; / Faire un livre aujourd'hui n'est rien, / Le dédier est une affaire!  
 .... // Ce qui plaisoit à nos aïeux / Nous paroît bizarre et sauvage / Nous rions du vain étalage / De ces  
 mots menteurs et pompeux / Qu'entassoit un auteur à gage / Pour son protecteur orgueilleux. / Le  
 fade encens n'est plus d'usage / Chacun sait se connoître mieux, / Et l'on n'adresse plus d'hommage /  
 Qu'à sa belle, ou bien à ses dieux. / Et même en disant qu'on soupire, / Ah qu'on doit être scrupuleux!  
 / Charmante EGLÉ, je ferois rire / Si j'allois plaindre mon martyre, / Et sur-tout chanter tes beaux yeux  
 .... // La mode d'aimer est nouvelle: / On sent les charmes de sa belle, / On ne compte plus ses appas;  
 / On ne la nomme plus cruelle, / Du moins on le lui dit tout bas; / On n'écrit plus qu'on est fidelle, /  
 On l'est, et l'on n'en parle pas. // Juge quel est mon embarras! / Je veux te dédier mon livre; / Oui,  
 mais EGLÉ j'ignore hélas! / Quel chemin ma plume doit suivre. // Je voudrois te peindre d'un trait. /  
 Eh bien mettons: A LA PLUS BELLE! / Ah qu'ai-je dit? A ce portrait / Chacune se reconnoîtroit. / A ces  
 mots seuls, chaque cervelle / Comme étoupe s'enflammeroit; / Toute femme d'abord croiroit / Que  
 ma dédicace est pour elle. / La plus fière le soutiendrait, / La plus humble le penseroit, / De là mainte  
 rixe cruelle / Avec fracas s'éleveroit, / Maint sot *Pâris* décideroit / Et peut-être cette querelle / Ainsi  
 que jadis finiroit / Quelque ville encor brûleroit / Pour une vanité femelle .... / Non, non; prévenons

14

Autor: Friedrich von Zinck

Datum: Oktober 1798

Quelle: Flugschrift; Universitätsbibl. Freiburg, Nachlaß J. G. Jacobi, VI A Z.

**Schreiben an \*\*\*, über eine den Herrn Professor Jacobi zu Freiburg  
betreffende Anfrage.**

Emmendingen, den 1sten Oktober, 1798.

Auch bis zu Ihnen ist also das Gerücht vorgedrungen, daß Jacobi – wer hätte das denken sollen? – ein Prediger des Materialismus geworden sey? <sup>132</sup> Sie können es

---

tous ces maux / Et prenons pitié de la terre; / N'allons pas troubler son repos / Par un nouveau genre de guerre .... / / Eh bien! je vais m'exprimer mieux, / Je vais mettre: A CELLE QUE J'AIME! / Ceci, tu l'as lû dans mes yeux, / Ne peut s'adresser qu'à toi-même.

<sup>132</sup> Vgl. Ittner 1822, 98-102, der den Vorfall unter ausgiebiger Benutzung und nicht selten wörtlicher Übernahme von Zincks offenem Brief folgendermaßen schildert: „Während der Anwesenheit der französischen Ausgewanderten setzten alle Professoren ihre Vorlesungen in den ihnen aufgetragenen Fächern der Wissenschaften fort, macher Störung ungeachtet, die vorfielen. Jacobi that das nämliche, und gab im Jahre 1798 wöchentlich eine Stunde Vorlesungen über praktische Arbeiten des deutschen Styls unentgeltlich [sic!]. Hiebey hatte er sein Hauptaugenmerk auf die Theologen, als künftige | Kanzelredner gerichtet. Die jungen Schüler der Philosophie hatte er aus guten Gründen von diesen Vorlesungen ausgeschlossen, und nur die Akademiker der drey höhern Fakultäten dazu eingeladen. Er bekam ein zahlreicheres Auditorium, als er gehofft hatte, und darunter befanden sich sogar Doktoren, mehrere Geistliche, und Männer die schon in öffentlichen Aemtern standen. Ein junger Mediziner, der in Wien studiert hatte, kam um diese Zeit nach Freyburg, um dort den Doktorgrad zu nehmen. Die medizinische Fakultät hatte ihm das Zeugniß einer vorzüglichen Geschicklichkeit in seiner Wissenschaft ertheilt, und Jacobi, den er bisweilen besuchte, fand an ihm einen talentvollen jungen Mann, der schon verschiedene glückliche Versuche in der Dichtkunst gemacht hatte, denen weiter nichts abgieng, als strengere Feile, und größere Bestimmtheit der Schreibart. Dieser junge Doktor der Heilkunde brachte ihm nun für seine praktische Vorlesung ein Gedicht unter dem Titel: *Dauern oder Vergehen?* das sich allerdings durch poetische Schönheiten aus-|zeichnete, aber viele materialistische Grundsätze enthielt. Jacobi trug jedoch kein Bedenken, das Gedicht vorzulesen; vielmehr freute er sich der Gelegenheit, ein zurechtweisendes Wort sprechen zu können, weil die Sage gieng, daß die Lehre des Materialismus insonderheit unter einigen Medizinnern sich auszubreiten anfieng; auch daß unter den letztern etliche unvorsichtig genug wären, denselben zu predigen, und vielleicht Ungelehrte damit anzustecken. Jacobi beurtheilte nun zuerst kritisch das Gedicht nach seiner Form und Sprache; sodann verfolgte er den philosophischen Stoff, Schritt vor Schritt, widerlegte ihn, und dabey war es ihm so ernst, daß sein Vortrag fast drey Stunden dauerte; er trug dann aus Mendelssohns Phädon, Reimarus, Hemsterhuis und andern, die vornehmsten Beweise für die Unsterblichkeit vor, und schloß das Ganze durch die herzlichsten und rührendsten Stellen aus der Abhandlung des Claudius über diesen Gegenstand. Dieser schöne Vortrag mit allen Reizen einer gründlichen Beredtsamkeit ausgeschmückt, | machte einen tiefen Eindruck auf die aus allen Ständen anwesenden Zuhörer. Und dennoch gab es Leute, die da behaupteten, Jacobi habe die Lehre des Materialismus vorgetragen. Ja vorgetragen allerdings, aber geprüft und widerlegt. Diese hämische Mißdeutung seiner Absicht wurde vorzüglich einigen Halbfranzosen [Elsässer] zugeschrieben, die weder recht deutsch, noch recht französisch verstuhnden [sic!], und, sonst in der Nachbarschaft des Breisgaves auf dem jenseitigen linken Rheinufer wohnhaft, auf das rechte geflüchtet waren. Sie war um so ungerechter, da Jacobi nach dem bey seiner Annahme bestehenden österreichischen Studienplane den ausdrücklichen Auftrag hatte, den Studenten des zweyten philosophischen Jahres, also Jünglingen von 16-17 Jahren, die er, wie schon gesagt, von den Vorlesungen über den Styl ausgeschlossen hatte, den Lukrez zu erklären, einen römischen Dichter, | der ein ganzes System aufstellte, welches Unsterblichkeit und Vorsehung der Götter läugnet, alle Religion für Aberglauben

mit dem, was Sie sonst, ohne ihn persönlich zu kennen, von ihm wissen, nicht zusammenreimen, und gleichwohl haben Sie Umstände gehört, die — Sie fast an ihm irre gemacht hätten? — Nein, mein Freund, lassen Sie sich an dem Sänger des Aschermittwochlieds,<sup>133</sup> das Ihnen so wohl gefallen hat, durch ein Märchen nicht irre machen, das entweder die Dummheit aus Mißverstand zusammengesetzt, oder die Bosheit, nach ihrem gewöhnlichen: *Calumniare audacter, semper aliquid haeret*, eronnen hat.<sup>134</sup>

Wer der Urheber desselben seyn mag, kann ich nicht wissen, weil ich das Treiben und Wesen gewisser Leute in Freyburg wenig oder gar nicht kenne; auch wird das Ihnen wahrscheinlich sehr gleichgültig seyn. Nur rathen Sie nicht etwa auf die theologische Fakultät, denn da würden Sie dieser ehrwürdigen Gesellschaft sehr Unrecht thun, die schon bey mehrern Gelegenheiten, im Angesichte von ganz Deutschland rühmliche Beweise ihrer Einsicht und Freymüthigkeit gegeben hat, und mit Jacobi, wie ich gewiß weiß, im besten Vernehmen steht. Am geschäftigsten waren dabey die zahlreichen Französischen Ausgewanderten in Freyburg. Diesen Leuten, die aus Unkunde der Sprache des Landes, in dem sie doch schon so lange umherziehen, alles meistens nur halb verstehen, ist jeder Protestant verdächtig, und ein Protestantischer Professor auf einer katholischen Universität nun vollends gar ein Greuel. Dazu kommt noch, daß Jacobi, wie so viele andere vernünftige und brave Leute, über die Französische Revolution nicht denkt, wie sie — doch ich entferne mich zu weit von der eigentlichen Absicht dieses Briefs.

Ich erhielt den Ihrigen gerade zu der Zeit, als Jacobi während der Ferien einige Wochen hier zubrachte, und ich ihn also täglich sah. Bisher hatte ich auf jenes Gerücht wenig geachtet, weil Jacobi, sogar dann noch, als der Lärm noch größer wurde, und man von verdächtiger Correspondenz, aufzustellender Untersuchung und dergleichen sprach, ganz ruhig und sorglos dabey blieb, von niemandem zur Rede gestellt wurde, und sich nicht verantworten durfte: Ihre Anfrage aber, und die Versicherung verschiedener Freunde, daß von dieser Sache, die ich ihrer offenbaren Ungereimtheit wegen schon längst für vergessen hielt, noch immer auf eine Art gesprochen werde, die Jacobi's Charakter bey denen, die ihn nicht genau kennen, in ein zweifelhaftes Licht setze, veranlaßte mich, ihn um eine genauere Auskunft darüber zu bitten, welche Sie denn jetzt ohne Zusatz und Verschönerung von mir erhalten sollen.

Im Anfange des letzten Studien-Jahres entschloß sich Jacobi, wöchentlich eine Stunde praktische Vorlesungen unentgeltlich zu halten, und richtete dabey sein Hauptaugenmerk auf die Theologen, als künftige Kanzelredner. Ueberhaupt schloß

---

ausgibt, und den Epikur rühmt, daß er sie mit Füßen getreten. Gewiß war niemand religiöser als Jacobi, der bey jeder Gelegenheit mit Wärme nicht nur für göttliche Vorsehung und Unsterblichkeit in seinen Schriften gesprochen, sondern auch das Schöne und Erhabene der christlichen Religion zu zeigen stets bemüht war. Die giftigen Pfeile dieser elenden Kritiker glitten kraftlos an dem Rufe des Dichters ab, doch thaten sie seinem reinen Gemüthe unaussprechlich wehe: Er selbst, als sanfter friedliebender Mann antwortete nichts auf die im Stillen herumschleichende Verläumdung; aber sein Freund der Freyherr von Zink übernahm diese Mühe, und entlarvte in einem gedruckten Briefe, der im Jahre 1798 überall im Umlaufe war, ihre Urheber.“

<sup>133</sup> Fußnote im Original: „In dem Taschenbuche von Jacobi und seinen Freunden für 1798“. Zinck irrt hier; das Lied »Am Aschermittwoch« findet sich im *Taschenbuch von J. G. Jacobi und seinen Freunden für 1796*, 44-48.

<sup>134</sup> *Calumniare audacter...* : Lateinisches Sprichwort, sinngemäß: »nur dreist mit Dreck werfen; etwas bleibt immer hängen«. Das wahrscheinlich auf Plutarch zurückgehende Wort hatte Johann Jacob Manlius (wirkte zwischen 1548 und 1563) in seine später vielfach nachgedruckte Spruchsammlung *Locorum Communium Collectanea*, Basel (Oporin) 1562 aufgenommen; 193.

er die Schüler der Philosophie wohlbedächtig von diesen Vorlesungen aus, und lud nur die Akademiker der drei höhern Fakultäten dazu ein. Er erhielt ein zahlreicheres Auditorium, als er gehofft hatte, und darunter befanden sich sogar Doktoren, Weltgeistliche, und Männer, die schon in öffentlichen Aemtern standen.<sup>135</sup> Dieß ermunterte ihn noch mehr, weder Zeit noch Mühe zu sparen, und er sprach mit mir, so oft ich zu ihm kam, *con amore* von diesen Vorlesungen, durch die er so nützlich zu werden hoffte.

Ein junger Mediciner, der in Wien studirt hatte, kam um diese Zeit nach Freyburg, um da zu promoviren. Die medicinische Fakultät gab ihm das Zeugniß einer vorzüglichen Geschicklichkeit in seiner Brodtwissenschaft, und Jacobi, den er bisweilen besuchte, fand an ihm einen talentvollen jungen Mann, der schon verschiedene glückliche Versuche in der Dichtkunst gemacht hatte, denen nur mehrere Feile und Korrektheit fehlte. Dieser junge Doctor der Heilkunde brachte ihm, für seine praktischen Vorlesungen, unter dem Titel: *Dauern oder Vergehen?* ein Gedicht, das sich durch poetischen Schönheiten auszeichnete, aber keine andern, als materialistische Grundsätze enthielt.

Jacobi trug nicht nur für sich selbst nicht das geringste Bedenken, dieses Gedicht vorzulesen, sondern freute sich vielmehr dieser Gelegenheit, ein Wort zu seiner Zeit sagen zu können, weil er weiß, wie allgemein der Materialismus, insonderheit unter den Medicinern, sich je länger je mehr ausbreitet, und daß unter den letztern viele unvorsichtig genug sind, denselben überall zu predigen, und selbst Ungelehrte damit anzustecken.

Und wie hätte ihm auch nur von weitem einfallen können, daß er sich dadurch einer Verantwortung oder auch nur einer hämischen Mißdeutung seiner Absicht aussetzen würde, da er ja, nach dem bey seiner Annahme bestehenden Studien-Plane, den ausdrücklichen Auftrag hatte, den Akademikern des zweyten philosophischen Jahres, also jungen Leuten von 16-17 Jahren, die, wie schon gesagt, von seinen gegenwärtigen Vorlesungen ausgeschlossen waren, den Lukrez<sup>136</sup> zu erklären, den Lukrez, der ein ganzes System aufstellt, nach welchem er Unsterblichkeit und Vorsehung der Götter läugnet, alle Religionen für Aberglauben ausgiebt, und den Epikur rühmt, daß er dieselbe unter die Füße getreten, wie, sage ich, hätte Jacobi in seiner Unbefangenheit Anstand nehmen sollen, den Akademikern der drey höhern Fakultäten, Doktoren, Weltgeistlichen und bediensteten Männern ein kleines Gedicht vorzulesen, das einige allgemein bekannte Einwendungen gegen die Unsterblichkeit enthielt? Mit Recht konnte er diese Einwendungen als allgemein bekannt voraussetzen, weil der Vorschrift gemäß die Schüler der Philosophie die Geschichte derselben, wie es eine vernünftige Ordnung des Studierens erfordert, gelehrt, und sie mit dem System jeder Sekte bekannt gemacht werden sollen. Wollte man etwa einwenden, daß ein Gedicht gefährlicher sey, als der trockne Vortrag der Geschichte; so ist ja Lukrez auch Dichter, und müßte um so verführerischer seyn, je mehr sich seine vortreffliche Poesie vor dem Versuche eines Anfängers auszeichnet. Und sollten denn Männer, die sich mit den Wissenschaften beschäftigen, vor Zweifeln, auch in dem einnehmendsten dargestellt, sich fürchten? Was wäre das für ein Glaube an Unsterblichkeit, der auf so schwachen Gründen ruhte, daß jede Ein-

---

<sup>135</sup> Fußnote im Original: „Zweymahl wurden diese Vorlesungen, wider Gewohnheit, auch von Frauenzimmern besucht; aber in beyden Stunden – es war gerade im Carnaval – las Jacobi nur ein paar Aufsätze über die gesellschaftlichen Tänze vor.“

<sup>136</sup> Gemeint ist das umfangreiche hexametrische Lehrgedicht *De rerum natura libri VI* des römischen Philosophen und Dichters Titus Lucretius Carus (um 97 v. Chr. - 55 v. Chr.).

wendung ihn, wie ein Spinnengewebe zerreißen könnte? In Gesellschaften, wo man sich mit etwas anders, als Zeitungs-Artikeln, Stadtgeschichten, dem letzten Schauspiele und dergleichen, beschäftigt, hört ein junger Mensch dergleichen Zweifel hundertmahl, und wie wird er im Stande seyn, sie wegzuräumen, wenn er nicht darauf vorbereitet, und dagegen gewaffnet ist? —

Doch ich wollte ja blos erzählen; gleichwohl mußte ich selbst auf die Gefahr hin, zu weitläufig zu werden, Ihnen die Gründe vorlegen, welche der Professor Jacobi bewogen, und weswegen er sich sogar ein Verdienst daraus machte, jenes Gedicht vorzulesen, und zu widerlegen. — Eben diese Widerlegung sagen Sie mir in Ihrem Briefe, habe Sie beynahe an Jacobi irre gemacht, weil man Ihnen gesagt habe, sie sey so beschaffen gewesen, wie man ein Widerlegung einzurichten pflege, wenn man nicht die ernstliche Absicht habe zu widerlegen, sondern vielmehr die Gründe der Gegner stärker darzustellen, und Uebel, wie man im gemeinen Leben sagt, ärger zu machen. — Daran erkenne ich die hämische Manier der im Finstern schleichenden Bosheit, welche Thatsachen entstellt, die sie nicht läugnen kann! Nein! es war Jacobi mit seiner Widerlegung, die drey volle Stunden ausfüllte, so vollkommen Ernst, daß er durch seinen Vortrag auf diejenigen einen starken Eindruck machte, die desselben fähig waren. Er setzte zuerst jedem Satze einen andern entgegen, gieng dem Verfasser Schritt vor Schritt nach, und entkräftete jede Sophisterey, unter denen viele handgreiflich waren, trug sodann aus dem Phädon<sup>137</sup>, und aus Reimarus<sup>138</sup>, Hemsterhuis<sup>139</sup> und andern die vornehmsten Beweise für die Unsterblichkeit vor, fügte denen aus der spekulativen Philosophie noch moralische und ästhetische bey, und schloß das Ganze mit den herzlichsten, rührendsten Stellen aus der Abhandlung von Claudius über diese Materie. Sagen Sie selbst, konnte er mehr tun, und gründlicher widerlegen? —

Beschuldigen Sie mich keiner inurbanen Härte, daß ich oben von einer hämischen Manier einer im Finstern schleichenden Bosheit gesprochen habe. Hätte der Erfinder des Gerüchts, Jacobi habe in seinen praktischen Vorlesungen ein Gedicht gegen die Immaterialität und Unsterblichkeit der Seele vorgelesen, weil die darin enthaltenen Grundsätze seine eigenen wären, eine redliche und nicht vielmehr die Katzenartige Absicht gehabt, Jacobi zu verläumden, und ihm in diesen kritischen Zeiten, wo Obscurantismus und Intoleranz ihr grämliches Haupt aufs neue empor heben, zu schaden, so würde er ihn bey seinen Obern öffentlich denunciirt, und eine förmliche Untersuchung veranlaßt haben. Aber freylich wäre alsdann Jacobi auf einmahl gerechtfertigt dagestanden, weil mehr als hundert Zeugen aussagen konnten und mußten, was er vom Katheder herab gesprochen hatte, und weil es bekannt ist, daß er in den vierzehn Jahren, seitdem er auf der Freyburger Universität lehrt, bey jeder Gelegenheit mit Wärme nicht nur für die Wahrheiten der natürlichen Religion, für göttliche Vorsehung und Unsterblichkeit geredet, sondern auch das Schöne und Erhabene in der Christlichen Religion zu zeigen sich bemüht hat. Findet sich in seinen zahlreichen allgemein gelesenen Schriften auch nur eine Spur von

---

<sup>137</sup> *Phädon*: Moses Mendelssohn, *Phädon oder über die Unsterblichkeit der Seele in drey Gesprächen*, Berlin u. Stettin (Nicolai) 1767.

<sup>138</sup> *Reimarus*: Johann Albert Hinrich Reimarus (1729-1814), Arzt, Naturgelehrter und Ökonom, der sich gegen pantheistische und materialistische Positionen wandte; Sohn des offenbarungskritischen Hamburger Theologen und Orientalisten Hermann Samuel Reimarus (1694-1768), dessen von Lessing zwischen 1774 und 1778 publizierte Nachlaßstücke den „Fragmentenstreit“ auslösten.

<sup>139</sup> *Hemsterhuis*: Frans Hemsterhuis (1721-1790), niederländischer Aufklärer und Kritiker des französischen Materialismus.

dem, was man ihm jetzt boshafter und unverständiger Weise aufbürden will? Als einen unzweydeutigen Beweis seiner Liebe zur Religion könnte ich auch noch die Predigten anführen, die er verschiedenemahl aus freyer Wahl vor einer zahlreichen Versammlung in der hiesigen Kirche mit Erlaubnis des Superintendenten der Hochberger Diöces gehalten hat.<sup>140</sup>

Sie können sich aus dem angeführten leicht vorstellen, wie unbegreiflich dem Professor Jacobi die Entstehung eines so grundlosen Gerüchts war, bis er erst mehrere Wochen nach seiner Vorlesung erfuhr, daß man ihm vornehmlich deswegen die Mittheilung eines solchen Gedichts übel nähme, weil der Verfasser desselben demokratische Gesinnungen geäußert, und sich dadurch verdächtig gemacht hätte. Ich will und kann ihn deswegen nicht vertheidigen, denn ich kenne ihn ganz und gar nicht; aber Sie kennen ja die Demokraten, [recte: -] und Jakobiner-Riecherey unsers Zeitalters, daß man keinen freien Gedanken über die Verhältnisse der Glieder, die einen Staat ausmachen, äußern darf, ohne gefährlicher Grundsätze verdächtig, keine Abstellung eines unpassenden Mißbrauchs wünschen, ohne für Revolution und Aufruhr geneigt zu scheinen, und sagen Sie selbst, wie ungereimt es war, den Inhalt eines solchen, eines philosophischen Gedichts mit den politischen Meynungen des Verfaßers, diese mochten auch seyn, welche sie wollten, zusammenzustellen.

Auch kannte Jacobi diese durchaus nicht, denn der junge Doktor der Heilkunde, der in einigen der ehrbarsten und unbescholtensten Häuser Zutritt gehabt hatte, war nur selten zu ihm gekommen, und jedesmahl nur, um ihm ein Gedicht zur Kritik zu bringen, und über ästhetische Gegenstände zu sprechen. Er hat mir betheuert, daß bey diesen seltnen Besuchen nie von politischen Angelegenheiten sey gesprochen worden, und daß er nie eine Äußerung von Freyheitsschwärmerey und andern damit verwandten Schwindeleyen bemerkt habe; welches ich auch recht gern glaube, denn Jacobi bekümmert sich um das, was man gemeinlich Politik zu nennen pflegt, so wenig, daß das ganze Jahr keine Zeitung in sein Haus kommt, und er vielleicht keine einzige Landkarte in seinem Vermögen hat, es müßte denn die vom Parnaß seyn, auf dem er sich aber, wie ganz Deutschland weiß, auch ohne Karte recht gut zurecht finden kann, weil er so viele Jahre schon darauf einheimisch ist. Ihm dient die Politik dazu, wozu anders das Wetter dient: kann er sich mit jemanden von etwas unterhalten, was ihm näher anliegt, so spricht er gewiß nicht von Politik mit ihm.<sup>141</sup>

Uebrigens hat zuverlässig der Oestreichische Staat keinen treuern Bürger und Unterthan, als er ist. Ihn belebt ein ächter Patriotismus gegen den Staat, der ihn ernährt, und dem er durch Bildung tauglicher Staatsbürger zu nützen sucht; aber ohne jenen falschen Nationalhochmuth, der nur dazu dient, den Ausländer zu beleidigen und bitter zu machen, und ohne durch niederträchtige Kriecherey, [die] den wahren Gelehrten herabwürdigt, Belohnung und Ehre zu erheucheln. Jacobi ist nicht reich, aber er würde lieber darben, als seine wahren Gesinnungen zu

---

<sup>140</sup> Vgl. Ittner 1822, 82f.: „Ohnehin war ihm [Jacobi] die praktische Kanzelberedtsamkeit nicht fremd; schon während seines theologischen Studiums hatte er sich darin geübt [...]; auch während seinem [sic!] Lehramte zu Freyburg begab er sich öfters nach Emmendingen, einem evangelischen Städtchen, wo sein Freund Schlosser wohnte, und bestieg dort mit Erlaubniß der Superintendentur die Kirchenkanzel, um die christliche Versammlung seiner Glaubensgenossen durch öffentliche Vorträge zu erbauen.“

<sup>141</sup> *keine Zeitung ... spricht er gewiß nicht von Politik mit ihm*: vgl. Zincks Epistel „An den Herausgeber. Emmendingen, den 24. May, 1799“, vv108-110.

verläugnen, und neben dem: *Salus populi suprema lex esto*,<sup>142</sup> ist sein politischer Grundsatz der, daß eine Nation lieber den härtesten Druck ertragen, als sich den unabsehblichen Gefahren einer Revolution aussetzen soll.

Wie könnte auch der sanfte, friedliebende Jacobi, der schon eine litterarische Fehde scheut, den Greueln einer Staatsumwälzung und ihren Stürmen ohne Entsetzen entgegen sehen? Auch kannten ihn vor zwey Jahren seine Kollegen besser. Damals wurde er nehmlich, bey der Occupation des südlichen Deutschlands durch die Franzosen, zu der Deputation erwählt, welche die Angelegenheiten der Universität mit den Französischen Generals und Commissärs zu verhandeln hatte, er erhielt wegen seiner patriotischen Gesinnungen ein vortheilhaftes Zeugniß von der Universität, und als nach dem letzten Rheinübergange im April 1797. von der Errichtung eines abermaligen Ausschusses die Rede war, fiel die einstimmige Wahl wieder auf ihn.

Dieß letztere alles geht zwar eigentlich den Hauptgegenstand Ihrer Anfrage nichts an, ist aber doch so nahe damit verwandt, und mir das Herz davon so voll, weil ich weiß, wie sehr auch in diesen [sic] Stücke Jacobi in Freyburg verkannt wird, daß ich nothwendig davon sprechen mußte; und noch thue ich mir Gewalt an, abzurechnen, um nicht zu weitläufig zu werden. Uebrigens überlasse ich es lediglich Ihrem Gutfinden, was für einen Gebrauch Sie von diesem Briefe machen wollen. Leben Sie wohl.

Friedr. von Zinck.

## 15

Autor: Friedrich von Zinck  
Datum: 1799  
Quelle: *Taschenbuch von J. G. Jacobi und seinen Freunden für 1799*, Basel, 122-128.

### An den Herausgeber.

Emmendingen, den 8ten Jun. 1798.

»Jakobi's Freunde kommen Hand in Hand,  
Sein Taschenbüchlein auszusteuern:  
Und du, du Träger, könntest feyern,  
Du seiner Freundschaft ehrenvolles Band  
5 So wenig schätzen, nicht ein Pfand  
Der deinigen bey diesem Anlaß steuern?  
Frisch! Auf! den Bleistift in die Hand!  
Und ist das Zimmer dir zu düster und zu enge,  
Hinaus in die belaubten Gänge,  
10 In den so oft durchstreiften Wald

---

<sup>142</sup> *Salus populi ...*: vgl. Marcus Tullius Cicero, *De legibus*, 3. Buch, Kap. 8; sinngemäß: Das Wohl des Volkes sei das oberste Gebot. Vgl. auch hier Zincks Epistel „An den Herausgeber. Emmendingen, den 24. May, 1799“, vv101-106.

Ehrwürdger Eichen, schlanker Buchen,  
 Wo Philomelens Lied<sup>143</sup> von Felsen wiederhallt [sic],  
 Und, ohne daß wir Reim und Bilder suchen,  
 Begeisterung hernieder wallt!«<sup>144</sup>  
 15 Still, Freund! Begeisterung ist eins von jenen Worten,  
 Das lieblich in die Ohren schallt:  
 Man findet sie nicht aller Orten,  
 Noch wann man will; ihr bildet oft euch ein,  
 Das, was so leicht und fließend hingetragen  
 20 Euch scheint, sey durch Begeisterung gelungen:  
 Doch hier, wie immer fast, betrügt der Schein.  
 Die Leichtigkeit will mühevoll errungen  
 Bey düstern Lampenschimmer seyn.<sup>145</sup>  
 Und wenn denn auch des Dichters Flamme lodert,  
 25 So ists damit nicht ausgemacht;  
 Du weißt, wie gern der Spötter lacht,  
 Wie viel der strenge Kenner fodert.  
 Da sollt' es so seyn oder so;  
 Da giebt es immer was zu tadeln und zu zanken[,]  
 30 *Indictum* solls *ab alio*,<sup>146</sup>  
 Und hilft der Reim bisweilen zu Gedanken,  
 Dieß mindestens nicht bemerkbar seyn,  
 Der Reim dem Ausdruck Reize leihn,  
 Und ohne Zwang sich an Ideen schmiegen:  
 35 Ein jeder Theil soll sich zum schönen Ganzen fügen,

<sup>143</sup> *Philomele*: in Anlehnung an Ovids Metamorphosen, Buch VI, der poetische Name der Nachtigall.

<sup>144</sup> *Und ist das Zimmer dir zu enge ... Begeisterung hernieder wallt*: Das Dichten in der freien Natur, in welcher der Enthusiasmus sich eher einstellen soll, ist präfiguriert in Horaz' Ode III, 25; der Dichter lobt dort den Bacchus und seine Gewalt, diesen fragend, wohin er ihn führe, um ihm Inspiration für ein Lobgedicht auf Augustus zu geben: in die Einsamkeit eines Hains (*nemus*, v2) oder einer Grotte (*antrum*, v4) oder auf ein Gebirgsjoch (*iugum*, v8), jedenfalls „*devio*“ (v12), abseits des Wegs.

<sup>145</sup> *Die Leichtigkeit ... seyn*: Anspielung auf Horaz' Ode IV, 2 (vv27-32): „*ego apis Matinae / more modoque // grata carpentis thyma per laborem / plurimum circa nemus uvidique / Tiburis ripas operosa parvos / carmina fingo*“; „Ich, nach der Biene vom Matinus Art und Weise, die da angenehmen Thymian sammelt mit Mühe viel, in der Nähe des Hains und an des feuchtkühlen Tibur Ufern, reich an Arbeit, bescheiden, bild' ich Gesänge.“ Die „*operosa ... carmina*“ stellt Zinck hier gegen die Vorstellung genialischer Spontaneität und eines geniotypischen Enthusiasmus.

<sup>146</sup> *Indictum ... ab alio*: Es soll neu sein, wörtlich: von niemand anderem schon gesagt. Zinck zitiert hier leicht abwandelnd eine Ode des Horaz (*Carmina III, 25*), in der es heißt (v7f): „*dicam insigne, recens, adhuc / indictum ore alio ...*“; sagen werde ich Erhabenes, Neues, bis heute ungesagt von anderem Munde.“ Zitiert nach Horaz/Kytzler (1992), 188f. Dasselbe Zitat wird von Ittner (1822) in seiner Jacobi-Biographie verwendet, um J. G. Schlossers Ausdruck zu charakterisieren: „An ihm bewunderten seine Kenner die Kraft der Sprache, und jenes of *indictum ore alio*.“ (88) Da gleich im nächsten Absatz die Rede auf Zinck kommt, mag Ittner zur Verwendung dieser Formulierung durch dieses Gedicht angeregt worden sein.

Nichts kraftlos, nichts verbraucht, noch schielend<sup>147</sup>,  
noch gemein,

Und alles Grazie, Gesang und Rythmus [sic] seyn.  
 Man soll nicht gleich zum Drucker eilen,  
 Bis in das *Nonum*<sup>148</sup> gar verweilen,  
 40 Und unterdessen fleißig feilen<sup>149</sup>,  
 Und was der Forderungen mehr  
 Noch sind. — Da siehest du, wie schwer  
 Es ist, sich Beyfall zu erdichten. —  
 Recepte schreiben, Predigen und Richten<sup>150</sup>  
 45 Ist gegen dieß ein wahres Kinderspiel,  
 Bedarf des Geistes-Aufwands nicht so viel,  
 Ist meistens in kurzer Zeit verrichtet,  
 Und man behält dabey noch Zeit zum Lomberspiel<sup>151</sup>.  
 Wenn *Klein*<sup>152</sup> in Einem Tag wohl zehn Proceße schlichtet,  
 50 Und einen dicken Band Annalen jährlich schreibt,  
 Wenn jeder Candidat sein Predigtwesen treibt,  
 Muß *Despreaux*<sup>153</sup> die Zeit von zwey durchquälten Tagen

<sup>147</sup> *schielend*: Ein schielender Reim ist ein unreiner Reim. Das »gemein« bezieht sich wohl auf das Verbot umgangssprachlicher Wendungen in der Dichtung. Womöglich spielt Zinck auch hiermit an auf die Ode III, 25, wo es (vv17f) heißt: „nil parvum aut humili modo, / nil mortale loquar ...“; nichts Geringes noch niedrigen Tons, nichts Sterbliches werde ich künden. Zitiert nach Horaz/Kytzler (1992), 188f.

<sup>148</sup> *Nonum*: Anspielung auf Horaz' Forderung in *De arte poetica*, ein Gedicht neun Jahre reifen zu lassen, bevor man es entweder veröffentliche oder verwerfe (vv386-390): [...] siquid tamen olim / scripseris [...] nonumque prematur in annum / membranis intus positus: delere licebit / quod non edideris. nescit vox missa reverti“; „falls du aber doch einst etwas verfaßt, [...] es bleibe bis zum neunten Jahre in Obhut, verschlossen noch im Konzept; dann darfst du vernichten, was du nicht veröffentlichst hast – das Wort, das du von dir gabst, kennt keine Rückkehr.“ Zitiert nach Horaz/Kytzler (1992), 654f. Diese hyperbolische Anspielung auf eine Schwangerschaft, die nur neun Monate, nicht aber neun Jahre dauert, wird auch von Alexander Pope (1688-1744) in Vers 40 seiner „Epistle to Dr. Arbuthnot“ (1735) aufgegriffen: das „saving counsel“ des gewissenhaften Kritikers sei: „Keep your piece nine years“.

<sup>149</sup> *fleißig feilen*: Spielt ebenfalls auf Horaz' *Ars poetica* an, hier vv289ff: „nec virtute foret clarisve potentius armis / quam lingua Latium, si non offenderet unum / quemque poetarum limae labor et mora. ...“; „und Latium wäre nicht mächtiger durch seine Tapferkeit und seine ruhmvollen Waffen als durch seine Sprache, verdrösse nicht unsere Dichter – aber auch jeden! – die zeitraubende Mühsal des Feilens“. Zitiert nach Horaz/Kytzler (1992), 648f.

<sup>150</sup> *Recepte schreiben, Predigen und Richten*: Indem er die Tätigkeiten der drei „höheren“ Fakultäten der Universitas Litterarum, Medizin, Theologie und Jurisprudenz, zum Kinderspiel erklärt, wertet Zinck die von seinen Zeitgenossen als akademischen Vorkurs angesehene Philosophische Fakultät, an der die Dichtkunst als Teil der Schönen Wissenschaften gelehrt wurde, massiv auf.

<sup>151</sup> *Lomberspiel*: (verballhornt aus frz. »L'hombre«) Vorform des Skatspiels.

<sup>152</sup> *Klein*: Ernst Ferdinand Klein (1744-1810), einer der bedeutendsten preußischen Juristen in der Epoche der Aufklärung. Klein arbeitete mit am Entwurf des Preußischen Allgemeinen Landrechts, eines der ambitioniertesten juristischen Reformunternehmen vor dem Code Napoléon, bevor er 1791 Professor und Direktor der Universität Halle wurde. Ab 1800 war er Mitglied im Obertribunal der Gesetzeskommission in Berlin, eine Art Verfassungsrichter. Seit 1788 gab er die *Annalen der Gesetzgebung und Rechtsgelehrsamkeit in den preußischen Staaten* (Berlin, Nicolai) heraus.

<sup>153</sup> *Despreaux*: Nicolas Boileau-Despréaux (1636-1711), französischer Dichter und Kritiker. Einer der Köpfe der »Anciens« in der »Querelle des Anciens et des Modernes« gegen Ende des 17. Jahrhunderts, vertrat Boileau-Despréaux die ungebrochene Vorbildlichkeit der antiken Dichtung für das zeitgenössische literarische Schaffen. Sein Traktat *L'art poétique* (1674) folgt nicht nur im Titel den

Mit Sylbenmaaß und Reim sich plagen,  
 Bis er zusammen nur zwey arme Verse schreibt.  
 55 Und ich, zu lange schon gewöhnt an mein *Farniente*,<sup>154</sup>  
 Das auch Horaz geliebt, ich könnte  
 Mich dieser Arbeit unterziehn,  
 Bis in die späte Nacht bald frieren und bald glühn?<sup>155</sup> —  
 Das überlaß' ich dem, den's an den Fingern juckt.  
 60 Es wäre zwar Jacobi zu gefallen,  
 Doch — —  
 »Ausflucht nur, das ganze Lallen  
 Von Schwierigkeit! Hat dich nicht Maurer schon gedruckt?«<sup>156</sup>  
 [J]a leider! Hab's auch schon bereuet,  
 Und werd's auch nicht mehr thun: mich warnt mein Genius.<sup>157</sup>  
 65 Ich weiß, was von den *mediocribus*<sup>158</sup>  
 Schon Vater Flakkus hielt: Verdienten Weyrauch streuet  
 Das Kenner-Publikum dem ächten Dichter nur;<sup>159</sup>  
 Und auf der ausgetretenen Spur  
 Der Dichterlinge mitzuschlendern  
 70 Ist unser einer auch zu stolz.<sup>160</sup>  
 Merkure schnitzet man ja nicht aus jedem Holz,<sup>161</sup>

---

poetologischen Grundsätzen des Horaz; auch sein übriges Schaffen, besonders die *Épîtres* (1701) und *Satires* (1716), stehen in der Tradition des großen römischen Vorbilds.

<sup>154</sup> *Farniente*: (ital.) Nichtstun, Müßiggang. Chr. M. Wieland bemerkt in *Die Satyren des Horaz, aus dem Lateinischen übersetzt, und mit Einleitungen und erläuternden Anmerkungen versehen*, 2. Teil (Wien 1794), 63f, in der Einleitung zur dritten Satire: „In der That war die Liebe zur Dichtkunst, ungeachtet er [Horaz] [...] ein so vorzügliches Talent für sie gezeigt hatte, keine so herrschende Leidenschaft bey ihm, daß es eben sehr mächtiger Hindernisse bedurft hätte, ihn von einer Beschäftigung abzuhalten, zu welcher ihn ehemals [...] die bloße Noth getrieben hatte, und die er nun, als die einzige, die sich mit seinem freyen Sinn und seiner Neigung zu dem *sacrosanto far niente* vertrug, [...] mehr zu seiner eigenen Unterhaltung, zur Belustigung seiner Freunde, und bey Gelegenheit zur Vertheidigung gegen seine Feinde, als aus Ehrgeiz nach dem Nahme und Ruhm eines großen Dichters, fortsetzte [...]. Zinck besaß Wielands Übersetzung (vgl. Dokumente Nr. 14).

<sup>155</sup> *bald frieren und bald glühn*: Neuerliche Anspielung auf *De arte poetica* (vv412-414): „qui studet optatam cursu contingere metam / multa tulit fecitque puer, sidavit et alsit, abstinuit venere et vino [...]“; „Wer sich bemüht, im Wettlauf das ersehnte Ziel zu erreichen, hat schon als Junge vieles ertragen und geleistet, er hat geschwitz und gefroren und sich des Weibes und Weines enthalten“. Zitiert nach Horaz/Kytzler (1992), 656f.

<sup>156</sup> Fußnote im Original: „Als Verleger des Berlinischen Archivs der Zeit.“ Friedrich Maurer (gest. 1825).

<sup>157</sup> *mich warnt mein Genius*: eine Anspielung auf Sokrates (*Apologie*), den sein ›Daimon‹ nie dazu aufforderte, etwas zu tun, sondern nur davor warnte, etwas Falsches zu tun.

<sup>158</sup> *mediocribus*: Zitat aus *de arte poetica* (vv372f): „mediocribus esse poetis / non homines, non di, non concessere columnae“; „mittelmäßig zu sein haben den Dichtern nicht die Menschen und nicht die Götter noch die Ausstellungspfeiler [an denen vor den Buchläden die Schriften zur Ansicht aushingen] erlaubt“. Zitiert nach Horaz/Kytzler (1992), 654f.

<sup>159</sup> *Verdienten Weyrauch ... dem ächten Dichter nur*: vgl. *Ars poetica*, v445: „vir bonus et prudens versus reprehendit inertis“; „der gute und sachverständige Mann wird kunstwidrige Verse tadeln“.

<sup>160</sup> *... ist unsereiner auch zu stolz*: vgl. *Ars poetica*, vv263ff: „non quivis videt inmodulata poemata iudex / et data Romanis venia est indigna poetis. / idcircone vager scribamque licenter?“; „nicht jeder Richter durchschaut eine schlecht komponierte Dichtung, und römischen Dichtern gewährt man unwürdige Nachsicht. Laß ich deshalb mich gehen und schreibe nach Willkür?“

<sup>161</sup> *Merkure ... aus jedem Holz*: Im ersten gemeinsamen Projekt Jacobis mit Zinck, der Übersetzung *Beschreibung einiger der vornehmsten geschnittenen Steine mythologischen Inhalts*, Zürich 1796, 48-53, wird eine antike Gemme beschrieben, die den Merkur im Gestus eines Rhetors zeigt. Unter der

Und mancher, der zu Rang und Ordensbändern  
 Ganz tauglich ist, taugt noch zum Dichter nicht:  
 Gereimte Zeilen sind bey weitem kein Gedicht.<sup>162</sup>  
 75 »Wohl wahr! Allein reizt dich die Ehre nicht,  
 Mit Stollberg [sic], Pfeffel, Voß<sup>163</sup> in einem Rang zu stehen?  
 Um so viel leichter wird man übersehen.  
 Steht man in einem Rang, wenn uns ein Drucker setzt? —  
 Die Nachbarschaft hat nichts, das mich ergötzt;  
 80 Ich wünschte, schlechtere zu finden;  
 Du kennst die Fabel, sie ist alt,  
 Von dem, der unter lauter Blinden  
 Mit einem Aug für einen Argus galt.  
 Soll ich es auch so wünschenswert finden,  
 85 Wenn unser künft'ger Recensent  
 Aus Schonung bloß<sup>164</sup> nicht meinen Namen nennt?  
 Ist er gelind, so bleibt es bey dem blauen Auge,  
 Doch mancher wäscht mit schärfrer Lauge,  
 Nach hergebrachtem Recensentenbrauch.  
 90 Man hat sein bischen Ehrgeiz auch,  
 Und mag nicht gerne so zurück von andern stehen,  
 Die stolz herab auf kleine Wichte sehen.  
 Wie? Oder soll ich mich der künft'gen Ehre freun,  
 Daß andre dreist, will es an Witze fehlen,  
 95 Mich, weil mich niemand kennt, bestehlen,<sup>165</sup>

---

Überschrift „Mercur, Gott der Beredsamkeit“ wird ausgeführt: „Ganz gewiß konnte man einem Gott nicht zuviel Ehre erweisen, der für den Erfinder der Kunst, seine Begriffe durch die Sprache mitzutheilen, und der noch weit nützlichern Kunst gehalten wurde, sie durch bleibende Zeichen der Nachwelt zu überliefern. Wenn man ohne Rücksicht auf die Wunder, welche die Sprache zu allen Zeiten bewirkte, über die Nutzbarkeit der dem Mercur zugeschriebenen Erfindungen nachdenkt, welcher Gott hatte wohl gerechtere Ansprüche auf die Huldigung der Sterblichen zu machen? [...] Oft wird Mercur unter der Gestalt des Terminus abgebildet, nemlich ohne Füße und Hände; nur Kopf und Zeugungs-Theile auf die kraftvollste Art ausgedrückt. Dies zeigt an, daß zur wahren Beredsamkeit Uebung der Denkkraft und Männlichkeit des Ausdrucks erfordert werden.“

<sup>162</sup> *Und mancher ... kein Gedicht*: In diesem Seitenhieb auf Poetaster, die zur „besseren Gesellschaft“ gehören, verbirgt sich eine weitere Anspielung auf *De arte poetica* (vv382-384): „qui nescit versus, tamen audet fingere. Quidni? / liber et ingenuus, praesertim census equestrem / summam nummorum vitioque remotus ab omni“; „wer sich nicht auf Verse versteht, wagt sie dennoch zu dichten. Warum nicht! Ist er doch freigeboren und adlig, gehört vor allem zur Vermögensklasse der Ritter und hält von jedem Laster sich fern“. Zitiert nach Horaz/Kytzler (1992), 654f.

<sup>163</sup> *Stollberg, Pfeffel, Voß*: Friedrich Leopold Graf zu Stolberg (1750-1819), Gottlieb Konrad Pfeffel (1736-1809) und Johann Heinrich Voß (1751-1826) als Beiträger zu Jacobis *Taschenbuch [...] für 1798*, in welchem auch Zinck eine seiner Episteln publizierte.

<sup>164</sup> *aus Schonung bloß*: vgl. *Ars poetica*, vv428ff: „clamabit enim: pulchre, bene, recte / pallescit super his etiam stillabit amicus / ex oculis rorem“; „er wird nämlich rufen: Wie schön, wie gut und wie richtig!, er wird erbleichen und sogar auf die Verse aus Freundesaugen den Tau träufeln lassen“. Das Bild des vor gespielter Rührung Weinenden greift Zinck zwei Verse später im Bild der „schärfren Lauge“, die in den Augen brennt und so die Tränen zum Laufen bringt, wieder auf. Weiterhin vgl. *Ars poetica*, vv450f: „non dicet: cur ego amicum / offendam in nugis?“; „warum soll einen Freund ich in Kleinigkeiten verärgern?“

<sup>165</sup> Fußnote im Original: „Dieß bezieht sich auf eine mündliche Aeußerung des Abbe *Delille* gegen den Herausgeber und Verfasser, daß man, um unentdeckt zu bleiben, nur die schlechten Dichter plündern müsse, wenn man etwas vorzügliches bey ihnen finde, wie auch *Voltaire* in seiner *Henriade* gethan, weil die guten jedermann kenne.“ Jacques Delille (1738-1813), Professor für lateinische Dichtung am

Und darum soll ich Zeit und Ruh den Musen weihn?  
 Was hilfts, wenn man, was schon nicht wenig ist,  
 Tagtäglich seinen Flakkus liest?  
 Talent wird nicht erlernt, wird nicht durch Fleiß erworben:  
 100 Obwohl, auch mit Talent, zum Dichter, der verdorben  
 Auf immer ist, der das: *Vos exemplaria*<sup>166</sup>  
 Des alten Römers übersah.  
 »Was aber sagt die Freundschafts-Pflicht?  
 Wenn dich sonst nichts zum dichten triebe — — «  
 105 Jacobi weiß schon längst, daß ich ihn liebe:  
 So werde denn die Weigrung<sup>167</sup> zum Gedicht!  
 Friedrich von Zinck.

## 16

Autor: Friedrich von Zinck  
 Datum: veröffentlicht Februar 1799  
 Quelle: *Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks*, Februar 1799, 105-107.

**An des regierenden Herrn Markgrafen zu Baden  
 Hochfürstliche Durchlaucht,**  
 im Nahmen der Stadt Emmendingen und sämtlicher  
 Gemeinden der Markgrafschaft Hochberg.

Willkommen hier, nach alter deutscher Weise,  
 In DEINER treuen Bürger Kreise,

---

Collège de France, gehörte im ausgehenden 18. Jahrhundert zu den gefeiertesten Autoren. In Frankreich galt er als bester Dichter nach Voltaire und verkehrte bei Hofe in Versailles. Ein Schwerpunkt seines Schaffens ist die Idyllik, und er wurde besonders für seine Naturbeschreibung in der Tradition der klassischen Bukolik geschätzt (*Les jardins ou l'art d'embellir les paysages*, 1782; *L'homme de champs*, 1800). Er übersetzte Vergil ins Französische (*Géorgiques*, 1769), aber auch Miltons *Paradise Lost* und später Popes *Essay on Man*. Während der Revolution als Sympathisant des Ancien Régime verhaftet, floh er über die Schweiz und Süddeutschland nach England. Im Winter 1797/98 hielt er sich deswegen in Freiburg auf, wo ihm Jacobi und Zinck begegnet sind.

<sup>166</sup> *Was hilfts ... Vos exemplaria*: vgl. *Ars poetica*, vv408-411: „natura fieret laudabile carmen an arte / quaesitum est: ego nec studium sine divite vena / nec rude quid prosit video ingenium: alterius sic / altera poscit opem res et coniurat amice“; „ob durch Naturtalent eine Dichtung Beifall erringt oder durch Kunstverstand, hat man gefragt. Ich kann nicht erkennen, was ein Bemühen ohne fündige Ader oder was eine unausgebildete Begabung nützt; so fordert das eine die Hilfe des andren und schwört sich mit ihm in Freundschaft“. Und schließlich das „Vos exemplaria“ findet sich ebenda, vv268f: »Vos exemplaria Graeca / nocturna versate manu, versate diurna«; „rollt nur die griechischen Muster [die Werke der Vorbilder in der griechischen Dichtung] auf mit fleißiger Hand bei Nacht und bei Tage“. Zitiert nach Horaz/Kytzler (1992), 656f bzw. 646f.

<sup>167</sup> *Weigrung*: auch für den Topos des bescheidenen Verweigerns des (Herrscher)lobs gibt es bei Horaz einen *locus classicus*: vgl. Epistel II,1 , vv257ff: „sed neque parvom / carmen maiestas recipit tua nec meus audet / rem temptare pudor quam vires ferre recusent“; „doch ein geringes Gedicht gebührt nicht deiner Größe, und meine Scheu wagt nicht, ein Werk zu versuchen, das meine Kräfte zu tragen sich weigern“.

VEREHRTER FÜRST! — Was wir zu hoffen kaum gewagt,  
Als Krieges-Wetter uns umstürzten,  
5 Und Unglückswogen sich auf Unglückswogen thürmten,  
Ist uns gewährt: aufs neue tagt  
Der düstre Horizont; wir seh'n DICH, THEURER, wieder,  
Und feiern dieses Glück durch ungeschmückte Lieder.  
Der Dichtkunst Feierkleid braucht die Empfindung nicht,  
10 Die wahr aus treuen Herzen spricht.  
DICH würde nur das Lob der Schmeichelei entweihen:  
Dem Schmeichler warst DU nie gewohnt DEIN Ohr zu leihen.

Wer mild und weise, so wie DU, regiert,  
Gerechtigkeit partheilos übet,  
15 Verbrecher straft, und doch den Menschen liebet,  
Und jedem giebt, was ihm gebührt;  
Mit Schonung jeden Druck, der zwecklos ist, vermeidet;  
Des Landes Schätze nicht vergeudet;  
Mit kluger Sorgfalt, wo er kann,  
20 Des unverdroßnen Bürgers Wohlstand mehret,  
Und im geringsten Unterthan  
Das gleichgeschaffne Wesen ehret,  
O, der bedarf für seinen Thron  
Nicht schlaun Truges, nicht entlehnter Stützen!  
25 Ihn wird des Bürgers Liebe schützen:  
Denn liebt den Vater nicht der Sohn? —

Dank DIR, VEREHRTER GREIS, für das Vertrauen,  
Das DICH zu uns, zu DEINEN Kindern, führt!  
O könntest DU in unsre Herzen schauen,  
30 Wie uns DEIN lang entbehrter Anblick rührt,  
Wir scheuten DEINEN Blick, DEIN Urtheil nicht:—  
Aus Liebe sind wir treu der Pflicht.

Mißtrauisch scheu'n des Morgenlands Despoten  
Des unterdrückten Volkes Blick.  
35 Mit Recht! Sie thaten nichts für dieses Volkes Glück,  
Das immer Strang und Schwerdt bedrohten:  
Ists Wunder, wenn zum Aufruhr stets bereit,  
Das Volk mit Rach' und Tod dem Ungeliebten dräut?—  
Doch DU, des innern Werths und des Verdiensts bewußt  
40 Um DEINEN Staat, kommst, wie zu seinen Kindern  
Ein Vater; fragst, wo hier ein Gram zu mindern,  
Wo dort ein Weh, wenn nicht zu tilgen, doch zu lindern  
Durch Rath und Hülfe sey; und jedes Bürgers Brust  
Schlägt, wo DU nahest, vor Entzücken  
45 Lebendiger und höher. Wagts ein Bösewicht,  
Verrätherisch des Aufruhrs Dolch zu zücken,  
Und hinterlistig seiner Pflicht  
Und seinem Glück den Thoren zu entrücken,

50                    So schützt des treuen Bürgers Muth  
DICH, wenn DU es bedarfst, mit seinem Blut.

55                    Ein halb Jahrhundert ist entflohn,<sup>168</sup>  
Seit DU von DEINER Väter Thron  
Für DEINES Landes Wohlfahrt wachest,  
Der Bürger Glück zur ersten Pflicht DIR machest,<sup>169</sup>  
Und ihre Liebe ist DEIN Lohn.  
O warum floh es<sup>170</sup> doch so eilig!—  
Doch DEINEN Namen nennt dem Sohn  
Der Vater, und er ist noch späten Enkeln heilig.  
Friedr. von Zinck.

### 17a

Autor:            Franz Xaver Schnetzler

Datum:            veröffentlicht 1799

Quelle:            *Taschenbuch von J. G. Jacobi und seinen Freunden für 1799*, Basel o.J., 3-33.

### **Zum Titelpupfer.**

*Nicht allein die Vorliebe zu einem Ort, an welchem der Herausgeber des Taschenbuchs seit 14 Jahren glücklich und zufrieden lebt, und gegen dessen Einwohner er Freundschaft und Wohlwollen fühlt, sondern noch vielmehr der Wunsch, eine in so manchem Betrachte merkwürdige Stadt und Gegend auch dem größern Publikum bekannter zu machen, hat ihn bewogen, Freyburg samt einem Theile der umliegenden Landschaft zum Gegenstande des Titelpupfers zu wählen, und mich zu einer kleinen Skizze meiner Vaterstadt und ihrer Umgehung aufzufordern.*

*[4] So gern ich diese Arbeit übernehme, so sehr ich selbst von dem Wunsche beseelt bin, Interesse für meinen Geburtsort zu erwecken, so wag' ich doch nur schüchtern diesen ersten Versuch.*

*Freyburg, einst eine wichtige Festung, bis sie im J. 1744 unter LUDWIG dem 15ten von den Franzosen erobert und geschleift wurde, liegt mitten im Breisgau in einer angenehmen, von Bergen umgebenen Ebene, am Fuße des Schloßbergs welcher seinen Namen von den drey Schlössern (Forts) hat, die einst zum Schutze der Stadt darauf*

---

<sup>168</sup> *Ein halb Jahrhundert ist entflohn*: Es handelt sich um ein Glückwunschgedicht an den Markgrafen zu seinem 50-jährigem Thronjubiläum. Da dieses in das für Baden katastrophale Jahr 1796 fiel und der Markgraf zwischenzeitlich vor den anrückenden Franzosen aus seinem Land hatte fliehen müssen, bezieht sich das »Willkommen« des ersten Verses vermutlich auf die nach dem badischen Separatfrieden 1797 erfolgte Rückkehr Karl Friedrichs nach Karlsruhe.

<sup>169</sup> *Der Bürger Glück zur ersten Pflicht dir machst*: Anspielung auf die »Regierungserklärung« Karl Friedrichs nach der Vereinigung der beiden badischen Markgrafschaften 1771, in der er die Wohlfahrt der Bürger als untrennbar vom Glück des Fürsten bezeichnete.

<sup>170</sup> *es*: das Jahrhundert.

stunden, und durch deren heldenmüthige Vertheidigung der tapfere Kommandant<sup>171</sup> unsterbliche Lorbeern sam[5]melte und selbst VILLARS Bewunderung erzwang.

Nahe an den Thoren der Stadt vorbeyst fließt die Treysam, ein kleiner Fluß mit reizenden Ufern, im Schatten grüner Gebüsche, zwischen blumichten Matten und Baumgärten hin, schwillt aber oft, besonders im Frühjahr, wann der Schnee auf den nahen Gebirgen zerrint, fürchterlich an, durchbricht Damm und Ufer, und reißt, die benachbarten Felder überschwemmend, Bäume und Gartenland mit sich fort. Die Gegend rings um die Stadt ist eine der lieblichsten, die man sich denken kann; selbst Fremde, die von den Schönheiten des Rheins oder Bodensees bezaubert hieher kommen, betrachten sie mit neuem Entzücken. Auf allen Seiten begegnen dem Blicke kleine Landschafts-Gemälde, bald im sanfteren, bald im schauerlichen Kolorit, und zum vollkommenen [6] Genusse der schuldlosen Freuden, welche ein heiterer Himmel und die schöne Natur gewährt, bleibt nichts zu wünschen übrig, als daß der Eifer nicht erkalte, alle Landstraßen nach und nach mit Pappeln und andern schattichten Bäumen zu bepflanzen.

Auf einem angenehmen schon mit Pappeln besetzten Wege kommt man nach einer Viertelstunde auf den Lorettoberg, in der Sprache der Landes das Bergle genannt, wo auf einer mäßigen Anhöhe eine kleine, von hohen Linden beschattete Einsiedelei<sup>172</sup> angelegt ist, zu welcher die hiesigen Einwohner etliche mal im Jahre wallfahrten, um den Seegen des Himmels für die Feldfrüchte zu erflehn oder demselben für die glückliche [7] Aerndte und Weinlese zu danken. Von der Terrasse herab, auf welcher die Linden stehen, hat man eine entzückende Aussicht, und kein Reisender sollte Freyburg verlassen, ohne hier auf einer Ruhebänk den herrlichen Abend zu genießen. Im Vordergrund, die Stadt mit ihrem majestätischem [sic] Thurme, rechts in einem finstern, vom Lauschen [recte: Rauschen] eines Waldbachs wiedertönenden Thale, das adeliche Damenstift Güntersthal<sup>173</sup>, schon halb in Nacht gehüllt; links eine mit Dörfern besäete, lebendige Landschaft, hier reizende Rebenhügel, vom Liede des Winzers ertönend, dort von 100 Bächen durchschnittene Wiesen, alle Felder von fröhlichen Arbeitern wimmelnd; dazu das freundliche Leuchten der Abendsonne, das Heim[8]ziehen der läutenden Heerden, der Gesang der Vögel in den Büschen, und das Flüstern des Westes in den Linden! Ein einziger solcher Abend wiegt die empörten Leidenschaften in Ruhe, söhnt uns mit jedem Misgeschick aus, und stärkt die Seele zu großen Entschlüssen.

Nicht weniger interessant ist zum entgegengesetzten Thore hinaus der Weg zwischen bunten Wiesen, Gärten und Weinbergen nach Herdern, einem Dorfe, das an den waldbekränzten Berg wie hingezaubert daliegt, und durch die über ihm hervorragenden 2 Höfe einen mahlerischen Anblick gewährt. Von da schlängelt sich ein schmaler Fußpfad bis gegen das Dorf Zähringen hin, welches sowohl durch sein Alter, als sowohl

---

<sup>171</sup> Fußnote im Original: „Ferdinand Amadeus, Baron von Harsch. Er wurde nach der Zurückgabe der Stadt an Oesterreich wieder Kommandant von Freyburg; Kaiser KARL VI erhob ihn in den Grafenstand, und ernannte ihn zum Generalfeldzeugmeister. Er starb hier an einem hitzigen Fieber im J. 1722, am Ostertag, 58 Jahr alt.“

<sup>172</sup> Fußnote im Original: „In der Mauer der Kapelle steckt noch wirklich eine Kanonenkugel, welche die Belagerten im J. 1744 hieher schossen, und wodurch Ludwig XV, der sich mit seinem Generalstabe hier befand, fast getödet worden wäre. Es kam aber keine mehr, weil der König dem Kommandanten sagen ließ, beym ersten Schusse hieher würde er das Geschütz auf den Thurm richten lassen [wohl den Münsterturm].“

<sup>173</sup> Fußnote im Original: „Günther, ein edler Breisgauer, erbaute das Kloster zu Anfang des XIII. Jahrhunderts; seine Tochter Adelheid ward die erste Aebtißin.“

durch das auf dem nächsten Berg gestandene Schloß<sup>174</sup>, einst [9] Stammsitz eines mächtigen Hauses, jetzt in Trümmer versunken, in der Geschichte berühmt ist. Von Zähringen gelangt man auf einem fast immer beschatteten, sich allmählig erhebenden Wege auf den ROSSKOPF, die höchste Bergspitze auf dieser Seite von Freyburg, welche von ihrer einem Pferdekopf ähnlichen Figur den Namen hat. — HIER muß man stehen, um seinen Blick an der Fülle der ausgebreiteten Schönheiten zu weiden. Ringsum ein Kranz von freundlichen Bergen; gegen Abend der Rhein mit seinen mahlerischen Krümmungen; an dem diesseitigen [10] Ufer der Kaiserstuhl<sup>175</sup> und eine Reihe von Städten und Dörfern, jenseits das fruchtbare Elsaß und Lothringen und die hohen Vogesen; gegen Morgen das furchtbar-schöne Höllenthal mit seinen ewigen Felsen, und der Schwarzwald, durch schauerliche Sagen berüchtigt, aber von einem glücklichen, einfachen Völkchen bewohnt; gegen Norden und Süden der schönste Theil des österreichischen und markgräflichen Breisgaus, die Spuren des Kriegs fast überall vertilgt, und wo das Auge sich hinwendet, Seegen und Ueberfluß.

Am Fuße des Roßkopfs liegt mitten im Walde der Ottilienberg, eine vor dem stark besuchte Wallfahrt, und jetzt noch [11] ein Lieblingsspaziergang der Freyburger. Man findet hier eine geräumige Kapelle, eine Einsiedlerwohnung, und zur Erquickung müder Pilger — ein Wirthshaus. Die Geschichte von der Stiftung dieser Kapelle verliert sich in das graueste Alterthum. BERESWINDA, die Tochter ATTIKUS, Herzogs von Deutschland und Elsaß, so erzählt die fromme Legende, wurde im Jahr 657. auf dem Schlosse Hohenburg im Elsaß blind gebohren. Erst im 14ten Jahre werden ihre Augen bey der Taufe auf eine wunderbare Weise geöffnet, weswegen sie den Namen OTTILIE, Tochter des Lichts, erhält. Von früher Jugend an im Kloster erzogen, schwört sie dem Himmel ewige Liebe. Ihr Vater beruft sie, nur auf kurze Zeit, an seinen Hof; dort zieht sie durch ihre Schönheit und ihr bescheidenes Wesen die Augen eines mächtigen Edeln auf sich, der die Eltern um ihre Hand bittet, und von Ihnen das [12] Jawort bekommt. OTTILIE erklärt ihr Abneigung gegen jede irdische Verbindung, weil sie eine dem Himmel verlobte Braut sey. Die Eltern wollen sie zur Heyrath zwingen, sie entflieht aber in Bettlerkleidung, setzt in einem kleinen Nachen über den Rhein, und verirrt sich mitten in der Nacht in der fürchterlichen Gegend, wo ihr hohe Felsen den Weg versperren. Der Vater hat indessen ihre Flucht wahrgenommen, setzt ihr mit vielem Gefolge nach, und entdeckt ihre Spur; schon ist der Wald vom Scheine der Fackeln erleuchtet, schon hört sie dicht hinter sich das Geräusch ihrer Verfolger; rettungslos fleht sie den Himmel um Hilfe an, und siehe! der Felsen öffnet sich, nimmt sie in seinen Schooß auf, und schließt sich hinter ihr zu. Durch dieses Wunder gerührt und erschreckt zieht der Vater von dannen, gelobt, seine Tochter nicht mehr zu stören in ihrem heiligen Berufe, und sendet [13] Boten aus, sie aufzusuchen, und ihr seinen Entschluß zu verkünden. Jetzt öffnet sich der Felsen durch ein neues Wunder, OTTILIE geht unverletzt hervor, und eilt, von den Boten geleitet, in die Arme ihres versöhnten Vaters, stiftet an dem Ort ihrer wundervollen Rettung eine Kapelle, und lebt und stirbt als Heilige. Von allen diesen Wundern ist noch die Gruft übrig, welche OTTILIEN verbarg,

---

<sup>174</sup> Fußnote im Original: „Ueber die Erbauung, Schicksale und Zerstörung dieses Schlosses herrscht eine große Dunkelheit. Selbst die Erzählung in der »Geschichte der k. k. v. ö. Staaten (vom Probst Kreuter), St. Blasien 1790, 2 Bände« ist nicht von Widersprüchen frey. So viel ist gewiß, daß die berühmte herzogliche Familie von diesem Schlosse den Namen führte, und daß von ihm nichts mehr übrig ist, als ein runder Thurm, der zu seiner Vertheidigung einige Oeffnungen, und 3 Gewölbe gehabt hat.“

<sup>175</sup> Fußnote im Original: „So heißt das sich im untern Breisgau am Rhein hinziehende Gebirg, welches ganz mit Reben bepflanzt ist. In seinen vor dem Nordwinde geschützten Thälern wächst jährlich eine Menge des besten Obstes, wenn es auch sonst nirgends geräth.“

und woraus noch heut zu Tag ein kühles, zum Trinken angenehmes, und für die Augen wohlthätiges Quellwasser fließt.<sup>176</sup>

Vom Ottilienberg führt der nächste Weg durch den dunkeln Wald über die Karthaus nach Freyburg zurück. Dieses [14] einsame Kloster, ehemals einem düstern Still-schweigen geweiht, ist jetzt das Eigenthum eines würdigen Hausvaters<sup>177</sup>, der mit seiner Familie oft dahin flüchtet, um die stillen Freuden des Landlebens zu genießen. Ein auf seine Kosten in den Fels gehauener Fußpfad windet sich, eine Viertelstunde von der Stadt, in der mannigfaltigsten Krümmungen bis an die Mauern des Hauses hin, und ist im Sommer einer der besuchtesten Spaziergänge, weil der Eingang jedermann offen steht. Ueber demselben liest man die schöne einfache Inschrift: »Einst den Jüngern des heiligen BRUNO, jetzt meinen Freunden und mir.« Hin und wieder sind an Stellen, von [15] denen man schöne Aussichten hat, Ruhebänke angebracht, und auf dem Gipfel wird man durch einen artigen Garten mit einem geschmackvollen Häuschen überrascht. Am liebsten setz' ich mich auf jene Bank, die dicht am Abhang des ausgehöhlten Felsens steht, vor mir die über große Steinmassen rauschende Treysam, und in einiger Ferne das liebliche Kirchzarterthal, das mich mit seinen kleinen Hütten und grünen Fluren freundlich zu sich einladet.

Ich habe bisher nur einen Theil der schönen Umgebung geschildert, und übergehe nun die übrigen, um nicht über der Gegend, die Stadt und ihre Einwohner zu vergessen. Jedoch erwarte man hier weder eine ausführliche Darstellung, noch strenge Ordnung der Gedanken und Materien, sondern nur einen zusammengedrängten Abriß der ältern und neuern Geschichte der Stadt, eine Vergleichung ihres ehema[16]ligen Zustandes mit dem jetzigen und einige kurze Bemerkungen über dasjenige, was den hiesigen Ort auch für Fremde interessant und angenehm macht.

Auf dem Platze, wo laut Urkunden im Jahr 1008. noch ein Wald, später aber ein von Bergleuten bewohntes Dorf mit wenigen Hütten stand, wurde die Festung Freyburg im Jahr 1118. von BERTHOLD III, Herzoge von Zähringen, erbaut, und mit eigenen Municipalrechten<sup>178</sup> und Freyheiten der Stadt Kölln begabt. Nach BERTHOLDS Tod erweiterte sein Bruder KONRAD, welcher ihm in der Regierung folgte, die Stadt, und erbaute das hiesige Münster und den Thurm, ein unvergängliches Denkmal deutscher Kühn[17]heit und Kraft, und Freyburgs größte Zierde. Alle Kenner stimmen darinn überein, daß dieser Thurm dem Straßburger, die Höhe ausgenommen, an keiner andern Eigenschaft weiche, daß er ihn sogar an Zierlichkeit und richtigem Verhältniß der Theile übertreffe, und einen reinern und größern Eindruck hervorbringe, weil das Auge durch kein unvollendetes Nebengebäude beleidiget werde. Und doch ist der Straßburger Thurm so berühmt, so oft in Prosa und Versen besungen worden, indessen vom hiesigen kaum hier und da ein durchstreifender Reisender eine Ehrenmeldung macht. Dieser Vorzug läßt sich aber aus dem größern Zusammenflusse von Fremden,

---

<sup>176</sup> Fußnote im Original: „Schreiber in seinen »Streifereyen« führt diese Legende auch an, aber mit verschiedenen Unrichtigkeiten, (sein ganzes Capitel über Freyburg ist nicht davon frey) welche nach der hier gelieferten und aus der gedruckten Legende selbst ausgezogenen Erzählung berichtigt werden müssen.“ Alois Wilhelm Schreiber, *Streifereien durch einige Gegenden Deutschlands*, Leipzig (Voß) 1795; vgl. Zincks kritische Rezension „Berichtigung“ im Intelligenzblatt der Allgemeinen Literatur-Zeitung, Nr. 21, Sp. 174-176, hier Nr. 6.

<sup>177</sup> Fußnote im Original: „Als die Karthaus vor nicht gar langen Jahren aufgehoben wurde, kaufte der Breisgau-landständische Präsident, Freyherr von Baden, das Kloster samt den dazu gehörigen Gütern an sich, und gab ihm seinen alten Namen, Johannisberg, wieder.“

<sup>178</sup> Fußnote im Original: „Freyburg war die erste Stadt am rechten Rheinufer mit eigenen Stadtrechten, die volle Gesetzeskraft behielten, bis sie im J. 1520 von Ulrich Zasius umgestaltet wurden. Auch jetzt gelten sie noch in einigen Fällen.“

*vorzüglich aber aus dem Umstande leicht erklären, daß man auf den Straßburger Thurm, welcher überdies eine freyere Lage hat, und nicht von so nahen Gebirgen umgeben ist, ohne Gefahr bis unter den Knopf auf Treppen steigen, und die [18] paradiesische Gegend, und die bläulichen Fluthen des Rheins mit furchtlosem Auge betrachten kann, auf den hiesigen aber vom obern Gang an, wo die 8 eckichte durchsichtige Pyramide anfängt, bis zum besternten Halbmond (S. das Titelkupfer), welcher sich in dem Knopfe bewegt, und den Wechsel der Witterung anzeigt, außerhalb über die hervorragenden steinernen Zacken mit Lebensgefahr hinaufklettern müßte, ein Wagestück, welches man den kühnen Steinhauern überläßt, die den Knopf jährlich mit Oele füllen, und die verwitterten Steine wieder ausbessern müssen.*

*Die Stadt hat während ihrer mehr als 700jährigen Existenz mancherley sonderbare und merkwürdige Schicksale gehabt.<sup>179</sup> [19] Von Herzogen erbaut, bekam sie nach dem Absterben der Zähringischen Familie im Jahr 1228. eigene Grafen, und begab sich, weil sie den Druck derselben nicht länger ertragen wollte, im Jahr 1368. unter den Schutz der Erzherzoge von Oesterreich, denen sie mehrmals entrissen und immer wieder zurückgegeben wurden. Die blutigen Fehden der Stadt mit ihren Grafen, die Belagerung und jedesmalige Einnahme bald mit Sturm, bald mit Capitulation, durch die Schweden in den Jahren 1632, 1633, 1638, durch die Franzosen in den Jahren 1677, 1713 u. 1744, die pestartigen Epidemien, welche 15 mal hier wütheten und die Stadt entvölkerten; der ewige Wechsel von augenblicklicher Ruhe mit innern und äußern Kriegen, von Wohlstand, Macht und Größe zu Zeit, [20] als sie Bundesgenossin der rheinischen Städte war, mit dem tiefsten Elende, von milder Regierung unter den Herzogen, mit hartem Druck unter den Grafen, und barbarischer Grausamkeit unter den Schweden; endlich die nie wankende Treue der Bürger gegen das Haus Oesterreich; ihr Heldengeist, ihr ausdauernder Muth, der sie ihren Bundesgenossen so werth und den Feinden so furchtbar machte, und mit dem sie, wenn es das Vaterland oder ihren Monarchen galt, jeder Gefahr trotzten, in Belagerungen auf die wichtigsten Posten eilten, und bey Ausfällen, die oft wankende Garnison zu neuen Thaten anfeurten, aber oft auch als Opfer der Vaterlandsliebe fielen; alle diese Züge, die hier nur angedeutet werden können, stellen ein treues und höchst interessantes, obwohl in manchen Theilen dunkles Sittengemälde der vaterländischen Vorzeit dar, und die neueren Thaten der Freyburger [21] am 7ten July 1796. sind Bürgen, daß der Geist ihrer tapfern Väter noch auf ihnen ruht.<sup>180</sup>*

*Man kann den mächtigen Einfluß der Zeit und der mit ihr fortschreitenden Kultur, so wie des öftern Herrenwechsels, auch auf das Aeußerliche der Stadt nicht verkennen, und man hat Mühe, sich aus einer noch vorhandenen alten topographischen Karte, worauf alle Merkwürdigkeiten der Stadt verzeichnet sind, eine Vorstellung von ihrer ehemaligen Beschaffenheit [22] in Vergleichung mit der jetzigen zu machen. Die Stelle*

---

<sup>179</sup> Fußnote im Original: „Die Geschichte der Stadt Freyburg, und überhaupt des Breisgaus, welches in den mittleren Jahrhunderten eine so wichtige Rolle spielte, verdiente eine eigene pragmatische Bearbeitung, wozu die vielen im hiesigen Stadtarchiv aufbewahrten Urkunden reichlichen Stoff liefern würden. Bis jetzt besitzen wir nichts als Bruchstücke.“

<sup>180</sup> Fußnote im Original: „Von dem allgemeinen Aufgebote des Breisgaus gegen den Feind im July 1796. waren die Freyburger Freywilligen die ersten auf dem Kampfplatze, und stritten am 7ten July bey Wagenstadt, 3 Meilen von hier, in einem fast ununterbrochenen Gefechte mit so ausgezeichnetem Muth, daß der Monarch mittelst einer eigenen Hofresolution vom 6ten April 1797. ihre Treue und Tapferkeit anrühmte, und ihnen nicht nur die große Ehrenmedaille, sondern auch die Erlaubnis ertheilte, diesen denkwürdigen Tag jährlich zu feyern.“

der weitläufigen, bis zu den Dörfern Herdern und Wühre<sup>181</sup> sich erstreckenden Vorstädte nehmen Gärten, Wiesen und Fruchtfelder ein; von den drey Schlössern, welche die Stadt beherrschten und ihre eigene [sic] Mauern und Wälle hatten, ist außer den Trümmern, aus welchen jetzt Weinstöcke hervorwachsen, keine Spur mehr vorhanden; der ganze Schloßberg, ehemals öde und waldicht, ist jetzt ringsum mit Reben bepflanzt, aus welchen man den herrlichen Wein zieht, und wo ehemals wildes Kriegsgetümmel und der Donner der Kanonen erscholl, da hört man nun zur Zeit der Weinlese fröhliche Gesänge, und die lustigen Erzählungen befreundeter [23] Familien, die sich auf weichen Rasen der Gaben des Herbstes erfreuen, während ihre Kinder sich am Fuße des Berges um die mit süßem Moste gefüllten Zuber spielend und schäckernd heumtreiben.<sup>182</sup>

Jetzt ist die Stadt ganz offen, ohne Mauern und Wälle, und es war ein großes Glück für uns, daß der in den 50er Jahren entworfene Plan, sie von neuem zu befestigen, wegen des bey dem Ausbruch des 7jährigen Krieges mit Frankreich geschlossenen Bündnisses nicht ausgeführt worden ist, indem wir sonst den Schrecken einer neuen Belagerung in diesem Kriege schwerlich entgangen wären, da nun im Gegentheil die gefällige, heitre Ansicht der Stadt selbst auf die Feinde einen vortheilhaften Eindruck gemacht, und vielleicht zu der [24] milden Behandlung beygetragen hat, die uns wiederfahren [sic] ist.<sup>183</sup>

Freyburg war ehemals sehr weitläufig, und mit den Vorstädten wenigstens ½ Stunde lang, jetzt aber beträgt sein ganzer Umfang nicht mehr, dagegen ist es sehr bevölkert und zählt bis 10000 Einwohner. Die v[order]österreichische Regierung, das Appellationsgericht, die Landrechte, welche in Friedenszeiten ihren Sitz hier haben, die Garnison, die Landstände, die Universität, welche gewöhnlich 250 bis 300 Studirende zählt, und andre Kollegien, endlich die vielen Ausgewanderten, die sich [25] seit ihrer Vertreibung aus der Schweiz hier aufhalten, und sich noch täglich vermehren, machen diesen kleinen Ort äußerst lebhaft, und sind für den Bürger, bey dem Mangel an Fabriken und Manufak[t]uren, eine Quelle reichlicher Nahrung. Denn schon längst ist die einzige hier blühende Fabrik, durch welche jährlich zwischen 80 bis 100000 fl. Rhn. (44 bis 55000 Rthl. Sächsisch) als reiner Gewinn in der Stadt blieben, nemlich das Schleifen und Poliren der rohen böhmischen Granaten, denen man nur hier den schönsten Glanz zu geben verstand, und der damit bis in Afrika und Amerika getriebene Handel fast gänzlich eingegangen, und ernährt gegenwärtig kümmerlich wenige Familien, da er vorhin mehr als 1000 Hände beschäftigt hat.<sup>184</sup> Seit einiger Zeit ist [26] zwar der Werth der Granaten wieder gestiegen, eben weil so wenig mehr verarbeitet werden, allein der ganze Gewinn fließt nach Waldkirch<sup>185</sup>, wo noch mehrere Schleifen im Gange sind. Indessen hat erst neuerlich der hiesige Handelsmann

---

<sup>181</sup> Fußnote im Original: „Herdern und Wühre [Wiehre], 2 Dörfer, jedes ¼ Stunde von Freyburg entfernt, welche nebst Lehen und Horben und dem größten Theile des Kirchzarterthals der Stadt angehören, und mit den großen Waldungen beträchtliche Einkünfte abwerfen.“

<sup>182</sup> Fußnote im Original: „Die Franzosen rissen schon im Jahr 1677. die Vorstädte nieder, und schufen die Stadt in eine regelmäßige Festung um; im Jahr 1744. aber schleiften sie die Festungswerke und Schlösser.“

<sup>183</sup> Fußnote im Original: „Diese Behauptung gründet sich auf eine wahre Anekdote; Denn bey dem Einrücken des Vortrabs der retirirenden Moreauschen Armee hörte der Verfasser einigemal laut rufen: *quelle jolie petite ville*, welche eine artige kleine Stadt! So unbedeutend dieser Zug ist, so weiß man doch, wie sehr auch so etwas auf Franzosen wirken kann.“

<sup>184</sup> Fußnote im Original: „Vor 20 oder 30 Jahren waren wenigstens 200 Meister hier.“

<sup>185</sup> Fußnote im Original: „Waldkirch, ein 3 Stunden von hier entferntes Städtchen, durch seine schönen Krystallarbeiten bekannt.“

GAES eine Ratinfabrik [recte: Satinfabrik] angelegt, die einen herrlichen Fortgang hat, und von welcher zu wünschen ist, daß sie andre reiche Einwohner zu ähnlichen Unternehmungen reize.

Uebrigens findet man hier eine Menge Annehmlichkeiten, die man oft in großen Städten vermißt, und welche den Aufenthalt anziehend machen, obgleich der Preis der Lebensmittel und Miethen seit dem letzten Kriege merklich gestiegen, und es eben nicht wohlfeil zu leben ist. Unter diese Annehmlichkeiten rechne ich die ge[27]sunde und nur für schwache Lungen etwas zu scharfe Luft<sup>186</sup>, das gute Trinkwasser, das uns die nahen Bergquellen zuführen; die herrliche Gegend und die schönen Spaziergänge, Gärten und Alleen um die Stadt, die Bäche, welche in verschiedenen Richtungen alle Gassen durchströmen, und die Reinlichkeit und Gesundheit befördern, die gutmüthige Gefälligkeit der Einwohner gegen Fremde, und die Leichtigkeit, mit welcher jeder rechtliche Mann in den besten Häusern Eingang findet; die jedem Fremden auffallende vorzüglich schöne Bildung [28] des weiblichen Geschlechts aus dem höheren und gemeineren Stande; im Winter die Bälle, Concerte und das Theater, auf welchem wir zwar keinen SCHRÖDER oder IFLAND, keine SACCO und WITTHÖFT<sup>187</sup> auftreten sehen, wo uns aber doch, wenigstens ehemals, die APPELTSCHKE, KOBERWEINISCHE und SCHOPFISCHE Gesellschaft manchen genußreichen Abend verschafft hat. Nicht minder gehören zu diesen Annehmlichkeiten die 2 Lesebibliotheken, deren Einrichtung zwar noch manchen Wunsch übrig läßt, in denen man jedoch jetzt schon die besten Journale und das Neueste aus der schönen Litteratur findet, und die angenehmen kleinen Gesellschaften, in welchen man Personen von beyden Geschlechtern und von jedem Alter antrifft, und wo sich der heitre, freymüthige Genius der Männer, und der leicht Sinn meiner schönen Mitbürgerinnen, mit dem sie aus der Gegenwart [29] in die Zukunft hinüber schweben, bewunderungswürdig entwickelt. Freylich hat der gesellschaftliche Ton durch die beyden letzten Kriege, vorzüglich aber durch den französischen, viel von seiner Munterkeit und Unbefangenheit verloren, indem auch hier, so wie überall, die politische Kannengießerey an der Tagesordnung war, und nicht nur jede ernstere Unterhaltung über gemeinnützige Gegenstände, sondern auch Scherz und Lachen aus allen Zirkeln verdrängte. So wie indessen der Friede ganz hergestellt ist, wird auch die Teilnahme an politischen Debatten und Ereignissen nach und nach verschwinden, und das gesellschaftliche Band nur desto feiner geschlungen werden. Ich hoffe dies um so gewisser, als auch bey uns sich der Geist der Humanität täglich mehr unter allen Volksklassen ausbreitet, und die Menschen nicht nur einander wieder näher bringt, sondern auch besser und [30] milder macht. Dieß ist ohnehin von einer Stadt zu erwarten, der es, auch in religiöser Hinsicht, nicht zum geringen Ruhme gereicht, daß sie sich, obwohl sie immer fest an dem Glauben ihrer Väter gehalten, nie, auch in den finstern Jahrhunderten nicht, durch Verfolgung der Andersdenkenden befleckt, sondern immer durch Gesinnungen der Mäßigkeit ausgezeichnet hat. Es giebt gewiß wenig Orte, an welchem die von Joseph I [recte: II] eingeführte Duldung eine so sichere Freystätte gefunden hat, wie bey uns, und noch jetzt ist die hiesige Universität die

---

<sup>186</sup> Fußnote im Original: „Es ist eine auffallende, freylich wegen der nahen Berge zum Theil begreifliche Erscheinung, daß hier die Luft nach dem heißesten Tage, und fast nach jedem Regen Abends sehr kalt, und der Gesundheit, besonders im Sommer, sehr gefährlich wird, wann der erhitzte Körper nur leicht bedeckt ist. Vielleicht kommen von dieser zu leichten Sommerkleidung, wenn sie nemlich am Abend nicht gewechselt wird, die häufigen Abzehrungen und Brustkrankheiten her, an denen hier viele Menschen sterben.“

<sup>187</sup> Schröder ... Iffland ... Sacco ... Witthöft: einige der bedeutendsten zeitgenössischen Schauspielerinnen und Schauspieler auf deutschen Bühnen: Friedrich Ludwig Schröder (1744-1816); August Wilhelm Iffland (1759-1814); Johanna Sacco (1754-1802); Christine Witthöft (1762-?).

*einzig Katholische, welche einen Protestanten zu ihrem Rektor gewählt hat<sup>188</sup>. Es ist übrigens bekannt, daß die Freyburger [31] Universität, welche der Herzog ALBERT VI im Jahr 1456 stiftete, zu den aufgeklärtesten im katholischen Deutschland gehört, daß sie immer berühmte Männer, einen ULRICH ZASIUS, HARTUNGUS, NACHTIGALL, LIPP, von RIEGGER, STEINMEYER<sup>189</sup> u. a. zu Lehrern gehabt, und noch jetzt mehrere, rühmlich bekannte Männer unter ihren Mitgliedern zählt, daß endlich die philosophische Fakultät schon vor mehreren Jahren in der WIEHRLSCHEN Sache einen rühmlichen und siegreichen Kampf bestanden hat<sup>190</sup>. Schon ERAS[32]MUS, der längere Zeit hier gewohnt, und sich als akademischen Mitbürger hat einschreiben lassen, lobt die gute Einrichtung der Universität, ihre trefflichen Lehrer und die guten Sitten ihrer Schüler. Auch die Bibliothek, die eine Menge erster Drucke, und seltener Ausgaben klassischer Autoren enthält, und vortrefflich geordnet ist, verdient hier angeführt zu werden, und es ist nur zu bedauern, daß die Universität wegen des Verlustes ihrer Güter im Elsaß keine größere Summe zur Anschaffung neuerer Werke verwenden kann.*

*Ich schliesse hiermit diese Beschreibung, nicht ohne Besorgniß, daß mancher Leser mich der Weitläufigkeit beschuldigen werde, indessen hoffe ich, da es meine Vaterstadt ist, wegen dieses Fehlers um so eher Verzeihung zu erhalten, da ich mich bemüht habe, nicht langweilig zu seyn.*

*[33] Man vergönne mit noch, dem jungen Manne zu danken, der, obwohl er, als hiesiger Akademiker, nur Dilettant ist, doch in dem Tittelkupfer [sic] die Idee des Herausgebers so getreu und glücklich ausgeführt hat.*

*Freyburg, am 18ten Juny 1798.  
[Franz] Xaver Schnetzler*

## **17b**

Autor: Friedrich von Zinck

Datum: veröffentlicht 1800

Quelle: *Überflüßiges Taschenbuch für das Jahr 1800*, Hamburg (Perthes) o.J., 73-86.

---

<sup>188</sup> Fußnote im Original: „Für das Schuljahr 1791 bis 92 wurde Herr Prof. JACOBI als Rektor erwählt, und die Universität unter seinem Rektorate zum Landstand erhoben.“ Die „Wiehrlsche Sache“ bezieht sich auf den Fall des geistlichen Philosophieprofessors Martin Wiehrl, der 1781 von einem Kollegen in Heidelberg wegen einer philosophischen Untersuchung beschuldigt wurde, die Standpunkte der römischen Kirche verlassen zu haben. Die Freiburger Theologische Fakultät unterstützte Wiehrl bei seiner Verteidigung. Vgl. *Vollständiger Abdruck [sic] zweier, von der philosophischen und theologischen katholischen Fakultät der Kaiserlichen-Königlichen-Vorderösterreichischen Akademie zu Freiburg im Breißgau gestellten Bedenken und einer nachgefolgten ausführlichen Rechtfertigung derselben über einige bei dem katholischen Lehr Institute zu Baden von dem dasigen Professor der Philosophie Martin Wiehrl zur öffentlichen Disputir-Uebung aufgestellte nachher für anstößig und kezerisch ausgegebene Sätze aus der praktischen Philosophie über deren Sinn gedachten Lehrers eigene Erklärung beigefügt ist nebst einem zur Erläuterung dieser Geschichte dienenden Aktenmäßigen Vorbericht und Anhang*, Karlsruhe (Maklot) 1781.

<sup>189</sup> Ulrich Zasius ... Steinmeyer: Ulrich Zasius (1461-1535), Jurist und Humanist; Johannes Hartungus (1505-1579), Gräzist und Hebraist; Otmar Nachtigall (1480-1537), Theologe, Jurist, Komponist und Humanist; Franz Joseph Lipp (1734-1775), Arzt und Botaniker; Josef Anton von Riegger (1742-1795), Jurist und Historiker; Philipp Steinmeyer (1710-1797), Mathematiker.

<sup>190</sup> Fußnote im Original: „Nicht weniger ehrenvoll für die theologische Fakultät ist das vor wenigen Wochen von ihr ertheilte *Responsum*, wovon bereits die 2te Auflage erschienen ist, in welchem sie zur Beruhigung der Elsaßer-Gemeinden, die geschwornen Priester für ächte Seelsorger und die von ihnen administrierten Sakramente für gültig erklärt. Anmerk. d. Herausgebers.“

## An Herrn Schnetzler.

Ihre Beschreibung Freyburgs und seiner Umgebungen hat mir viele Freude gemacht, und mich auf mancherley Weise sehr interessirt. Besonders aber hat sie mich wegen der zwischen Ihrer Vaterstadt und Emmendingen bestehenden Nebenbuhlerschaft an Rom und Carthago erinnert.<sup>191</sup> Zwar ist Emmendingen kein Carthago, freylich aber auch Freyburg nicht völlig die Stadt auf den sieben Hügeln; indessen bin ich auf die Ehre meines Städtchens eben so eifersüchtig, als der Carthaginienser auf die seiner kriegerischen Hauptstadt, und habe deswegen gegen Ihre Lobpreisung von Freyburg, welche Emmendingen in meinen Augen zu sehr heruntersetzt, verschiedenes einzuwenden.

[74] Daß Sie ins Schöne gemahlt haben, verdenke ich Ihnen nicht, weil, nach Lessings Conti, jeder Mahler schmeicheln muß<sup>192</sup>; und — weil es Ihre Vaterstadt betrifft. »Nein! nirgends weht so mild die Luft, fließt so cristallhell der Bach; der Saphir stralt nicht so feurig, als der Himmel, der mich umglänzt, und nirgends sieht man so in ihrer ganzen Pracht die Sonne aufgehen, leuchten, am Himmel heraufsteigen, und untergehen, wie hier,« singt Bernis<sup>193</sup> in seinem Gedichte über die Vaterlandsiebe<sup>194</sup>, und er hat Recht. Ich selbst erinnere mich mit innigem Vergnügen meines Geburtsdörfchens in Thüringen<sup>195</sup> – Gatterstädt heißt es, im Vorbeygehen gesagt, damit doch mein künftiger Biograph in dem Nekrolog auf das Jahr, wie ich hoffe, 1852 auch weiß, wo ich gebohren bin – und der väterlichen Gärten, in welchen ich meine glückliche Jugend verlebte.

Emmendingen ist zwar also meine Vaterstadt nicht, allein ein zwey und zwanzigjähriger Aufenthalt hat mir dieses Städtchen so werth gemacht, daß ich [75] es nicht ertragen könnte, wenn es neben dem stolzen Freyburg in der Dunkelheit zurückbleiben sollte.

In der Geschichte des Feldzugs v. J. 1796. erhielt Emmendingen eine Celebrität, die Freyburgs vergessene Belagerungen aufwiegt; denn an dem uns unvergeßlichen

---

<sup>191</sup> *Rom und Carthago*: Zinck hat diesen Aufsatz als ironische Antwort auf Franz Xaver Schnetzlers Lob auf seine Heimatstadt Freiburg konzipiert. Er greift dabei jeweils einen Aspekt heraus, den Schnetzler mit einem gewissen Lokalstolz in Bezug auf Freiburg behandelt hat, überträgt ihn auf das viel kleinere Emmendingen und läßt ihn dadurch ins Komische umkippen.

<sup>192</sup> *jeder Mahler schmeicheln muß*: In Lessings bürgerlichem Trauerspiel *Emilia Galotti* (1772), I 4, erwidert der Maler Conti auf den Vorwurf des Prinzen von Guastalla, sein Porträt der Gräfin Orsini sei „ganz unendlich geschmeichelt“: „Das Original schien dieser Meinung nicht zu sein. Auch ist es in der Tat nicht mehr geschmeichelt, als die Kunst schmeicheln muß. Die Kunst muß malen, wie sich die plastische Natur – wenn es eine gibt – das Bild dachte: ohne den Abfall, welchen der widerstrebende Stoff unvermeidlich macht; ohne den Verderb, mit welchem die Zeit dagegen ankämpft.“

<sup>193</sup> *Bernis*: François Joachim de Pierres de Bernis (1715-1794), frz. Kardinal, Diplomat und Dichter.

<sup>194</sup> Fußnote im Original: „*Non, l'air n'est point ailleurs si pur, l'onde si claire: / Le saphir brille moins, que le ciel, qui m'éclaire; / Et l'on ne voit qu'ici dans tout son appareil / Lever, luire, monter et tomber le soleil.*“ Sinngemäß: Nein, die Luft ist anderswo durchaus nicht so rein, oder die Welle so klar: Der Saphir glänzt weniger als der Himmel, der mich beleuchtet; und man sieht hier die Sonne unter allen ihren Hüllen nicht aufgehen, erstrahlen, steigen und niedersinken. Das Gedicht „*Sur l'amour de la Patrie*“ ist Epistel V aus den *Poésies diverses par M. l'Abbé de Bernis*, Paris (Robustel) 1756, 44-49; hier 45, vv37-40.

<sup>195</sup> Gatterstädt, seit 1995 Ortsteil von Querfurt im heutigen Sachsen-Anhalt, gehörte zum Thüringer Kreis des Kurfürstentums Sachsen.

19ten Oktober dieses Jahres regnete es drei Stunden lang Kugeln aller Art in und auf unsere Häuser; da hingegen die Freyburger zwey Tage darauf mit einer einzigen Kartätschenkugel beehrt wurden, nur einige Kanonenschüsse hörten, und ein unbedeutendes Geplänkel sahen. Wie vieles ließe sich hier noch davon sagen, aber

*animus meminisse horret, luctuque refugit!*<sup>196</sup>

Freyburg hat eine schöne Lage und reizende Umgebungen, das kann ich nicht läugnen; aber Emmendingen liegt wenigstens eben so schön, das werden Sie selbst, bey aller Vorliebe gegen Ihre Vaterstadt, zugeben, und die Gegend umher dünkt mich noch freundlicher, weil Emmendingen weiter von den hohen Gebürge entfernt, und dem so ungemein schönen Kayserstuhle näher liegt. Das herrliche fruchtbare Land, mit mannichfaltigen Gewächsen im Sommer bepflanzt, und die terrassenförmig sich erhebenden kleinen Hügel und Berge, die bis an die waldigte Re[76]gion theils als Getraideland, theils als Weinberge benutzt werden, ergötzen Herz und Auge.

Sie rühmen Ihre Treysam, die nur zwey Stunden von Freyburg der unbändige Höllenbach ist, und wir haben hier die Elz, die an Wildheit mit der Treysam wetteifert, die Forellenreiche Bretma<sup>197</sup>, welche dicht bey der Stadt in die Elz fällt, und den betriebsamen Mühlenbach, das Stadtbächlein nicht einmahl mitgerechnet. Man kann sich daher leicht vorstellen, wie viel die Aussicht von unsern Bergen und Anhöhen durch diese Gewässer und die romantischen Parthieen, die sie bilden, an Interesse gewinnen muß.

Vorzüglich mahlerisch stellen sich die mäandrischen Krümmungen der Elz von dem Schloßberge bey Nieder-Emmendingen dar, von welchem man die Stadt wie auf einem Situationsplane liegen sieht. Sie scheuen die Mühe des Bergsteigens so wenig als ich, waren oft der Gefährte meiner einsamen Spaziergänge, und wissen daher, wenn Sie Ihren eignen Empfindungen nicht untreu werden wollen, daß man auf dem Eichberge, welcher sich gerade hinter der Stadt gegen Nord-Osten erhebt, zwar kunstlose aber dem Freunde der Natur nur desto reizendere Spatziergänge findet, auf denen von hundert zu hundert Schritten, so wie es der Wald gestattet, die Aussicht [77] nach allen Seiten hin wechselt, und wenn man vollends zu einem weiten Gange nicht zu bequem ist, so gewährt der Weg nach dem in einem stillen Thale liegenden Cisterzienserklöster Thennenbach durch die lange Aue dem, der für ruhige Naturscenen Empfänglichkeit hat, den herrlichsten Genuß. Mir wenigstens wird es allemal ganz heimlich ums Herz, wenn ich diesen Weg zu meinem Spatziergange wähle, und hätte unser deutscher Thomson, Kleist,<sup>198</sup> diese Gegend gekannt, so würden wir gewiß seiner herrlichen Naturschilderungen, in denen er so unnachahmlich ist, mehrere haben. Ich deute Ihnen alles dieses nur an, weil Sie es so gut wissen, als ich, es aber nur aus Eifer, die Gegend um ihre Vaterstadt als einzig und mit den Gegenden am Bodensee wetteifernd vorzustellen, vergessen haben, und weil ich nur zu gut weiß, wie unvollkommen die Vorstellung ist, die man sich von einer Gegend auch nach der besten Beschreibung machen kann.

---

<sup>196</sup> *animus meminisse horret*: sinngemäß: »Geist und Herz fürchten es, sich zu erinnern und flüchten sich in die Trauer«; Vergil, *Aeneis* II v12. Es handelt sich um die berühmte Antwort des Aeneas auf die Bitte der karthagischen Königin Dido, von Trojas Untergang und den Irrfahrten der Trojaner zu erzählen. Auch in der Wahl des Zitats klingt also die von Zinck scherzhaft gewählte Parallele Rom-Karthago zu Freiburg-Emmendingen an.

<sup>197</sup> *Bretma*: heute Brettenbach.

<sup>198</sup> Vgl. „Die beste Welt“ (Nr. 10), v86.

Aber an unsern Spatziergang auf das Schloß Hochburg oder Hachberg, welches in alten Zeiten eine beträchtliche Festung war, aber vor mehr als hundert Jahren von den Franzosen zerstört wurde, muß ich Sie noch erinnern. Man gelangt dahin, wie nach Rom, auf mehrern Wegen; ich aber wähle gemeinlich den [78] etwas weitem über den Eichberg, den ich auch Sie geführt habe, theils wegen des erfrischenden Schattens, theils wegen der Aussicht in das reizende Keppenbacher Thal. Von dem Schlosse selbst sage ich nichts; es sind majestätische Ruinen, vom Zahne der Zeit benagt, nichts von der weiten Aussicht gegen den Rhein hin; aber die in das Sexauer Thal, zumahl im Frühling, wenn die Bäume und der Rübsamen blühen, und das spiegelhelle Wasser in den Gräben durch die mit Blumen bedeckten Wiesen rieselt, ist über alle Beschreibung schön. Auch kommt aus diesem Thale die Bretma mit ihren schmackhaften Forellen hervor. Gestehen Sie nur ein, lieber Freund, daß diese Aussicht, die in das Kirchzarter Thal, die ich vom Roßkopf aus auch kenne, und der ich volle Gerechtigkeit widerfahren lasse, beynahe übertrifft.

Folgen Sie mir endlich noch auf ein Plätzchen, dem Freyburg nichts entgegen zu setzen hat, wo wir vor drey Jahren in Wielands Gesellschaft so manche frohe Stunde genossen haben,<sup>199</sup> und das auch unserm Jacobi in mehr als einer Beziehung theuer ist. Sie errathen es schon, daß ich Sie den dunklen Bogengang von dichtver-schränkten Hagbuchen führe, an dessen Ende ein einfaches Häuschen steht. Auf einer Seite murmelt der Bach dicht neben uns, und hinter [79] uns hören wir, so wie wir weiter gehen, immer ferner das Geräusch der Mühlenräder. Hinter dem Häuschen steht auf einer kleinen Anhöhe eine majestätische Eiche; von dieser Anhöhe sieht man eine lachende Landschaft, und über eine blumichte Wiese das bebüschte Ufer der Bretma, da wo sie sich mit der Elz vereinigt. Hier athmet alles ländliche Ruhe, hier ist Horaz noch einmal so schön, als im Zimmer; sein *O rus, quando ego te adspiciam*, oder *Beatus ille*<sup>200</sup> erhält hier doppelten Reitz, auch läßt sich hier, wie ich aus Erfahrung weiß, leicht Verse machen. Diesen Spatziergang, den einzigen, an dem die Kunst Antheil genommen hat, danken wir Schlossern; dieß sind die Bäume,

---

<sup>199</sup> Christoph Martin Wieland, Freund und Herausgeberkollege Jacobis, hielt sich zwischen Mai und September 1796 in Zürich auf. Ob er während der Hin- oder Rückreise tatsächlich in Emmendingen Aufenthalt eingelegt hat, läßt sich anderweitig nicht belegen. Vgl. Thomas C. Starnes, *Christoph Martin Wieland. Leben und Werk*, Bd. 2 (Sigmaringen 1987).

<sup>200</sup> Beide Zitate von Horaz: das erste (»O rus, quando ego te adspiciam«, sinngemäß: »O Land [im Gegensatz zur Stadt], wann werde ich dich wieder erblicken«) aus Satire II, 6; das zweite (»Beatus ille qui procul negotiis«, sinngemäß: »Glücklich ist der, der fern vom geschäftigen Treiben ist«) ist der oft zitierte Beginn von Epode 2. Beiden Gedichten ist ein idyllischer Ton eigen, sie preisen in schwärmerischen Tönen das zurückgezogene, einfache und zufriedene Landleben, fern von den verderblichen Einflüssen der Stadt und ihrer Geschäfte und Ambitionen, und den behaglichen Lebensgenuß. Satire II, 6 nennt unmittelbar in der Folge des zitierten Verses als weitere Lust des Landaufenthaltes das Lesen von »Büchern der Alten« (veterum libri); hier ist das Klassikerzitat also sogar autoreferenziell. Da sich zumindest Satire II, 6 auf Horazens eigenes Landgut in den Sabiner Bergen bezieht, könnte der bukolische Anklang für den mit den Emmendinger Gegebenheiten vertrauten Schnetzler noch eine weitere Bedeutung haben: Offenkundig konnte man von Schlossers Spazierweg aus Zincks Gartenhäuschen sehen, den »Gartenhügel« (vgl. Veröffentlichtes 11, v100), wie Jacobi in seiner Epistel an Zinck im Taschenbuch für 1798 schreibt. Also setzt Zinck hier auf versteckte Weise seinen eigenen Rückzugsort mit Horazens Sabinum in eins. Der Topos des Lesens in der freien Natur, vielfach rousseauistisch gedeutet, ist zeittypisch.

»Von ihm geliebt, von ihm gepflanzt,  
Von seinen Kindern froh umtanzt.«<sup>201</sup>

Ich könnte Sie noch an den Ufern der Elz und in andern schönen Gegenden meiner Nachbarschaft umher führen, allein ich muß mich, um nicht zu weitläufig zu werden, von den Naturschönheiten Emmendingens losreißen, um auch noch zu den übrigen Merkwürdigkeiten Platz zu behalten.

Freyburg hat seinen Münsterthurm, und Sie ziehen ihn sogar dem Strasburger, der im nämlichen Geschmacke gebaut ist, vor. Emmendingen hat aus [80] lauter Bescheidenheit gar keinen Thurm; hingegen steht neben der Kirche ein kleines hölzernes Gebäude, in welchem die Glocken hängen, das zwar auf keinen Säulen von irgend einer der bekannten Ordnungen ruht, sonst aber seiner Bestimmung recht gut entspricht, und den Ton der Glocken so weit und noch weiter verbreitet, als wenn sie in einem Thurme hiengen<sup>202</sup>. Dabey haben wir den Vortheil, daß wir nicht befürchten dürfen, bey einem Erdbeben von dem zusammenstürzenden Kolosse todtgeschlagen zu werden.

Die Stadt selbst ist zwar nicht schön, doch hat sie den Vorzug, daß sie nicht, wie manche andere alte Stadt, durch enge Gassen ein finsternes Aeußeres erhält; die Vorstadt<sup>203</sup> hingegen, welche erst vor ungefähr 40 Jahren gegen Norden vor dem sogenannten untern Thore, das nach Kenzingen, auch, wenn man will, nach Berlin und Hamburg führt, angelegt worden, und noch nicht ganz ausgebauet ist, hat ein so gefälliges, freundliches Ansehen, daß ich in den ersten Jahren der französischen Revolution von durchreisenden Ausgewanderten, von Leuten, die Versailles und Lyon gesehen hatten, und mit dem Fehler, das Ausland vorzüglich zu finden, eben nicht behaftet waren, mehr als einmal den Ausruf gehört habe: *C'est un joli fauxbourg!*

[81] Erst vor 14 oder 15 Jahren wurde eine neue Vorstadt östlich an der Straße nach Waldkirch angelegt, und in einem Zeitraume von drey Jahren war sie ganz ausgebauet und bewohnt. Im verflossenen Jahre ist die Zahl der Häuser mit fünf ganz neu erbauten vermehrt worden, welche, so wie sie bewohnbar sind, auch gleich bezogen werden, da ich hingegen bemerkt habe, daß ein neues Haus vor dem Christophels-Thore<sup>204</sup> zu Freyburg seit drey Jahren unbewohnt geblieben ist. — Sollte dieser Umstand nicht von wachsender Bevölkerung und zunehmendem Wohlstande zeugen?

Der Charakter der hiesigen Einwohner ist im Allgemeinen Fleiß, Häuslichkeit, und, was ich an meinen Mitbürgern besonders rühmen muß, Wohlthätigkeit gegen Nothleidende. Hübsche und sogar schöne Mädchen giebt es hier viele, und vielleicht

---

<sup>201</sup> Vgl. Jacobis Versepistel „An den Freyherrn von Zinck in Emmendingen. Freyburg, am 2. Februar 1796“, vv89f, im Taschenbuch für 1798, sowie Zincks „Antwort“ an J. G. Jacobi, vv64f; Veröffentlichtes 11.

<sup>202</sup> Die Stadtkirche aus dem 15. Jahrhundert war so baufällig geworden, daß Johann Georg Schlosser sogar für einen kompletten Neubau plädierte. Heinrich Maurer berichtet in seiner Stadtgeschichte (<sup>2</sup>1912), 115: »Der Kirchenturm hatte schon im Jahre 1787 wegen Baufälligkeit zur Hälfte abgetragen werden müssen und die Glocken hingen seitdem daneben in einem Holzgerüst.«

<sup>203</sup> Die „Vorstadt“ entlang der heutigen Karl-Friedrich-Straße nordwestlich des Emmendinger Tores wurde ab 1757 nach strengen Planungsgrundsätzen angelegt. Das Haus der Eheleute von Zinck, das heutige „Haus zum Engel“ lag an dieser Straße (Hausnr. 20); vgl. Brief vom

<sup>204</sup> Das Christoffelstor stand am nördlichen Ende der heutigen Kaiser-Joseph-Straße, an der Karlskaserne. Von Emmendingen kommend, betrat Zinck Freiburg durch dieses Tor.

verhältnismäßig mehr als in Freiburg; aber man muß, um sie zu sehen, entweder an einem Sonntage in die Kirche, oder Abends auf die besuchtesten Spatziergänge gehen, denn an den Wochentagen hält sie Küche, Spinnrad, der Strickstrumpf oder die Nadel in ihren Häusern zurück, oder man findet sie mit Feld- und Garten-Arbeiten beschäftigt. Ihre Tracht ist ungemein gefällig und reizend, und sticht gar sehr [82] gegen die plumpe Tracht der Schwarzwälderinnen ab, die man in Freiburg so häufig sieht: in der Heuerndte, wo es die Mode erfordert, zwar nicht den Sonntagsstaat anzuziehen, aber sich doch zierlicher als gewöhnlich zu kleiden, weil diese reinliche Arbeit in der schönsten Jahreszeit es gestattet, könnte ich sie sogar theatralisch nennen.

Daß Toleranz bey uns herrscht, beweisen nicht nur die unter uns wohnenden Katholiken und Reformirten, von denen vielleicht der größte Theil der Einwohner nicht einmal weiß, daß sie es sind, sondern auch die zahlreichen Juden, welche eine eigene Synagoge hier haben, die Freyburg nicht aufzuweisen hat. Kurz, es kann hier jeder ungestört seines Glaubens leben, wenn er nur sonst ein ruhiger und nützlicher Bürger ist, und von Proselytenmacherey sind wir so weit entfernt, daß sich ein fremder Glaubensgenosse sehr schlecht empfehlen und sogar alles Zutrauen verlieren würde, wenn er zu unserer Religion übertreten wollte.

Handel und Wandel blühen bey uns, wie sie in einer so kleinen Stadt und in der Nachbarschaft des weit größern Freyburgs blühen können. Feinere Waaren an Tüchern und dergleichen, und Modeartikel müssen wir freylich von Freyburger Kaufleuten [83] und durchreisenden Krämern kaufen, aber zum Glück kostet uns unser Luxus bey weitem nicht so viel, als die Freyburger dem hiesigen Landmanne für seine Erzeugnisse bezahlen, so daß dieser mit Virgils von Mantua immer mit leeren Händen zurückkehrendem Landmanne<sup>205</sup> gerade umgekehrt sagen kann: Immer kehrt meine Rechte mit Geld beschwert zurück.

Redouten, Concerte und Schauspiele haben wir hier freylich nicht; doch tanzen wir bisweilen, und sind herzlich vergnügt dabey, weil wir einander alle kennen, welches in größern Städten der Fall nicht ist. Auch hat sich dann und wann schon eine Schauspielergesellschaft hieher verirrt, die sonst nichts bessers anzufangen wußte, z. B. die Doblerische, Hochkirchische, Sebastianische und Stephanische. Allenfalls verschmähen wir auch Herrn Riesams Hannswurst nicht: hat er doch einmal einen Winter in Freyburg mit seinen viel traurigern lebendigen Marionetten figurirt, welches Sie aber bey der Aufzählung der bekannten Gesellschaften, die in Freyburg ihr Wesen getrieben haben, sorgfältig verschweigen.

Sie haben, mit einigem Aufwande von Gelehrsamkeit sogar, wie besonders die Berichtigung der Legende [84] von der h. Otilia beweist, die Celebrität Ihrer Vaterstadt in ein helleres Licht zu setzen gesucht; ich werde daher, um nicht zurückzustehen, wohl versuchen müssen, ob ich nicht etwas ähnliches für mein in Schutz genommenes Emmendingen auffinden kann. Da kommt mir das Religionsgespräch gar herrlich zu statten, das auf Veranlassung eines der ältern Markgrafen hier gehalten worden ist. Ich könnte Ihnen den Nahmen dieses Fürsten sowohl als die der Colloquenten, und das Jahr, in welchem sich dieses merkwürdige Ereigniß zutrug, genau angeben, wenn ich nur nicht zu bequem wäre, meinen Sachs, der wohlbestaubt im Bücherschranke steht, nachzuschlagen. Kurz, es hatte den

---

<sup>205</sup> Fußnote im Original: „*Non unquam gravis aere domum mihi dextra redibat.*“ Dieses Zitat stammt aus der berühmten ersten Ekloge des Vergil, Vers 35. Der Hirt Tityrus berichtet, wie ihm früher »nie die Rechte schwer von Geld nach Hause zurückkam.«

Erfolg, den alle Religionsgespräche<sup>206</sup> gehabt haben; es wurde nichts ausgemacht, und die Trennung der protestantischen Kirche von der katholischen bestand nach wie vor.

Auch haben wir hier seit eilf Jahren eine nach den Bedürfnissen eines eingeschränkten und vermischten Cirkels eingerichtete Lesegesellschaft, in welcher, außer den gangbarsten Journalen lauter gemeinnützige Bücher gelesen werden. Sie ist die Mutter von einer der beyden Freyburger, und es ist ein unverzeihlicher Undank, daß Sie dieses Verhältnisses nicht mit der gebührenden kindlichen Ehrfurcht Erwähnung gethan [85] haben. Neben dieser besteht noch eine andere unter den Geistlichen der Diöces, deren Bücher meistens theologischen und pädagogischen Inhalts sind, und seit einem Jahre hat Herr Specialsuperintendent Gockel auch noch ein Lese-Institut für die Schulmeister seiner Diöces errichtet. Wer hätte wohl geglaubt, daß das kleine unbekannte Emmendingen so viele litterarische Anstalten aufzuweisen hätte?

Freylich hat Ihre Vaterstadt an ihrer Universität, wie ganz Deutschland weiß, ein ansehnliches und ehrwürdiges Institut. Wir lassen unsere Jugend auch nicht ohne Unterricht aufwachsen, aber Emmendingen hat außer einer Knaben- und einer Mädchen-Schule nur ein Pädagogium, an welchem zwey Lehrer angestellt sind, um die jungen Leute für die höhern Klassen des Gymnasiums zu Carlsruhe vorzubereiten; allein auf diesem Pädagogium hat kein geringerer Mann einst seine Bildung erhalten, als — der berühmte Kepler.<sup>207</sup> Sie werden gestehen müssen, daß

---

<sup>206</sup> *Sachs ... Religionsgespräche*: Johann Christian Sachs, *Auszug aus der Geschichte der Marggravschaft und des Marggrävlichen altfürstlichen Hauses Baden*, Karlsruhe (Macklot) 1776; Laut dem Nachlaßinventar von 1802 befand sich dieses Werk in Zincks Besitz (vgl. Dokument 14). Markgraf Jacob III. hatte nach seinem Regierungsantritt 1584 Emmendingen zu seiner Residenz gewählt. Unter dem Einfluß seines Hofpredigers Johannes Pistorius, der, erst Lutheraner, dann Calvinist, zum Katholizismus konvertiert war, rückte der lutherisch erzogene, theologisch interessierte Markgraf in immer größere Nähe zum alten Glauben. Um seine eigene geplante Konversion zu rechtfertigen, ließ Jacob im Juni 1590 ein Religionsgespräch in Emmendingen veranstalten, zu dem neben Pistorius und einem Jesuiten auch Theologen von den Universitäten Freiburg und Straßburg sowie die protestantische Geistlichkeit seiner Herrschaft geladen waren. Das Colloquium, vom Markgrafen selbst und offenbar äußerst parteiisch geleitet, geriet zur Farce, an deren Ende Jacob die Positionen der Augsburgischen Konfession zurückwies, die Rekatholisierung seines Herrschaftsgebietes ankündigte und die protestantischen Geistlichen des Landes verwies. Als er am 25. Juli 1590 zum Katholizismus übertrat, war dies die erste Konversion eines protestantischen Landesherrn zum alten Glauben überhaupt und ließ in Rom Hoffnung aufkeimen, die Reformation werde nun zurückgedrängt werden. Keinen Monat später starb Jacob III. jedoch unter ungeklärten Umständen; die Legende spricht von einem Giftmord. Seine beiden Brüder beendeten nach seinem Tod die Rekatholisierungsmaßnahmen sofort. Vgl. Maurer (1912), 74f.

<sup>207</sup> Der Mathematiker, kaiserliche Hof-Astronom und Theologe Johannes Kepler (1571-1630) wurde im württembergischen Weil der Stadt als Sohn eines ehemaligen Landsknechts und späteren Gastwirts geboren. Das hartnäckige Gerücht, der junge Kepler sei in Emmendingen zur Schule gegangen, erklärt sich aus einem Irrtum in einem 1786 erschienenen Artikel der Monatsschrift *Journal von und für Deutschland* mit dem Titel »Verdienste Keplers, eines Deutschen, um die Sternkunde und dessen Lebensgeschichte«. Der anonyme Autor dieses Beitrags machte, wohl aufgrund geographischer Unkenntnis, aus dem bei Pforzheim gelegenen Dorf Ellmendingen, wo Keplers Vater Wirtshauspächter war und sein Sohn die Lateinschule besuchte, das ihm besser bekannte Emmendingen: Kepler habe »im achten Jahr der Schule zu Emmendingen die ersten Gründe seiner erhabenen Kenntnisse« erworben. (Ein herzlicher Dank gilt dem Vorsitzenden der Kepler-Gesellschaft e.V. in Weil der Stadt, Herrn Prof. Dr. Manfred Fischer, für diese Auskunft.) Diese Fehlinformation fand Mitte des 19. Jahrhunderts Eingang in diverse Lexika und läßt sich bis ins 20. Jahrhundert hinein weiterverfolgen. Unter anderem wiederholte sie auch Joseph Albrecht von Ittner in seinem *Leben Johann Georg Jacobis* von 1822, S. 87, der sogar die Formulierung mit dem Einmaleins übernahm, mit hoher Wahrscheinlichkeit also Zincks Aufsatz als Quelle herangezogen

Kepler nicht der berühmte Mathematiker geworden wäre, dessen Nahmen ganz Europa mit Ehrfurcht nennt, wenn er nicht in Emmendingen das Einmaleins gelernt hätte. Noch muß ich als einen Vorzug meines Wohnorts anführen, daß Schlosser, der Freund und Verwandte unsers Jacobi, 13 Jahre lang hier [86] Ober-Beamter gewesen ist, und manche seiner geschätztesten Schriften hier geschrieben hat.

So habe ich denn das große Werk vollendet, und Emmendingens Ehre gegen die Anmaßungen eines stolzen Freyburgers auf eine Art gerettet, daß es in Zukunft nicht bloß auf der Postroute von Frankfurt nach Basel als Station figuriren, sondern in ganz Deutschland, und wo man sonst noch – denn ohne Zweifel merkten Sie schon die eigentliche Absicht dieses apologetischen Briefs – Jacobi's Taschenbuch liest, als ein merkwürdiger Ort genannt werden wird. Ich war dieß der Rivalität mit Freyburg schuldig, welche mich aber nicht verhindern soll, Ihnen noch fernerhin mit der wärmsten Anhänglichkeit meine Freundschaft zu weihen.

Emmendingen, den 24. März 1799.  
Friedr. von Zinck.

## 18

Autor: Friedrich von Zinck  
Datum: veröffentlicht 1800  
Quelle: *Überflüssiges Taschenbuch für das Jahr 1800*, Hamburg o.J., 97-104.

### An den Herausgeber.

Emmendingen, den 24. May, 1799.

Noch voll von jenen innigen Gefühlen,  
Womit mein Herz Dich jedesmahl verläßt —  
Zu Dir ist jeder Gang ein Fest —  
Gieng ich am lezten heitern, kühlen,  
5 Sorglosen Frühlingsabend meiner Heimath zu;  
Der Gegend wonnigliche Ruh  
Vereinte sich mit meinen Träumereyen,  
Um ihnen größern Reiz zu leihen.  
10 Schon trat ich in den wohlbekanntten Wald,  
Durchschnitten von beblümtten Matten,  
Der Weide giebt und frischen Schatten,  
Und öfters vom Gebrüll der Heerden wiederhalt.  
Noch hatten nicht des Kayserstuhles Berge,  
Zwar gegen unsern Schwarzwald Zwerge,

---

hatte. Offensichtlich hat Zinck das der Aufklärung verpflichtete *Journal von und für Deutschland*, das von 1784 bis 1792 monatlich erschien und ein auf enzyklopädische Information zielendes Profil aufwies, gelesen, denn bei dem Emmendinger Baron läßt sich die Übernahme des biographischen Fehlers allererst nachweisen. Gründer des *Journals* war Leopold Friedrich Günther von Goeckingk (1748-1828), der als junger Mann Gleims Halberstädter Kreis angehört und somit in engem Kontakt zu Johann Georg Jacobi gestanden hatte.



Das kleinste Lob; er liebt es nicht,  
 Bewirbt sich nie mit Autorkünsten  
 65 Um Weihrauchwolken, die verdünsten;  
 Zeigt unter seinen Freunden gern  
 Sich, wie er ist, im Alltagskleide,  
 Oft auch im Schlafrock: Band und Stern,  
 Selbst fremder Ruhm bewegt ihn nicht zum Neide.

70 Bisweilen zwar ist Poesie  
 Die Tagesordnung: dann ist er mein Richter  
 Und Lehrer: auf den stolzen Nahmen: Dichter  
 Macht' ich im ganzen Leben nie  
 Nur Anspruch, und was dir wohl nicht geträumt,  
 75 Ich habe seit fünf Monden nicht gereimt;  
 Es muß bey mir so ungerufen kommen:  
 Von Dichterlingen wird gar nicht Notiz genommen. —  
 »Gesprochen habt ihr doch? und wenn nicht von Kritik,  
 So wars gewiß von Politik!« —

80 Da kennst du meinen Freund sehr wenig:  
 Er spricht von Politik nicht viel;  
 Ehrt zwar und schätzt jeden König,  
 Der, treu der hohen Herrscherpflicht,  
 Den Wünschen seines Volks entspricht;  
 85 Er trauerte, da König Ludwig fiel,  
 Ein Opfer teuflischer Kabalen,  
 Die Leben ihm und Krone stahlen:  
 Allein es kommt Jahr ein Jahr aus  
 Kein Blättchen Zeitung in sein Haus;  
 90 Was in der Welt sich zugetragen,  
 Das weiß er nur *en gros* von Hörensagen.  
 Zur Zeit, als Robespierre sank,  
 Hob er die Augen auf zum Himmel, voller Dank,  
 Sich freuend des gerechten Falles.

95 Ihm ist der Bürger Wohlfahrt Alles,  
 Die Form hingegen ziemlich einerley:  
 Ob Stadt und Land in weiten Monarchieen  
 Durch Sittlichkeit und Fleiß und Ordnung blühen;  
 Ob mäßig, arbeitsam und dem Gesetze treu,  
 100 Vergnügt mit seinem Loos ein kleiner Freystaat sey:  
 Was liegt daran? Mein Freund will Menschenglück,  
 Und das ist seine Politik.  
 Der Uebel gröste sind ihm Revolutionen:  
 Er wünscht Verbesserung, und haßt den Sturz der Thronen,  
 105 Auch wenn der Scepter eisern drückt,  
 Der in der Hand des Menschenfreunds beglückt.  
 Frey denken scheint ihm kein Verbrechen;  
 Doch mag er, wenn er kann, von Politik nicht sprechen.

Ein Sotzmann<sup>208</sup> übt für ihn vergebens seine Kunst;  
 110 Er kennt die Wege nur auf des Parnasses Höhen,  
 Buhlt nur um seiner Muse Gunst,  
 Hat Sinn für Bach und Flur und leiser Weste Wehen. —  
     »Wenn Politik euch nicht, noch Dichtkunst unterhält,  
 So möcht' ich doch in aller Welt  
 115 Wohl wissen, was ihr sprecht: ihr werdet vor Entzücken  
 Des Sehens euch doch nicht die Hände schweigend drücken?«  
 —  
 Das pflegen wir auch nicht. Erst wird  
 Erzählt von kleinen Angelegenheiten,  
 Bedeutend oder nicht; dann irrt  
 120 Unmerklich das Gespräch auf tausend Kleinigkeiten,  
 Die mancher werth kaum der Erwähnung hält,  
 Die aber uns gar viel bedeuten.  
 Von seiner Gattinn wird indeß der Tisch bestellt,  
 Bis sich zu uns Freund Schnetzler noch gesellt.  
 125 Nun wird nach Herzenslust getrunken und gegessen,  
 Kein Einfall unterdrückt, kein Ausdruck abgemessen,  
 Und jedes Ding für das genommen, was es ist.  
 Jacobi würzt das Mahl mit manchen Anekdoten,  
 Und seine Gattin, die mit unter den Despoten  
 130 An ihrem Tische spielt, vergißt  
 Den Vorwurf nicht, daß man zu wenig ißt.  
 Von Lessing, Klotz und Gleim, und andern, die er liebt,  
 Weiß er uns vieles zu erzählen,  
 Das uns belehrt, und Reitz der Unterhaltung giebt:  
 135 Wie könnt' es da der Zeit an Flügeln fehlen?  
     Bisweilen sprechen wir auch von Philosophie,  
 Wie man ins Haus sie braucht; nicht wie  
 Wolf oder Kant sie vom Katheder lehren.  
 Nicht Zeit und Raum, Ich oder Nicht Ich stöhren  
 140 Durch Spekulation uns die Behaglichkeit,  
 Mit der wir unsre Gläser leeren:  
 Ihr Klang gilt uns für Harmonie der Sphären,  
 Bey diesem Ton verschwindet Raum und Zeit. —  
     »So möcht' ich nicht die meinige verlieren.  
 145 Mich trieb als Jüngling schon mein Hang zum kritisieren;  
 Auch deklamirt' ich oft dem aufmerksamen Ohr  
 Ein Stück von meinen eignen vor.  
 Ich habe mancherley gedichtet,  
 Das, ohne Selbstlob, mir so übel nicht geglückt,  
 150 Und für Jacobi schon ein Päckchen ausgesichtet,  
 Womit ich längstens gern sein Taschenbuch geschmückt:  
 Was meynst du, soll ich es noch wagen? «—  
     Ich weiß darauf nicht viel zu sagen.

---

<sup>208</sup> Fußnote im Original: „Der bekannte Geograph und Landkartenstecher in Berlin.“ Daniel Friedrich Sotzmann (1754-1840), Geograph der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften.



Uebersetzer genügt es jedoch nicht, daß sein Verleger bey dem Absatz des Werks seine Rechnung findet – denn welcher elende Roman darf heutzutage, bey | den unzähligen [sic] Lese-Gesellschaften und Leihbibliotheken nicht auf Leser und Käufer rechnen? – sondern trachtet nach Vervollkommnung, die er nur durch beherrschende Urtheile der Kenner erreichen kann.

Herr Klinger hat zwar in seinem Weltmann und Dichter das Geschäft des Uebersetzers zur Tagelöhner-Arbeit herabzuwürdigen gesucht<sup>212</sup>, aber er muß vergessen haben, daß an der Spitze der | deutschen Uebersetzer nicht nur die beyden oben schon angeführten, rühmlich bekannten Männer stehen, sondern daß sogar unsere vorzüglichsten Gelehrten und Schriftsteller es nicht unter ihrer Würde geachtet haben, sich mit Uebersetzungen abzugeben, und unsere Litteratur auch dadurch zu bereichern. Er muß ferner sich nie selbst mit Uebersetzen beschäftigt haben; es würden ihm sonst die vielen Schwierigkeiten nicht ent-|gangen seyn, die ein Uebersetzer zu überwinden hat, der mit Achtung gegen den bessern Theil des Publikums arbeitet, und, nicht damit zufrieden, den Sinn des Originals übel und böse errathen zu haben, sich bemüht, die Leser mit dem Geiste und den Eigenheiten desselben bekannt zu machen, und in diesem Sinne treu zu übersetzen.

Diese Schwierigkeiten häufen sich besonders bey Werken von der komischen | Gattung, zu welchen der gegenwärtige Roman gehört, wo den Uebersetzer oft das beste Wörterbuch, sogar das sonst so vortrefliche [sic] Schwanische<sup>213</sup>, verläßt, und er die Schattirungen, die nicht selten durch eine mit dem Ausdrucke verbundene Neben-Idee entstehen, zwar fühlt, aber in seine Sprache nicht übertragen kann; wodurch denn zu seinem Leidwesen manche Schönheit und manche schalkhafte Anspielung des | Originals ohne seine Schuld verlohren geht, und verlohren gehen muß.

Der Geist und Charakter lebender Sprachen ist so verschieden, wie der Geist und Charakter der Nationen selbst, und das aus ganz natürlichen und leicht begreiflichen Gründen. Der deutsche Schriftsteller ist an Decenzen gebunden, die der Französische nicht kennt, und umgekehrt darf dieser | manches nicht wagen, was jenem die größere Freyheit und Kühnheit seiner Sprache erlaubt.

Wenn gleich in Europa der ganze Schatz gelehrter Kenntniße nicht, wie in China, größtentheils in der Kenntniß der Landes-Sprache liegt, so ist doch das Studium lebender Sprachen nicht weniger wichtig und schwierig, und bey einer so reichen Sprache wie bekannt-|lich die Deutsche ist, unerschöpflich. Dazu kommt, daß sie

---

deutschen Aufklärung; durch seine Übersetzung von Sterne's *Sentimental Journey* als *Yoricks empfindsame Reise durch Frankreich und Italien*, 4 Bde, Hamburg/Bremen (Cramer) 1768-69, popularisierte er den Begriff „Empfindsamkeit“ zum Epochensignet. – Wilhelm Christhelf Sigmund Mylius (1753-1827), Schriftsteller und Übersetzer aus dem Französischen, Englischen und Lateinischen.

<sup>212</sup> *Herr Klinger ... herabzuwürdigen gesucht*: In Friedrich Maximilian Klingers dialogischem Roman in neun „Gesprächen“ *Der Weltmann und der Dichter*, Leipzig (Hartknoch) 1798, entschuldigt der Dichter zu Beginn des dritten Gesprächs (83f) seine lange Abwesenheit: „Ueberdies mußte ich eine angefangene Arbeit Franzens von L\*\*\* vollenden; damit er nicht zum ersten Mal sein Wort bräche.“ – Der Weltmann: „Was Wie? Er ist doch nicht gar Autor oder Dichter geworden?“ – Der Dichter: „So etwas – das, was man einen mechanischen Arbeiter in der Litteratur nennt – Er übersetzt. Es ging ihm aber so schwer von der Hand, daß ich das für mich allerlätigste Geschäft am Ende übernehmen mußte. Ich kenne nichts Unerträglicheres, als sich anzustrengen, um eines Andern Gedanken schicklich einzukleiden, während man auf seine eigenen Verzicht thun muß.“

<sup>213</sup> *das beste Wörterbuch ... Schwanische*: Christian Friedrich Schwans zweibändiges Wörterbuch (Mannheim 1783/84) war in Zincks Besitz; er vermachte es laut seinem zweiten Testament (Dokument 8) seinem Freund und Beistand Franz Xaver Schnetzler.

noch auf keinen festen Regeln beruht, und zum Glück für ihre fernere Ausbildung und Bereicherung nicht in so unüberschreitbare Schranken eingeschlossen ist. Zwar haben die neuesten Schriftsteller dieser Nation jene Schranken hin und wieder ein wenig erweitert, aber noch immer darf der französische Schriftsteller, der auf Classicität Anspruch macht, kein ver-|altetes Wort aufnehmen, keine neue Zusammensetzung bilden, ja so gar kein Wort an einen anderen Platz stellen, als den ihm die Regel oder das zur Regel gewordene Herkommen anweist.

Daher kommt es wahrscheinlich, daß man freylich selten eine so schlecht geschriebene französische Schrift finden wird, wie wir deren, leider! so viele Deutsche haben, und daß sogar die | Zeitungen jener Nation vor den meisten der unsrigen sich so sehr zu ihrem Vorthail auszeichnen, denn der unterrichtete Schriftsteller kann nicht fehlen, wenn er sich nur an die Regel hält; aber der Bereicherung der Sprache steht diese geregelte Schreibart doch immer im Wege.

Diese Gedanken, die ich noch viel weiter ausdehnen könnte, sind nicht neu, aber ich hielt sie für ein Wort zu seiner | Zeit, theils um die Ehre meiner Zunft zu retten, welcher Herr Klinger gern ihren Platz in der Gelehrten-Republic absprechen möchte, theils um zu zeigen, daß dieser aller Achtung würdige Schriftsteller in seinem unbedingten Urtheile über die Uebersetzer sich doch wohl ein wenig übereilt haben möchte.

Die Kenner bitte ich, wenn es der Raum der kritischen Zeitschriften, deren | Mitarbeiter sie sind, gestattet, um ausführliche Beurtheilung meiner Arbeit; denn ich selbst halte sie für kein Meisterwerk, wenn gleich mein Herr Verleger sie, ohne mein Vorwissen, als ein solches angekündigt hat, weil ich weiß, wie viel dazu gehört; aber ich wünschte nur, daß meine Recensenten das Original neben sich liegen hätten, denn mit einem: soviel sich, ohne das Original bey der Hand zu haben, | urtheilen läßt, ist einem Uebersetzer nicht gedient, der nicht blos des Honorars wegen arbeitet, sondern belehrt seyn und fortschreiben will. Antikritiken hat kein Recensent von mir zu befürchten, wenn sich anders Recensenten vor Antikritiken fürchten; denn ist der Tadel gegründet, so werde ich ihn bey künftigen Arbeiten ähnlicher Art in der Stille dankbar benutzen, ist er es aber nicht, so wird das sachkundige Publikum dieß schon | ohne meine [sic] Zuthun einsehen; wozu sollte ich also die Druckerpressen der allgemeinen Litteratur-Zeitung oder anderer kritischen Institute in Requisition setzen?

Emmendingen, im Julius, 1800.

Friedr. von Zinck.

20

Autor: Friedrich von Zinck  
Datum: veröffentlicht 1802  
Quelle: *Taschenbuch für das Jahr 1802*, Hamburg (Perthes) o.J., 61.

### **Der Affe.**

5 Ein alter Affe setzte sich  
Zu seiner Lieblingskost, zu reifen Haselnüssen;  
Nachdem er Eine kümmerlich  
Mit stumpfen Zähnen aufgebissen,  
Sprach er voll Unzufriedenheit:  
Wie alles doch sich ändert mit der Zeit!  
Die Nüsse selbst! auch diese waren  
Bey weitem nicht so hart in meinen Jugendjahren.

Friedr. von Zinck.

## 2.2 - Briefe

### 1

Absender: Friedrich von Zinck in Leipzig  
Empfänger: Mitglieder der Journalgesellschaft  
Datum: Januar 1774  
Quelle: A<sup>2</sup>, fol. 32v-33r

AN DAS JOURNALISTICUM, BEYM ANTRITT DES JAHRES 1774.

Wie, Freunde, kontet IHR es wagen,  
Mir, der ich einst ein Dichter war,  
Mir just im Monath Januar  
Das Amt der BÜchse<sup>1</sup> aufzutragen?  
Kennt IHR vielleicht nicht die Gefahr,  
Die allen droht, die sich im Monath Januar  
Mit Dichtern einzulassen wagen?  
Wißt, theils Bedürfniß ihrer Magen,  
Theils schickliche Gelegenheit,  
Ein Liedchen an den Mann zu bringen,  
Das sie sonst nur sich und berußten Wänden singen,  
Hat bey den Dichtern diese Zeit  
Gesängen für das Glück der ganzen Welt geweiht,  
Und ich, der ich einmahl nun zu der Zunfft gehöre,  
Und wenn sie gleich noch minder rühmlich wäre,  
Ich kann das Buch, das IHR mir anvertraut,  
Zu dieser critschen Zeit mir anvertraut,  
Unmöglich, ohn' ein Blatt davon für mich zu nützen,  
Beym Hübner<sup>2</sup> eine Nacht zu schwitzen,

---

<sup>1</sup> *Amt der BÜchse*: Die Mitglieder der Journalgesellschaft trafen sich einmal monatlich, um ihren neuer-worbenen Lesestoff vorzustellen, Organisatorisches zu besprechen, sowie die Strafen festzusetzen, die einzelnen Mitglieder etwa wegen Verstoßes gegen eine der vielen Regeln (insgesamt 27 „Gesetze“, niedergeschrieben auf den Seiten 3r-5v desselben Protokollbuches) der Gesellschaft auferlegt wurden. Diese betrugten meist wenige Groschen und wurden in die Gesellschaftskasse entrichtet, aus der die zweimal jährlich gehaltenen „Schmauße“ sowie okkasionelle Ausgaben wie z.B. der Druck eines Jubelgedichts auf die Promotion eines der Mitglieder bezahlt wurden. Das Amt des Protokollführers, der auch die Strafgeelder einzuziehen hatte, rotierte gemäß der Mitgliederliste und wurde von den Gesellschaftern „Fiscal“ genannt. Friedrich von Zinck hatte dieses Amt im Januar 1774 inne, vermutlich nach einem Tausch mit Christian Friedrich Eberhard, der bei der Versammlung im Dezember 1773 als Fiscal gezeichnet hatte mit dem Zusatz: „ob absentiam D[omi]n[i] de Zinck“ (A<sup>2</sup> fol. 32r). Vgl. Wießner (2004), 110.

<sup>2</sup> *Hübner*: Johann Hübner (1668-1731), Theologe, Historiker, Pädagoge und Schriftsteller, besonders bekannt durch seine Pioniertätigkeit auf dem Gebiet der Schulgeographie. In den Jahren 1694-1711 war Hübner Rektor am Domgymnasium zu Merseburg, das später wahrscheinlich auch Zinck zu seinen Schülern zählte. 1696 erschien die erste Auflage von *Johann Huebners Poetischem Handbuch* (Leipzig, bei Johann Friedrich Gleditsch und Sohn), das, mit einem umfangreichen deutschen Reimregister versehen, als Einführung in die deutsche Dichtkunst gedacht war und das in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts mehrfach erweitert und neu aufgelegt wurde; dieses wird Zinck an dieser Stelle gemeint haben. Der im 18. Jahrhundert sprichwörtliche „Hübner“ ist hingegen das ab 1704 ebenfalls bei Gleditsch in Leipzig erschienene *Reale Staats- und Zeitungs-Lexicon* (ab der 3. Auflage 1708 mit dem gattungsbegründenden Zusatz „Conversations-Lexicon“), zu dem Johann Hübner

Mit Reim und Sylben mich zu plagen,  
Und mit grausamen [sic] Zahn den Kiel so abzunagen,  
Daß ich ihn kaum noch faßen kann,  
Unmöglich, sag' ich, gieng es an,  
EUCH ohn' ein Denkmahl der Unsterblichkeit  
Und dichterischer Ewigkeit –  
Ein Traum! – doch macht auch der nicht oft beglückt und  
reich? –

Und, was das meiste war, der Freundschaft gegen EUCH,  
Denn diese ist kein Traum, das Buch zu übergeben:  
Und da ich nach des Schicksals Schluß  
Mich nun bald von EUCH trennen muß,  
So wünscht' ich EUCH recht wohl zu leben,  
Seyd glücklich überall, besonders bey den Schönen,  
Doch laßt EUCH dies Geschlecht nicht gar zu sehr verwöhnen  
U[nd] denkt bisweilen auch an mich, an EUREN Freund,  
Vielleicht daß wir uns einst noch wieder sehen;  
Der Dummkopf und der liebe Feind,  
Dies wünsch ich, müste nie hier eingeschrieben stehen.  
Friedrich von Zinck |

Mense Januario A[nno] 1774.

## 2

Absender: Friedrich von Zinck in Gatterstädt  
Empfänger: Friedrich August III. Kurfürst von Sachsen in Dresden  
Datum: 19. März 1774  
Quelle: D, fol. 10r&v

DURCHLAUCHTIGSTER CHURFÜRST,  
Gnädigster Churfürst und Herr.

Vermöge des von Ew. CHURFÜRSTL[ichen] DURCHL[aucht] mir als Besizern [sic] des ErbLehnRitterGuths zu Gatterstädt in dem Fürstenthume Queerfurth, unterm 13. May, 1766. während meiner damahligen *Minorennitaet* gnädigst ertheilten *IndultScheins*,<sup>3</sup> lieget mir nunmehr unterthänigst ob, da besage des am 28. *Martii*, 1766. beygebrachten *Attestats* ich am 21sten *April[is]* 1773. das 21ste Jahr meines Alters erreicht, mich zu Ablegung meiner *devotesten* Lehns- und *Vasallen*Pflicht unterthänigst zu melden und um Huldreichste Lehnsreichung des nach Ableben meines seeligen Vaters des Hauptmanns FRIEDRICH LUDEWIGS von ZINCK<sup>4</sup> auf mich als deßen einzigen Sohn gekommene ErbLehnRitterGuths zu Gatterstädt, | *devotest*

---

allerdings nur die Vorrede beigesteuert hatte. Auch Hübners zahlreiche praktische Schriften für den Schulgebrauch sowie seine Atlanten erfreuten sich, in mehrere europäische Sprachen übersetzt, einer großen und lang andauernden Verbreitung.

<sup>3</sup> *Indultschein*: s. Dokument 5.

<sup>4</sup> *Ableben ... Friedrich Ludewigs von Zinck*: Friedrich von Zincks Vater war am 10. Oktober 1765 gestorben. Vgl. Dokument 2.

anzusuchen; Solches habe hierdurch unterthänigst bewürcken auch zur *Praestation* des erforderlichen in Person mich gehorsamst *sistiren* wollen, an mildester Willfahung nicht zweifelnd verharre in tiefster Ehrfurcht

EW. CHURFÜRSTL. DURCHL.

Gatterstädt den 19. *Martii*, 1774. unterthänigst-pflichtschuldigt-gehorsamster  
Friedrich von Zinck.

3

Absender: Friedrich von Zinck in Gatterstädt  
Empfänger: Friedrich August III. Kurfürst von Sachsen in Dresden  
Datum: 8. April 1774  
Quelle: D<sup>2</sup>, fol. 4r-5v

DURCHLAUCHTIGSTER CHUR-FÜRST,  
Gnädigster Chur-Fürst und Herr!

EW. CHURFÜRSTL. DURCHL. wollen gnädigst geruhen, beyliegenden zwischen und Endes unterschriebenen geschloßenen und vollzogenen Kauf wegen des Erb-Lehn-Ritter-Guts Gatterstädt, im Fürstenthum Querfurth gelegen, wozu wir uns nochmals hierdurch bekennen, huldreichst *confirmiren* und den deshalb erforderlichen Stempel-Bogen<sup>5</sup> | gnädigst *adhibiren* zu lassen.

Diese Huld und Gnade mit dem *devotesten* Danke verehrend verharren wir mit der unterthänigsten Ehrfurcht

EW. CHURFÜRSTL. DURCHL.

Dresden  
den 8ten *April*[is]  
1774.

unterthänigst-treu-gehorsamste  
[\*von R. G. v. Zincks Hand:\*) Reichardt Gottlieb von Zinck  
Friedrich von Zinck. |

Unterthänigstes *Inserat*.

Auch, GNÄDIGSTER CHUR-FÜRST UND HERR, will ich mich hierdurch verbindlichst anerklären, daß daferne sich außer denen in dem zur gnädigsten *Confirmation* unterthänigst eingereichten Kaufe aufgeführten Schulden noch mehrere vermöge des zwischen Friedrich Ludwig von Zinck und seinen Gebrüdern *sub dato* Gatterstädt d. 7. *April*. 1741. errichteten und d. 13. *Septembr*. 1745. *confirmirten* Erb-Vergleichs finden solten, daß ich auch wegen solcher, bis ich deren Abtrag und

---

<sup>5</sup> Von anderer Hand am unteren Rand des Blatts: „Die qualitaet des Guths ist Erblehn cum facultate libere disponendi. Es steht Niemand daran in der gesamten Hand“, d.h. es kann keiner allein darüber verfügen.

Berichtigung, welche daß es bereits geschehen unterthänigst zusichere, behörig *docirt, sub hypotheca bonorum* dafür haften will. *Datum ut in litteris.*

EW. CHURFÜRSTL. DURCHL.

[\*von R. G. v. Zincks Hand:\*) Unterthänigst Pflichtschul  
digst Gehorsamster  
Reichardt Gottlieb von Zinck |

DEM DURCHLAUCHTIGSTEN FÜRSTEN UND HERRN, HERRN  
FRIEDRICH AUGUST, Herzoge zu Sachsen, Jülich, Cleve,  
Berg, Engern und Westphalen, des Heil. Römischen Reichs Erz-  
Marschalln und Chur-Fürsten, Land-Grafen in Thürin  
gen, Mark-Grafen zu Meißen auch Ober- und Nieder-Lau  
sitz, Burg-Grafen zu Magdeburg, Gefürsteten Grafen zu  
Henneberg, Grafen zu der Mark, Ravensberg, Barby und Hanau,  
Herrn zu Ravenstein,

Unserm Gnädigsten Chur-Fürsten und Herrn.

4

Absender: Friedrich von Zinck in Dresden  
Empfänger: Friedrich August III. Kurfürst von Sachsen in Dresden  
Datum: 9. April 1774  
Quelle: D, fol. 12r&v

DURCHLAUCHTIGSTER CHUR-FÜRST,  
Gnädigster Chur-Fürst und Herr!

Nachdem EW. CHURFÜRSTL. DURCHL. den zwischen dem DomProbst Reichardt Gottlieb von Zinck und mir Endes unterschriebenen *sub dato* Dresden d. 8. *April[is] a[nni] c[urrentis]* wegen des Erb-Lehn-Ritter-Guts zu Gatterstädt geschloßenen Kauf gnädigst *confir|mirt*, auch obgemeldeter Käufer der Dom-Probst von Zinck die nach dem §*pho*<sup>6</sup> IV. des Kauf-*Contracts*<sup>7</sup> zu bezahlen *stipulirte* 6000 R[eichs]th[a]ll[e]r Kauf-Gelder durch ein sicheres zugestelltes Document bereits berichtet, als *quittire* hierdurch demselben über sothane 6000. Rthlr. Kauf-Gelder unter Entsagung aller Ausflüchte in bester Form Rechtens, und leiste hiermit gebührende Verzicht an dem Erb-Lehn-Ritter-Gute Gatterstädt und deßen *Pertinentien* auf ietzt und zu ewigen Zeiten; wie ich denn auch wegen sothanan Erb-Lehn-Ritter-Gute meiner Obliegenheit nach hiermit an Abe-Käufern, den Dom-Probst von Zinck, die Lehn auflaße, damit derselbe dieses Erb-Lehn-Ritter-Gut in Lehn nehmen und gnädigst gereicht erhalten könne.

---

<sup>6</sup> §*pho*: Paragrapho (Dativ)

<sup>7</sup> Kauf-*Contract*: s. Dokument 6.

der ich mit dem *profondesten Respect* ersterbe

EW. CHURFÜRSTL. DURCHL.

Dresden den 9. *April*[is] 1774.

unterthänigst-gehorsamster  
Friedrich von Zinck.

5

Absender: Friedrich von Zinck in Frankfurt am Main  
Empfänger: Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck, in Leipzig  
Datum: 7. September 1774  
Quelle: A (Nr. 3), fol. 7r-8v

HOCHWOHLGEBOHRNE FRAU,  
Gnädige *Tante!*

Ich bin, denn dieses wollen SIE doch wohl zuerst wissen? heute gegen Mittag glücklich hier (geschwind sehen SIE nach der Unterschrift [sic]) angekommen. „Aber hättest du es nicht oben hin setzen können, daß ich nicht erst hätte den Brief brauchen von allen Seiten umzuwenden (denn viel Seiten wird dieser Brief kriegen, das sehe ich schon voraus)?“ Es ist wahr, das hätte ich thun können, wenn ich mich Anfangs darauf besonnen hätte, denn wenn ich es nunmehr thun wolte, so würde ich wieder auslöschen, was ich erst geschrieben habe, und wolte [sic] ich es thun, wenn diese Seite runter ist und ich werde gestreuet haben, so hätte ich erstlich alles dieses umsonst geschrieben, und SIE würden den Brief nicht umkehren, und zweytens bliebe mir der Sand an der Hand kleben. Am besten ist es also, SIE kehren den Brief so lange hin und her, bis SIE das Plätzchen finden, wo der Ort steht. Meine Reise wollen SIE wissen? Gut! die sollen SIE gleich erfahren, aber erst auf der andern Seite. |

IHNEN die Wahrheit zu gestehen, so kribbelte es mir die ersten beiden Tage ziemlich im Herzen, und ich war bei meinem Abschiede von IHNEN so voll, so voll, daß nichts als die Gegenwart meiner mich begleitenden Freunde einen Ausbruch verhindern konnte [sic], welchen ich zu vermeiden so eilte, und ich saß eine ziemliche Weile stumm im Wagen. In Naumburg, wo ich sehr zeitig ankam, ging ich [,] um auf meiner Stube im Scheffel keine Grillen zu machen, ein wenig aus, und fragte im Thore auf gut Glück nach dem *Lieut*[enant] Gutkäß, und siehe! er war Tags zuvor in Naumburg angekommen, allein niemand wolte [sic] wissen, wo er *logirte*, bis sich endlich ein alter ehrlicher Queerpfeifer fand, der sich erbot, mich zu ihm zu bringen. Wir fanden ihn endlich. Hier, H[err] *Lieut*[enant], sagte der alte Queerpfeifer, bringe ich Ihnen einen iungen Herrn, der Sie gerne sprechen will. Ich trat hinein, und sagte ihm, wer ich wäre, denn das konnte [sic] ich nicht von ihm verlangen, daß er mich noch kennen solte [sic]. Er hatte eine ausnehmende Freude, *offerirte* mir sein *Logis*, Eßen, Wein und alles was er hatte, allein ich schlug alles aus, blieb ohngefähr 1. Stunde bey ihm, und kroch alsdenn wieder unter meinen Scheffel. Er war nicht, wie ich glaubte, auf Staats-Wache *commandirt*, sondern von Querfurth nach Naumburg versetzt worden.

Den 2. *huj[us]* Vormittags war ich krank wie ein Hund, seit dem habe ich mich aber recht wohl befunden. Wir fütterten in Ober-Eysa, dem letzten Chur-Sächsischen Dorfe, wo mein MittagsEßen in einer Keule von einem gebratenen iungen Huhn bestund, allein desto besser ließ ich mir Abends ein Stück Hasen in Erfurth schmecken. Den 3. Mittags blieb ich in Gotha, wo ich aber den Hn. OberForstMstr. | von Hahn nicht antraf, und die Nacht in Eisenach. So weit gieng es gut, allein nun kommt ein gefährlich Stück Reise. Eine Stunde weit von Eisenach gieng es gut, allein alsdenn kamen wir in schreckliche Berge und Wälder, wo wir immer einen Berg durch schreckliche Felsen-Wände und steinigte Wege mit weiten Gleisen bis an den Himmel hinauf und auf der andern Seite mit noch mehrerer Gefahr wieder hinunter klettern musten. Endlich blieb der Wagen, denn wir waren schon längst ausgestiegen, auf der einen Seite in einem tiefen Gleise zwischen den Felsenstücken, mit denen der Weg allenthalben belegt war, hängen, und der Schloß-Nagel<sup>8</sup> zersprang. Hier lagen wir nun zwischen Bergen und Felsen mitten auf einem der schrecklichsten und mitten im Walde, von einem Dorfe über eine starke Stunde entfernt. Da half nichts als Gedult [sic] und Arbeiten. Wir zogen den Wagen so gut wir konten heraus um nur dazu zu können. Der Kutscher hatte zu gutem Glücke noch einen neuen Schloß-Nagel bey sich. Wir schlugen also mit vieler Mühe das zerbrochene Stück des alten, welches stecken geblieben war, heraus, und paßten mit eben so vieler Mühe, weil der Langwagen sich verschoben hatte, den neuen wieder hinein. Wir brachten mit dieser Arbeit, wobey ich meine Rolle von dem Kutscher an der Deistel<sup>9</sup> angewiesen bekam, beynahe 2. Stunden zu, und kamen ½ 3. Uhr nach Vach<sup>10</sup> im Hessischen, wo wir schon um 11. Uhr hätten seyn sollen. Hier bekamen die Pferde nur etwas Heu, und wir fuhren gleich noch 3. Stunden weiter nach Buttler<sup>11</sup>, einem Fuldaischen Dorfe, wo wir die Nacht blieben; ich hatte ein recht gutes Nacht-Quartier, allein die Einwohner verstehe der Henker und kein ehrlicher Ober-Sachse. |

Den 5ten wurde in Fulda gefüttert und des Nachts in Schlichta<sup>12</sup>, einem elenden hanauischen Städtchen, geblieben. Dies ist das schlechteste und gleichwohl das theuerste Nacht-Quartier gewesen, das ich auf der ganzen Reise gehabt habe. Ein Unterbette weich wie die Felsenstücke, in denen wir unsern Schloß-Nagel zerbrachen, und ein Deckbette leicht wie 10. Centner Bley, ein holzerner Lehnstuhl, eine lange rothe Tafel in der Stube, das Sätetuch<sup>13</sup> statt Bettuch in das Bette gebreitet, eine Suppe und ein Stück elenden Hammelbraten, dafür mußte ich 2 fl. 16 xer [Kreuzer] bezahlen. Den 6ten blieben wir Mittags in der freyen Reichs-Stadt Gelnhausen und Abends in Hanau, wo ich wegen der vorhergegangenen Nacht gut entschädigt wurde. Von da sind wir endlich heute gegen Mittag, wie ich IHNEN schon gesagt habe, hier angekommen, und daß dieses nicht gestern Abends schon geschehen, daran ist bloß der böse Weg von Eisenach bis Vach Schuld. Ich *logire* hier

---

<sup>8</sup> *Schloßnagel*: laut Adelung, Bd. 3 (21798), Sp. 1540, „[e]in starker, runder Nagel, welcher den hintern Wagen an den vordern befestiget, den Schluß, d.i. die Verbindung, zwischen beyden ausmacht“.

<sup>9</sup> *Deistel*: laut Adelung, Bd. 1 (21793), Sp. 1439, eine niedersächsische Nebenform zu Deichsel.

<sup>10</sup> *Vach*: Vacha, heute Thüringen; Zinck überquerte gleich bei Eisenach die westlichen Ausläufer des Thüringer Waldes in südlicher Richtung, etwa entlang der heutigen Bundesstraße 84.

<sup>11</sup> *Buttler*: Buttlar in Thüringen

<sup>12</sup> *Schlichta*: Schlüchtern in Hessen; der „ehrliche Ober-Sachse“ Zinck saxonisiert hier den ihm fremden Ortsnamen.

<sup>13</sup> *Sätetuch*: laut Adelung, Bd. 3 (21798), Sp. 1243, „ein vierecktes leinenes Tuch, in welchem der Säemann den Samen, welchen er säet, vor sich trägt.“

im *Hotel à l'Empereur Romain*, auf deutsch: im Römischen Kayser<sup>14</sup>, einem sehr großen und vornehmen Gasthofe, mitten unter Ordensbändern in einem kleinen artigen Stübchen hinten hinaus. Carlsruhe ist nicht weiter als 16. Meilen von hier, ich weiß aber noch nicht, wenn [sic] ich von hier dahin abgehen werde. Ich empfehle mich dem gnädigen *Oncle* unterthänigst. Empfehlen SIE mich meiner lieben Schwester, dem guten Hn. Wilhelm, seiner Frau Liebste [sic] und Schwiegermutter, IHREN Hn. *Officiers* und sonst allen die sich meiner erinnern. Ich habe die Gnade mit der vollkommensten Hochachtung Zeitlebens zu verharren

DERO

Frankfurth am Mayn d. 7. Sept[embris] 1774.

unterthäniger Diener und Neveu  
Friedrich von Zinck.

[\*am linken Rand, senkrecht zum Haupttext:\*) Meine Reisekosten belaufen sich bis hieher auf 5 rh. 22 g. 6 d. und 9 fl. 25 xer.

## 6

Absender: Friedrich von Zinck in Karlsruhe  
Empfänger: Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck, in Leipzig  
Datum: 17. September 1774  
Quelle: A (Nr. 4), fol. 9r-10v

HOCHWOHLGEBOHRNE FRAU,  
Gnädige *Tante!*

Ich ergreife ietzt die Feder, um IHNEN von meinen weitem Schicksalen Nachricht zu geben. In Frankfurth, von da aus ich die Gnade habe IHNEN vom 7ten *huj[us]* zu schreiben, habe ich mich bis zum 12ten aufgehalten, und mich theils in der Tisch-Gesellschaft mit welcher ich in der *auberge* täglich speiste, theils durch Spazierengehen [sic] ganz gut *divertirt*. Es waren beständig Fremde da, welche die Meße nach Frankfurth gebracht hatte, und die in der *auberge* mitspeisten. Unter denen *ordinairen* Gästen waren auch 3. kaysersliche *Officiers*, welche in Frankfurth auf Werbung stehen. Ich habe mir daselbst  $\frac{1}{2}$  dz. [Dutzend] seidene Tücher für 9 fl. und eben so viel Paar recht schöne baumwollene Unterzieh-Strümpfe für 4 fl. 30 x gekauft. Von Frankfurt bin ich am 12ten *huj[us]* mit eben der Gelegenheit abgereiset, mit welcher ich Leipzig verließ, und habe Fuhrlohn bezahlen müssen 30 fl. hiesiges Geld. Abends blieb ich in Heppenheim, einem großen Chur-Pfälzischen Dorfe, den 13ten Mittags in Schwätzingen [sic], wo ein sehenswürdiger schöner Garten des Churfürsten von der Pfalz ist, den ich aber nicht gesehen habe, weil mir die Zeit zu kurz war, Abends in einem Speyerischen Dorfe Wiesenthal<sup>15</sup>, wo ich die Ehre hatte,

---

<sup>14</sup> *im Römischen Kayser*: das an der Ecke Zeil-Schäfergasse gelegene Hotel war bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein eine der mondänsten Herbergen Frankfurts.

<sup>15</sup> *Wiesenthal*: Wiesental, Stadtteil von Waghäusel, Landkreis Karlsruhe. Die Eremitage in Waghäusel war ein Lustschloss des Fürstbischofs von Speyer, der im nahen Bruchsal residierte. Interessanterweise erwähnt Zinck mit keinem Wort, dass er auf der Postroute die Residenzstädte Darmstadt und Mannheim sowie die berühmte Universitätsstadt Heidelberg passiert hat.

den Fürsten von Bruchsal und Bischof von Speyer kurz nach meiner Ankunfft durchpassiren | zu sehen, und am 14ten kam ich endlich hier an. In Heppenheim und Wiesenthal habe ich unter einer ganzen Tapezierung von Heiligen und Aposteln geschlafen, und mein Herz wurde mir viel leichter, da ich nach Grabe<sup>16</sup>, welches auf meiner *tour* der erste Badensche Ort ist, kam. Es schlägt 3. Uhr, und ich muß zum H. *Praesidenten* von Hahn<sup>17</sup> um die Zeit nicht zu versäumen, da ich ihn sprechen kann. Den Tag meiner Ankunfft brachte ich mit Auspacken zu. Ich traf in dem Zimmer, in welches ich gewiesen wurde, eine kleine *Garderobe* in der Mauer an, deren ich mich denn bediente, meine Kleider aufzuhängen, welches sie sehr nöthig hatten. Den 15ten aß ich Mittags in der Gesellschaft eines iungen *Cavaliers*, der erst seit 3. Wochen hier und Regierungs-Assessor ist, eines Bar[on] v. Ulmenstein<sup>18</sup> und des HofRath Molter<sup>19</sup>, welcher Geheimde-*Secretair* und *Bibliothecarius* ist. Ich habe mit beyden eine ganz genaue Bekantschafft [sic] errichtet, ohne iedoch ihnen zu sagen, was eigentlich die Absicht meines hiesigen Aufenthalts ist. Nachmittags ließ ich Sr. Excellenz dem H. *Praes[identen]* von Hahn meine Ankunfft melden, worauf er mich sogleich auf den folgenden Tag zu Tische bitten ließ. Ich gieng also den 16ten ½ 1. Uhr hin, und lernte zuerst die Frl. v. Hahn kennen, denn der *Praes[ident]* war noch in der Canzley. Bald darauf erschien ein altes Gespenst von einer Hof-Dame, die Frl. von Geusau, und endlich der H. *Praesident*, welcher mich zwar sehr gnädig, aber doch mit vieler *Gravitaet*, empfieng. Er hat in seinem Aeufferlichen viel aehnliches von dem DomH[errn] v. Zehmen in Merseburg<sup>20</sup>. Endlich kam noch der H. von Hahn, der Bruder des *Praesidenten*, welcher einem Schneider aehnlicher ist, als einem *Cavalier*, bloß für sich und seine Bücher lebt, ohne den Hof zu besuchen oder sich um eine Bedienung zu bewerben.<sup>21</sup> Der HofRath Molter hat mich versichert, daß er grundgelehrt sey, aber kein *Emploi* suche, er wünschte bloß auf einer Academie eine

<sup>16</sup> *Grabe*: Graben, heute Graben-Neudorf, Landkreis Karlsruhe. Das kurmainzische (nicht kurpfälzische) Heppenheim und das speyerische Wiesental waren die einzigen katholischen Territorien, die Zinck auf seiner Reise berührte, deswegen wohl seine ironische Bemerkung über die Vielzahl von Heiligenbildern.

<sup>17</sup> *Praesident von Hahn*: August Johann von Hahn (1725-1788)

<sup>18</sup> *Baron v. Ulmenstein*: Friedrich Wilhelm Albrecht von Ulmenstein (1750-1826) stammte aus Wetzlar, wo sein Vater Assessor am Reichskammergericht war, studierte die Rechte in Göttingen und kam 1774 als Hofrats-, Hofgerichts- und Ehegerichtsassessor nach Karlsruhe, das er aber 1777 schon wieder verließ (vgl. Brief 31). Nachdem er 1780-85 in nassau-weilburgischen Diensten gestanden hatte, zog er nach Frankfurt, wo Zinck ihn im Juli 1786 (vgl. Brief 73) und, vergebens, im August 1792 (vgl. Brief 90) aufsuchte. Nach zehn Jahren außer weilburgischem Dienst wurde eine ihm temporär gewährte Pension nicht verlängert, und er mußte sich in der Folgezeit vorrangig mit schriftstellerischer Tätigkeit im Bereich der Rechts-, Geschichts- und Naturwissenschaften über Wasser halten, da es ihm nicht gelang, erneut Anstellung zu finden. Er verließ Frankfurt 1794 und kehrte schließlich in seine Heimatstadt Wetzlar zurück, wo er im Januar 1826 in ärmlichen Umständen starb; vgl. ADB 39 (1895), 207-209, sowie Briefe 9, 10, 11, 13, 31, 73, 74, 90.

<sup>19</sup> *HofRath Molter*: Friedrich Valentin Molter (1722-1808), seit 1772 der erste hauptberufliche Hofbibliothekar in badischen Diensten; laut Brunn (1791) „ein Mann, der alle zum Aufseher einer Bibliothek erforderlichen Eigenschaften besitzt. Er vereinigt die genaueste Kenntniß der gesammten alten Litteratur mit der feinsten Bekantschaft der neuern Litteratur der Engländer, Franzosen, Italiener, Spanier und Deutschen. Er läßt sich dabey dieses Geschäft außerordentlich angelegen seyn, und ist täglich Vor- und Nachmittags einige Stunden auf der Bibliothek. Mit dem lebhaftesten Vergnügen erinnere ich mich noch der lehrreichen Unterhaltungen, die ich mit diesem vortreflichen, gegen Jedermann so gefälligen, Mann gehabt habe“ (204).

<sup>20</sup> *Domherr von Zehmen in Merseburg*: Carl Christoph von Zehmen (1730-1796), Capitular und Residens des Domstifts Merseburg; vgl: Churfürstl. Sächsischer Hof- und Staats-Calender (1775), 187.

<sup>21</sup> *der Bruder des Praesidenten*: H. I. v. Hahn, Privatgelehrter mit mystisch-theologischen Interessen; vgl. Brunn (1791), 148f.

Professur erlangen zu können. Ueber Tische wurde, da die Gesellschaft aus lauter Sachsen bestund, von nichts als von Sachsen u[nd] Emmendingen [sic] gesprochen, von wel-|chem letztern und der dasigen Gattung von Leuten mir die Frl v. Geusau<sup>22</sup> einige sehr comische Beschreibungen machte. Der *Praesid[ent]* war über Tische sehr aufgeweckt u[nd] munter, sowie auch seine Frl. Schwester, allein der H. v. Hahn sprach sehr selten. Nach Tische kamen der Oberste Wiesel[,] der Ober-Vogt H. von Schmidburg und einige andere hin, um dem H. *Praesidenten* ihre Aufwartung zu machen, und da diese sich beurlaubet hatten, gieng er mit mir in ein ander [sic] Zimmer, wo er sich mit mir bis ½ 7. Uhr wegen der Absicht, warum ich hieher gekommen, besprach. Was den Inhalt dieser Unterredung und das Resultat derselben betrifft, muß ich SIE auf den Brief, den ich an den gnädigen *Papa* nach Merseburg geschrieben habe, verweisen, und muß IHNEN nur so viel sagen, daß meiner Einsicht nach die mir gethanen Vorschläge sehr gut sind, und ich vielleicht in kurzem ein ganz kleines Titelchen, und, wenn ich mich anders bey S[eine]r Excellenz dem H. *Praesidenten* *insinuiren* will, große Arbeit haben werde, denn Fleiß und Arbeitsamkeit empfiehlt [sic] er sehr. Der Hof ist ietzt nicht hier, sondern auf der *Favorite*<sup>23</sup>, einem Lustschloße, wird auch, wie man vermuthet, unter 14. Tagen nicht zurückkommen. Ich werde deswegen übermorgen den 19ten *huj[us]* nach Emmendingen [sic] gehen, und nicht eher wieder hieher kommen, bis der Hof wieder hier ist. Heute den 17ten gieng ich um 3. Uhr wieder zum *Praesidenten*, war auch so glücklich, den Zeit-Punct so zu treffen, daß er erst von Tische und noch allein war. Ich sprach daher einige Zeit mit ihm von meiner Angelegenheit, empfahl mich nochmals seiner Gnade und Vorsorge<sup>24</sup>, und eröffnete [sic] ihm meinen Entschluß, nach Emmendingen [sic] zu reisen, welchen er auch sehr billigte. Er befragte mich alsdenn um verschiedenes, was Veränderungen in Merseburg u[nd] Dresden {betraf}, und worauf alles ich ihm zum Glück hinlänglich antworten konte [sic]. Ich muste sodann, da andere zu ihm kamen, mit der Frl. *Cousine Caffée* trinken, welche mir denn anrieth, heute noch einer Frau von Leutrum, mit welcher ich[,] aber der Himmel weis wie, verwandt wäre, meine Aufwartung zu machen, welches ich auch that, und von ihr sehr höflich aufgenommen ward. Sie sagte mir, daß | sie vor 14. Tagen in Emmendingen gewesen wäre, da ihr denn mein *Oncle* gesagt habe, daß er mich erwarte.

Carlsruhe ist ein kleiner Ort, welcher aus 2. sehr langen Straßen, vielen Queer-Gaßen, dem Schloße, Schloß-Garten und dem sogenannten [sic] Ringe besteht. Der Schloß-Garten ist sehr groß und sehr angenehm, und zur *Promenade* sehr *divertissant*. Der Ring sind die Häuser, die in einem halben Cirkel um den vordern Schloß-Garten herum stehen, und welche alle von einer Höhe sind, die gröste Höhe eines Hauses und des Schloßes selbst in Carlsruhe ist 1. Stockwerk. Die Häuser, die den Ring ausmachen, sind so gebauet, daß man darunter weg gehen kann, und daß da, wo die *Communication* der beyden langen Straßen durch Queer-Gaßen ist, auch der Ring eine Queer-Gaße hat, daher man aus dem Schloße gleich durch die ganze Stadt in den dicht daran stoßenden Wald sehen kann. In der Stadt, welche man vom Ringe unterscheidet, sind die Häuser alle sehr klein, aber doch von der gewöhnlichen Höhe eines Stockwerks. Carlsruhe ist ein sehr unbelebter Ort, wo eine

---

<sup>22</sup> *von Geusau*: Die genaue Person ist nicht zu ermitteln. Ein Friedrich von Geusau (1718-1774) war als Hochberger Landvogt zu Emmendingen der Amtsvorgänger Schlossers, in dessen Umfeld ist das genannte Frl. von Geusau zu vermuten; vgl. Becke-Klüchtzner (1886), 163.

<sup>23</sup> *Favorite*: Schloß Favorite bei Rastatt.

<sup>24</sup> *Vorsorge*: Fürsorge.

außerordentliche Stille und Ruhe herrschet, zumahl bey der ietzigen Abwesenheit des Hofes, und man hat mich versichert, daß auch die Gegenwart desselben den Ort nicht lebhaft macht. Ich werde IHNEN, wenn ich erst bekanter [sic] hier bin, mehrere Nachrichten mittheilen. Der H. *Praesid[ent]* wird auf den 19ten nach der *Favorite* abgehen, um der Geheimde-Raths-*Session*, wo S[ein]e Durchl[au]cht der Markgraf selbst *praesidirt*, beyzuwohnen. Da wird er dem Herrn mein Suchen vortragen, und es wird auch gleich darauf *resolvirt* werden. Der *Praes. v. Hahn* ist hier das *Factotum*. Er bewohnt seit Ostern ein Herrschaffts-Haus auf dem Ringe, welches er sehr artig aber nicht prächtig *meublirt* hat. Er hat darinnen eine *Suite* von 4. Zimmern. Ich werde morgen nach Tische ihm wieder meine Aufwartung machen, und mich von ihm beurlauben. So viel für diesmahl. Seyn SIE so gnädig, und schreiben mir gleich nach Empfang dieses Briefs einen recht langen, welchen SIE nur nach Carlsruh [sic] zu *addressiren* [sic] brauchen, denn ich *logire* hier im Erb-Prinzen, wo zugleich die kaysersliche u[nd] Land-Post ist, und wo ich die Veranstaltung getroffen habe, daß wenn ich nicht hier bin, mir die Briefe nach Emmendingen [sic] geschickt werden. Ich befinde mich recht wohl, und wünsche, daß SIE, der gnädige *Oncle*, meine Schwester, H. Wilhelm mit seiner Frau Liebste, denen ich mich, wie auch sonst allen hinterlaßnen Bekanten [sic], vielmals empfehle, sich auch so befinden mögen. Ich bin übrigens, wie SIE schon wissen, Zeitlebens

DERO

Carlsruh d. 17. *Sept[embris]* 1774.

unterthäniger Diener u[nd] *Neveu*  
Fr. v. Zinck  
noch immer schlechtweg.

7

Absender: Friedrich von Zinck in Nieder-Emmendingen  
Empfänger: Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck, in Leipzig  
Datum: 5. Oktober 1774  
Quelle: A (Nr. 5), fol. 11r-12v

HOCHWOHLGEBOHRNE FRAU,  
Gnädige *Tante!*

Ich ergreife ietzt bloß die Feder, um das Vergnügen zu haben, mich mit IHNEN unterhalten zu können, denn etwas interessantes [sic] kann ich IHNEN nicht melden. Ich wünsche, daß SIE sich allerseits vollkommen wohl und vergnügt befinden mögen, ich bin beydes, und zu meinem vollkommenen Vergnügen fehlt mir nichts, als Briefe von IHNEN. Ich bin, wie ich IHNEN schon in meinem letzten Briefe gemeldet habe, den 19ten *Sept.* von Carlsruhe mit *Extra-Post* gereiset, und den 20sten gegen Mittag über Rastatt, Biel<sup>25</sup>, Appenweyer [sic], Offenburg, Friesenheim und Kenzingen hier angekommen. Diese *Tour* macht 15. starke Meilen, und ich bin also nun 73. Meilen von IHNEN entfernt. Ich wurde hier sehr wohl empfangen, und das erste war eine starke Verwunderung über meine Größe, denn hier kann ich durch keine Thür

---

<sup>25</sup> *Biel*: Bühl bei Baden-Baden.

aufgerichtet gehen, und dieser Umstand hat mich manchen Kopfstoß gekostet. Mein *Oncle* ist für seine Jahre sehr munter, und fast beständig lustig und aufgeräumt, allein so sehr für seine Gegend und wider Sachsen eingenommen, daß dieses oft Streitigkeiten zwischen uns verursacht. Ich würde ihn, wenn ich nicht das Gegentheil vorher gewußt hätte, weder an seiner Sprache noch an andern Umständen für einen gebohrnen Sachsen gehalten haben. | Es ist wahr, die hiesigen Gegenden sind sehr schön, allein demohnerachtet ziehe ich Sachsen und die dasige LebensArt unendlich weit vor. Es ist hier alles so theuer und zum Theil noch theurer als in Leipzig, und man kann das zehnte entweder gar nicht oder doch in einer schlechten Qualität haben. Es ist mir recht lieb, daß ich mir in Leipzig noch habe Kleider machen lassen, denn in Carlsruhe ist gar nichts zu haben, sondern man muß alles mit einem kostbaren Aufwande von Frankfurth, Nürnberg oder Strasburg [sic] verschreiben lassen. Ich habe mit meinen Kleidern und meinem Geschmack mich zu kleiden überall vielen Beyfall gefunden, und ich bitte SIE, gnädige *Tante*, dem Schneider Drese sagen zu lassen, daß er mein Maaß, wenn er es noch hat, aufhebt, denn ich glaube, daß mir ein Kleid, das ich mir in Leipzig machen lassen, mir mit den *Transport*-Kosten nicht so theuer zu stehen kommt, als wenn ich mir es in Carlsruhe machen ließe, und ebenso ist es mit seidnen Strümpfen und allen dergleichen Waaren. Ein Paar seidene Strümpfe, das ich in Leipzig in der Heußischen Fabrik mit 3 r. bezahle, kostet hier 6 fl.[.] das Tuch, das ich in Leipzig mit 2 r. 2 g. bezahlt habe, 5 fl.[.] und ich würde dennoch bey einem mir angebotenen Tausche ihn gewiß nicht eingehen. Zucker, *Caffée*, Puder, alles ist hier theurer als in Leipzig. Da ich noch in Carlsruhe war, schickte der H. *Praesident* von Hahn seinen Bedienten zu mir, damit er meine *Frisur* absehen möchte, und da ich ihm den Sonntag [sic] darauf meine Aufwartung machte, fand ich ihn herrlich auf die Art *frisirt*, wie ich mich trage. Er hatte gesagt, daß ihm noch nie eine *Frisur* so wohl gefallen habe, als die meinige. Pfeiffer wird hier als ein Wunderwerk im *Frisiren* angesehen. Doch ich bin zu weit von meinem Texte abgekommen. SIE werden es mir verzeihen, ich plaudere noch immer so gern mit *Ihnen*, wie ich es sonst zu thun pflegte, und oft noch zu können wünsche. An meiner *Tante*, deren *Exterieur* äußerst | schlecht ist, habe ich eine Frau von vielem Verstande gefunden, die sehr viel Angenehmes und Munteres im Umgange hat, und ich schmeichle mir, bey beyden sehr gut zu stehen. Außer {diesen} ist noch eine *Tante* von ihr im Hause, eine verwittwete Frau von *Petri*, die 74. Jahr alt, und wenn sie gezeßen, getrunken, geschlafen und gebetet hat, mit der ganzen Welt zufrieden ist. Meine Frl. *Cousine*, die Tochter vom Hause, habe ich noch nicht die Ehre weiter zu kennen, als aus ihrem *Portrait*, welches in dem Zimmer, das an meine Stube stößt, hängt, und ein sehr artiges, wohlgebildetes Mädchen verspricht, das ihren beyden Eltern gar nicht ähnlich ist. Sie hält sich ietzt bey einer *Tante* in Rapsweyer<sup>26</sup> [sic], einem Städtchen in [sic] Elsas [sic] auf, und wird bis zu Ende der Weinlese, welche man hier den *Herbscht*, den Herbst oder das Spät-Jahr nennt, da bleiben. Wenn das Wetter so *continuirt*, wie es sich seit gestern angelaßen hat, so wird mein *Oncle* noch diese Woche mit mir dahin reisen, alsdenn aber werde ich auf meine Rückreise nach Carlsruhe bedacht seyn. Unser Zeitvertreib bey dem bisherigen übeln Wetter ist das *Billard* gewesen, wovon mein *Oncle* ein so großer Liebhaber ist, daß er eine eigne *Billard*-Tafel im Hause hat, und wenn der Rittmeister von Bärenfels, der ehemals in Französischen Diensten gestanden hat, ietzt aber hier *privatisirt*, der Forst-Verwalter Pfeiffer oder der Land-*Commissarius*

---

<sup>26</sup> *Rapsweyer*: Rappoltsweiler; vgl. Brief 8.

Seyffert, wie es oft geschieht, die Gesellschaft vermehren, so wird *Piquet* gespielt. Bisweilen ist auch der Bruder meiner *Tante*, der H. von Teuffel von Birkensee, hier, oder wir bey ihm auf seinem Gute, das eine Stunde weit von dem Städtchen ist.<sup>27</sup> Die hiesige Lebens-Art ist etwas Landiunkermäßig, eine große viereckichte Flasche voll Wein kommt nicht vom Tische, und ich muß täglich wenigstens 3. Maas trinken, welchen ich aber mit Wasser vermische, mein *Oncle* hingegen trinkt keinen andern Tropfen, als Wein. Vorige Woche hat er mich abmahlen lassen, und | der hiesige Mahler ist glücklicher gewesen, als der Leipziger. Ich wünschte, nur einen Tag bey IHNEN in Leipzig zu seyn, allein dieser Wunsch ist vergebens, ich bin nun einmahl hier in diesem welschen Lande, wo es mir gewiß so bald noch nicht gefallen wird, zumahl hier, wo man von der ganzen übrigen Welt gleichsam abgeschnitten lebt, wo man nichts als Bauern und Vieh sieht, denn mein *Oncle* wohnt nicht in dem Städtchen Emmendingen, welches allenfalls noch artig genug seyn möchte, sondern in einem gleich daran stoßenden Dorfe, Nieder-Emmedingen. Wie oft habe ich mir nicht schon eine *Viere*<sup>28</sup> aus Leipzig gewünscht! denn hier hat man elendes Brodt. Ich könnte IHNEN noch hunderterley schreiben, welches mir aber theils nicht gleich einfällt, theils sich nicht gut schreiben läßt, kurz, es gefällt mir hier noch gar nicht. Die hiesige Sprache ist unausstehlich, und doch hat mein *Oncle* sie sich vollig [sic] angewöhnt, ich werde es sicher nie thun, und wenn ich verdammt wäre, hundert Jahre hier zu leben.

Meine Schwester bitte ich nebst Vermeldung meines brüderlichen Grußes zu ersuchen, daß sie mir aus dem eingebundenen Noten-Buche, das ich ihr hinterlassen habe, durch den iungen Döring die Arien: Daphne, du hörst nicht *etc.* Liebe, du Göttin *etc.* Ich bin ein deutsches Mädchen *etc.*<sup>29</sup> abschreiben läßt, und mir überschickt. Dem gnädigen *Oncle*, H. Wilhelmen nebst seiner Fr. Liebste, DERO Hn. *Officiers*, und sonst allen, die sich meiner noch erinnern, wenn es auch der Große seyn solte, empfehle ich mich gehorsamst und habe die Gnade, mit der vollkommensten Hochachtung Zeitnehmens zu verharren

DERO

Nieder-Emmendingen  
d. 5. *Octobr*[is] 1774.

unterthänigster Diener u[nd] *Neveu*  
Friedrich von Zinck.

Pfeiffer empfiehlt [sic] sich zu Gnaden: es gefällt ihm hier so wenig als mir.

N.S. Mein *Oncle* und *Tante* lassen nebst vielmaligen Empfehlungen bitten, ihnen 25. [Pfund]<sup>30</sup> feine Grütze zu kaufen und sie unter inliegender *Adresse* [sic] anhero zu

---

<sup>27</sup> *der Bruder meiner Tante ... auf seinem Gute*: Ein Zweig des oberpfälzischen Geschlechts der Teuffel von Birkensee war seit dem Dreißigjährigen Krieg auf dem Rittergut Steckenhof beim heutigen Emmendinger Ortsteil Wasser ansässig. Bei dem Bruder der Tante Eleonore Marie von Zinck, Zincks zukünftiger Schwiegermutter, handelt es sich um den badischen Kammerherrn Friedrich Eberhard Teuffel von Birkensee (†1807), der seit 1766 mit einer Caroline Luise Friedrike Frein von Gemmingen-Hornberg (1734-1797) verheiratet war; vgl. Kindler von Knobloch, Bd. 1 (1898), 220, und Kneschke Bd. 9 (1870), 174f. Er sollte Zincks zukünftigem Schwiegervater nach dessen Tode 1782 im Amt des Oberforstmeisters nachfolgen; vgl. Brief 55.

<sup>28</sup> *Viere*: vgl. Grimm, Deutsches Wörterbuch Bd. 26, Sp. 278: „eine viere, ein brot von vier pfund“ in obersächsischer Mundart. Freundlicher Hinweis von Herrn Diplomalchemiker André Bernatzky, Sächsische Bäckerfachschule Dresden-Helmsdorf.

<sup>29</sup> Von diesen drei Arien kann zu keiner die Musik identifiziert werden, und nur das Incipit „Ich bin ein deutsches Mädchen“ verweist zweifelsfrei auf ein „Vaterlandslied“ Friedrich Gottlieb Klopstocks.

<sup>30</sup> Zinck benutzt hier das deutsche Pfund-Kürzel, ein waagrecht doppelt durchgestrichenes „U“.

*spediren*. Den Preis und die übrigen Kosten bitte ich mir zu melden. Die Auslage können SIE sich von dem gnädigen Papa, welchen ich auch davon *avertiren* werde, *restituiren* laßen, welcher mir dieses Geld auf Weynachten [sic] abziehen kann, um das *Porto* für das Geld zu ersparen.

## 8

Absender: Friedrich von Zinck in Nieder-Emmendingen  
Empfänger: Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck, in Leipzig  
Datum: 22. Oktober 1774  
Quelle: A (Nr. 6), fol. 13r-14v

Nieder-Emmendingen d. 22. Oct[obris] 1774.

Gnädige Tante!

Vorgestern am 20. *huj[us]* habe ich Dero Brief erhalten. Mit wie vieler Freude habe ich ihn nicht erbrochen! Er war nebst einem von dem gn[ädigen] *Papa*<sup>31</sup> aus Merseburg, den ich zu gleicher Zeit empfieng [sic], der erste, den ich aus meinem lieben Vaterlande, aus Sachsen erhalten habe. Allein wie sehr wurde meine Freude, die ich unmöglich vor meinen hiesigen Verwandten verbergen konte [sic], durch die traurige Nachricht von dem übeln Befinden des gnädigen *Oncle* unterbrochen! Ich wünsche von ganzen [sic] Herzen, daß dieser Zufall der letzte in seiner Art gewesen seyn mag, und daß die angefangene Cur von dem erwünschtesten Erfolg seyn möge. Allein bald möchte ich mit Ihnen zanken. Warum schreiben Sie mir denn 73. Meilen weit einen Brief, der nicht kürzer seyn könnte [sic], und wenn es nur 3. Meilen weit wäre, oder glauben Sie vielleicht durch dieses löbliche Beyspiel {mich} von meiner Gewohnheit Briefe zu ganzen Bogen zu schreiben abzubringen? Reitzen [sic] Sie mich ia nicht zum Zorne, sonst werde ich Ihnen, wenn ich einmahl das wichtige Amt eines Markgräfl[ich] Badischen Regierungs- Hof- und Ehe-Gerichts-*Assessoris* bekleide, entweder sehr kurz oder Briefe von zwey Bogen schreiben. Doch *ad rem!* Es gefällt mir ietzt noch eben so wenig hier als einmahls, *No[ta]* Unter *hier* verstehe ich allemahl die ganze Gegend, ohnerachtet ich eine Person gefunden habe, die mir gefällt. Wer diese ist? – Das sollen Sie gleich erfahren. Ich bin am 7ten *huj[us]* mit meinem *Oncle* nach Rappoltsweiler, nicht wie ich Ihnen in meinem letzten Briefe geschrieben habe, und wie man es nach der hiesigen Schwäbischen Mundart ausspricht, Rapschweyer, in Elsas gereist. Wir giengen über Alt-Breisach, *passirten* daselbst den Rhein, über das *Fort Mortier*, Neu-Breisach und Colmar, und kamen Abends spät an. | Wir trafen bey unsrer Ankunfft niemand an, als eine uralte *Tante*, eine Frl. von Hoen, welche aber schon im Bette lag, die Tochter vom Hause, Frl. von Hoen, und ihren Bruder, der bey dem *Regiment Deuxpont*,<sup>32</sup> welches ietzt von

---

<sup>31</sup> *gnädiger Papa*: Reichardt Gottlieb v. Zinck, Domherr zu Merseburg und F. v. Zincks ehem. Vormund.

<sup>32</sup> *Regiment Deuxpont*: Das Régiment allemande de Royal Deux-Ponts war ein im Jahre 1757 von Christian IV., dem regierenden Fürsten des reichsunmittelbaren Herzogtums Pfalz-Zweibrücken aufgestelltes Infanterieregiment, das als Fremdenregiment (régiment étranger) unter französischer Flagge eingesetzt wurde (erstmalig noch im selben Jahr bei Roßbach gegen die Preußen). Von 1771 bis 1774 hatte es in Schlettstadt in Garnison gelegen. Da der Herzog von Pfalz-Zweibrücken als

Schlettstadt nach Dünkirchen *marchirt* ist, als *Pr[imeur] Lieutenant* steht, die Frau von Hoen aber, welche eine Schwester von meiner hiesigen *Tante* ist, war mit der hiesigen Tochter vom Hause, meiner *Frl. Cousine*, zu Bevelheim<sup>33</sup>, auf ihrem Gute, um daselbst Anstalten und Vorbereitungen zur Weinlese zu machen. Tags darauf giengen wir von Rappoltsweiler nach Bevelheim zu Fuße, und da wir bald dort waren, muste ich voraus gehen, mich bey der Frau von Hoen als einen H. von Bärenfels anmelden lassen. Ich gab vor ich sey in Emmendingen bey dem Rittm[ei]st[e]r von Bärenfels, meinem Vetter gewesen, habe den OberForstmeister von Zinck da kennen lernen, und dieser habe mir, da ich im Begrif [sic] stünde nach Neu-Breisach zu meinem Regimente zu gehen, aufgetragen, ihr ein *Compliment* zu machen. Diese Erdichtung würde auch ohnerachtet der gänzlich unwahrscheinlichen *route*, die ich hätte müssen genommen haben, ganz gut gelungen seyn, wenn nicht der Bediente meines *Oncle*, den man nach Bevelheim geschickt hatte, eher als wir durch einen andern Weg angekommen gewesen wäre, und durch seine Ankunfft die Charte<sup>34</sup> verrathen hätte. Demohnerachtet empfieng mich die Frau von Hoen als einen H. von Bärenfels, *praesentirte* mich auch so an meine *Cousine*, u[nd] beyde spielten ihre Rolle mit einer sehr scheinbaren Verwirrung und Bestürzung. Meine *Cousine* fragte mich, wie sich ihre Eltern befänden, und da man eben im Begrif stund, mich nach mir selbst zu fragen, und wegen der genommenen *tour* zu *examiniren*, so wurde ich zu meinem Glücke durch das Hereintreten meiner übrigen Gefährten befreyet und verwandelte mich in einen H. von Zinck. Wir freuten uns herzlich über unsre List, allein über Tische kam es heraus, daß wir *attrapirt* waren. Nun werden Sie gewiß begierig seyn, eine Beschreibung von meiner *Frl. Cousine* zu haben? Hier ist sie so kurz als möglich. Sie ist eine von den schönsten und artigsten Personen, die ich seit meiner Abreise aus Sachsen gesehen habe, etwas klein, mehr *brunette* als *blonde*, hat aber ein paar [sic] große dunkelblaue Augen, dergleichen ich wenig oder noch gar nicht gesehen habe. Ihre *Taille* ist ihrer Größe angemessen, und diese hat noch nicht ihre Vollkommenheit. Sie besitzt sehr viel Lebhaftigkeit | und tanzt sehr gern und gut. Dies ist es alles, was ich noch von ihr weiß und wissen kann, denn Sie wissen, ich urtheile nie gern zu voreilig. Und dies ist, ich will es aufrichtig gestehen, die Person, von der ich oben geredt habe. Erklären Sie aber, wenn ich bitten darf, dieses Gefallen vor der Hand noch für nichts weiter, als einen bloß flüchtigen Geschmack, der aber freylich und das vielleicht leichtlich zu etwas mehr werden könnte [sic], allein Sie wissen, ich denke, so leichtsinnig ich auch sonst bisweilen in manchen Stücken scheinen mag, in denenienigen [sic] immer ernsthaft, wo man ernsthaft denken muß. Den 11ten *huj[us]* führten wir zu Rappoltsweiler das Band, ein Schäferspiel des seel[igen] H. *Prof. Gellert* auf, <sup>35</sup> wobey ich den Myrtill, die *Frl. v. Zinck* die Daphne, die *Frl. v. Hoen* die Doris, eine iunge *Doctors-Wittwe* von 26. Jahren die Galathee, ihr Bruder, welcher *Regierungs-Assessor* ist, den Montan, und der *Lieut[enant]* von Hoen den *Souffleur* [sic] machte. Wir hatten eine ziemlich ansehnliche Versammlung von Zuschauern, worunter besonders ein H. v. Waldner

---

Lehensmann des französischen Königs unter anderem die Herrschaft Rappoltstein innehatte, zu der auch Rappoltsweiler gehörte, verwundert es nicht, daß die Söhne der Familie von Hoen in den Dienst des Zweibrückener Regiments traten; vgl. Pajol (1891), 194f.

<sup>33</sup> *Bevelheim*: vielleicht Beblenheim, ein Weinbaudorf ca. 5 km südlich von Rappoltsweiler (Ribeauvillé).

<sup>34</sup> *Charte*: Karte.

<sup>35</sup> *das Band*: einaktiges Schäferspiel von Christian Fürchtegott Gellert von 1744.

mit seiner Frau und die *Chanoinesse* von Waldner waren.<sup>36</sup> Ich erschien auf dem Theater ohne diese Leute alle zu kennen, ließ mich aber dieses alles nicht abhalten, meine Rolle mit der *Naiveté* zu spielen, die sie verlangte. Man machte mir deswegen sehr viel Lobsprüche, und *declarirte* mich *hautement* für den besten *acteur* welches auch die übrigen eingestunden. Ich versicherte darauf die Gesellschaft, daß mich diese Kunst in Leipzig manche ehrliche 6 g. [?] gekostet hätte. Nach der Comödie ward getanzt und zwar fast nichts als gewalzt! Ich wolte [sic] Anfangs nicht recht dran, sondern bloß *Menuet* tanzen, allein meine beyden Frl. *Cousinen* setzten mir so viel zu, daß ich endlich recht viel walzte, und siehe! es gieng so übel und böse. Tags drauf reisten wir wieder von Rappoltsweiler ab, *passirten* aber den Rhein nicht wieder bey Alt-Breisach, sondern bey Iechtingen, nachdem wir vorher zu Mittage bey dem H. von Bergheim zu Gipsheim gezeßen hatten. Dieser H. v. Bergheim ist auch ein Verwandter, und *Major* in Französischen Diensten gewesen, ietzt aber einer der reichsten *Particuliers* in Elsaß. Am 17ten *huj[us]* sind wir zu Freyburg im Brisgau gewesen, welches 3. Stunden von hier liegt. Von diesem Orte weis ich Ihnen nichts merkwürdiges zu sagen, | ausgenommen, daß ein sehr schöner Thurm da ist, welcher der [sic] Münster heißt, und nach dem Modell des Strasburgischen gebaut ist.

d. 25. *Octobr[is]* 1774.

Gestern ist meine Frl. *Cousine* mit der Frl. von Hoen von Rappoltsweiler hier angekommen. Ich fuhr ihnen mit der *Tante* bis an den Rhein entgegen, ließ mich auf einem Kahne übersetzen, und erwartete sie auf der andern Seite des Rheins, worauf ich sie wieder herüber begleitete. Ich habe deswegen meine Abreise nach Carlsruhe, welche schon auf den 21sten festgesetzt war, bis auf den 31sten *huj[us]* verschoben müssen, obgleich etwas ungerne, theils weil ich dem H. v. Hahn versprochen hatte, bald wieder zu kommen, und ich auch selbst gern einigermaßen wenigstens einen Fuß in den hiesigen Landen zu haben wünschte, theils weil ich voraussehe, daß ich nicht sobald wieder werde hieher reisen können, als ich gern wünschte. Ich sehe nun schon der Zeit entgegen, da ich in Carlsruhe eingeschlossen und in Acten vergraben sitzen werde. Wie oft werde ich mich alsdenn der angenehmen Stunden und vergnügten Abende erinnern, die ich in Ihrer Gesellschaft in Leipzig zugebracht habe, und wünschen, bey Ihnen zu seyn, um die kläglichen Gesichter zu sehen, die Herr Wilhelm macht, wenn er ein *Solo en couleur* verliert.

Mein *Oncle*, der sich mit seinen sämtlichen Angehörigen bekanter [sic] und unbekanter Weise Ihnen allerseits empfiehlt, wünscht gar sehr, die *Portraits* von Ihnen, dem gnädigen *Oncle* und meiner Schwester zu haben, aber *No[ta]* nicht Pastell, sondern mit Oelfarben. Er erbietet sich, alle Kosten zu tragen, und ich selbst bitte recht inständig darum, daß Sie dieser kleinen Unbequemlichkeit sich unterziehen wollen, damit ich recht oft Gelegenheit haben möge, Ihr Andenken recht lebhaft bey mir zu erneuern.

---

<sup>36</sup> v. *Waldner*: Bei der „Chanoinesse“ (Kanonissin) handelt es sich höchstwahrscheinlich um Henriette Luise Waldner von Freundstein (1754-1803), der „H. v. Waldner“ wäre dann ihr Vater Franz Ludwig Waldner von Freundstein (1710-1788). Henriette von Waldner, die 1776 Karl Siegfried von Oberkirch heiratete, war mit J. M. R. Lenz bekannt und Gegenstand von dessen unerwidelter Liebe. Ihre Memoiren wurden unter dem Namen „Baronne d’Oberkirch“ erst im 19. Jahrhundert veröffentlicht und berichten über das Leben des elsässischen Landadels während der letzten Jahre des Ancien régime. Vgl. Brief 21.

Weiter weis ich Ihnen jetzt nichts zu schreiben, könnte ich das Glück haben, mich mündlich mit Ihnen zu unterhalten, so hätte ich Ihnen freylich noch tausenderley zu erzählen, das sich aber, weil ich Ihnen erst so viele Beschreibungen voraus schicken müste, nicht gut schreiben läßt. Ich empfehle mich dem gnädigen *Oncle* tausendmahl, und wiederhole meine obigen Wünsche. Empfehlen Sie mich meiner Schwester, Ihren Herrn *Officers*, H. Wilhelmen nebst Zubehör, *Major* Langens, *Major* Preußens, der Fr. von Stutterheim, dem H. von Langen, dem H. von Haberkorn *etc.*, und seyn Sie versichert, daß ich Zeitlebens nicht aufhören werde, mit der aufrichtigsten Hochachtung zu seyn

DERO

unterthäniger Diener und *Neveu*  
Fr. v. Zinck.

N.S. Meine letzte bewußte Cur, die ich auf der Reise und noch in Carlsruhe auf das sorgfältigste fortgesetzt habe, hat den guten Erfolg gehabt, den man mir davon versprochen hatte, denn ich bin seit langer Zeit nicht so glücklich gewesen, so gesund zu seyn, als ich es die ganze Zeit daher wirklich gewesen bin. Ich habe auch dadurch das gute Ansehn wieder erlangt, das ich in Leipzig selten hatte.

## 9

Absender: Friedrich von Zinck in Karlsruhe  
Empfänger: Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck, in Leipzig  
Datum: 11. November 1774  
Quelle: A (Nr. 7), fol. 15r-16v

Gnädige *Tante!*

Ich habe DERO letzten Brief vom 4ten *Novembr*[is] schon den 9ten erhalten, und mit Vergnügen daraus DERO und meiner Schwester Wohlfinden und die Beßerung des gnädigen *Oncle*, deren glücklichen Fortgang ich von Herzen wünsche, ersehen. Für die darinnen gemeldeten Neuigkeiten, ohnerachtet ich verschiedene von den Personen, die sie betreffen, nicht kenne, danke ich unterthänigst. Und nun muß ich, wie gewöhnlich, wieder anfangen, von mir zu reden. Ich wolte am 1sten *huj*[us] mit dem Postwagen, welchen ich zu dem Ende schon 8. Tage zuvor bestellt hatte, von Emmendingen abreisen, allein da dieser schon besetzt ankam, so muste ich mich entschließen, *Extra-Post* zu nehmen. Mein *Oncle* und meine beyden Fr[äu]l[ein] *Cousinen* begleiteten mich bis nach Kenzingen, welches die erste Station und 3. Stunden von Emmendingen ist. Zu Kenzingen aßen wir zu Mittag, und waren noch sehr vergnügt, allein da es an ein Abschiednehmen gieng, fieng nicht nur mein *Oncle*[,] sondern auch meine beyden Fr[äu]l[ein] *Cousinen* herzlich an zu weinen. Ich machte daher, um aus dem *Trio* nicht ein *Quartett* zu machen, daß ich fort kam, und sprang in meine *Post-Chaise*. Ich kam, weil ich die ganze Nacht durch reiste, denn um 3. Uhr Nachmittags fuhr ich erst von Kenzingen ab, den 2ten *huj*[us] hier an und zwar früh um 8. Uhr. Es war eben Jahrmart, von dem ich aber nichts gesehen habe, weil ich diesen Tag brauchte, um von der Reise und einer auf derselben schlaflos

zugebrachten Nacht wieder auszuruhen, allein mein Pfeifer hat seit dem zu meiner größten Unbequemlichkeit das Fieber. Den 3ten machte ich dem H[errn] *Praesid[enten]* v. Hahn meine Aufwartung, und hernach dem H[errn] Ober-Schenk von Stetten, welcher ietzt hier die Stelle eines Ober-Hof-Marschalls vertritt, und bat den letztern mich d[en] 4ten dem H[errn] Markgrafen zu *praesentiren*. Den 4ten wurde ich also nach Hofe bestellt und zur herrschaftlichen Tafel eingeladen. Ich ward vor der Tafel von dem H[errn] Ober-Hofmeister von Leutrum an die Fr[au] Markgräfin<sup>37</sup>, die Fr[au] Erbprinzeßin<sup>38</sup>, den H[errn] Erb-Prinzen<sup>39</sup>, den Prinz Friedrich<sup>40</sup> u. *Louis*<sup>41</sup> *praesentirt*, und nachdem die Herrschafften einige Zeit mit mir gesprochen hatten, wurde zur Tafel gegangen. Der H[err] Markgraf kam diesen Tag nicht aus seinem Zimmer, weil er mit Zahnweh *incommodirt* war und Ader gelaßen hatte. Abends war *Cour*<sup>42</sup>, und ich hatte die Gnade, mit der Fr[au] Markgräfin, der Fr[au] Erb-Prinzeßin, der Prinzeßin *Louise* von Hessen-Darmstadt<sup>43</sup>, welche eine Schwester der Fr[au] Erbprinzeßin ist und sich ietzt hier aufhält, und zwar mit dieser zusammen, dem H[errn] Erb-Prinzen und dem Geh[eim]Rath und kays[er]l[ichen] Cammerherrn von Weseldt *Triset*<sup>44</sup> zu spielen, die *Partie* 12 Kreuzer. | Den 5ten speiste ich wieder mit dem großen Meßer an der herrschaftlichen Tafel, und nach der Tafel ward ich von dem H[errn] HofRath und Cammerh. v. Wallbrunn, weil der H[err] Oberschenk von Stetten, der es eigentlich hätte thun sollen, das *Podagra*<sup>45</sup> hatte, und also nicht bey Hofe war, an den H[errn] Markgrafen *praesentirt*, welcher nach der Tafel heraus kam. Er fragte mich, wo ich her käme, und wie stolz war ich nicht, einem Fürsten sagen zu können, daß ich ein Sachse bin, wie nahe ich mit dem Ober-Forstm[ei]st[e]r von Zinck verwandt wäre und dergleichen mehr. Abends war, wie seit der Vermählung des Erb-Prinzen fast täglich, Spiel bey Hofe, und ich hatte die Gnade, mit eben den Personen zu spielen, mit welchen ich tags zuvor gespielt hatte, aber *en moitié*<sup>46</sup> mit der Frau Markgräfin. Und so dauerte meine Herrlichkeit fort, bis den 8ten. An diesem Tage war mein Gesuch im Geheimden Rathe vorgetragen und deßen gnädige Bewilligung *resolvirt* worden.<sup>47</sup> Der H[err]

---

<sup>37</sup> *die Fr. Markgräfin*: Karoline Luise von Hessen-Darmstadt (1723-1783), Markgräfin von Baden-Durlach seit 1751, von Baden seit 1771.

<sup>38</sup> *die Fr. Erbprinzessin*: Friederike Amalie (1754-1832), Tochter Landgraf Ludwigs IX von Hessen Darmstadt, seit ihrer 1774 geschlossenen Ehe mit ihrem Cousin Karl Ludwig Erbprinzessin von Baden.

<sup>39</sup> *den H. Erb-Prinzen*: Karl Ludwig, Erbprinz von Baden (1755-1801).

<sup>40</sup> *den Prinz Friedrich*: Friedrich Prinz von Baden (1756-1817).

<sup>41</sup> *Louis*: Ludwig Wilhelm August Prinz von Baden (1763-1830), als Ludwig I. ab 1818 Großherzog.

<sup>42</sup> *Cour*: laut Krünitz Bd. 8 (1785), 411, bedeutet „Cour soviel als Appartement und Assemblée, und sind zu dem Ende wöchentlich besondere Cour-Tage festgesetzt, an welchen jedermann von Adel, der einmal der Herrschaft präsentirt ist, bey Hofe mit erschienen darf.“

<sup>43</sup> *Prinzeßin Louise von Hessen-Darmstadt*: Louise von Hessen-Darmstadt (1757-1830), nachmalige Herzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach.

<sup>44</sup> *Triset*: vermutlich andere Schreibweise für das Kartenspiel „Tresette“.

<sup>45</sup> *Podagra*: akuter Gichtschmerz am Fuß.

<sup>46</sup> *en moitié*: frz. gemeinsam.

<sup>47</sup> Die Dienstakte F. v. Zincks (Quelle C) vermerkt bereits für den Vortag auf fol. 1 („Extractus Geheimen Ratsprotocoll vom 7. Novembr 1774 / Dienstsache / 4645“): „Da Ser[enissimus] nach dero g[nä]d[i]gst[en] Resolution dem hier anwesenden von Zink den Zutritt in dero Regierungs- und HofGerichts*Collegiis* zur Übung auf zwey Jahre verstatten wollen, so ist *Can[didatus]* auch hievon per *resol[utione]* zu benachrichtigen CarlFriedrich p[er]ge] Wir haben den hier anwesenden *Neveu* Unsers OberForstMeisters von Zink auf sein geziemendes Ansuchen den Zutritt in Unsere Hofraths und HofGerichts*Collegiis cum voto consultativo* {zur Übung auf zwey Jahr} verstattet, und machen euch

*Praes*[ident] v. Hahn, welcher diesen Tag bey Hofe speiste, eröffnete mir dieses über der Tafel, wo ich die Ehre hatte, neben ihm zu sitzen. Nach der Tafel dankte ich dem H[errn] Markgrafen, für die besondere Gnade, daß er mir erlaubt, aus allen Kräfften zu arbeiten, und zwar so, daß wenn man dem H[errn] *Praesidenten* nur einigermaßen genug arbeiten will, man mit Vermeidung alles menschlichen Umgangs seine Gesundheit dabey zusetzen muß, so wie er würklich schon gethan und sich nach dem Zeugniß des ganzen Landes vor der Zeit alt gemacht hat, und sein Geld nicht eben auf die angenehmste Art in dem leidigen Carlsruhe zu verzehren. Abends ward ich noch als ein Fremder angesehen, und spielte noch mit den Fürstlichen Personen und zwar *en moitié* mit der Fr[au] Erb-Prinzeßin, allein Tags darauf blieb der Hof-*Fourier*, der mich bisher alle Tage zur Fürstlichen Tafel *invitirt* hatte, aus wie das Röhr-Waßer und ich werde bey dem nächsten *Cour*-Tage, da ich wieder bey Hofe erscheinen werde, an die Marschalls-Tafel *reducirt* werden. Nachmittags gieng ich wieder zum H[errn] *Praesidenten*, welches ich, weil ich sonst nicht weiß wohin sehr oft thue, und bedankte mich auch bey ihm, denn er ist hier alles in allen [sic], und der nächste nach dem Markgrafen. Er hielt mir eine ziemlich *gravitaetische* und lange doch dabey sehr freundschaftliche *Praesidenten*-Predigt, ermahnte mich zu einem anhaltenden Fleiße, allein ich habe mir vorgenommen oft nach Emmendingen zu reisen, der Ort hat etwas Angenehmes, rieth mir, alle Gesellschafften zu meiden, ein Rath, dem ich mir gleich vornahm nicht zu folgen, wenn man sonst nur hier Gesellschafften haben könnte, und wöchentlich nur einmahl nach Hofe zu gehen, allein auch dieses werde ich nicht thun, sondern die *Cour*-Tage, deren ohnedem wöchentlich nur 2. sind, nemlich [sic] Sontags [sic] und Donnerstags, unausgesetzt besuchen, zumahl da auch dieses nicht lange dauern wird, weil die Herrschafft, wie man sagt, noch vor Weynachten [sic] nach Rastatt gehen und einige Monathe daselbst zubringen will. | Ich werde erst auf den 16ten *huj*[us] *introducirt* werden, der H[err] *Praesident* hat mir aber heute schon durch den Canzley-Diener ein Stück Acten *ad referendum* zugeschickt, von dem ich aber noch nicht weiß, ob ich es kochen oder braten soll, so Schwäbisch sieht es darinnen aus, doch muß ich es als einen Beweis eines besondern Zutrauens ansehen, daß mir der H[err] *Praesident* gleich zum Anfange und noch vor meinem würklichen Eintritt in das *Collegium*, ohnerachtet ich schon frischweg H[err] *Assessor* und bisweilen gar H[err] HofRath gescholten werde, eine Sache anvertraut, die 17000. *Livres* oder 8000. hiesige Gulden betrifft, und daher schon von ziemlicher Wichtigkeit ist. Sehen Sie, gnädige *Tante*, ich bin also nunmehr wenig mehr als nichts, nemlich Markgräflich Badischer Regierungs- ~~Hofgeri~~ Hofraths- Hofgerichts- Kirchenraths- {Ehegerichts} und Waysenhaus-Deputations-*Assessor*, und SIE müssen mich ins künftige, wenn SIE mir meinen ganzen Titel geben wollen, *Assesseur dela* [sic] *Regence & du Consistoire de S[on] A[ltesse] S[érénissime] M[on]s[ei]g[neur] le Marggrave de Bade* nennen. Morgen werde ich aus der *Auberge* in mein neues *Logis* ziehen, das ziemlich theuer aber unter denen, unter welchen ich zu wählen hätte, noch immer das beste und wohlfeilste ist. Ueberhaupt werde ich mich ziemlich knap und schmal behelfen müssen, wenn mein Beutel nicht die Schwindsucht in Carlsruhe kriegen soll. Es ist hier alles theuer und nicht halb so gut als in Leipzig oder überhaupt in Sachsen. Mein *Logis* ist in der langen Straße in des Forst-Verwesers Kiefers Hause *par terre*, denn hier wohnt man in den meisten Häusern unter dem Dache, wenn man eine Treppe

---

solches hiermit zu dauernd[em] Verhalt in j[e]ners Gnaden zu wissen, mit welcher wir euch stets gewogen, [sic] verbleiben. Gegeben C[arls]ruhe den 7. Novembr. 1774 / abg. d. 11. 9br. [=Novembris]

hoch wohnt. Es besteht aus 2. mit Papier tapezierten ganz artigen Zimmern und einem gleichfalls tapezierten Cabinet vorne heraus, einem Pferde-Stalle und einer Bedienten-Stube. Den erstern musste ich nehmen, theils um einen Platz zu meinem Holze zu haben, theils um die damit verbundene Bedienten-Stube zu bekommen. Mein *Oncle* hat als hiesiger Cammer- u. Jagd-Junker in eben diesem *Logis* gewohnt. Die vorderste Stube ist grün tapeziert, und hat einen Camin, die zweite gelb, und das Cabinet roth. Es ist also mein *Logis* roth, grün, gelb und iämmerlich. Dafür bezahle ich jährlich 60 fl. und für die *Meubles* einem Juden, den mir der H[err] *Praesident* und der H[err] HofRath von Wallbrunn *recommendirt* haben, und der mir sie *fournirt*, bestehend in 2. Betten, einer *Commode*, 1 dz. [Dutzend] Stühlen, Tischen, Vorhängen, Ueberzügen, Leuchtern, *Lavoir*, Schreibtisch u. dergl. jährlich 50 fl. Für meinen Mittags- und Abend-Tisch bezahle ich dem Wirthe im Erb-Prinzen, welcher noch der wohlfeilste ist, monatlich ohne Wein 12 fl. Ich habe mich auf den Fuß gesetzt, daß ich Abends keinen Wein trinke, ohnerachtet ich mir das Weintrinken in Emmendingen, wo eine große viereckichte Flasche ihren beständigen Posten auf dem Tische hatte, ziemlich stark angewöhnt hatte. Dafür haben wir iede Mahlzeit 4. gut zubereitete Gerichte und ein *Desert* [sic], und wenn, wie es sehr oft geschieht, Fremde da sind, haben wir deren 6., denn unter 4. Gerichten, wovon Tag für Tag Rindfleisch das erste ist, ißt hier niemand. |

Nun noch einige Anmerkungen von dem hiesigen Hofe, aber vorher muß ich SIE erst mit meiner *ordinairen* Tisch-Gesellschaft bekant machen. Der erste ist der H[err] Regierungs-Assessor Baron von Ulmenstein. Er ist von Wetzlar, hat in Göttingen studirt [sic] und sich hernach 1 ½ Jahr bey dem Reichskammergerichte zu Wetzlar aufgehalten, und ist seit dem Monath *Iul[ius]* hier. Er ist nebst dem HofRath von Schwarzenau unter den Cavaliers in der hiesigen Regierung der geschickteste, hat viel Lebhaftigkeit, aber dabey auch einige lächerliche Seiten, bewirbt sich sehr um meine Freundschaft, und hat so viel ich ihn noch kenne, ein gutes Herz. Er ist mit Carlsruhe noch unzufriedener als ich. Der zweyte ist der HofRath Molter. Er ist Geheimde und des Ordens *de la fidelité Secretair*, und *Director* der öffentlichen Bibliothek. Er hat in Leipzig studirt, und ist ein gelehrter und im Umgange sehr angenehmer Mann, scheint aber nicht den besten Charakter zu haben. Der dritte ist der Advocat Metz, ein sehr geschickter Jurist, der aber gern ausforscht. Die übrigen 3. sind unbedeutende Figuren, ein RechnungsRath Dürr, der bisweilen sehr drollichte Einfälle vorbringt, ein *Registrator*, dessen Nahmen [sic] ich aber noch nicht weiß, und ein Violinist aus der Capelle, Namens Wöggel, ein iunger artiger Mensch, der Frankreich und Engelland und fast ganz Deutschland gesehen hat. Der hiesige Hof ist von dem Dresdner in Ansehung der Figur und des guten Tons unterschieden wie Tag und Nacht. Wenn man unter den hiesigen Herrschafften ist, so ist es gar nicht, als wenn man unter Fürstlichen Personen wäre, den H[errn] Markgrafen ausgenommen, der ein schöner ansehnlicher Herr ist, und der den maiestätischen Anstand eines regierenden [sic] Herrn hat. In seinem Gesichte herrscht eine gewisse Miene des Scharfsinns und der Weisheit, welche Ehrfurcht einflößt. Er hat mich sehr oft aufmerksam betrachtet, welches seine Mode ist, aber seitdem als ich an ihn *praesentirt* wurde nicht wieder mit mir gesprochen, als am Sontage [sic], da er mich nach der Mittags-Tafel mit dem HofRath und Cammeriunker von Kniestädt Schach spielen sahe, von den Vorzügen dieses Spiels. Hingegen die Frau Markgräfin hat sich schon oft auch außer dem Spiele mit mir gesprochen. Es herrscht hier unter den Hofleuten gar nicht der gute Ton, der sonst an Höfen und in Sachsen fast allenthalben zu herrschen pflegt, und guter Geschmack gar nicht. Wenn das Kleid

nur mit händebreiten Tressen besetzt ist, so mag übrigens der Geschmack daran seyn wie er will. *Frisirt* geht man hier äußerst elend, und ich kann sicher behaupten, daß ich in Carlsruhe am besten *frisirt* gehe. Es möchte aber alles noch gut seyn, wenn es nur nicht so theuer hier wäre, denn ich sehe würrklich nicht ein, wie ich auskommen will, und gleichwohl hält mich hier zu meinem größten Nachtheil iedermann für reich, und ich glaube daß daran der H[err] *Praesident* und die Fr. von Hahn, welche sich IHNEN vielmals empfielt, Schuld sind. Ich habe die Gnade, mit der größten Hochachtung Zeitlebens zu verharren

DERO

Carlsruhe d. 11. Nov[embris] 1774.

unterthäniger Diener und *Neveu*  
Fr. v. Zinck.

N.S. Empfehlen Sie mich dem gnädigen *Oncle*, meiner Schwester, Ihrem H[errn] Wirth nebst Zubehör, und allen, die sich meiner erinnern.

## 10

Absender: Friedrich von Zinck in Carlsruhe

Empfänger: Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck, in Leipzig

Datum: 24. Dezember 1774

Quelle: A (Nr. 8), fol. 17r-18v

Gnädige *Tante!*

Wenn es einem unterthänigen *Neveu* zukäme, seiner gnädigen *Tante* Vorwürfe zu machen, so würde ich ietzt das Recht haben, IHNEN alle dieienigen wieder zurückzugeben, die SIE mir ehemdem mit weit wenigerm Rechte gegeben haben. Wenn man nur 3-4-6-10. Meilen von einander entfernt ist, so halte ich das gar zu offte [sic] Briefschreiben, wenn es nicht Geschäfte betrifft [sic], für überflüßig, allein in einer Entfernung von 60. Meilen und darüber wünscht man doch mehr Briefe zu erhalten, als in 4. Monathen zwey, zumahl wenn man sich von seiner Seite keiner Nachlässigkeit bewust ist. SIE entschuldigen sich zwar damit, daß in IHRER Stube nichts Neues *passire*, allein abgerechnet daß schon eine Nachricht von Ihrem und meiner übrigen Sächsischen Verwandten Befinden mir an u. für sich selbst wichtig genug seyn würde, so kann ich doch diese Entschuldigung um deswillen nicht gelten lassen, theils weil in einer Entfernung, wie die meinige ist, iede auch die geringste Kleinigkeit schon dadurch wichtig wird, weil sie aus dem Vaterlande ist, theils weil es IHNEN weit leichter fallen muß, mir Neuigkeiten zu schreiben, als *vice versa*, da SIE darauf rechnen können, daß iede Person und ieder Winkel, den SIE mir nennen, mir bekant ist, IHNEN aber die *interessantesten* Nachrichten von hier aus unbedeutend und gleichgültig seyn müsten. Ich plage den Posthalter Greglinger alle Tage, daß er mir Briefe aus Sachsen schaffen soll, allein seine tägliche Antwort ist: Ich weiß von nichts. In diesem Stücke muß ich meine *Correspondenten* in Emmendingen rühmen, von welchen ich in den 7. Wochen, die ich hier bin, schon 8. Briefe erhalten habe. Ich habe 7. verschiedene *Correspondenzen*, die so ich mit dem H[errn] v. Watzdorf und H[errn] von Wilke führe, nicht mitgerechnet, und dennoch kann sich keiner meiner

*Correspondenten* über Nachlässigkeit beklagen, ohnerachtet ich nie kurze Briefe schreibe, allein meine Sächsischen *Correspondenten* muß ich alle einer ziemlichen Nachlässigkeit beschuldigen, denn ich habe in allem erst 6. Briefe aus Sachsen erhalten. SIE schreiben mir, daß der gnädige *Oncle* sich nicht wohl befindet, und laßen mich gleichwohl wegen seiner Beßerung in Ungewißheit. Ist dies erlaubt? oder glauben SIE, daß mir das Schicksal eines Verwandten so gleichgültig ist, für den ich soviel Hochachtung habe? Glauben SIE nur nicht, daß Carlsruhe so gar nahe bey Leipzig liegt, es ist, wenn ich an meine Reise zurück denke, mancher ehrliche Berg zwischen diesen beyden sich so ungleichen Städten, und ie länger ich entfernt bin, desto mehr fühle ich meine Entfernung. So oft ich mich in der Einsamkeit, und diese ist mir nichts seltnes, zurückerinnere, so oft treten mir die Thränen in die Augen. Ich muß IHNEN nunmehr einen kleinen Begrif [sic] von meiner hiesigen Lebensart machen, denn es wird mir wegen ihrer Einförmigkeit nicht schwer, sie auf ein ganzes Jahr vorher zu bestimmen. Montags Vormittags gehe ich nach Belieben auf die Canzley zur Revision, von der Canzley zu Tische, von Tische nach Hause, ½ 8. Uhr wieder zu Tische u. um 9. Uhr nach Hause. | Dienstags Vormittags bleibe ich zu Hause, oder gehe zu *Lieut[enant]* von Rabenau um zu fechten, da denn der H. v. Freystädt<sup>48</sup>, ein natürlicher Sohn des H. Markgrafen u. *Lieut[enant]* bey der *Garde du Corps* und der *Lieut[enant]* von *Crammond*, ein Engelländer hin kommen. Nach Tische gehe ich nach Hause, um 4. Uhr auf die Canzley zur Vorarbeitung, von da zu Tische und nach Hause. Mittwochs früh um 8. Uhr gehe ich auf die Canzley in die Hof-Gerichts- und Hof-Raths-*Session*, die bisweilen und zwar nicht selten bis um 3. Uhr dauert, und um 5. Uhr wieder auf die Canzley in die *Synodal-Session*, die bis zur Tischzeit dauert. Donnerstags vormittags wie Montags, Abends um 6. Uhr in dem Kleide mit dem rothen Futter, welches ich deswegen nur mein Donnerstags-Kleid nenne, nach Hofe, und von da um 11. Uhr nach Hause. Freytags um 9. Uhr in die Ehe-Gerichts- und Kirchen-Raths-*Session*, Nachmittags wie Dienstags. Sonnabends Vormittags wie Mittwochs, Nachmittags aber um 5. Uhr *Commun-* und wechselseise [sic] *Waysenhaus-Deputation*. Sontags [sic] wird wenn es nicht zu kalt ist, in die Schloß-Kirche und Abends um 6. Uhr in einem von meinen beyden übrigen Kleidern nach Hofe gegangen. Bisweilen gehe ich zu dem H[errn] *Praesidenten* und dem CammerH[errn] von Leutrum, welcher, obwohl etwas weitläufftig, mit mir verwandt ist, bisweilen kommt der H[err] *Assessor* von Ulmenstein zu mir, und zwey mahl bin ich bey der Frau von Ebing, einer *Capitains-Wittwe*, die über mir *logirt*, gewesen. Sehen SIE {so} ordentlich muß kein Regierungs-*Assessor* in ganz Europa leben, aber auch nicht so mißvergnügt. Der Charakter der hiesigen Nation ist ein sehr verhaßter Charakter. Tückisch, *medisant*, mißvergnügt, *raisonneur*, und unzufrieden mit allen. Es wird hier von iedermann übel gesprochen, und ohnerachtet ich gewiß keiner *medisance* ausgesetzt zu seyn glaube, so ist es mir doch schon verdrüßlich, von andern schlecht reden, iede kleine Handlung auf eine gehäßige Art beurtheilen und ieden Schritt anderer beobachten und tadeln zu hören. Und so ist meine Tisch-Gesellschafft und ganz Carlsruhe, welches alle Unbequemlichkeit einer kleinen Stadt hat, beschaffen. Man murt wider die löblichste Regierung, hält sich über die Herrschafft auf, tadelt und *critisirt* alles

---

<sup>48</sup> H. v. Freystädt: Carl Friedrich Hermann Freystedt (1749-1795), Sohn Markgraf Carl Friedrichs mit der Bürgerlichen Elise Barbara Schlutter. Von seinem Vater erst 1777 anerkannt, wurde Freystedt im selben Jahr von Joseph II. zum Reichsfreiherrn erhoben. Zinck nimmt diese Nobilitierung, wie wahrscheinlich viele Zeitgenossen, denen die Vaterschaft des Markgrafen bekannt ist, vorweg. Vgl. Landgraf (2008), 869f.

von dem verdienstvollen *Praesidenten* von Hahn, der sein Leben für die Wohlfahrt der Badischen Lande aufopfert, und dem das hiesige Haus seine geleisteten Dienste, wenn er lange todt seyn wird, nicht genug wird verdanken könne[n], von diesem an bis auf den geringsten Bürger. Der Hof weiß ieden Schritt, den der geringste thut. Um aus der Gesellschaft dieser Leute zu kommen, wünschte ich daher sobald als möglich Hof-Iunker zu werden, welches ich in Jahr und Tag zu seyn hoffe, um nur die Tafel bey Hofe zu haben. Ich begegne ihnen allen sehr höflich, beobachte aber dabey immer eine gewisse Zurückhaltung und ein *air superieur*, daher man sich auch in meiner Gegenwart besonders in Ansehung des H[errn] Präsidenten [sic] sehr in Acht nimmt. Ich habe aber, wenn etliche Schoppen Wein die Zunge lösen, Gelegenheit genug gehabt, diese Bemerkungen zu machen, und der H[err] v. Ulmenstein, der ohnerachtet vieler Fehler doch mein bester Freund hier ist und auf der Canzley mein Nachbar, hat mich versichert, daß vor meiner Ankunfft noch viel freyer wäre gesprochen worden. Was aber Leute von Stande anbetrifft, so habe ich gefunden, daß diese hier besser denken. |

Nun muß ich IHNEN auch einige Neuigkeiten von dem hiesigen Hofe schreiben. Vor einigen Wochen war der Erb-Prinz von Meklenburg[sic]-Schwerin<sup>49</sup>, aber unter dem Nahmen eines Grafen von Schwerin hier, um sich mit der hier befindlichen Schwester der hiesigen Fr. Erb-Prinzeßin, der Prinzeßin *Louise* von Hessen-Darmstadt, zu vermählen. Er ist ihr aber zu kindisch vorgekommen. Unter seiner *Suite* traf ich unvermuthet einen alten Bekanten aus Leipzig an, den ehemaligen Hofmeister des H[errn] v. Watzdorf, welcher sehr erstaunte, mich in Carlsruhe zu finden. Ietzt ist seit dem 17ten *huj[us]* der regierende Herzog von Sachsen-Weimar in eben dieser Absicht hier, und ich vermuthete, daß er glücklicher seyn wird, als iener.<sup>50</sup> Er hat seinen iüngern H[errn] Bruder bey sich, und beyde geben sich für Grafen von Altstädt aus. In seiner *Suite* sind der Graf Görtz, der H[err] v. Knebel und der Bar[on] Stein.<sup>51</sup> Ich nenne IHNEN diese Leute deswegen, weil sie IHNEN vielleicht bekant sind. Letzthin war eine *solenne* Schlittenfarth, ich aber bin noch auf keinen Schlitten gekommen. Die Schlittenfarth selbst war nur in Rücksicht auf den hiesigen Hof *solenn*. Am 20sten *huj[us]* aber habe ich etwas neues gesehen, und dies war eine Sau-Jagd von 106. Stück wilden Schweinen. Ich hatte zwar kein grünes Kleid, allein ich traf noch mehr Leute an, die keine an hatten, ich zog daher mein blaues an, und

---

<sup>49</sup> *Erb-Prinz von Meklenburg-Schwerin*: Friedrich Franz (1756-1837, ab 1785 als Friedrich Franz I. regierender Herzog und nach dem Wiener Kongreß Großherzog zu Mecklenburg.

<sup>50</sup> *Herzog von Sachsen-Weimar ... seinen jünger H. Bruder bey sich*: Carl August von Sachsen-Weimar-Eisenach (1757-1828) war zum Zeitpunkt seines Besuchs in Karlsruhe gerade 17 Jahre alt geworden und wurde strenggenommen erst mit Erreichung seiner Volljährigkeit am 3. September 1775 regierender Herzog. Karlsruhe lag auf dem Weg nach Paris, wohin die obligatorische Kavaliertour Carl August und seinen jüngeren Bruder Friedrich Ferdinand Constantin von Sachsen-Weimar-Eisenach (1758-1793) führen sollte. Wenige Tage zuvor, am 11. Dezember, war es durch Vermittlung Knebels in Frankfurt zu einer ersten Begegnung mit Johann Wolfgang Goethe gekommen. Die Verlobung des Weimarer Erbprinzen mit Louise von Hessen-Darmstadt war bereits im Vorjahr von den beiden Müttern, Htzgin. Anna Amalia (1739-1807) von Sachsen-Weimar und Landgräfin Caroline Henriette von Hessen-Darmstadt (1721-1774) verabredet worden. Am 30. März des Jahres war letztere verstorben.

<sup>51</sup> *Graf Görtz, der H. von Knebel und der Bar. Stein*: Johann Eustach Graf von Schlitz gen. Görtz (1737-1821), Erzieher Carl Augusts; Carl Ludwig von Knebel (1744-1834), Erzieher des Prinzen Constantin und „Urfreund“ Goethes in dessen Weimarer Anfangszeit; Gottlob Ernst Josias Friedrich von Stein (1735-1793), Herzogl. Weimarer Oberstallmeister, Ehemann der Charlotte von Stein (1742-1827).

steckte mein *Couteau*<sup>52</sup> an die Seite, und so sah ich doch auch aus, als wenn ich einem wilden Schweine eins anhängen könnte, wenn ich sonst nur wolte. Wenn ich einmahl Hofdienste erhalten, so muß ich mir die Jagd-Uniform schaffen, welche in einem grünen Rocke und *paille*<sup>53</sup> Weste und Beinkleidern mit Gold *bordirt* besteht. Diese Jagd-Uniform vertritt zugleich die Stelle einer Hof-Uniform. Der H[err] Markgraf trägt sie selbst sehr oft, und man kann sogar an *Cour*-Tägen [sic] darinnen bey Hofe erscheinen, allein sie kostet mit dem Hute 150 fl. welches ohngefähr 90 rh. Sächsisches Geld beträgt, denn sie ist stark besetzt. Man sagt, der Hof werde zu Anfange künftigen Monaths auf 14. Wochen nach Rastatt gehen, welches die alte Residenz der ehemaligen Markgrafen von Baden-Baden ist. Gewißermaßen würde mir dieses unangenehm, um deswillen aber lieb seyn, weil ich dadurch des auf den 28sten künftigen Monaths einfallenden *Galla*-Tags<sup>54</sup> überhoben wäre, da ich kein rechtes *Galla*-Kleid habe. Uibrigens aber muß ich gestehen, daß ich recht gern wöchentlich einigemahl nach Hofe gehe, ohnerachtet ich so gar viel *Divertissement* eben nicht dabey habe, weil die Reihe zum Spielen sehr selten an mich kommt. Man spielt hier sehr niedrig, die Herrschafft die *Partie Triset* um 3. Batzen oder 12 g. und die übrigen um 6 g. Nun habe ich IHNEN meinen ganzen Neuigkeits-Vorrath ausgepackt, denn mit dem, was auf der Canzley vorgeht, darf ich Sie doch wohl nicht unterhalten. Ein Paar lächerliche Histörchen könnte ich IHNEN noch erzählen, die sich aber besser erzählen als schreiben lassen. Noch eins! Ich habe mir für 12 fl., welches ohngefähr 7 rh. macht, ein Clavier gekauft, ein Hausrath, der mir hier unentbehrlich war, und welcher auch der einzige ist, der mir eigenthümlich zugehört, Kohlpfanne, Theekeßel und dergl[eichen] ausgenommen. Es ist ohngefähr von der Güte oder doch wenig besser, als das, so ich in Leipzig hatte. Pfeiffer hat es aber mit buntem Papier beklebt, und so sieht es aus, als wenn es in die Stube, die auch mit Papier tapeziert ist, gehörte. Mein *Logis* würde IHNEN gefallen, es ist nicht schön aber recht artig, und beständig recht ordentlich, das muß ich zu meinem eigenen Ruhme sagen. | Haben SIE denn in Leipzig auch einen so zeitigen, harten und anhaltenden Winter als wir ihn hier haben? Ich bin recht wohl damit zufrieden, denn ich habe eine Stube, nemlich meine Wohnstube, die sich ungemein gut heitzt, und wenn wir naßes Wetter hätten, so müste ich mir hier Stelzen anschaffen, um auf die Canzley gehen zu können, ohnerachtet ich nicht weiter zu gehen habe, als vom blauen Lämmchen, das wohl unstreitig noch nicht zum Hämmel [sic] geworden seyn wird, bis ans Ranstädter Thor

Soll ich IHNEN denn zum neuen Jahre *gratuliren*? Ich dünkte, SIE *dispensirten* mich davon. Wenn SIE mir aber nicht bald schreyben, so sollen SIE nächstens für einen leeren Neu-Jahrs-Wunsch das Post-Geld bezahlen.

---

<sup>52</sup> *couteau*: frz. Messer.

<sup>53</sup> *paille*: laut Adelung, Bd. 3 (21798), Sp. 640, „das Franz. Paille, welches Stroh bedeutet. Man gebraucht es im Deutschen nur, eine Art der blaßgelben Farbe zu bezeichnen, welche aus schwefelgelb und ein wenig röthlich grau bestehet, und der Farbe des Strohes gleicht [...]“.

<sup>54</sup> *Galla*: laut Krünitz Bd. 15 (1787), 713f: „Zu der Galla erscheint jedermann, der die *Entrée* bey Hofe hat, nach Maßgabe des Ansagens, in prächtiger Kleidung [...]. Bey kleiner oder halber Galla ist es genug, in simplen seidenen oder sammtenen Röcken mit reichen Westen zu erscheinen. Bey großer Galla nimmt man schwere von Gold oder Silber gewirkte Zeuge, welche noch überdieß gestickt, oder mit Spitzen frisiert sind, wiewohl auch neuerlich verschiedene Höfe eigene Galla-Uniformen für Cavaliers und Damen nahmentlich vorgeschrieben haben. [...] Die Galla der Damen besteht, in Ansehung der Form der Kleidung, in Roben, welche insgemein aus reichen und schweren Stoffen gefertigt sind; der übrige Staat beruhet auf kostbaren Spitzen und Edelsteinen.“

Empfehlen SIE mich dem gnädigen *Oncle*, meiner Schwester, dem H[errn] Lamm-Färber<sup>55</sup>, seiner Fr. Liebste und Schwiegermutter, und sonst allen, die sich meiner *Assessoralischen* Wenigkeit erinnern, und seyn SIE versichert, daß ich nie aufhören werde zu seyn

DERO

Carlsruhe  
d. 24sten Decembr[is]  
1774.

unterthäniger Diener und *Neveu*  
Friedrich von Zinck.

N.S. Heute bin ich  $\frac{1}{2}$  4. Uhr von der Canzley gekommen, und um 5. Uhr wieder hinaus gegangen. Wir haben heute die letzte *Session* vor Weynachten [sic] gehabt, und künfftige [sic] Mittwoch werden wir wieder die erste nach Weynachten haben. Weynachten, Ostern und Pfingsten werden hier nur 2. Tage gefeyert, die Marien-Feste und das Michaelis und Johannis-Fest sind ganz abgeschafft. Gute Nacht, schlafen

SIE wohl!

## 11

Absender: Friedrich von Zinck in Karlsruhe  
Empfänger: Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck, in Leipzig  
Datum: 14. Januar 1775  
Quelle: A (Nr. 9), fol. 19r-20r

Carlsruhe auf der Canzley d. 14. *Ian*[uarii] 1775.  
*HRN.* 480.

Gnädige *Tante*!

Für DERO letzte gnädige Zuschrift danke ich vielmals unterthänig, so wie man für Seltenheiten danken muß. Des gnädigen *Oncle*, welchem ich mich unterthänig empfehle, übele Zufälle bedaure ich unter herzlicher Anwünschung baldiger Beßerung unendlich, allein ich sehe nicht ein, wie SIE durch dieselben haben abgehalten werden können, an mich zu schreiben, da SIE an IHRER rechten Hand, denn unstreitig brauchen SIE doch diese zum Briefschreiben, nichts gelitten haben. Bleiben SIE doch ia künfftiges Iahr in Leipzig, der H[err] v. Reitzenstein kann ia auch

---

<sup>55</sup> *Lamm-Färber*: Gemeint ist wohl Wilhelm, der Wirt des Leipziger Hauses „Zum blauen Lamm“, in dem Louise Juliane von Münchhausen lebte; eine Bemerkung im Brief 53 legt nahe, daß dieser das Färberhandwerk ausübte. Das Haus befand sich am Ranstädter Steinweg, einer nach dem Ort Altranstädt führenden, gepflasterten Straße, die vom gleichnamigen Tor in nordwestlicher Richtung von der heutigen Kernstadt wegführte. Längs der Straße und im angrenzenden Naundörfchen gab es mehrere Färbereien, die die Kanäle und Bäche nutzten, welche das Areal durchzogen. Im Haus „Zum blauen Lamm“ wurde 1789 der Mediziner, Naturwissenschaftler, Landschaftsmaler und Korrespondenzpartner Goethes Carl Gustav Carus geboren, dessen Vater dort eine Färberei betrieb und das Haus 1799 kaufte. Noch Zincks letzter überlieferter Brief vom 30. Mai 1801 ist an die Tante von Münchhausen im „Blauen Lämmchen“ adressiert, wie er das Haus konsequent nennt; vgl. Briefe 68, 101, 106, 122, 123 und 126.

einmahl den *Capitaine* [sic] in Dresden machen, und es bleiben ia allemahl *Capitains* da. Denen H[erren] von Arnswald u. von Gablenz wird wohl die *Ordre*, nach Dresden zu gehen, recht angenehm seyn. Empfehlen SIE mich ihnen, wenn sie schon von [sic] Urlaub zurück sind, bestens. Was macht denn der H[err] *Lieut[enant]* Bel? Bequemt er sich nun bald, die Griechen und Ebräer bey dem Regimente zu *commandiren*? Haben Sie Ihren geborgten H[errn] *Lieut[enant]* von Plötz noch bey der *Compagnie*, und wie stellt er sich an, wenn er die bärtigen *Grenadiers* *commandirt*? Ich wünschte, ich wäre *Lieutenant* bey Ihnen, denn bey meiner ietzigen Verfaßung kommt nicht viel heraus. Ich möchte gern die in der hiesigen Gegend herumliegenden Höfe Stuttgart, Mannheim, Bruchsal, Darmstadt *etc.* und einige Städte des benachbarten Frankreich und in der Schweitz besuchen und kennen lernen, allein dazu gehört Geld, und ich werde mir es wohl müssen vergehen lassen, und wieder so dumm nach Sachsen zurückkommen, als ich herausgekommen bin, außer daß ich den Kopf mit practischen Rechtsfällen und traurigen Hof-Raths-Geschäften werde angefüllt haben. Man wundert sich hier bisweilen sehr, daß ich ein Sachse und doch in Sachsen und den benachbarten Ländern so fremd bin, daß ich die Höfe zu Weimar, Gotha, Braunschweig und Berlin nicht gesehen habe, und eben so wird man sich auch in Sachsen wundern, wenn ich einmahl wieder zurückkommen werde, ohne weitere Kentniß [sic] der hiesigen Gegend, als wie die Badischen OberAemter heißen, und wie ein *Extractus* Fürstlichen Hof-Raths-*Protocoll* gemacht wird. Mein Brief hat ohnedem schon das äußerliche Ansehen davon, weil ich ihn ganz mechanisch mit der Hof-Raths-Nummer bezeichnet habe, die in der heutigen indem ich dieses schreibe noch andauernden *Session* den Anfang gemacht. Ich danke Ihnen vielmals ~~wegen~~ für das mir bezeigte Mitleiden wegen der Emmendinger Angelegenheit. Ich bin gegenwärtig schon ganz gefaßt darüber, denn ich bin es schon gewohnt, daß es mir in der Welt nicht nach meinem Wunsche geht, allein anfänglich verursachte es mir einige Unruhe. Ich habe seit | dem 28sten *Decembr[is]* keine Nachricht von Emmendingen, und ich sehe schon voraus, daß auch in diesem Punkte die Absicht meiner Reise wird vereitelt seyn. Immerhin! Ich will künftig als Philosoph leben, denn ich habe seit meinem kurzen Aufenthalte in der Welt verschiedene Erfahrungen gemacht, die mich überzeugt haben, daß kein Leben ruhiger ist, als ein philosophisches. Allein das habe ich mir vorgenommen, wenn keine günstigere Erklärung von Emmendingen erfolgen sollte, dasselbe mit keinem Fuße wieder zu betreten, sondern mich hier bis zum Hof-Rath und Cammer-Junker zu *poussiren*, dem Markgrafen alsdenn mit meinen geleisteten wenigen Diensten ein *Praesent* zu machen, und in mein Vaterland zurück zu schleichen. Es wird mich auf alle Fälle nie reuen, hier gewesen zu seyn, allein freylich kostet mich mein hiesiger Aufenthalt von allen Seiten viel. Sie würden sich wundern, wenn sie mich ietzt sehen solten, so sehr hat sich meine ehemalige Munterkeit verändert. Ich bin mit meinen Gedanken selten in Carlsruhe, und meine Tisch-Gesellschaft hat die Anmerkung gemacht, daß ich nie recht vergnügt bin, als wenn ich einmahl einen Brief aus Sachsen erhalte. Ich bin auf keinen Schlitten gekommen, ohnerachtet der schönen Bahn, die wir gehabt haben, und diese Enthaltbarkeit hat mich nicht die geringste Ueberwindung gekostet. Mein einziges *Divertissement* besteht darinnen wöchentlich 2mahl nach Hofe zu gehen und da mit dem H[errn] v. Ulmenstein oder dem *Lieut[enant]* von Beck Schach zu spielen, und sich beständig umzusehen, ob kein Prinz hinter einem steht. Allein, um wieder auf das vorige zu kommen, wenn ich nun wieder nach Sachsen käme, was dann zu thun? – Heyrathen? – Trauriges Schicksal! Ich befinde mich ietzt bey meinem ruhigen obgleich traurigen Leben sowohl [sic], daß ich gewißermaßen

keine Veränderung deßelben wünsche. Und welches Mädchen solte sich wohl überwinden, einen so traurige und ernsthaftte Figur zu heyrathen, denn iunge Mädchen wollen immer lachen und das kann ich jetzt noch weniger als vor 6. Monathen, und eine alte mag ich nicht. Vielleicht steht auch das Zurückhaltende in meinem Character, welches ich daher habe, weil ich wenig in Frauenzimmer-Gesellschaften gewesen und zu mißtrauisch gegen mein Betragen bin, meiner *Cousine* in Emmendingen nicht an, denn sie ist sehr lustig. Die sorglosen Studenten-Jahre sind leider! nun vorbey, und doch wünschte ich mich auch nicht auf die Universität zurück. Ich möchte – ich weiß selbst nicht was, wenn Sie es besser wissen, so schreiben Sie mirs – Halt! der *Praesident* spricht von *Commun*-Abgaben – Es war nichts, ich will also wieder fortschreiben, denn das ist das vernünftigste, was ich in der trocknen *Commun-Deputations-Session* thun kann. Da sitzt der Hof-Rath von Schwarzenau neben mir und ließt die Leiden des iungen Werther<sup>56</sup> [sic]. Gegen mir über sitzt mein theurer H[err] Vetter der H[err] *Assessor* von Hoen und schläft hinter einem Stoß Acten. Auf der andern Seite neben mir sitzt der H[err] von Ulmenstein, und denkt an die *Redoute* nach Wetzlar, und neben ihm der HofRath von Kniestädt, welcher an sein Mädchen denkt. |

Heute bin ich auf einem kleinen *Pique-nique* gewesen bey der Fr[au] von Ebing, die in meinem Hause wohnt. Ich und der HofR[at] v. Schwarzenau, welcher *ordinair* als Cammer-Iunker die Tafel bey Hofe hat, ließen unser Eßen aus der Post, wo ich esse, holen, die Fr[au] Generalin von Freudenberg, die Mutter der Fr[au] v. Ebing, und der HofRath von Blittersdorf aus dem Darmstädter Hofe, und die Fr[au] von Ebing von einem dritten *Traiteur*, und so schmiedeten wir eine ganz artige Mahlzeit zusammen, wozu der H[err] v. Schwarzenau den Wein hergab. Der Herzog von Sachsen-Weimar ist vor ohngefähr 12. Tagen von hier weg nach Strasburg gegangen. Er ist hier, so viel es sein *incognito* erlaubte, sehr *distinguir*t worden, und er ist auch ein vortrefflicher Herr. Seine *intendirte* Vermählung mit der Prinzeßin *Louise* von Hessen-Darmstadt ist richtig. Gestern ist eine neue Hof-Dame, die Frl. von Ratzenhausen,<sup>57</sup> ich weiß nicht woher, hier angekommen. Sie soll sehr schön seyn, und das ist auch sehr nöthig, denn unsere bisherigen beyden Hof-Dames sind wahre Fratzen-Gesichter, und es ist überhaupt am ganzen Hofe kein gescheutes weibliches Gesicht, als die Frl. von Schilling,<sup>58</sup> ein Mädchen von 16-17. Jahren, allein die vernünftigste und klügste *Dame* am ganzen Hofe ist die Frl. von Hahn. Es ist zwar noch eine Frl. von Geusau von 15-16. Jahren hier, die ganz menschlich aussieht, aber so dumm ist, daß man Thüren mit ihr aufrennen könnte. Die *Session* ist zwar schon aus, aber ich bin noch sitzen geblieben, um diesen Brief fertig zu machen, denn zu Hause habe ich wirklich keine Zeit. Da sitze ich nun ganz allein auf der Canzley, in einer rauchrichten Stube, an einem langen Tische, worauf 6. Lichter brennen, mitten unter Acten, Büchern Dintenfäßern und Streusand-büchsen, und denke nach, wie

---

<sup>56</sup> *die Leiden des iungen Werther*: Goethes Romanerstling erschien zur Leipziger Michaelismesse 1774, war also bei Abfassung des Briefes noch keine drei Monate im Handel.

<sup>57</sup> *Frl. von Ratzenhausen*: Karolina Philippina von Rathsamhausen zu Ehnweyer (1754-1830), seit 1790 verheiratet mit dem sachsen-gothaischen Obristen und Kammerherrn Friedrich Karl Ernst von Haake (1751-1843); vgl. Briefe 12, 19 und 21.

<sup>58</sup> *Frl. von Schilling*: wahrscheinlich Eleonora Juliana Schillingin von Canstatt (geb. 1758, 1807 noch lebend), ab 1781 Ehefrau des preußischen Kammerherrn Julius Friedrich Heinrich Reichsgraf Soden von Sassenfarth; vgl. von Schilling (1807), 65, sowie Briefe 13, 19 und 26. Das Haus einer Freifrau Schilling von Canstatt lag am Karlsruher Schloßplatz Ecke Herrenstraße und wurde 1787 von J. G. Schlosser erworben, als dieser mit seiner Familie von Emmendingen in die badische Residenzstadt übersiedelte; vgl. Bad. Landesbibl. Karlsruhe (1989), 255f.

sonderbar es ist, daß ein ehrlicher Thüringer in Carlsruhe sitzt, und einen Brief nach Leipzig schreibt. Wie? wenn ietzt, bey dieser feyerlichen Stille, die Geister aller dererienigen kämen, ~~und~~ denen hier Unrecht geschehen ist, und von mir Rechenschafft forderten, da ich ietzt ein Theil dieser Versammlung bin? – Allein eben kommt der HofRath von Kniestädt wieder zurück, und will sich die Zeit mit Lesen vertreiben, bis es Zeit ist, nach Hofe zur Tafel zu gehen. An den will ich die Gespenster verweysen, denn er ist HofRath, und ich nur *Assessor*, er hat vor einigen Tagen 300 fl. Besoldung erhalten, und ich habe nichts. Gestern habe ich von dem H[errn] v. Watzdorf einen Brief erhalten. Er will diesen Sommer hieher kommen. Dies wird für mich hier die vergnügteste Zeit seyn. Fragen Sie doch den H[errn] v. Haberkorn nebst meinem Empfehl, ob er die Haus-Thüre noch finden könne, so gut als an des H[errn] v. Watzdorf *Disputations*-Schmauße. Watzdorf hat mir 2. Bogen voll Neuigkeiten geschrieben, die mir recht angenehm gewesen sind, aber er hat sich auch Zeit dazu genommen, denn er hat den Brief den 17. *Dec[embris]* 1774. angefangen, und den 4. *Ian[uarii]* 1775. geschlossen. Verzeihen Sie mir, daß ich Sie mit so viel Kleinigkeiten in einer so herrlichen Unordnung unterhalten habe. Empfehlen Sie mich denen H[erren] *Majores* v. Preuß u. v. *Langen* nebst Fr[auen] Gemahlinnen und der Fr[äulein] v. Stutterheim zu Gnaden, wie auch dem H[errn] v. Langen, H[errn] Wilhelmen nebst Zubehör, und sonst allen, die die Gütigkeit haben, sich meiner noch zu erinnern. Der ich übrigens die Gnade habe, mit der vollkommensten Hochachtung Zeitlebens zu verharren

DERO unterthäniger Diener u. *Neveu* F. v. Zinck.

## 12

Absender: Friedrich von Zinck in Karlsruhe  
Empfänger: Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck, in Leipzig  
Datum: 29. Januar 1775  
Quelle: A (Nr. 10), fol. 21r-22v

Carlsruhe d. 29sten *Ianuar*[ii] 1775.

Gnädige *Tante!*

Ungeachtet SIE so selten an mich schreiben, so ergreife ich doch ietzt mitten unter den Herrlichkeiten und dem glänzenden Ceremoniel [sic] des Hofes die Feder, um an SIE zu schreiben. [„]Ob ich diesen Brief etwa bey Hofe schreibe?“ – Behüte Gott! Auf der Canzley kann man wohl bisweilen Briefe schreiben, um sich die verdrüßliche Langeweile zu vertreiben, aber bey Hofe geht das nicht an. – Was ich also damit habe sagen wollen, was ich da oben geschrieben habe! – Großer Gott! daß SIE doch auch immer gleich alles auf einmahl wissen wollen! Lassen SIE mir nur Zeit dazu, so will ich Ihnen alles sagen. Gestern war der Namens- und Vermählungs-Tag des H[errn] Markgrafen und der Frau Markgräfin, und der Namens-Tag des H[errn] Erb-Prinzen, und also große *Gallas*. Wir erschienen  $\frac{1}{2}$  1. Uhr bey Hofe. Nachdem der H[err] M[ark]Graf und der H[err] Erb-Prinz die Glückwünsche eingenommen hatten, welche bey mir in einem tiefen tiefen Bücklinge bestunden, so daß ich ganz füglich meine Schuhschnallen hätte küssen können, so *declarirte* der H[err] Ober-Schenk von Stetten dem versammelten Hofe das Verlöbniß der Prinzeßin *Louise* mit dem

Herzog von Sachsen-Weimar, der tags zuvor und zwar nunmehr als Herzog wieder hier angekommen war. Hierauf trabten wir zu dem Herzog, und *gratulirten* diesem auch mit dem Rücken, und von da zu der Prinzeßin Louise, bey welcher die Fr. M[ark]Gräfin u. die Fr. Erb-Prinzeßin und die 3. Hof-*Dames*, alle *en robe*, und die 3. Fürstl[ichen] *Dames* iede einen *Pagen* mit der Schleppe in der Hand hinter sich, waren, und thaten ein gleiches. Alsdenn wurde zur Tafel gegangen, da ich mir es denn an der Marschalls-Tafel treflich [sic] schmecken ließ. Abendss [sic] war *Cour*, wo die *Damen* alle *en robe* erschienen. Den 26sten war Ball gewesen, u. den 27sten hatte ich bey dem H[errn] *Praesidenten* von Hahn zu Mittag gezeßen. Heute ist die gewöhnliche *Cour*, u. morgen ist wieder *Galla* und Abends Ball, weil der Geburtstag der Prinzeßin *Louise* ist. Sehen Sie, so hoch geht es ietzt hier zu! Aber | diese Hoheit hat mir [sic] Geld gekostet. Ich muste mir wider meinen Willen ein Kleid schaffen, das mich bey nahe 150 fl. und also ungefähr 90 Rthr. Sächsisches Geld gekostet hat. Es ist Scharlach mit breitem Gold [sic]. Uebermorgen ist, wie ich heute bey Hofe erfahren habe, wieder *Galla*, und das können [Sie] sich leicht einbilden, daß man an einem Hofe nicht immer in einem Kleide erscheinen kann. Ueberhaupt habe ich einsehen lernen, daß der Aufenthalt an einem Hofe verzweifelt kostbar ist. Auf den Donnerstag geht die Herrschafft nach Rastatt, wo viele Lustbarkeiten seyn werden, und ich werde mich nicht wohl entbrechen können, einige mahl hin zu reisen, wenn ich anders einen *Domino* geborgt erhalten kann, denn schaffen kann und mag ich mir keinen. Der Erzherzog Maximilian von Oesterreich wird dahin kommen, und den muß ich doch auch begucken. Ich habe schon eine ganze Menge durchlauchtige Gesichter hier gesehen, und wer weiß, wenn ich wieder einmahl zu Ihnen komme, ob ich nicht gar selbst ein durchlauchtiges Gesicht machen [werde]. Einen *Assessor* würde nun das zwar wohl so gar sonderlich nicht kleiden, allein als *Assessor* sollen Sie mich auch, wenn Gott und der Markgraf will, nicht zu sehen bekommen. Auf *Iohannis* muß und soll ich Hof-Iunker seyn, oder es müste kein Recht mehr in Schwaben [sic] seyn. Wenn ich nur einmahl ein Paar [sic] Tage bey Ihnen seyn könnte, ich wolte Ihnen recht viel erzählen. Wir haben ietzt eine recht schöne Hof-*Dame* am Hofe, die Frl. von Ratzenhausen aus dem Elsas,<sup>59</sup> ein niedliches Dingelchen. Der ganze Hof sucht sich ihr gefällig zu machen, versteht sich der Hof männlichen Geschlechts, denn das können Sie sich leicht einbilden, daß die übrigen Hof-Schönheiten, die noch etwa auf diesen Titel einen entfernten Anspruch machen konten, daß diese sie doch immer mit scheelen Augen ansehen. Ich sehe sie an, mache Vergleichen, und dann gefällt sie mir doch nicht sowohl als – Ich habe am Donnerstage einen Brief von Emmendingen erhalten, von meiner Frl. *Cousine*, aus welchem ich viel gutes [sic] geschlossen habe. Er war so freundschaftlich, und freundschaftlicher als die vorher gegangenen, und ich glaube, daß der Alte alle Briefe zu sehen bekommt. Sie werden über mich lachen, aber lachen SIE immer, wenn sie nicht mit nach Sachsen will, so wird doch nichts draus. Ich werde ia sehen, wo das Ding noch hinaus will. Ich habe nichts zu versäumen, ich bin noch nicht 23 Jahr alt, und unter uns gesagt, unter 2. Jahren hätte ich eben keine sonderliche Lust zu heyrathen. Es giebt noch in der Welt soviel zu sehen und | zu lernen, daß ich alles erst vorher noch gern sehen und lernen möchte, denn ich bin auch gar zu dumm von Leipzig weggekommen. Da habe ich nichts gesehen als Merseburg und Leipzig, und in Dresden habe ich mich einmahl umgesehen, wie ein Kalb, das zum erstenmahle aus dem Stalle kommt, aber das reicht nur noch lange nicht zu. Was macht denn

---

<sup>59</sup> Frl. von Ratzenhausen aus dem Elsas: vgl. Briefe 11, 19 und 21.

meiner Schwester ihre *Amour*? Reden Sie ihr doch zu, daß sie heyrathen soll, es muß ia eben Lange nicht seyn, der ist so zu iung für sie. Der Bursche ist kaum 21. Jahr alt, und hat noch weniger gesehen, als ich, und gelernt hat er unter uns gesagt verzweifelt wenig. Hier kann ich ihr keinen Mann schaffen, es müste denn der kleine Schwarzenau seyn, ein Figürchen von meiner Schwester ihrer Größe, und halb so dicke. Er ist HofRath und Cammer-lunker, hat freye Tafel bey Hofe, und seit 3. Wochen 300 fl. Besoldung. Er hat was gelernt, ist fleißig, und kann sich so klein er ist ein rechtes *Air* geben. Die andern können nicht mit ihm auskommen, und ich stalle recht gut mit ihm. Ich scheere die Kerlchen mit *Ambition*, daß sie nicht wissen wie sie dran sind. Bald bin ich höflich und freundlich wie ein Ohrwürmchen, und bald rede ich wieder von Hauen und Stechen, und zu rechter Zeit zeige ich dann, daß ich in Leipzig auch nicht bloß deswegen gewesen bin, weil es hübsche Mädchen da giebt. *à propos*, was macht denn die Iggfr. [Jungfer] Steinertin? Pfeifer denkt recht fleißig an sie. Aber nun bin ich wieder von meiner Schwester abgekommen. Es geht heute in meinem Kopfe zu, wie bey Hofe, und Sie werden es diesem Briefe wohl ansehen, daß ich kurz vorher bey Hofe gewesen war, ehe ich ihn schrieb. Sagen Sie also meiner Frl. Schwester, sie solte ia darzu thun wenn sie heyrathen wolte, denn ich hätte das Ding genau ausgerechnet, daß sie schon über 24. Jahr alt ist. Andern Leuten wird sie es freylich nicht auf die Nase binden, und Langen am allerwenigsten, aber ich weiß das Ding beßer, und die Mädchen heyrathen doch alle gerne, das können Sie ihr ia am besten sagen. Ich schriebe Ihnen gern noch mehr, aber ich habe nach meiner Uhr gesehen, die vor mir unterm Spiegel hängt, und da ist es schon  $\frac{3}{4}$  auf 1. Uhr. Der Nachtwächter mag wohl nicht gut gefunden haben, zu rufen, weil das Wetter so windicht ist. Was macht denn der theure H. von Haberkorn, das gute ehrliche Rindvieh? Watzdorf hat an mich geschrieben. Er will mich künftigen Sommer besuchen. Was giebts denn sonst guts Neues in Leipzig? und besonders was macht der gnädige *Oncle*? Reden Sie ihm doch zu, daß er nicht mit nach Dresden geht. | Ich empfehle mich Ihrer *Solo-Partie*, *Maj.* Preußens u. Langens nebst Frl. v. Stutterh[eim]. Ihren H[errn] *Officers*, wenn Sie welche haben, und sonst allen, die sich meiner gütigst erinnern, und habe die Gnade, wenn Sie gütigst erlauben, mit der vollkommensten Hochachtung Zeitlebens zu verharren

DERO

unterthaniger [sic] Diener und *Neveu*

Friedrich von Zinck, S[eine]r Hochfürstl[ichen]  
Durchl[aucht] des regierenden H[errn] Markgra-  
fen zu Baden und Hochberg Hof-Gerichts-[,]  
Hof-Raths-[,] Ehegerichts-[,] Kirchenraths-[,]  
*Commun* u. Waysenhaus-*Deputations-Assessor*.

Was das für ein Titel ist!

### 13

Absender: Friedrich von Zinck in Karlsruhe  
Empfänger: Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck, in Leipzig  
Datum: 10. Februar 1775  
Quelle: A (Nr. 11), fol. 23r-24v

Carlsruhe d. 10ten Febr[uar]ii 1775. Abends ½ 10 U[hr]

Gnädige Tante!

Eben habe ich DERO undatirten Brief frisch aus dem Felleisen<sup>60</sup> heraus erhalten, denn dieses helfe ich alle Abende auspacken, und leider! meistens vergebens, denn meine Sächsischen *Correspondenten* schreiben alle gar verzweifelt selten. Ich las ihn gleich auf der Post, gieng nach Hause, räumte einen mächtig großen Stoß Acten auf die Seite, denn HofRathsmäßig genug sieht es bey mir aus, und entschloß mich, ihn gleich auf frischer That zu beantworten. Diese Feder ist doch auch verzweifelt stumpf geworden, ich muß eine andere nehmen, denn Papier, Dinte, Federn u. Siegellack sind das einzige, was ich umsonst habe. Die Chronologie Ihres Briefs ist mir sehr undeutlich geblieben, Sie schreiben mir da von Sachen, die gestern u. vorgestern geschehen seyn sollen, ohne mir den Tag zu melden, nach welchem sich alle diese Gestern u. Vorgestern *reguliren* sollen. Die hefftige Krankheit des gn[ädigen] *Papa* hat mich sehr bestürzt und unruhig gemacht, allein ich hoffe, daß die angefangene Beßerung, von der Sie mir schreiben, wird *continuiert* haben, u. er also ietzt wieder völlig hergestellt seyn [wird]. Wenn ich etwa verhindert werden sollte, bald an ihn zu schreiben, denn 60. Meilen weit schreibe ich nicht gern kurze Briefe, so empfehlen Sie mich {ihm} und seinem ganzen Hause zu Gnaden, und bezeugen ihm mein herzliches Beyleid und Anwünschung baldiger Beßerung, und eben diese wünsche ich auch dem gnädigen *Oncle*. Nun will ich Ihnen Neuigkeiten erzählen. D. 26sten ~~huj-wa~~ lan[uar]ii war Ball bey Hofe, d. 27sten habe ich Mittags bey dem H[errn] *Praesid[enten]* v. Hahn gezeu, den 28sten war große *Galla*, wobey, wie ich Ihnen schon werde geschrieben haben, die Vermählung der Prinzessin *Louise* mit dem Herzog von Sachsen-Weimar *declarirt* wurde, den 29sten war die gewöhnliche *Cour*, den 30sten halb *Galla*, u. *Cour* wegen dem [sic] Geburtstage der Prinzessin *Louise*, neml[ich] die *Dames* erschienen nicht *en robe*. D. 31sten war eine große *Fête* bey dem Geh[eim]R[ath] Bar[on] von Edelsheim. Der ganze Hof war dazu eingeladen, welches ohngefähr mit den Fremden 80. Personen ausmachte. Er gab eine *Illumination*, ließ Brodt und Fleisch unter das Volk auswerfen, und rothen u. weißen Wein springen. Sie können sich also die Lust u. den Lärmen [sic] vorstellen, der dabey war. Hernach war *Bal* u. *Soupe*, bis früh um 3. Uhr. Die Herrschafft selbst blieb da bis 2. Uhr. Dieser Geh[eim]R[ath] Edelsheim ist der nächste Minister nach dem Geh[eim] R[ath] u. *Praes[ident]* von Hahn, welcher aber nicht da war. Er ist ein Mann, der viel Vermögen hat, und die Welt sich bekant gemacht hat. Den 2ten *huj[us]* gieng der Herzog von Weimar wieder nach Strasburg, und die hiesige Herrschafft nach Rastatt, wo ietzt *Redoute* gehalten wird, u. zwar auf Kosten des Hofes. Gestern ist die erste gewesen, bey dem Geburtstage des Prinzen *Louis*. | Ich war fest entschlossen, nicht hinzugehen, allein die Herren HofRäthe von Kniestädt u. Schwarzenau haben mir so zugesetzt, und mir die Nothwendigkeit nach Rastatt zu gehen so vorgestellt, daß ich mir wirklich einen Venetianer-Mantel, welches die wohlfeilste *Masque* ist, machen laße, und künfftigen Dienstag mit dem H[errn] v. Ulmenstein nicht zu meinem *Divertissement*, sondern deswegen hin reisen werde, weil mir der H[err] v. Kniestädt versichert hat, daß es die Herrschafft sehr

---

<sup>60</sup> *Felleisen*: Ranzen. Adelung, Bd. 2 (21796), Sp. 106, gibt als Beispielsatz: „Es fehlen jetzt zwey Felleisen aus Holland, zwey reitende Posten, weil die Briefe in Felleisen verwahrt werden.“

gnädig aufnehmen würde, und ~~sich~~ v man sich schon gewundert hätte, daß ich gestern nicht da gewesen wäre. Es ist auf den Dienstag der Geburtstag des H[errn] Erb-Prinzen. Sehen Sie, solchen *Dépenses*<sup>61</sup> ist man wider seinen Willen ausgesetzt, wenn man sich an einem Hofe aufhält. Ich bin zwar in meinem Leben noch auf keiner *Redoute* gewesen, aber ich hätte diese Herrlichkeit gern entbehren wollen, wenn es sich nur hätte thun lassen, denn der Spaß kostet mich wenigstens 26-28. fl. Urtheilen Sie nun selbst, ob man auf eine solche Art seine Ausgaben *accurat reguliren* kann! Das *Logis* kostet mich 110 fl. mein Tisch monathl[ich] wenigstens 20 fl. der Bediente 9fl. nun rechnen Sie Holz, Wäsche, Licht, Schuhe u. andere dergleichen Ausgaben, so werden Sie leicht finden können, daß man, wenn man nur anständig leben will, viel Geld braucht, ohne das geringste zu *depensiren*, ohne noch zu solchen Ausgaben genöthigt zu seyn. Es grauet mir schon für dem Sommer<sup>62</sup>, weil ich kein einziges Sommerkleid habe, darinnen ich bey Hofe erscheinen könnte, und in einem Rocke kann man unmöglich beständig erscheinen. Ich muß also wenigstens ein seidenes Kleid haben, u. eins von Sommertuch. Es wird mir grün u. gelb, wenn ich dram [sic] denke. Sie verdachten mir es immer, wenn ich mir in Leipzig Kleider wolte machen lassen, allein hätte ich mir nur nach u. nach Kleider anschaffen können, so brauchte ich mir ietzt, da ich sie höchstnothwendig brauche, nicht den Kopf deswegen zu zerbrechen. In Leipzig kann man als Student leicht mit ein paar Röcken *passiren*, aber an einem Hofe will mehr seyn, wenn die Leute nicht sagen sollen, der Mensch erscheint doch aber auch immer in einem Rocke, u. seit der Vermählung des Erb-Prinzen hat sich der hiesige Hof in diesem Stücke sehr verändert, die Herrschafften selbst gehn prächtiger als ehedem, {u.} der Erb-Prinz, die Erb-Prinzeßin, u. die Prinzeßin *Louise* haben sehr kostbare *Garderoben*. Ein solches Beyspiel hat gleich einen Einfluß auf den ganzen Hof. Die *Mode* der Cavaliers u. *Dames* bey Hofe ist wie in Sachsen, die erstern tragen kurze Westen und ganz kleine Aufschläge, nur daß man durchgängig schlecht *frisirt* geht, denn mein Pfeifer ist die Bewunderung des ganzen Hofes, und mein Kopf das Modell aller Carlsruher Hof-Köpfe, nur daß er immer sehr unglücklich nachgeahmt wird. Pfeifer giebt sich auch alle Mühe, die Leute *confus* zu machen, denn er *frisirt* mich fast alle *Cour*-Tage anders. Was aber die geringere Classe von Leuten betrifft, so giebt es hier zwar ganz artige Mädchen, die sich aber ganz abscheulich tragen, den ganzen Winter in Leinwand-Kitteln gehen, und sich nie schnüren. Es ist 11. Uhr, und ich muß morgen früh um 8. Uhr in die *Session*. Schlafen Sie wohl! |

d[en] 11ten *Februar*[ii] 1775.

Ich fahre heute fort, Ihren Brief zu beantworten. Ich sehe, daß ich gestern bey den Mädchen stehen geblieben bin, und also will ich auch da fortfahren. Die hiesigen Hof-Schönheiten sind die Frl. von Ratzamhausen [sic], und die Frl. v. Schilling. Die erstere ist Hof-Dame, erst seit kurzer Zeit da u. wirklich schön, allein die letztere gehört nur unter die ganz artigen Gesichterchen. Die übrigen alle sind Mopper, um einen Ausdruck von dem H[errn] HofRath von Kniestädt zu entlehnen. Ihre Frl. von Helldorf mag ein ganz artiges Mädchen seyn, aber – Gott versteht mich, spricht Vater *Sancho*.<sup>63</sup> Kurz ich habe noch immer gute Hoffnung, und dort sähe mir das Ding noch

<sup>61</sup> *Dépenses*: frz. dépense, Ausgabe, Aufwand

<sup>62</sup> *für dem Sommer*: vor dem Sommer

<sup>63</sup> *Gott versteht mich, spricht Vater Sancho*: Wiederkehrender Ausspruch Sancho Pansas in Miguel de Cervantes *Don Quijote de la Mancha*. Das Werk ist als Teil der Zinckschen Bibliothek im Nachlaß Wilhelmine von Zincks aufgelistet: „6 Theile Don Quixote von Mancha“; vermutlich handelt es sich um

ziemlich weitläufig aus, weil ich glaube, daß der CammerH[err] v. Helldorf seine Tochter mir schwerlich geben würde, und mit dieser bin ich schon halb u. halb bekant, mit iener müßte ich erst von vorne anfangen, und das ist meine Sache gar nicht. Heyrathen mag ich überdem noch nicht. Mit der Domherrenstelle – das wäre nun wohl so eine ganz gute Sache, wenn man nur von dem Orden leben könnte. Uiberdem [sic] geht es nicht wohl an, daß man gleich wieder aus den Diensten eines Fürsten weg läuft, und ich möchte Ihnen nicht gern als *Assessor* unter die Augen kommen. Meine *Correspondenz* mit meiner Frl. *Cousine* nach Emmendingen geht noch ununterbrochen fort. Ich habe ihr unlängst ein Buch geschickt, das erst kürzlich heraus gekommen ist, *Die Leiden des jungen Werthers*, dafür hat sie mir, wenn ich wieder nach Emmendingen kommen würde, etwas versprochen, das sie immer außer dem Pfänderspiele nicht hätte geben wollen<sup>64</sup>. Ich habe mir vorgenommen, auf Ostern hin zu reisen, da muß ich aber hunderterley List anwenden, daß es der *Praesident* nicht übel nimmt. Man sagt in der ganzen Stadt, der *Praesident* werde auf den 17ten *huj[us]* Hochzeit haben mit der Frl. von Ramschwag, mir aber ist nichts davon bekant, und ich glaube es auch um deswillen nicht, weil diese Person catholischer Religion, er aber in der seinigen sehr gewissenhaft ist. Ich habe seit 6. Wochen von dem *Oncle* aus Emmendingen keinen Brief erhalten, sondern ich *correspondire* frischweg mit der Tochter, welches mir auch im Grunde weit angenehmer ist. Es ist doch ein liebes Mädchen.

Wer ist denn die I[un]gf[e]r Kihnbergin, die sich mir in Ihrem Briefe empfiehlt? Empfehlen Sie mich ihr unbekannter Weise wieder. Die Frl. v. Schönfeld, die sich ersäuft hat, kenne ich nicht, es wäre aber beßer, ihr Bruder hätte es statt ihrer gethan. Ist denn das Rindvieh noch in Leipzig? Ich muß in der halben Stunde wieder auf die Canzley, sonst wolte ich Ihnen mehr schreiben. Schreiben Sie mir nur bald wieder, und nicht aller [sic] 6. Wochen einmahl. Empfehlen Sie mich Ihren beyden H[errn] *Majors*, dem H[err] *Lieut[enant]* v. Gablenz, dem gnädigen *Oncle*, meiner Schwester, dem H[errn] v. Haberkorn u. v. Langen, H[errn] Wilhelmen u. Zubehör, erinnern Sie sich meiner bisweilen bey *Solo*, und seyn Sie versichert, daß ich nie aufhören werde, zu seyn

DERO

unterthäniger Diener u. *Neveu*  
Friedrich von Zinck. |

Ist denn in Leipzig auch so abscheuliches Wetter, wie hier? Es grauet mir, einen Fuß aus dem Hause zu setzen, und doch muß ich auf die Canzley. Was wird denn Arnswalden seine *Dulcinée*<sup>65</sup> sagen, wenn er nach Dresden muß? Wie sieht es denn ietzt im Sommerstübchen aus? Gehe ich nicht bisweilen spucken [sic] darinne? Schreiben Sie mir doch ferner, was Sie von dem *Oncle* in Dresden erfahren. Wenn meine Schwester ietzt, da er einen so heldenmüthigen Entschluß gefaßt hat, ihre

---

die in sechs Bänden erstmalig 1775-77 in Leipzig und Weimar (Fritsch) erschienene Übersetzung von Friedrich Justin Bertuch. Vgl. Dokument 13.

<sup>64</sup> *Pfänderspiel*: Ein im Spiel verlorenes Pfand konnte oftmals nur durch einen Kuß wieder eingelöst werden. In Goethes *Werther* selbst wird ein solches erotisch grundiertes Pfänderspiel beschrieben: „Ich sahe manchen, der in Hoffnung auf ein saftiges Pfand sein Mäulchen spitzte [sic]“ (Brief vom 16. Juni).

<sup>65</sup> *Dulcinée*: Nach der imaginären Geliebten Don Quijotes, Dulcinea del Toboso; vgl. vorhergehende Fußnote.

Bezahlung nicht in Erinnerung bringen will, so weiß ich nicht, wenn [sic] es sonst  
geschehen soll. Man findet 260 rh. nicht auf der Gasse.

14

Absender: Friedrich von Zinck in Karlsruhe  
Empfänger: Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck, in Leipzig  
Datum: 28. März 1775  
Quelle: A (Nr. 12), fol. 25r-25v

Carlsruhe d. 28sten *Mart*[ii] 1775.

Gnädige *Tante*!

Ich habe IHNEN lange nicht geschrieben, das ist wahr, und ich bitte deswegen um Verzeihung, allein hören SIE auch meine Entschuldigungen. Ich habe so viel zu thun, daß mir eine Woche nach der andern vergeht, ohne daß ich selbst weiß wie. Ich bekomme Sachen zum *notiren*, diese werden wieder *recurrent*, und als denn ist immer das natürlichste *Conclusum*: dem *Assessori* von Zinck *ad votandum* zuzustellen, & *ponatur extractus protocoll* ad *Acta*. Meine Stube liegt bisweilen so voller Acten, daß ich fast nicht gehen kann. Meine zweite Entschuldigung ist, daß ich oft nicht weiß, was ich IHNEN schreiben soll. Daß ich SIE, daß ich IHREN H[errn] Gemahl beklage, daß mich das Schicksal meines *Oncle* in Merseburg beunruhigt, daß ich ihnen beyden aufrichtigst Beßerung und dauerhafte Gesundheit wünsche – wie unglücklich wäre ich nicht, wenn SIE dieses alles nicht überzeugt glaubten, ohne es erst in einem Briefe zu lesen! Von mir? Ich bin gesund, Glückseligkeit genug! und übrigens – muß ich zufrieden seyn. Ich habe IHNEN bisher nur immer zu viel von mir geschrieben, und endlich werde ich mir selbst zum Eckel [sic]. Neuigkeiten? – dabey würden SIE gähnen. Vom Hofe? – Auch davon habe ich Ihnen schon genug geschrieben, und zudem ist ietzt der Hof nicht einmahl gegenwärtig. Die Frau Markgräfin ist mit dem Prinzen Friedrich, dem Oberstallmeister von Üxküll, und der Hof-Dame Frl. von Üxküll nach Düsseldorf gereist, um das dasige Naturalien-Cabinet zu sehen. Man sagt, die Frl. von Hahn werde künfftigen Monath May nach Pforzheim, 6. Stunden von hier in das dasige adliche Stift sich begeben. Die Fr[au] *Praesidentin* soll sich der Wirthschafft sehr annehmen. Ich bin seit 14. Tagen nicht bey ihr gewesen. Ich bin nirgends lieber, als zu Hause, oder, wenn das Wetter | schön ist, im Walde. Bisweilen kommt der Hof-Rath von Kniestädt zu mir, um mit mir zu fechten, oder die Hof-Räthe von Blittersdorf u. von Schwarzenau, um ein kleines *l'hombre*<sup>66</sup> zu spielen. Sontags gehe ich um 10. Uhr in die Schloßkirche, und Nachmittags, wenn gut Wetter ist, mache ich *Visite*, bey dem *Praesidenten*, bey der Ober-Schenkin von Stetten, bey der verwittweten Cammer-Präsidentin von Gemmingen u. dergl. Ich habe unlängst ohne mein Bemühen einen Gönner erworben, der mir aber nur leider! wenig helfen kann. Ich kam, weil ich aus Langerweile nicht wuste, was ich anfangen solte, zur Ober-Schenkin, und traf niemanden da an, als den Prinz Christoph, welcher ein *Oncle* des regierenden Markgrafen und kayserlich-königlicher General-Feld-Marschall ist, ein Herr, der keine *Façons* liebt, und der mich nöthigte, sitzen zu bleiben, in dem er stehend mit mir sprach. Ich hatte das Glück, ihm so zu gefallen, daß er mich einige Tage darauf gegen verschiedene Personen gelobt hat. Ich muß IHNEN doch, um nur den Brief voll zu machen, eine Geschichte erzählen, die vor

---

<sup>66</sup> *l'hombre*: auch verballhornt „Lomber“, ein Vorläufer des Skat-Spiels.

einigen Wochen in Carlsruhe *la nouvelle du jour* war. Die *Mademois.* Götzin<sup>67</sup> kam nemlich mit einer kleinen Tochter nieder, deren *Papa* der Rittmeister von Freystädt<sup>68</sup> war. Was dieses besonders ist? Das sollen SIE gleich hören. Die *Demois.* Götzin ist die Stieftochter des hiesigen Obristen und *Bataillons-Commandanten* von Wiesel, der H. von Freystädt aber ein natürlicher Sohn des H. Markgrafen. SIE können sich also leicht einbilden, was dieser letztere für ein Gesicht muß gemacht haben, da er sich so wider Verhoffen zum *Groß-Papa* gemacht sahe. Nun noch ein Schwabenstückchen, als denn will ich meinen Brief gleich schließen. Da ich noch nicht lange hier war, speiste einmal Abends ein Fremder mit uns in der Post. Er war aus dem Württembergischen, welches man hier Vorzugsweise Schwaben nennt. Während dem Essen kam sein Bedienter in das Speise-Zimmer, um mit seinem Herrn zu sprechen, sahe in dem der Thüre gegenüber hängenden großen Spiegel die ganze Gesellschaft sitzen, und gieng, anstatt auf seinen am Tische sitzenden Herrn auf den Spiegel zu, und redete überlaut den Spiegel an. Stellen SIE sich nun vor, ob ich bey diesem Auftritte mich des Lachens enthalten konte.

Ich wiederhole meine obigen Wünsche. Empfehlen Sie mich allen, die sich meiner erinnern, besonders dem gnädigen *Oncle*, meiner Schwester und H. Wilhelmen nebst seiner Fr. Liebste u. Schwiegermutter. Ich habe die Gnade, unaufhörlich zu seyn

DERO

unterthäniger Diener u. *Neveu*  
Fr. von Zinck.

## 15

Absender: Friedrich von Zinck in Niederemmendingen  
Empfänger: Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck, in Leipzig  
Datum: 22. April 1775  
Quelle: A (Nr. 13), fol. 26r&v

Niederemmendingen d. 22sten *April[is]* 1775.

Gnädige *Cousine! Tante!*

Glauben Sie ia nicht etwa, daß ich den 6ten u. 12ten *huj[us]*<sup>69</sup> nicht nach Leipzig gedacht habe, weil ich nicht habe schreiben können. Unzählige [sic] mahl habe ich an Sie gedacht, und bey iedem Glase Wein in Gedanken Ihre Gesundheit getrunken, und Ihnen alle [sic] das Gute gewünscht, das ich Ihnen gönne. Leben Sie wohl, vergnügt und – dieses wünsche ich besonders dem gnädigen *Oncle* – gesund. Ich bin am 12ten *huj[us]* Abends um 4. Uhr mit meinem Vetter, dem H. von Hoen, aus Carlsruhe abgereiset, und den 13ten früh um 9. Uhr hier angekommen. Ich hatte vor meiner Abreise noch so viel fertig zu machen, daß ich unmöglich an Sie schreiben konte, und auch hier habe ich noch nicht dazu kommen können, weil ich wenig Zeit

---

<sup>67</sup> *Mademois. Götzin*: Sofie Götz, spätere Freifrau von Freystedt (†1824); die erwähnte Tochter ist Caroline von Freystedt (1775-1826), spätere Hofdame der Markgräfin Amalie von Baden (1754-1832).

<sup>68</sup> Vgl. Brief 10.

<sup>69</sup> *6ten u. 12ten hujus*: Der 6. April ist der Geburtstag Louise von Münchhausens.

für mich habe, und nicht viel allein bin. Ich befinde mich außerordentlich wohl hier, und – einer *Tante* kann man dieses ja wohl gestehen – meine kleine *Cousine* finde ich liebenswürdiger, als jemals. Wenn Sie sie nur kennen solten, Sie würden mir es gewiß verzeihen, wenn ich vielleicht ihrenthalben eine kleine Thorheit begehe. Ich bin versichert, daß ich mit ihr, und vielleicht bloß mit ihr, glücklich seyn kann! Warum sollte ich denn also das gröste Glück meines Lebens (ich glaube, Ihre eigne Erfahrung wird Ihnen sagen, daß dieses eine glückliche Ehe ist) verscherzen, und vielleicht in einer unzufriednen Ehe bey einem mächtigen Goldklumpen zu seufzen? Müste mir nicht nothwendig einfallen, daß ich hätte glücklich seyn können, wenn ich gewollt hätte? Sonst glaubte ich, es sey kein größeres Glück auf der Welt, als ein großes Vermögen, weil ich nach gewissen Begriffen meine ganze Glückseligkeit in einen hohen Stand und Rang und Ordensbänder setzte, allein eine kurze nähere Bekantschaft mit dem Hofe und der Beschwerlichkeit | und der Gefährlichkeit der Staatsdienste hat mich bald eines andern belehrt. Gellert hat wohl Recht, wenn er sagt:

Was wünscht man sich in iungen Tagen?

Das Glück, ein prächtig Amt zu tragen,

Das keiner doch zu spät erhält.<sup>70</sup>

Die Ehe, auch die zufriedenste, hat auch ihre Bitterkeiten, werden Sie sagen. Da haben Sie Recht, und ich würde deswegen auch nie heyrathen wenn ich nicht der letzte von der Familie wäre. Aber eben um deswillen erlaube man mir, daß ich dazu eine Person wähle, mit der ich mir diese Last zu erleichtern hoffe, und diese glaube ich gefunden zu haben, ich brauche sie Ihnen nicht noch einmahl zu nennen. Sie ist schön, aber sie würde vielleicht deswegen nur desto weniger Eindruck auf mich gemacht haben, wenn ich nicht alles das täglich an ihr fände, was nach meinem Ideal nöthig war, um mich glücklich zu machen. Wenn Sie sie nur sehen solten, Sie würden sie gewiß in der ersten Stunde lieben. Die Frl. von Hoen ist nicht mehr hier, wir werden aber übermorgen über den Rhein nach Rappoltsweiler gehen.

Ich habe vor 14. Tagen in der Carlsruher Zeitung gelesen, daß die Sächsische *Armée* bis auf 40000. Mann verstärkt wäre, ist es denn wahr?

Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen dasmahl nicht mehr und nur von einer Person schreibe, sie interessirt mich zu sehr, ich muß von ihr reden. Es ist schon spät, und morgen möchte ich schwerlich Zeit haben zu schreiben. Leben Sie recht wohl, empfehlen Sie mich dem gn. *Oncle*[,] meiner Schwester, Wilhelms, Ihren H[erren] *Officers* und sonst allen, die sich meiner erinnern, und seyn Sie versichert, daß ich nie aufhören werde, mit der vollkommensten Hochachtung zu verharren

---

<sup>70</sup> *Was wünscht ...*: Zitat aus Christian Fürchtegott Gellerts Fabel „Das Füllen“ über eine junges Pferd, das dem Glanz des Zaumzeugs verfällt und nicht abwarten kann, endlich einen Reiter zu tragen. Die als Epimythion dienende letzte Strophe lautet vollständig: „Was wünscht man sich bey jungen Tagen? / Ein Glück, das in die Augen fällt; / Das Glück, ein prächtig Amt zu tragen, / Das keiner doch zu spät erhält. / Man eilt vergnügt, es zu erreichen, / Und, seiner Freyheit ungetreu, / Eilt man nach stolzen Ehrenzeichen, / Und desto tieferer Sklaverey“; zitiert nach C. F. Gellert (1829), 6. Gellerts Werke sind als Teil der Zinckschen Bibliothek im Nachlaß Wilhelmine von Zincks aufgelistet: „Gellerts Briefe p 15 Bänd“; möglicherweise handelt es sich um die zehnbändige, 1767-1775 in Bern und Amsterdam erschienene Ausgabe *Sämtliche Schriften Herrn C. F. Gellerts*, deren erster Band die „Briefe, nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen“ enthält; das „p“ für „perge“ zeigt an, daß bei der Inventarisierung einfach der Titel des ersten Bandes für die Gesamtreihe notiert wurde. Der Überschuß an fünf weiteren Bänden könnte durch weitere, einzeln erschienene Bände zu Gellert und seinem Werk und Leben erklärt werden.

DERO

unterthäniger Diener und *Neveu*  
Fr. von Zinck.

**16**

Absender: Friedrich von Zinck in Niederemmendingen  
Empfänger: Christian Friedrich Eberhard in Leipzig  
Datum: 9. Mai 1775  
Quelle: A (Nr. 2), fol. 6r (Billet)

Niederemmendingen den 9ten May. 1775.

Bester Eberhardt!

Watzdorf hat mir in seinem letzten Briefe geschrieben, daß ich die Antwort nach Leipzig *addressiren* [sic] soll, da mir aber wohl bekant [sic] ist, daß Leipzig groß oder doch wenigstens sehr volkreich ist, und ich nicht weiß, wo Watzdorf wohl *logiren* möchte, so nehme ich mir die Freyheit, dir mit der Bestellung des beyliegenden Briefs beschwerlich zu fallen. Hätte ich mehr Zeit, so würde ich mehr schreiben. Uebrigens kanst [sic] du versichert seyn, daß ich mich unserer Freundschaft und der glücklichen Stunden, die wir miteinander zugebracht haben, oft und mit vieler Wärme erinnere, besonders an den Auftritt, da ich H. Pohlen nöthigte, die Pantoffeln in die Hand zu nehmen. Empfiel mich ihm, und allen, die sich meiner erinnern, besonders dem H. D. Einert. Leb wohl, und sey versichert, daß ich nie aufhören werde zu seyn

Dein

Freund  
Fr. von Zinck.

**17**

Absender: Friedrich von Zinck in Karlsruhe  
Empfänger: Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck, in Leipzig  
Datum: 26. Juni 1775  
Quelle: A (Nr. 14), fol. 27r-28r

Carlsruhe den 26sten *Jun*[ii] 1775.

Gnädige *Tante*!

Solte ich denn wirklich in meinem letzten Briefe so verliebt geschrieben [haben], als Sie mir Schuld geben? und doch weis ich gewiß, daß ich Ihnen nicht den hundertsten Theil von dem geschrieben habe, was ich wirklich empfinde. Könnte ich Ihnen doch

nur ihr *Portrait* schicken! Aber was würde Ihnen das helfen? Ia, wenn der Mahler auch zugleich die schöne Seele, den Ausdruck der Güte, der Unschuld, der Sanftmuth, der gefälligsten Freundlichkeit, bisweilen auch der satyrischen Schalkhaftigkeit, auf das Gemälde zeichnen könnte, dann würden SIE gewiß meinen Geschmack und meine Wahl billigen. Wahl? Ia, gnädige *Tante*! SIE geben mir doch Ihre Einwilligung? Ich bin Bräutigam. Ich habe mich mit ihrer Bewilligung (denn sie fragte ich freylich zuerst) bey ihren Eltern des Glücks versichert, sie einmahl besitzen zu können. Ohne Beystand, ohne Vorsprecher<sup>71</sup> habe ich dieses gethan. Hätten Sie mir wohl so viel *Courage* zugetraut? Ich ließ mein Herz reden. Aber nun kommt der Hauptpunct, ich habe versprechen müssen, so lange ihre Eltern lebten, in hiesigen Diensten zu bleiben, dies war die Bedingung, und ich habe es versprochen. Solte ich mein Glück (und was eine glückliche Ehe für eins sey, wissen Sie aus Ihrer eignen Erfahrung) wegen einer übertriebenen Liebe zu meinem Vaterlande verscherzen, das mich nicht glücklich machen kann, und mich und eine Person unglücklich machen, die mich liebt, die aber den Gehorsam gegen ihre Eltern der Liebe würde vorgezogen haben? Und was hätte sie machen sollen, wenn ihre Eltern ihre Einwilligung nicht hätten geben wollen? Sich von mir entführen lassen? Pfuy! Das erlaubt man heutzutage nicht einmahl einem Mädchen in einem Romane. Ich sprach zuerst mit der Mutter, und wie schmeichelhaft war mir die Versicherung, daß sie sich keinen andern Tochtermann wünsche, als mich, allein dazu könne sie sich unmöglich entschließen, ihre einzige Tochter so weit entfernt zu wissen. Wenn sie todt seyn würde, so könne sie mir es gar nicht verdenken, wenn ich Sachsen dem hiesigen Lande vorziehen wolte. Da ich den *Oncle* um seine Einwilligung bat, so gab er mir sie ohne mich ausreden zu lassen, und ohne vor Thränen selbst reden zu können. Ich bin 8. Wochen in Emmendingen gewesen, aber endlich muste ich doch fort. Jetzt bin ich wieder hier, und bin sehr fleißig. Ich habe dem H. *Praesidenten* mein Anliegen entdeckt, und er hat mir recht aufrichtig und treuherzig, nicht mit einem Ministertone, versprochen, für mich zu sorgen, wenn ich nur fleißig seyn wolte. Bey der Fr. *Praesidentin* stehe ich auch in großen Gnaden, aber die Frl. von Hahn geht zu meinem großen Leidwesen morgen nach Pforzheim in das Stift<sup>72</sup>. |

Nun habe ich 2. Briefe von IHNEN zu beantworten. Eben jetzt ist der Canzleydiener bey mir gewesen, und hat mir wieder einen Stoß Acten vom H. *Praesidenten* gebracht. In was für einem guten Andenken man doch bey dem Manne steht! Ich danke Ihnen erstlich wie auch meiner Schwester für die guten wohlgemeynten Wünsche zu meinem Geburtstage. Ich habe ihn in aller Stille für mich gefeyert, ohne daß iemand was davon wuste. Den Punct wegen der Frl. von Hoen werde ich Ihnen nun nicht zu beantworten brauchen. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen schon geschrieben habe, daß wir im Elsas gewesen sind. Ich habe bey Gelegenheit dieser Reise wieder einmahl Verse gemacht, die ich Ihnen zum Spas abschreiben will. Sie sind auf der Reise gemacht.

Gebet an den Gott des Rheins. d. 24. April[is] 1775.

Der du, mit iungen [sic] Schilf bekränzet,  
Das Haupt aus grünen Fluten hebst,  
Und an den Ufern, die Du netzest,

---

<sup>71</sup> *Vorsprecher*: Fürsprecher

<sup>72</sup> *nach Pforzheim in das Stift*: wahrscheinlich das Kraichgauer Adelige Damenstift, eine 1718 gegründetes Stift zur Versorgung alleinstehender Frauen aus den evangelischen Adelfamilien des Ritterkantons Kraichgau.

Zwey Nationen wandeln siehst,  
Und mit dem fürchterlichen Dreyzack  
Oft arme Reisende betäubst,  
Wenn aus dem Triefen deines Bartes  
Die trübgewordnen Fluten schwellen,  
Und Welle sich auf Welle thürmt,  
Verschon', o Rhein, ein sanftes Mädchen,  
Das sich mit seinen seltnen Reitzen  
Ietzt deinen Fluten anvertraut,  
Im blauen Auge wohnt ein Himmel,  
Ihr Lächeln ist der Engel Lächeln:  
O trage sie auf deinem Rücken  
Bis an des stolzen Frankreichs Ufer,  
Laß sie von scherzenden Tritonen  
Und von den lachenden Najaden,  
Die ihrer Reitze Glanz beneiden,  
Bis an des Elsas Ufer führen,  
Dann will ich Dir ein Danklied singen,  
Dann fordre von mir, was du wilst.

Antwort des Fluß-Gottes.

So glaubst Du denn, ich sey Barbar genug,  
Ein holdes Mädchen zu betrüben?  
Oft sah ich schon die seltn Schöne,  
Für deren Sicherheit du bittest,  
Auf meinen grünen Fluten schiffen, |  
Und allemahl hob ich das naße Haupt  
Empor, um sie zu sehn und freute mich.  
Sey unbesorgt, und freue Dich des Glücks,  
Auf ihrer Fahrt sie zu begleiten.  
Mein Zorn ist nur den Bösen schrecklich,  
Und ängstet nur des Wuchrers Geitz,  
Doch wenn sich Schönheit, Unschuld, Iugend  
Den Fluten meines Reichs vertrauen,  
Dann laß ich nur die grünen Wellen  
Sanft an des Schiffes Rande spielen.

Ueber die Beßerung der Gesundheits-Umstände des gnädigen *Oncle* freue ich mich mit der aufrichtigsten Theilnehmung, und wünsche von ganzem Herzen die Fortdauer u. Beständigkeit derselben. Von Neuigkeiten weiß ich Ihnen gar nichts zu schreiben, außer daß wir zwey neue Mitglieder in das Hofraths-Collegium gekriegt haben, den H. von Liebenstein als vorsitzenden HofRath und den H. von Günderode<sup>73</sup> als iungsten [sic] *Assessor*. Bey meiner Schwester entschuldigen Sie mich, ich habe ietzt keine Zeit, ich werde ihr aber nächstens schreiben. Sie verlangt Briefe von meiner lieben Wilhelmine zu lesen, hier überschicke ich Ihnen die beyden letzten, aber Sie müssen mir sie auf *Cavalier* und *Officier-Parole* wieder schicken. Verlieren Sie sie ia nicht. Empfehlen Sie mich *Maj.* Preußens, dem H. von Arnswald, dem H. Hauptm. Kranz und Ihrem H. Wirth mit seinem Hannchen vielmals. Wird denn noch

---

<sup>73</sup> H. von Günderode: Hektor Wilhelm Freiherr von Günderode (1755-1786); vgl. Briefe 31, 33 und 65.

fleißig *Solo* gespielt? Ich habe gestern bey Hofe mit der Frl. von Geusau *Trisett* gespielt. Ich habe die Gnade, Zeitlebens mit der aufrichtigsten Hochachtung zu verharren

DERO

unterthäniger Diener u. *Neveu*  
Fr. von Zinck.

## 18

Absender: Friedrich von Zinck in Karlsruhe  
Empfänger: Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck, in Leipzig  
Datum: 2. August 1775  
Quelle: A (Nr. 15), fol. 29r-30v

Carlsruhe den 2ten August[i] 1775.

Meine gnädige, beste *Tante!*

Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen für Ihren gnädigen, liebeichen, freundschaftlichen Brief. Sie sind von iehier meine beste Freundin gewesen – erlauben Sie mir immer diesen vertrauten Ausdruck – und o bleiben Sie es doch ia auch in Zukunft! Gewiß! ich bin Ihrer Gnade nicht unwürdig. Ihr Brief hat mich ein wenig nachdenkend gemacht, aber der Verdacht, der Vorwurf der Undankbarkeit, des Mangels der Liebe gegen Sie hat mich gekränkt, da ich so überzeugt bin, daß ich ihn nicht verdiene. Gott ist mein Zeuge, Gott allein weiß, wie viel ich leide, und schon gelitten habe! Gott allein hat die Thränen gesehen, die ich im Fürstl. Schloß-Garten, wohin ich nach Empfang Ihres Briefs spazieren gieng, mit gebrochenem Herzen unter dem Schatten einsamer Bäume, durch welche der Mond schien, geweint habe. Und er, der Herr meiner Schicksale, Er, der mein Herz kennt, kann und wird mir allein helfen. Von ihm erwarte ich Hülfe und Beystand in meinen unsträflichen Absichten. Er hat mich Reichthümer verachten gelehrt, und mir ein Herz geschenkt, das ein wahres Glück den blendendsten Aussichten vorzuziehen im Stande ist, und Er wird mir auch durch Hülfe meiner wenigen Wissenschaften dasienige geben, was ich um unbekant und glücklich zu leben brauche. Von Herzen gern will ich dem *Oncle* in Merseburg<sup>74</sup> die Rache erlauben, die er an mir zu nehmen gedenkt, wenn sie ihm Vergnügen macht. Ich beneide denienigen nicht, den er durch sein Vermögen glücklich machen will, ich kann es nur in dem Besitz meiner Wilhelmine seyn. Allein warum will er sich denn an mir rächen? Deswegen, weil ich nicht unglücklich seyn will? Denn dieß würde ich in dem Besitz von Millionen seyn ohne meine Wilhelmine, und mit ihr werde ich in einem nothdürftigen Mittelstande glücklich seyn. Ich werde an ihn schreiben, in eben dem demüthigen, bittenden Tone, wie das letztemahl, allein nicht seiner Reichthümer wegen, sondern weil es mir weh thut, daß ich ihn kränken soll, weil es mich schmerzt, daß er mich für undankbar halten soll. Aber, großer Gott! soll ich ihm denn mein Glück, mein gröstes, einziges Glück aufopfern! |

---

<sup>74</sup> *Oncle in Merseburg*: der ehemalige Vormund Reichardt Gottlieb von Zinck, den Friedrich von Zinck nun nicht mehr „gnädigen Papa“ nennt; vgl. Brief Nr. 6.

Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr mich IHR Brief gerührt hat, sogar der kränkende Vorwurf, den er enthält. Aber – ich kann nicht, ich kann nicht anders! Und wenn es mein Leben kosten sollte, ich kann nicht anders! O zürnen Sie nicht auf mich, ich leide ohnedem mehr, als ich beynahe ertragen kann, und habe keinen Freund, bey dem ich Ermunterung und Trost suchen könnte. Geschäfte, Verdrießlichkeiten im *Collegio* – o wenn mich da nicht die Liebe meiner Wilhelmine und Ihre liebevolle Gnade aufrecht erhielte – Aber Gott, Gott wird mir helfen. Ich will meinem Fürsten treu dienen, er ist ein weiser, gnädiger Fürst. Wenn er mir nur eine Bedienung im Ober-Amte Hochberg zu Emmendingen mit einer mäßigen Besoldung giebt, so will ich zufrieden seyn und glücklich leben. Man braucht keinen glänzenden Rang, kein Ordensband um dieses zu seyn, und oft ist man es mit diesen am wenigsten. Wie oft habe ich schon gewünscht, daß ich nie möchte hieher gekommen seyn, daß ich sie nie möchte gesehen haben! Und hernach kann ich doch diesen Wunsch nicht billigen, weil nur sie mich glücklich machen kann, doch dies habe ich IHNEN schon oft gesagt, und wie oft werde ich es IHNEN nicht noch sagen? Sagen SIE mir, was sollte ich in Sachsen? *Examinirt* bin ich nicht. In Dresden könnte ich mit 350 rh. nicht leben, hier kann ich es doch mit genauer Noth. Dort müste ich 10. Jahre und länger warten, ehe ich nur so viel hätte, als ich hier in Jahr und Tag zu haben hoffe. Und würde ich alsdann nicht auch von IHNEN entfernt seyn, und sie wenig öfter als in 2-3. Jahren einmahl sehen? Sie ~~sehen~~ sagen mir, ich hätte sollen *piano* gehen. Dieß konte ich nicht, beste, gnädige *Tante*. Wenn ich mich jetzt nicht erklärt hätte, so wäre meine Wilhelmine für mich auf ewig verlohren gewesen. Und was würde alsdann aus mir geworden seyn? Ich würde ohne Liebe, ohne Neigung ein anderes Mädchen durch meine Hand unglücklich gemacht haben, und in meinem Vaterlande mitten unter meinen Verwandten, in dem Besitze eines großen Vermögens selbst unglücklich gewesen seyn, denn eine Ehe ohne Liebe halte ich für das größte Unglück. Schreiben Sie mir ia bald wieder, ich beschwöre Sie bey der Gnade, die Sie noch für mich haben. Verlassen Sie mich nicht, verlassen Sie mich nicht, ich bitte Sie mit Thränen darum, ich bin Ihrer Gnade nicht unwürdig. Ich will gern alles, alles ertragen, nur den Verlust meiner Wilhelmine und Ihrer Gnade, Ihrer Liebe nicht. Verlassen Sie mich nicht. Ich brauche Ihren Beystand mehr als jemahls, ich habe keinen Freund. |

Mein Herz ist zu voll, zu voll, als daß ich Sie mit etwas andern [sic] unterhalten könnte. O könnte ich Sie doch nur einmahl sehen, nur einige Stunden sprechen! Gott, so mustest du denn also mein Glück mit so viel Bitterkeit vermischen? Doch ich will nicht von Dir Rechenschaft fordern über die Wege, die Du mich führst, sondern sie stillschweigend verehren. Solte meine Liebe dir mißfallen können? Gewiß, dieß kann sie nicht. Wenn das gute Mädchen wüste, wie viel ich leide, sie würde gewiß Antheil daran nehmen. Aber nein! sie soll es nicht erfahren, ich will ihr nicht ihr frohes, unschuldiges, harmloses Leben verbittern. Wie aber, wenn sie an den DomProbst schriebe? Aber würde ich sie da vielleicht nicht einer beleidigenden Demüthigung aussetzen? und diese verdient das gute Mädchen nicht. Es ist schon Mitternacht, es herrscht eine gewisse feyerliche Stille um mich herum. Mein Herz, mein Blut ist zu sehr in Bewegung, als daß ich hoffen könnte, Ruhe in meinem Bette zu finden, die in meinem Herzen nicht ist, und die mir weder mein Clavier, noch meine Flöte, und am wenigsten meine um mich herum verstreute [sic] Acten geben können. Ich habe am 20sten *Iul*[ii] eine Ehe-Gerichts-*Commission* gehabt, die erste *Commission* in meinem Leben, und war so glücklich, 2. iunge Leute, die sich liebten, und denen ein harter Vater seine Einwilligung verweigerte, durch die Ehe zu vereinigen. Mit wie vieler inniger Wärme des Herzens habe ich nicht diesem Manne als *Commissarius*

zugeredet, seine Tochter nicht unglücklich zu machen! Ich würde nicht mit so vielem Eifer gesprochen haben, als ich zu meiner eignen Verwunderung that, wenn ich nicht in dem Falle gewesen wäre, ich [recte: in] welchem ich mich wirklich befinde. Vielleicht brauchte eine höhere Vorsicht meinen Eifer zu Ausführung einer guten Absicht, vielleicht bedient sich eben diese Vorsehung anderer Mittel zu meinem Glück. Ich habe gestern für diese *Commission* ein Geschenk von 6. *Bouteillen* Traminer Wein erhalten, könnte ich sie doch mit IHNEN theilen, und vielleicht durch diesen vortreflichen Wein, den SIE gewiß mit 2 rh. bezahlen müsten, etwas zur Stärkung des gnädigen *Oncle*, den ich so sehr verehere, beytragen! O könnten SIE doch zu mir kommen! Ich wolte alsdenn mit Ihnen nach Emmendingen reisen, und Ihnen zeigen, wie glücklich ich bin, und wie sehr ich es künftig noch seyn werde. Der Tod des seel[igen] *Maj[ors]* Langen hat mich sehr gerührt. Diesen soll ich also auch nicht wieder sehen! Den Tod der Fr[au] v. Wuthenau wuste ich schon aus einem Briefe von dem H[errn] Held. |

Entschuldigen SIE mich bey meiner Schwester, daß ich ihr noch nicht geantwortet, und für das unerwartete Geschenk gedankt habe, das sie mir gemacht hat. Ich bin zu sehr mit Geschäften überhäuft, als daß ich so oft schreiben könnte, als ich gern wolte, und bey der bisherigen Hitze habe ich doch nicht viel thun können. Ich werde es aber gewiß noch thun, und ihr eine recht schöne Arie auf das Clavier schicken. Ich wolte, ich könnte sie ihr auf der Flöte *accompagniren*. Wünschen Sie ihr in meinem Nahmen recht viel Glück zu ihrem Geburts-Tage, ich will an demselben ein Glas Traminer trinken. Wünschen SIE auch dem H[errn] von Arnswald in meinem Nahmen Glück zu seinem *Avancement*, und empfehlen SIE mich ihm. Bleibt er denn bey Ihrer *Compagnie*. Dem H[errn] *Maj[or]* von Preuß und seiner Fr[au] Gemahlin, wie auch Ihrem H[errn] Wirth u. seiner Fr. Liebste empfehlen Sie mich vielmals. Ich möchte einige Tage bey IHNEN seyn! Leben SIE recht wohl, und seyn SIE versichert, daß ich nie aufhören werde, mit der grösten Hochachtung zu seyn

DERO

unterthäniger Diener u. *Neveu*  
FvonZinck

## 19

Absender: Friedrich von Zinck in Karlsruhe  
Empfänger: Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck, in Leipzig  
Datum: 23. September 1775  
Quelle: A (Nr. 16), fol. 31r-32r

Carlsruhe von der Canzley d. 23sten *Sept[embris]* 1775.

Gnädige *Tante!*

Verzeihen SIE mir, daß ich IHNEN so lange eine Antwort schuldig geblieben bin, allein eine ganze Menge von Geschäften haben mich bisher daran verhindert, und ich schreibe auch ietzt auf der Canzley in der *Commun-Deputations-Session*. Ich danke IHNEN nochmals auf das verbindlichste für IHRE fortdauernde Gnade. Wie befinden SIE sich, und wie der gnädige *Oncle* und meine Schwester? Ich wünsche recht bald

davon die Nachricht zu lesen, die ich hoffe. Ich befinde mich jetzt leidlich, nur daß mir die plötzliche Abänderung des Wetters von Hitze zu Kälte und von dieser wieder zur Hitze einen starken Husten und Schnupfen zugezogen hat, der mich ziemlich abgemattet hat.

Ich habe vor einigen Wochen an den Dom-Probst geschrieben, und meine liebe Braut, die ich vor ohngefähr 6. Wochen ein paar Tage in Offenburg 8. Meilen von hier und 6. Meilen von Emmendingen gesehen und gesprochen habe, hat es auf mein Bitten auch gethan. Wenn ich nur das gute Kind nicht zu einem Schritte ermuntert habe, der beleidigende und demüthigende Folgen für sie haben kann. Ich habe nunmehr alles gethan, um den Vorwurf einer Undankbarkeit von mir abzulehnen, und um meiner Familie ein Vermögen zu erhalten, das ihr zugedacht war, und das ich ihr zu erhalten schuldig bin. Ist es ohne Nutzen, so bin ich bey dem Verluste deßelben ganz gleichgültig, und ich werde ~~mir~~ denselben nie durch den Verlust eines wesentlichern Glücks u. zugleich durch eine schlechte Handlung gegen die Person, die ich mehr | als mein Leben liebe und die meine Liebe so sehr verdient, abzuwenden suchen. In Emmendingen befinden sie sich übrigens alle recht wohl. Die Tante hat wegen Ihres Fußes das Wildbad<sup>75</sup> gebraucht, aber noch ohne Erfolg. Ich habe gegenwärtig Trauer, weil der Bruder des H. Präsidenten der als *Major* in Hessen-Casselischen Diensten gestandene Wilhelm von Hahn<sup>76</sup> im 55. Jahre und mit Hinterlaßung 4. unerzogener<sup>77</sup> Kinder verstorben ist, welches er mir durch seinen Cammer-Diener ausdrücklich *notificiren* ließ, vermuthlich um es weiter zu *notificiren*, welches ich denn hiermit gethan haben will.

Zu der nächstbevorstehenden Vermählung der Prinzeßin *Louise* mit dem Herzoge von Sachsen-Weimar werden hier schon Zurüstungen gemacht. Es wird eine *Tragedie* von *Corneille: Horace* und ein Nachspiel: *Les moeurs du tem[p]s*<sup>78</sup> aufgeführt werden. Die Rollen in dem [sic] erstern sind so ausgetheilt: *Camille*, die Frl. von Rathsamhausen,<sup>79</sup> Hof-Dame bey der Fr. Erb-Prinzeßin, *Sabine*, die Frl. von Wöllwarth,<sup>80</sup> Hof-Dame bey der künftigen Fr. Herzogin von Sachsen-Weimar, *Julie*, die Fr. von Ebing,<sup>81</sup> eine Wittwe, *Horace*, H. von *Crammond*, ein Engelländer u. hiesiger *Lieutenant*, *Curiace*, ich, *Horace le père* H. Cammer-Iunker u. Cammer-Assessor *Marquis de Montperny*,<sup>82</sup> *Tulle*, H. Cammer-Iunker u. Hauptmann von

---

<sup>75</sup> *Wildbad*: Bad Wildbad bei Calw im Schwarzwald.

<sup>76</sup> *Wilhelm von Hahn*: nicht ermittelt.

<sup>77</sup> *unerzogen*: i. S. v. unmündig.

<sup>78</sup> *Corneille Horace ... Les moeurs du temps*: „Horace“ ist eine 1640 entstandene Verstragödie Pierre Corneilles (1606-1684) betitelt, die den bei Livius (*Ab urbe condita* I, 24-26) überlieferten Kampf der Horatier mit den Curiatiern zum Gegenstand hat, bei „Les moeurs du temps“ (UA 1760) handelt es sich um einen komischen Einakter Bernard-Joseph Saurins (1706-1781); vgl. Briefe 21 und 31.

<sup>79</sup> *Frl. von Rathsamhausen*: vgl. Briefe 11, 12 und 21.

<sup>80</sup> *Frl. von Wöllwarth*: Johanna Marianne Henriette von Woellwarth-Essingen (1752-1815), Hofdame der Herzogin Luise von Sachsen-Weimar, ab 1782 verheiratet mit dem sachsen-weimarischen Kammerherrn und Oberforstmeister Moritz von Wedel (†1794); vgl. Brief 21.

<sup>81</sup> *von Ebing*: vgl. Briefe 10 und 11.

<sup>82</sup> *Marquis de Montperny*: Friedrich Camille Magnus de Montperny (1753-1822). In Bayreuth geboren und aufgewachsen, wo sein Vater bedienstet gewesen war, kam Montperny 1772 auf Empfehlung des mit ihm verwandten Victor Riquetti, Marquis de Mirabeau nach Karlsruhe. Montpernys Qualifikation wurde in einer Vertrautheit mit den Prinzipien des Physiokratismus gesehen, den Markgraf Carl Friedrich in der badischen Verwaltung verankern wollte, und für welchen Mirabeau ein wichtiger Vordenker war. Für eine kurze Frist Mitglied der Rentkammer, machte Montperny später Karriere im Hofmarschallsamt. Seine Verwandtschaft mit André Boniface Louis Riquetti de Mirabeau (1754-1792) ließ ihn in den ab 1791 durch Schlosser gegen den konterrevolutionär aktiven Emigré

Sandberg, *Valere*, H. *Lieut. Neri le Cainte, Flavian*, H. Hof- u. Jagd-Iunker von Röder, u. *Procule*, H. *Lieut.* von Stetten. Ich habe den Liebhaber der *Camille* zu machen, und werde zwischen dem 2ten u. 3ten Act erstochen, so wie *Camille* selbst im 3ten Acte. In dem Nachspiele habe ich die Rolle des Vaters *Géronte* und hier *agirt* außer denen schon genannten Personen die Frl. von Schilling mit, welche meine Tochter ist. Außerdem wird noch *Bal en domino* seyn. Es ist auch letzthin schon am Ludwigs-Tage und am Geburtstage des H. Herzogs von Sachsen-Weimar *Bal en domino* gewesen, wo man mir meinen Rang vor denen *Lieutenants* ohne Hof-Chargen angewiesen hat. |

Dies sind meine Neuigkeiten alle, von IHNEN aber erwarte ich deren desto mehr. Diesen Herbst werde ich wohl nicht nach Emmendingen reisen können, so sehr ich die Weinlese da zuzubringen wünschte, sondern ich werde wohl bis auf künftiges Früh-Jahr warten müssen. Die Frl. von Hahn ist in Pforzheim immer sehr kränklich, der H. *Praesident* mit seiner Fr. Gemahlin aber befindet sich recht wohl. Nun weiß ich IHNEN weiter nichts zu sagen, als die wiederholte Versicherung, daß ich zeitlebens mit der vollkommensten Hochachtung seyn werde

DERO

unterthäniger Diener und *Neveu*  
Friedrich von Zinck

N.S. Empfehlen SIE mich dem gnädigen *Oncle*, meiner Schwester, H. Wilhelmen u. seiner Fr. Liebster, dem H. *Maj.* v. Preuß u. seiner Fr. Gemahlin, u. dem H. *Lieut.* von Arnswald. Pfeifer bittet unterthänig, beyliegenden Brief zu bestellen. Spielen SIE denn auch noch fleißig *Solo*? Hier weiß man nicht, was eine deutsche Karte ist. Ich spiele hier sehr selten, außer bisweilen bey Hofe. Ist H. Wilhelm auch noch ein Hecht, u. färbt er fleißig?<sup>83</sup>

## 20

Absender: Friedrich von Zinck in Karlsruhe  
Empfänger: Christian Friedrich Eberhard in Leipzig  
Datum: 15. Oktober 1775  
Quelle: A (Nr. 1), fol. 5r (Billet)

Carlsruhe den 15ten *Octobr*[is] 1775.

Bester Eberhardt!

Da ich wieder nicht weiß, wo Watzdorf sich gegenwärtig aufhält, so bitte ich dich, beiliegenden Brief an ihn zu schicken. Wenn ich nicht von deiner Freundschaft so wohl gegen mich als gegen Watzdorfen überzeugt wäre, so würde ich dich wegen der Freyheit, mit der ich dir beschwerlich falle, um Verzeihung bitten. Empfiel mich

---

geführten Prozeß eingreifen, was Schlossers Demission aus badischen Diensten 1794 mit vorbereitete; vgl. Landgraf (2008), 249.

<sup>83</sup> *Solo*, *Hecht*, *färbt er*: Spielausdrücke? Das Logis der Tante, das Haus „Zum blauen Lamm“, ist später als Färberei belegt; „färbt er“ bezieht sich also wohl auf das Gewerbe des Hauswirts Wilhelm (vgl. Brief 10).

denen Mit-Gliedern unserer ehemaligen iournalistischen Gesellschaft, die mich noch kennen, dem H[errn] D[octor] Einert, D. Rau, D. Wolle *etc.* besonders aber meinem guten alten Michaelis und Pascha, auch Schuberten, wenn er noch lebt. Ich erinnere mich noch immer mit vielem Vergnügen derer glücklichen Stunden, die ich in Leipzig auf dem Fechtboden zugebracht habe.<sup>84</sup> Lebe recht wohl, und sey versichert, daß ich iederzeit seyn werde

Dein

aufrichtiger Freund  
Fr. von Zinck.

in Eil.

## 21

Absender: Friedrich von Zinck in Karlsruhe  
Empfänger: Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck, in Leipzig  
Datum: 2. November 1775  
Quelle: A (Nr. 17), fol. 33r-34v

Carlsruhe den 2ten *Novembr*[is] 1775.

Gnädige *Tante!*

Ich habe immer schreiben wollen, und immer bin ich bald durch dieses bald durch eines abgehalten worden, nun soll aber auch eine Postille mit einander kommen. Mit meiner Gesundheit steht es Gott Lob! recht gut. Es war damals nur eine Laune, an der beynahe ganz Carlsruhe krank lag. Ich wünsche, daß die Gesundheit des gnädigen *Oncle* bald wieder völlig möge hergestellt, und seine Gedult [sic] nicht gar zu lange auf die Probe gesetzt werden. Nun will ich Ihnen alte Neuigkeiten melden. Am 3ten *Octobr.* wurde die Vermählung des Herzogs von Sachsen-Weimar Abends in aller Stille vollzogen. Am 4ten nahmen die beyden neuvermählten Durchlauchten die Glückwünsche des Hofes in *Gala* an. Abends um 5. Uhr wurde die schon gemeldete *Tragedie Horace* vor der Versammlung des Hofes und vieler Fremden, worunter besonders die verwittwete Markgräfin von Bayreuth<sup>85</sup>, welche ihren Sitz in Erlangen hat, und der *Lord Chesterfield*<sup>86</sup>, der vor einigen Jahren in Leipzig studierte, sich befanden, aufgeführt. Die Aufführung *réussirte* besser, als man einhellig erwartet hatte, und als wir alle selbst glaubten, weil wir wegen der Unpäßlichkeit verschiedener nur zweymahl hatten probieren können, wobey die Fr. Präsidentin

---

<sup>84</sup> *meinem guten alten Michaelis und Pascha*: Bei dem mehrfach genannten Michaelis (vgl. Briefe 22, 29, 31, 39 und 42) handelt es sich um Georg Gottfried Michaelis, den Leipziger akademischen Fechtmeister, dessen Schüler Zinck wohl während seiner Studentenzzeit gewesen ist; vgl. *Akademische Nachrichten auf das Jahr 1773 und 74. Worinn nebst andern wichtigen Nachrichten die Namen und Aemter aller jetztlebenden Lehrer auf Akademien in und auserhalb [sic!] Deutschlands befindlich sind*, Erlangen (Cammerer) o. J., 131. Der immer mit ihm genannte Pascha wird in Brief 36 (April 1778, möglicherweise anlässlich der Nachricht seines Todes) von Zinck als „Vorfechter“, also eine Art Übungsleiter, bezeichnet. Bis zu Michaelis' Tod (vor April 1780; vgl. Brief 42) läßt Zinck Eberhard häufig Grüße an ihn ausrichten.

<sup>85</sup> *Markgräfin von Bayreuth*: Sophie Caroline Marie von Braunschweig-Wolfenbüttel (1737-1817), zweite Frau Markgraf Friedrichs III. von Brandenburg-Bayreuth (1711-1763).

<sup>86</sup> *Lord Chesterfield*: Philip Stanhope, 5th Earl of Chesterfield (1755-1815), studierte 1773 in Leipzig.

von Hahn alles *dirigirte*. Die Frl. von Wöllwarth,<sup>87</sup> Hof-Dame bey der Herzogin von Weimar, und der H. *Marquis de Montperny* machten ihre Rollen so gut, als sie die geschicktesten *Acteurs* nicht würden haben machen können, und mir hat man nebst der Frl. von Rathsamhausen<sup>88</sup> den Rang nach diesen gegeben. | Unsere Kleidung und Rüstung war etwas comisch, soll sich aber doch nebst unsern rothgefärbten Gesichtern auf dem Theater noch so ganz tolle [sic] ausgenommen habe [sic]. Die Kleider waren von Strasburg geborgt, und die Helme und Cürasse bestunden aus guter ehrlicher Pappe, mit Gold- und Silber-Papier reichlich geschmückt. Um 10. Uhr gieng die Hof-Redoute an, welche bis früh um 4. Uhr dauerte. Einige *Cavaliers* und *Damens* machten auf derselben eine Bauernhochzeit, wo Braut u. Bräutigam, welches der H. von Kniestädt und die Fr. von Wallbrunn waren, der Herzogin ein *Bouquet* und einige Französische Verse überreichten, ich aber die Ehre hatte, der Braut Vater vorzustellen und den ganzen Zug zu führen. Die beyden Prinzen Friedrich u. *Louis* waren selbst als junge BaurenPursche mit ihren Mädchen bey dem Zuge, meine *Moitié*<sup>89</sup> aber war der H. von Hoen in eine alte Bauer-Frau verkleidet. Den 5ten war, wie gewöhnlich, *Cour*, den 6ten Hof-Redoute, den 7ten wegen des AmalienTags, so wie den 8ten wegen des Geburtstags der Fr. Markgräfin von Bayreuth, *Galla*, den 9ten Hof-Redoute, den 10ten wurde ein großes Feuerwerk, das ohngefähr 4. *Louis d'or* kosten mochte, abgebrannt, und den 11ten verließ endlich der H. Herzog Carlsruhe. Wir haben seitdem noch einmal Hof-Bal gehabt, und ietzt ist alles wieder auf dem alten Fuße. Die beyden Hof-Damen der Markgräfin von Bayreuth, welche eine sehr lebhaft *Dame* ist, und besonders sehr gern und sehr gut tanzt, sind beyde aus Sachsen. Die eine ist eine Frl. von Bölzig, eine *Nièce* des verstorbenen Land-Iägermeisters in Merseburg, und an der andern entdeckte ich gar eine Frl. *Cousine* von mir. Sie ist eine Frl. von Metsch,<sup>90</sup> die Schwester des *Lieut.* von Metsch, der sonst in Merseburg stund. Ich habe ihr einen Brief an den H. von Watzdorf, den sie kennt und welcher wie ich aus seinem letzten Briefe vermuthete, ietzt wohl Cammer-Iunker u. Appellations-Rath in Dresden seyn wird, mitgeben müssen, welchen sie durch ihren Bruder, der Amtshauptmann oder sonst so etwas ist, bestellen will. Wenn ich Watzdorf wäre, ich wüste wohl was ich würde, ich wolte [sic] mich weder an einem Hofe *ennuyiren* [sic], noch in einem *Collegio chicaniren* [sic] laßen, sondern mein Vermögen zur Beförderung eines | ruhigern und beßern Glücks brauchen. Wenn der gute Watzdorf erst ein wenig wird geschmeckt hat [recte: haben], was dienen und Hofleben ist, so wird er es gewiß bald satt haben. Ich habe es einsehen gelernt, ohnerachtet ich mit dem Hofe in keiner eigentlichen Verbindung stehe.

Uebermorgen werde ich mit einer Gesellschaft eine kleine Reise nach Mannheim machen, um diese Stadt und alles was sie merkwürdiges hat, kennen zu lernen, und die große Oper, welche auf den Sonntag [sic] aufgeführt wird, zu sehen, und alsdenn der Hof-Redoute beyzuwohnen. Alsdenn möchte ich nur noch gern, Strasburg, Stuttgart, die *Solitude*, Basel, Bern, Zürich [sic], *Genève* und *Lausanne* sehen, aber – Gott versteht mich, sagte *Sancho Pansas* [sic].<sup>91</sup>

---

<sup>87</sup> Frl. von Wöllwarth: vgl. Brief 19.

<sup>88</sup> Frl. von Rathsamhausen: vgl. Briefe 11, 12 und 19.

<sup>89</sup> *Moitié*: frz. (bessere) Hälfte.

<sup>90</sup> von *Metsch*: weitverzweigtes thüringisches Adelsgeschlecht, dessen Angehörige zumeist in Militär oder Verwaltung Kursachsens dienten; die Verwandtschaft mit der Familie von Zinck bleibt ebenso unklar wie die genaue Identität der erwähnten Person. Vgl. NDB Bd. 17 (1994), 262.

<sup>91</sup> Vgl. Brief 13.

SIE werden sich wundern, und es wird mich verdrießen, wenn SIE es nicht thun, daß ich schon 2 ½ Seiten und noch kein Wort von meiner Lieblings-Topik, die meinem Herzen so nahe liegt, geschrieben habe. Ich habe ihr – wem? – Ie, wie können SIE doch so fragen? – wem sonst als meinem lieben Minchen? – am Montage Ihren Gruß geschrieben, und morgen erwarte ich Antwort. Ich habe zwar diese Woche schon 2. Briefe erhalten, aber ich hoffe doch, morgen den dritten zu erhalten. Ich liebe sie jetzt noch immer so sehr, und, wenn es möglich ist, mehr als jemals, und – sie verdient es gewiß, das gute Mädchen. Wenn ich sie nur so glücklich machen könnte [sic], als ich wünsche, doch wenn Liebe glücklich macht, so wird sie es gewiß seyn, und ich auch, denn ich bin versichert, daß sie mich liebt, daß sie mich kennt, und mich deswegen liebt, weil sie mich kennt. Der Herzog von Weimar hat mich des Vergnügens beraubt, sie diesen Herbst zu sehen. Ich wünschte, daß Sie die Frl. von Waldner,<sup>92</sup> die jetzt Hof-Dame bey der Herzogin von Weimar und aus dem Elsas ist, wo sie sich einige Jahre in Rappoltsweiler aufgehalten hat, sprechen könnten, denn diese ist eine sehr vertraute Freundin von meiner lieben *Cousine*, eine sehr artige Person, die ich schon voriges Jahr im Elsas, noch genauer aber vergangenes Frühjahr habe kennen lernen. Ueberhaupt hat die Herzogin 2. Hof-Damen an der Frl. von Wöllwarth u. Frl. von Waldner, die ihr Ehre machen. | Die Frl. von Wöllwarth ist eine Person, die viel Verstand, Klugheit, Geschmack und Lebensart besitzt, und dabei zwar nicht schön ist, aber doch sehr gut aussieht. Sie war bey unserer *Tragedie* meine Schwester, und die Frl. von Rathsamhausen, die größte Schönheit in ganz Karlsruhe meine Geliebte, meine Liebhaber-Rolle war aber eben nicht so gar zärtlich, denn ich war dabey Held, der unerbittlich gegen das Bitten seiner Geliebten für sein Vaterland starb. Das Stück ist übersetzt von einem H. von Glaubitz.<sup>93</sup>

Empfehlen SIE mich allen, die sich meiner erinnern, insbesondere aber dem gnädigen *Oncle*, meiner Schwester, welche Schuld daran ist, daß ich nicht eher geschrieben habe, warum will ich Ihnen ein andermahl schreiben, dem H. *Maj.* von Preuß u. seiner Fr. Gemahlin, H. Wilhelmen und sein Hannchen und die alte Fr. Schumannin nicht zu vergeßen. Pfeifer und unbekannter Weise auch mein Fripon<sup>94</sup>, ein iunger Budel [sic], den ich mir seit einigen Monathen zugelegt habe, empfehlen sich zu Gnaden, und das thue auch ich mit der Versicherung, daß ich Zeit lebens mit der grösten Hochachtung seyn werde

DERO

unterthäniger Diener u. *Neveu*  
Fr. von Zinck

---

<sup>92</sup> *Frl. von Waldner*: Luise Adelaide (gen. Laide) Waldner von Freundstein (1746-1830), Hofdame der Herzogin Luise von Sachsen-Weimar von 1775 bis 1800.

<sup>93</sup> *übersetzt von einem H. von Glaubitz*: P. Corneille, Friedrich Erdmann von Glaubitz (Übers.), *Die Horazier, ein Trauerspiel*, Leipzig (Breitkopf) 1742. Ob diese Information so zu verstehen ist, daß Louise von Münchhausen das Stück auch auf Deutsch lesen können sollte, Zinck also davon ausging, daß sie möglicherweise nicht ausreichend Französisch verstand, muß Spekulation bleiben. In Karlsruhe ist das Stück offensichtlich in seiner französischen Originalfassung aufgeführt worden. Die Rolle des Curiace, welche Zinck gespielt hat, ist das Pendant zur Rolle des Titelhelden Horace als Vertreter der Kriegsparteien Rom und Alba Longa. Horace, Ehemann der Sabine aus Alba Longa, erschlägt, nachdem er seinen Schwager Curiace und dessen beiden Brüder im Zweikampf getötet hat, auch seine eigene Schwester Camille, die mit Curiace verlobt gewesen war und den Verlust ihres Geliebten betrauert. Vgl. Briefe 19 und 31.

<sup>94</sup> *Fripon*: frz. Schelm, Spitzbube.

Absender: Friedrich von Zinck in Karlsruhe  
 Empfänger: Christian Friedrich Eberhard in Leipzig  
 Datum: 9. Dezember 1775  
 Quelle: A (Nr. 18), fol. 35r-36r

Carlsruhe den 9ten *Decembr[is]* 1775.

Wertheater Freund!

Ich schmeichle mir, daß wenn Du diesen Brief erblickst – vorausgesetzt nemlich [sic], daß Du die Hand deines Friends noch kennen wirst, ohne vorher nach der Unterschrift zu sehen – daß Du Dich ein wenig darüber freuen wirst, aber wirst Du, wenn Du ihn durchgelesen haben wirst, nicht ein finsternes Gesicht machen, daß meine Briefe an Dich immer nichts als Aufträge enthalten? Ich kann Dir nicht helfen, dieser hat wieder einen Auftrag zur Absicht, ich will es Dir nur voraus sagen, und ich wuste niemanden in Leipzig, der mir ihn mit so vieler Genauigkeit besorgen würde, als Dich. Die Sache nemlich ist folgende. Das hiesige Fürstl. Kirchen-Raths-*Collegium*, von welchem ich ein unwürdiges Mitglied zu seyn die Ehre habe, hat die Veranstaltung getroffen, daß bey dem hiesigen *Gymnasio academico* die Lateinische Sprache von Anfange bloß durch Sprechen soll erlernt werden. Es müssen sich daher diesen Winter 2. Lehrer mit 4. der geschicktesten Schüler im Lateinisch-Sprechen üben, um solches hernach nach und nach in den Classen auszuführen. Zu diesem Endzweck hat mich der Kirchen-Rath und *Rector Sachs*<sup>95</sup> ersucht, ihm die Leipziger Lateinischen Zeitungen<sup>96</sup> zu verschreiben. Du wirst daher die Gewogenheit haben, mir dieselben vom 1sten *Ianuar[io]* des künftigen Jahres an zu schicken, und zwar ~~gleich~~ die ersten Stücke, welche herauskommen, gleich, | die nachfolgenden aber von Monath zu Monath. Meine *Adresse* [sic] ist folgende:

*A M[onsieur] M[onsieur] le B[aron] de Z[inck] Assesseur à la Regence & au  
 Consistoire de S[on] A[ltesse] S[érénissime] M[on]s[ei]g[neur] le Marggrave  
 règnant de Bade & de Hochberg*

à

*Carlsruh*

e.

Damit aber die Paquete durchs Reich Postfrey gehen, so wirst Du so gut seyn, und über meine Briefe noch ein *Couvert* machen mit dieser *Adresse*:

*A Son Excellence M[onsieur] le B[aron] de Hahn, Conseiller privé actuel &  
 Président de la Regence & du Consistoire de S.A.S. Msgr. le Marggrave règnant  
 de Bade & de Hochberg*

à

<sup>95</sup> *Rector Sachs*: Johann Christian Sachs (1720-1789), markgräfl. Bad. Kirchenrat und Rektor des 1568 in Durlach gegründeten und 1724 nach Karlsruhe verlegten Gymnasium Illustre. „K[irchen]R[at] Sachs erklärte die Psalmen und sämtlichen Propheten; das neue Testament; die römischen Alterthümer; den Horatius. Ueberdem stellte er Uebungen im Style an, und trug Kirchengeschichte des N[eu]en T[estaments], imgleichen Heraldik und Diplomatie vor.“ Vgl. Brunn (1791), 174f.

<sup>96</sup> *Leipziger Lateinischen Zeitungen*: wahrscheinlich die bei Göschen in Leipzig zwischen 1770 und 1787 erschienenen *Ephemerides Lipsicae*.

Carlsruhe.

Franco Nürnberg.

Bey dem Schluße ieden Quartals erwarte ich sodann von Dir eine Rechnung, wie viel die Zeitungen und das Postgeld bis Nürnberg kostet, wo ich sodann nicht ermangeln werde, dir das Ausgelegte iedes mahl mit dem verbindlichsten Danke von Seiten meiner und des ganzen *Collegii* zu überschicken.<sup>97</sup> Wenn es dir aber nicht zu beschwerlich wäre, so wünschte ich wohl noch vor dem neuen Jahre einen Brief, aber diesen unter meiner eignen *Adresse*, von Dir zu haben, worinnen Du mir den Preiß und die Einrichtung derer Leipziger Lateinischen Zeitungen meldetest.

Hast Du denn meine Briefe an Watzdorfen richtig bestellt? Ich habe nunmehr seit Ostern nichts von ihm gesehen noch gehört, ohnerachtet ich erst vor 8. Wochen durch die Frl. von Mezsch,<sup>98</sup> welche aus Sachsen ist, ihn kennt, und mit der Markgräfin von Bayreuth als Hof-Dame hier war, einen Brief an ihn bestellt habe. Schreib mir doch, was Du von ihm weist, da er selbst zu faul ist, es zu thun. So wünschte ich auch gern zu erfahren, wo der H. von Hohenthal<sup>99</sup>, der ehemals hier *Assessor* gewesen ist, sich gegenwärtig aufhält. Ueberhaupt erwarte ich von Dir einen recht langen Brief voller Neuigkeiten, denn ich erfahre fast gar nichts. |

Was macht denn das *Journalisticum*? Es wird wohl seit meiner Abreise aus Leipzig viele Veränderungen erlitten haben. Empfiel [sic] mich allen Mitgliedern deßelben, die mich noch kennen. Wie steht es denn auf dem Fechtboden? Was macht der gute alte Michaelis und Pascha?<sup>100</sup> Grüße sie beyde von mir recht herzlich, und auch Schuberten, wenn er noch lebt. Ich habe seit einem halben Jahre kein Rappier angerührt, und Michaelis würde recht schreyen müssen: Ha, ha! wenn er mir jetzt eine *Lection* gäbe, und ich Finte – oder um *à la Watzdorf* zu reden, einen Pfiff – rein u. *Quart* übern Arm aus dem ganzen Leibe heraus brächte, denn er wird sich wohl noch erinnern, daß dieses immer mein Leibstoß war *scilicet*. Dem H. Dr. Einert, Dr. Rau, dem H. von Kutschenbach<sup>101</sup>, der Prinz, die gute Seele und die verehrungswürdige Maschine genannt, H. v. Reibold, v. Schirnding *etc. etc. etc.* bitte ich mich vielmals zu empfehlen.

Was ich mache? Ich bin *Assessor*, d[as] i[st] ich lebe hier für mein Geld, kann arbeiten so viel als ich nur Appetit habe, bin halb Hofmann, halb Civil-Bedienter, und im Ganzen – nichts.<sup>102</sup> Doch lerne ich mich nunmehr in meine Lage und das Verdrüßliche des hiesigen Orts finden, bin gesund und so viel als möglich vergnügt, denn freylich hat das liebe Studentenleben leider! ein Ende. Es kam aber im Grunde auch nicht viel dabey heraus. Ich habe mir einen Budel zugelegt, und lerne seit 4. Monathen die Flöte. Was mich übrigens hier noch hält, ist, daß ich – ein Mädchen habe. – Ein Mädchen? – Ja, bester Eberhardt, ein Mädchen, wie ich es meinem besten

---

<sup>97</sup> Am Rande von anderer Hand (Eberhard?): „NB Noch zu fragen, ob bey der *Expedition* noch was vor [=für] die Versendung derselben gegeben wird.“

<sup>98</sup> *Frl. von Mezsch*: i.e. Metsch, vgl. Brief 21.

<sup>99</sup> *H. von Hohenthal*: wahrsch. Friedrich August (1750-1798) aus dem aus Leipzig stammenden Reichsgrafengeschlecht von Hohenthal, der 1774 den Dienst eines badischen Regierungsrats quittiert hatte. Sein Bruder Peter Karl Wilhelm Graf Hohenthal (1754-1825), späterer sächsischer Konferenzminister, heiratete 1779 eine Christiane Sophie von Watzdorff; vgl. Ersch/Gruber (1832) II, 9 (Hirudo-Höklyn), 404f.

<sup>100</sup> *der gute alte Michaelis und Pascha*: vgl. Briefe 20, 29, 31, 39 und 42.

<sup>101</sup> *H. von Kutschenbach*: entweder Aug. Friedr. Heinr. oder Friedr. Joh. Aug. Erdmann v. Kutschenbach auf Meilitz, beide immatrikuliert an der Leipziger Universität seit dem 13. Okt. 1772; vgl. Erler (1909), 225.

<sup>102</sup> Am linken Rande von anderer Hand (Eberhard?): „Merseburg Sievers Fritsch. Born.“

Freunde wünsche, ein Mädchen, das schön ist, Verstand und Seele hat, ein Herz voller Empfindung besitzt, erst 17. Jahre alt ist, das ich liebe, das mich liebt, und das meine Braut ist. Nur Schade, daß ich 14. Meilen von ihr entfernt bin! Lebe wohl, bester Freund, wenn ich von meinem Mädchen geredet habe, so geht mirs, wie Micheln in der Jagd, da er des Königs Gesundheit getrunken hatte,<sup>103</sup> als denn kann ich kein Wort mehr schreiben. Antworte mir bald, und sey versichert, daß ich iederzeit seyn werde

Dein

aufrichtiger Freund  
Fr. von Zinck.

### 23

Absender: Friedrich von Zinck in Karlsruhe  
Empfänger: Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck, in Leipzig  
Datum: 29. Dezember 1775  
Quelle: A (Nr. 19), fol. 37r-38r

Carlsruhe auf der Canzley den 29sten *Decembr[is]* 1775.

Gnädige *Tante!*

Ich schreibe Ihnen nicht, um Ihnen zum neuen Jahre zu *gratuliren*, diese Ceremonie werden schon andere beobachten, die Ihnen nicht so von ganzem Herzen Glück wünschen, als ich, und von Ceremonien, und allen Sachen, die aus Ceremonie geschehen, bin ich ein abgesagter Feind, ohnerachtet ich mich in einer Residenz aufhalte, und wöchentlich 2mahl eine *espèce* von Hofmann bin. Was ich Ihnen wünsche, ist Gesundheit für Sie und den gnädigen *Oncle*, denn wenn Sie diese haben, so weiß ich gewiß, daß Sie glücklich sind. Wenn Ihr Churfürst übrigens seine Armee so vermehren wolte, daß die *Grenadier-Compagnie* 200. Mann stark würde, so wolte ich Ihnen dieses so gern gönnen, als mir eine Besoldung von 2000 fl. Meiner Schwester wünschen Sie nur in meinem Nahmen – einen Mann, denn nun ist es warlich Zeit. Was macht denn der H. v. Langen? Wie ich auf diese Frage komme? Ie nun, man hat manchmahl wunderliche Einfälle, von denen man nicht allemahl den Zusammenhang recht weiß. Wie meine Schwester Schuld daran ist, daß ich Ihnen vor einigen Monathen – denn so lange wird es nun wohl seyn? – nicht eher geschrieben habe? Das will ich Ihnen sagen. Ich hatte mich mahlen lassen, *en miniature*, und zwar zweymahl, ein *Portrait* solte – Sie wissen schon wer – haben,

---

<sup>103</sup> wie *Micheln in der Jagd*: Anspielung auf das Lustspiel *Die Jagd* (Wien 1766) von Christian Felix Weiße (1726-1804), das dem Leipziger Komponisten Johann Adam Hiller (1728-1804) im selben Jahr als Libretto eines äußerst populären Singspiels diente. Die Handlung geht auf die Komödie *La partie de chasse de Henri IV* (Paris, 1766; UA bereits 1764) von Charles Collé (1709-1783) zurück, in der der französische König Heinrich IV. („*le bon roi Henri*“) während eines Jagdausflugs unerkannt bei einem Dorfschulzen (bei Weisse mit dem Namen Michel) einkehrt, welcher beim eilig aufgetischtem Mahl immer enthusiastischer auf das Wohl des als guter Fürst charakterisierten Landesherrn anstößt, ohne zu wissen, daß dieser vor ihm sitzt. Weißes Werk zirkulierte im Dezember 1770 in der Leipziger Journal-Gesellschaft.

und das andre meine Schwester. Allein der Mahler, der Fl... doch ich will niemand schimpfen, traf mich nach vielen Versuchen u. Verbeßerungen, deren Erfolg ich erst abwarten | wolte, ehe ich schriebe, traf mich dennoch nicht. Ich gab ihm daher seine *Portraits* zurück, und nun habe ich gar noch einen Process mit ihm, weil er demohnerachtet das *accordirte* Geld haben will. Ich habe mich hernach noch einmahl mahlen laßen von einem andern für 3. Ducaten, und ich hätte mich gern noch einmahl für meine Schwester mahlen laßen, allein noch einmahl 3. Ducaten war für den Beutel eines Regierungs-*Assessoris* ein wenig zu viel. Wenn ich einmahl wieder 3. Ducaten entbehren kann, so soll es noch geschehen, denn wer weiß, wenn wir uns wieder sehen. Ich möchte gar zu gern Sie und Leipzig wieder sehen, aber – Ich nun, ich bin zufrieden. Es gehe, wie es gehe. Ich bin mir keiner schlechten Handlung bewußt, und wenn es nicht um das ganze Glück meines künftigen Lebens zu thun wäre, wenn ich den Gedanken dieienige zu verlieren ohne welche ich nicht glücklich seyn kann, nur ertragen könnte, so wolte ich gern alles thun, um den Vorwurf der Undankbarkeit von mir abzulehnen.

Was ich mache? Ich bin gesund, und übrigens bald mißvergnügt, bald zufrieden, denn es kommen bisweilen Augenblicke wo ich die Verdrießlichkeit meiner Lage im Ganzen genommen nicht ganz unterdrücken kann. Verhältnisse, Geschäfte, Entfernung von Emmendingen, lauter Dinge, die einen bisweilen verdrießlich machen. Es ist kein beßer Leben, als das academische. Da steht man niemanden [sic] im Wege, und es steht einem wieder niemand im Wege, da weiß man nichts von Mißtrauen, Verstellung, Eigennutz, und was dergleichen herrliche Sachen mehr sind, die in dem geschäftigen Leben der großen Welt unvermeidlich sind. Es ist kein beßerer Stand als der Militairstand. Da weiß man von allen den Kunstgriffen u. Cabalen nichts, die einem ehrlichen Mann so unanständig und verabscheuungswürdig sind. Doch was hilfts? Ich wolte, ich wäre was ich nun nicht mehr werden kann und will.

Von Neuigkeiten kann ich Ihnen nichts schreiben. Es geht bey uns ietzt so einförmig zu, wie auf dem kleinsten Dorfe. Doch eins. Unsere Fr. Erbprinzeßin soll, wie man sagt, guter Hoffnung seyn. |

Aber von Ihnen erwarte ich viele Neuigkeiten. Daß der *Appellations*-Rath Winkler an die [sic] Stelle des seel. Born Bürgermeister geworden ist, weiß ich schon.<sup>104</sup> Aber wer ist *Superintendent*? Wer ist in Dresden Minister geworden? Wer kommt an die Stelle des Geheimden Raths von Ponikau<sup>105</sup> nach Regensburg? Es sind ia 2. Generalate niedergesetzt worden? Wie steht es mit der Stadt Leipzig? Ist die *Commission* zu Ende, und was hat sie ausgerichtet? Dauert die liebe Leih-Casse noch fort? Seyn Sie doch so gnädig, u. schicken mir zum Andenken einen Sächsischen Sechser, Dreyer u. einen Silber-Pfennig. Wie steht es denn mit dem Papiergelde? Hier schicke ich Ihnen auch einen kleinen Plan von unserer lieben Residenz-Stadt Carlsruhe.

Empfehlen Sie mich dem H. *Maj.* von Preuß, seiner Fr. Gemahlin, H. Wilhelmen, seinem Hannchen und der alten Fr. Mutter, und sonst allen, die sich meiner

---

<sup>104</sup> Wie aus Eberhards Randnotiz auf dem vorhergegangenen Brief zu vermuten ist, hat er seinen Emmendinger Freund bereits vom Tode des Leipziger Ratsherrn und Bürgermeisters (seit 1759) Jacob Heinrich Born (1717-1775) informiert. Sein Nachfolger, der Stadthauptmann Johann Gottfried Winkler (1731-1795), wurde nachmals durch seine umfangreiche und öffentlich zugängliche Gemälde- und Graphiksammlung berühmt, die zu den Sehenswürdigkeiten Leipzigs zählte, bis sie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in mehreren Auktionen zerstreut wurde.

<sup>105</sup> von *Ponikau* (Ponigkau): nicht ermittelt.

erinnern. Leben Sie übrigens recht wohl, und seyn SIE versichert, daß ich iederzeit mit der vollkommensten Hochachtung seyn werde

DERO

unterthäniger Diener u. *Neveu*  
Fr. von Zinck.

N.S. Ein guter Freund von mir, der H. von Schwartzenu<sup>106</sup>, in deßen Nachbarschaft ich diesen Brief geschrieben habe, empfiehlt [sic] sich unbekanter Weise zu Gnaden.

## 24

Absender: Friedrich von Zinck in Karlsruhe  
Empfänger: Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck, in Leipzig  
Datum: 3. Februar 1776  
Quelle: A (Nr. 20), fol. 39r-40r

Carlsruhe den 3ten *Februar*[ii] 1776.

Gnädige *Tante!*

Für die guten Wünsche, die SIE und meine Schwester mir zum neuen Jahre geschrieben haben, danke ich IHNEN recht vielmals. Meine Schwester mag es nicht übel nehmen, daß ich ihr nicht einen besondern Brief schreibe, sie ließt ia doch die, welche ich Ihnen schreibe, und also ist es im Grunde einerley. Die verdrüßliche Krankheit, welche den guten gnädigen *Oncle* nun zum zweytenmahle an seinem *Avancement* gehindert hat, hat mich von ganzen [sic] Herzen gekränkt, und besonders, daß diese Veränderungen iust zu der Zeit vorfallen müssen, wo das Regiment in Dresden ist, sonst glaube ich, daß der *ordinaire Majors*-Dienst so beschwerlich nicht ist. Ist denn aber ietzt eine andere Einrichtung bey der Sächsischen *Armée* gemacht worden? Denn es solte ia bey iedem Regimente ein *Major* absterben. Vielleicht ersetzt Ihnen die Vorsicht<sup>107</sup> das, was Ihnen ietzt durch einen Zufall entgeht, auf eine andere Art wieder, und diß wünsche ich von ganzem Herzen.

Wie ist Ihnen denn bey der großen Kälte, welche den Zeitungen nach in Leipzig gewesen ist, zu Muthe gewesen? Ich habe in meinem Leben keine solche Kälte erlebt, wie wir bisher gehabt, und sie hat mich auch rechtschaffen viel Holz gekostet, denn ich brenne ietzt wirklich schon an der dritten Clafter. Heute aber ist es sehr gelinde, und hat wirklich den ganzen Tag gethauet. Zum Unglücke hat mich ein Schurke um meinen Pelz betrogen. Vor einigen | Monathen kam ein gewisser H. von Rutt hieher, der aus dem Elsas gebürtig, u. bey dem Herzog von Würtemberg [sic] unter der *Noble Garde* in Diensten gewesen, aber wegen seiner schlechten Aufführung, welches ich iedoch erst in der Folge erfahren habe, mit vielen andern *reducirt* worden war. Er hielt sich einige Wochen hier auf, wo ich ihn denn, weil er im Erb-Prinzen *logirte*, und auf meiner Rückreise von Mannheim, die er in meiner

---

<sup>106</sup> *H. von Schwartzenu*: nicht ermittelt.

<sup>107</sup> *Vorsicht*: Vorsehung

Gesellschaft machte, kennen lernte. Eben bey dieser Reise wurde er gewahr, daß ich einen Pelz hatte. Er gieng nach Strasburg, kam wieder zurück, und blieb wieder einige Wochen hier. Den 13ten *Decembr.* früh schickte er den Hausknecht aus dem Erb-Prinzen zu mir, und ließ mich bitten, ich möchte ihm meinen Pelz borgen, weil er nach Durlach fahren und den nemlichen Tag wieder kommen wolte. Ich, der ich in niemanden ein Mißtrauen zu setzen pflege, schicke ihm meinen ehrlichen Pelz. Abends treffe ich meinen ehemahligen Hauswirth, den Forstverweser Kiefer in der Post an. Dieser erzählt mir, daß er einen schönen Pelz gekauft habe. Ich frage ihn, wie und von wem? Gestern, sagte er, von dem Württembergischen *Officier*, der hier im Hause *logirt*. Dieß machte mich stutzig. Eine Stunde darauf kommt die Post, und ich erhalte einen Brief von dem H. von Rutt von Durlach aus, worinnen er mir schreibt, ich möchte meines Pelzes wegen nicht in Sorgen seyn, er hätte zu Durlach einen Brief gefunden, der ihn genöthigt hätte, nach Pforzheim zu reisen, er würde aber morgen wieder da seyn. Ich lese diesen französischen Brief meiner Tisch-Gesellschaft vor, und nun wuste ein ieder etwas von ihm. Der Wirth, dem er ein Rohr mit einem silbernen Knopfe abborgt, und für *Logis* u. Kost nichts bezahlt hatte, gieng sogleich mit mir in sein Zimmer, wo alle *Meubles*, die wir fanden, ein französischer Roman, ein kleiner Calender und ein alter Hut waren. Der H. von Rutt aber ist seit dieser Zeit mit meinem Pelze, des Posthalters Stocke und 2. *Louis d'or*, die er bey dem Leib-*Medico*, dem Geheimen HofRath von Troxell,<sup>108</sup> geborgt hat, unsichtbar, und soll von Durlach nach Mannheim, von da nach Ulm, und von Ulm auf der Donau nach Wien gegangen seyn. Dies ist die Geschichte meines weiland Pelzes. | Von Emmendingen, damit ich es nicht wieder vergeße, wie das vorige mahl, soll ich Ihnen viele Complimente machen, und insonderheit dankt Ihnen mein Minchen für DERO Andenken unterthänig.

Meine Schwester schreibt mir, daß der H. von Schirnding, vermuthlich der Vater des in Leipzig studierenden Hn. von Schirnding, Ober-Land-Jägermeister geworden ist. Ist denn also der alte Graf Wolfersdorf auch gestorben?

Wir haben hier seit dem neuen Jahr 3. Hof-Bälle und 2. *Redouten* gehabt, und auf den Mittwoch wird die dritte seyn. Donnerstags geht die Herrschaft nach Rastatt, wo noch 2mahl *Redoute* seyn wird. Der H. Markgraf ist mit dem Erb-Prinzen in *Paris*, wird aber den 10ten oder 12ten *huj[us]* zurück kommen. Habe ich Ihnen denn schon geschrieben, daß die verwittwete Churfürstin von Sachsen unlängst auch *en passant* hier gewesen ist? Sie wurde mit vielen Feyerlichkeiten hier empfangen. Ietzt ist sie mit dem H. Herzog von Zweybrücken in *Paris*. Ich bin ietzt ein fürchterlicher Tänzer, denn ich lerne nun schon drey Vierthel-Jahr wöchentlich 2 mahl tanzen, welches ich durch meine wenige Uebung in Leipzig fast ganz verlernt hatte, ohnerachtet ich es zwar auch noch nie recht gekont habe. Aber walzen kann ich doch noch nicht recht, ich mache es aber so gut ich kann, und werde es durch die Uebung schon noch lernen, denn Unterricht hilft nichts dazu. Auf der Flöte mache ich auch starke Progressen. Meiner Schwester will ich die versprochene Arie schicken, so bald ich Zeit u. Lust habe, sie abzuschreiben.

---

<sup>108</sup> *von Troxell*: Franz Matthias Troxel von Sauersberg (alternative Schreibung: de Troxelle; Lebensdaten nicht ermittelt) diente als Leibmedicus des regierenden Markgrafen von Baden-Baden in Rastatt, nach Erlöschen dieser Linie 1771 in gleicher Funktion in Karlsruhe beim Fürsten der nun wiedervereinigten Markgrafschaft Baden. Vgl. *Des Hochlöbl. Schwäbischen Crayses vollständiges Staats- und Adreß-Buch auf das Jahr 1777*, Ulm (Kayser) 1777; S. 160.

Empfehlen Sie mich dem gnädigen *Oncle*, meiner Schwester, H. Wilhelmen u. seiner Fr. Liebste, und wer mich sonst noch kennt, und seyn Sie versichert, daß ich nie aufhören werde, mit der vollkommensten Hochachtung zu seyn

DERO

unterthäniger Diener u. *Neveu*  
Fr. von Zinck.

## 25

Absender: Friedrich von Zinck in Karlsruhe  
Empfänger: Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck, in Leipzig  
Datum: 30. März 1776  
Quelle: A (Nr. 21), fol. 41r&v

Carlsruhe den 30sten *Mart*[ii] 1776.

Gnädige *Tante!*

Ich bin Ihnen diesmahl lange Antwort schuldig geblieben, aber nicht wahr, Sie verzeihen mir es ohne weitläufige Entschuldigung? Wie befinden Sie sich? Wie befindet sich der gnädige *Oncle*, und wird er mir wohl verzeihen, wenn ich ihn [sic] mit einem Auftrage beschwerlich falle, der ihm vielleicht verdrießlich ist? Der Dom-Probst verlangt in seinem letzten Briefe von mir, daß ich jemanden [sic] *Commission* geben soll, der meine Interessen in Leipzig von ihm in Empfang nimmt. Ich habe ihm darauf geschrieben, aber keine Antwort erhalten, ich schriebe gern an ihn, wenn ich nur wüste, was ich ihm schreiben sollte, das ich ihm nicht schon geschrieben habe. Ich *risquire* daher kein Geld zu bekommen, wenn ich nicht jemanden [sic] Auftrag gebe. Einen Advocaten mag ich darzu, wenigstens ietzt noch nicht, wählen, um ihm zu zeigen, wie wenig ich in Willens habe, ihn auf irgendeine Art zu beleidigen. Ich habe daher das Zutrauen zu dem gnädigen *Oncle*, daß er mir die Gefälligkeit erweisen wird, diesen Auftrag zu übernehmen, doch so, daß Sie Anfangs, wenn der Dom-Probst nach Leipzig kommt, sich nichts davon merken lassen, daß ich Ihnen Auftrag gegeben habe, sondern erst alsdenn damit herausrücken, wenn Sie merken, daß er auf seinem Vorsatze, einen Bevollmächtigten von mir zu erwarten, beharrt. Denn Geld, wissen Sie wohl, ist eine herrliche Sache in dieser sublunaren Welt, zumahl in einer Residenz. Nehmen Sie von Gold an, was er Ihnen giebt, nur empfehle ich den Gebrauch der Goldwage, es sind mir alle Gattungen gleich, doch sind mir alte *Louis d'or*, welche wichtig<sup>109</sup> sind, das liebste, denn an *Carolinen* büße ich am Stück 15. Kreuzer ein. Er wird doch nicht gar auf den Einfall kommen, Ihnen Silbergeld geben zu wollen! Doch auch auf diesen Fall mache ich mir aus etlichen Thalern, die ich etwa beym Umsetzen verliere, nichts, wenn ich ihm nur zeigen kann, | daß ich so

---

<sup>109</sup> *wichtig*: Goldmünzen waren nicht selten an den Rändern befeilt und somit leichter als ihr Nenngewicht. Dies war möglich, weil bereits der manuelle Prägeprozeß zu Unregelmäßigkeiten wie geringfügig ungleich breiten Rändern führte. Zudem wiesen viele Kursmünzen keine Randprägung, wie etwa eine Rändelung, auf. Eine Münze war (voll-)wichtig, wenn ihr Gewicht und Edelmetallgehalt den Vorschriften entsprach.

undankbar nicht bin, wie er mich beschuldigt. Schreiben Sie mir doch, was er in Ansehung meiner zu thun Willens ist, oder vielleicht schon gethan hat. Ich bin über den Verlust seines Vermögens schon völlig getröstet.

Bey uns ist es bisher sehr einförmig zugegangen. Heute ist die Herrschaft von Rastatt zurückgekommen, und morgen werden die öffentlichen Gebeter in den Evangelisch-Lutherischen Landen des H. Markgrafen wegen der Schwangerschaft der Fr. Erbprinzeßin ihren Anfang nehmen. Man spricht hier stark von Beförderungen im *Civil-Etat*, vielleicht trifft es mich auch mit.

Ich habe Ihnen letzthin geschrieben, wie ich um meinen Pelz gekommen bin, ich muß Ihnen daher auch melden, wie ich ihn unverhoft [sic] wieder erhalten habe. Ein H. von Gemmingen, ein iunger, reicher *Cavalier* von der freyen Reichs-Ritterschaft, der sich erst vor kurzem verheyrathet hat, und sonst in hiesigen Diensten Cammerlunker und Renth-Cammer-Assessor war, allein deswegen seinen Abschied genommen hat, weil ihm die Cammerherrenstelle abgeschlagen worden ist, trifft in Speyer den H. von Rutt als Hannöverischen Werb-*Officier* an. Mein Pelz fällt ihm ein, und er redet ihn daher gleich an, und fordert ihm denselben ab. Mein H. von Rutt macht zwar Anfangs Schwierigkeiten, da aber der H. von Gemmingen Ernst macht, so bequemt er sich doch endlich, ihn herauszugeben. Und so brachte mir der H. von Gemmingen ganz unvermuthet meinen schon verlohren geschätzten Pelz.

Nun habe ich Ihnen alles geschrieben, was ich nur weiß. Ich befinde mich wohl, außer daß mich Husten und Schnupfen ein wenig *incommodirt*. Von ~~lang~~ Emmendingen habe ich schon lange den Auftrag Complimente an Sie auszurichten. Mein Minchen hat das Fieber. Ich werde in einigen Wochen auf einige Zeit hinreisen, Sie brauchen aber deswegen die Briefe an mich nur nach Carlsruhe zu *addressiren*. Empfehlen Sie mich dem gnädigen *Oncle*, meiner Schwester, H. Wilhelmens und seinem Hannchen, und sonst allen, die mich kennen, und seyn Sie versichert, daß ich Zeitlebens mit der vollkommensten Hochachtung seyn werde

DERO

unterthäniger Diener und *Neveu*  
Fr. von Zinck.

## 26

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen  
Empfänger: Christian Friedrich Eberhard in Leipzig  
Datum: 7. Mai 1776  
Quelle: A (Nr. 22), fol. 42r&v

Emmendingen den 7. May. 1776.

Liebster Freund!

Vergieb mir, daß ich Dir so lange nicht geantwortet, und überhaupt noch nie aus eigener Bewegung sondern allemahl um eine gewisse Absicht zu erreichen an Dich geschrieben habe. Die gegenwärtige Ursache meines Briefs betrifft nichts geringers, als Dich zu einem Mentor zu machen. Verstehe mich aber nur recht, nicht zu einem solchen Geschöpf, deren es in Leipzig wenig erträgliche giebt, und die man Hofmeister nennt, nein sondern zu einem Freund, Rathgeber *etc.* und dazu ist ia

Dein freundschaftliches Herz ohnehin geneigt. Also – mein lieber H. *Advoc.* Eberhardt, hier habe ich die Ehre, Ihnen den H. von Schilling<sup>110</sup> von Karlsruhe zu *praesentiren*: Er hat schon ein Jahr in Erlangen studirt – ins Ohr gesagt, hat auch eine schöne Schwester, und ist ietzt willens seine *Studia* in Leipzig zu *prosequiren*. Da er nun in dieser berühmten und an der Pleisse gelegenen Handels-Stadt ganz unbekant, eine solche Verfaßung aber besonders iungen Leuten sehr unangenehm ist, so unterstehe ich mich, ihn denenselben *de meliori* zu empfehlen. *Dixi*. Aber ein vernünftiges Wort zu sprechen, ich erwarte von Deiner Freundschaft, daß Du diesem iungen Menschen, wie er heißt, was er will, und daß er eine schöne Schwester hat, das weißt Du schon, Bekantschaften verschafst, die ihm nützlich oder wenigstens unschädlich sind, daß Du ihn so viel als möglich abzuhalten suchst, daß er keine dummen Streiche und Leipzig nach seiner Rückkunft Schande macht, welches ohnehin in den hiesigen Gegenden nicht in dem besten Credit steht. Seine Familie wünscht, ihn in ein Privathaus zu bringen, ich habe aber dazu keines vorzuschlagen gewust. Wenn der H. von Reiboldt etwa nicht mehr bey Dir *logiren* solte, so würde ich Dich bitten, ihm dieses *Logis* einzuräumen, wenn es ohne Deine Unbequemlichkeit geschehen kann. |

Was mich anbetrifft, liebster Eberhardt, so wirst Du aus dem Orte meines gegenwärtigen Aufenthalts leicht schließen können, daß ich ein Götterleben führe. Nur Schade! daß es nicht länger als etliche Wochen dauern kann. Alsdenn muß ich wieder in mein altes Joch nach Karlsruhe, und es bleibt mir zu meinem Troste nichts übrig, als die Seufzer, mit welchen ich den May wieder herbey rufe.

Was macht denn Watzdorf? Lebt er noch, oder ist er todt, oder hat er mich in seiner Cammer-Iunker-Würde ganz vergeßen? Ie nu, behüt Gott in Gnaden, ich werde ia auch nicht ewig *Assessor* bleiben, und auch einmahl Cammer-Iunker werden. Ich habe auf 3. Briefe, die ich an ihn geschrieben habe, noch keine Antwort. Zanke Du doch ein bischen mit ihm, vielleicht hilfts.

Antworte mir bald, bester Freund, und schreib mir recht viel Neuigkeiten. Es ist ia ietzt Messe,<sup>111</sup> und diese ist ia sonst immer ein Sammelplatz – von Schuldnern und Gläubigern nicht nur, sondern auch von alten Universitäts-Bekanten. Grüße alle die meinigen, so wohl in als außerhalb Leipzig, besonders aber den guten, alten Michaelis, Pascha, Kutschenbachen<sup>112</sup>, wenn er noch da ist, den *Dr. Rau etc. etc. etc.* Den Hn. von Schilling empfehle ich zu einem Mitgliede ins *Journalisticum*, mich aber allen Mitgliedern deßelben. Lebe recht wohl, und sey versichert, daß ich iederzeit seyn werde

Dein

aufrichtiger Freund  
Friedrich von Zinck.

---

<sup>110</sup> *Herr von Schilling*: Carl Friedrich Schilling von Canstatt (1757-1822), am 18.05.1776 in Leipzig immatrikuliert als „Schilling de[,] Car[olus] Fr[i]d[e]r[icus] Durlacen[sis]“, im April 1778 wieder in Karlsruhe; vgl. Erler (1909), 354, sowie Briefe 27, 28, 29, 31, 36. Er beendete seine Studien in Göttingen und Tübingen und erhielt, nach ausgiebigen Reisen in Europa und einem einjährigen Aufenthalt in den USA, 1790 den Rang eines badischen Kammerherren und Geheimrat; vgl. von Schilling (1807), 65-67.

<sup>111</sup> *Messe*: Die Leipziger Messe fand im 18. Jahrhundert dreimal jährlich statt, zu Ostern, Michaelis (29. September) und Neujahr.

<sup>112</sup> *Kutschenbach*: vgl. Briefe 22 und 33.

Absender: Friedrich von Zinck in Niederemmendingen  
 Empfänger: Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck, in Leipzig  
 Datum: 11. Juli 1776  
 Quelle: A (Nr. 23), fol. 43r-44r

Niederemmendingen den 11ten Jul[ii] 1776.

Gnädige Tante!

Eben ietzt habe ich Dero letzten Brief durch den Hn. *Garnison*-Prediger Nüßlin von Rastatt zugeschickt erhalten, und ich schäme mich, daß ich Ihnen so lange nicht geschrieben habe. Aber hören Sie nur, wie es mir unterdeßen gegangen ist, so werden Sie mich gewiß entschuldigen. Ich bin krank gewesen, und zwar ziemlich gefährlich krank. Was mir gefehlt hat? – Die leidigen Masern! Ich habe sehr viel gelitten, und zum erstenmahle in meinem Leben in der Hitze phantasiert. Man war um mein Leben besorgt. Ein Glück für mich, daß ich sie hier bekam, denn ich kann die Sorgfalt meiner hiesigen Verwandten nicht genug rühmen. Meine Tante und mein Minchen kamen fast nicht von meinem Bette, besonders die letztere. Diese Krankheit ließ mir ein starkes Augenweh zurück, so daß ich 14. Tage lang weder lesen noch schreiben konte. Das ist aber noch lange nicht alles. Da ich vor 14. Tagen wieder nach Carlsruhe reisen wolte, so zog der Kummer über meine Abreise meinem Minchen eine sehr schmerzhaftige Krankheit zu, welche auch mich, weil ich für ihr Leben besorgt seyn muste, in die äußerste Betrübniß und beynahe in Verzweiflung setzte. In 6. Nächten habe ich wenig oder gar nicht geschlafen, sondern beständig auf ihrem Bette geseßen, und sie, wenn sie vor Schmerz u. Mattigkeit aus einer Ohnmacht in die andere fiel, halb todt in meinen Armen gehalten. Am 4ten *huj[us]* stieg die Krankheit auf den höchsten Grad, bis man ihr Nachts um 11. Uhr noch zur Ader gelaßen hatte, worauf sie sich beruhigte, und den 6ten die Krankheit sich in ein *Tertian*-Fieber ver-|wandelte, welches denn ietzt in seinem Gange ist. Sehen Sie, dies sind Abhaltungen genug vom Schreiben.

Daß des Hn. *Oncle* Gesundheit wieder sich verschlimmert hat, bedaure ich eben so sehr, als ich mich über Ihr u. meiner Schwester Wohlbefinden freue. Von dem Domprobst [sic] erhielt ich mein Geld mit einem *ProMemoria* iust zu der Zeit, da ich krank war. Ich habe ihm vor 14. Tagen geantwortet, und gewiß alles mögliche angewendet, um ihn zu versöhnen. Lange kann es nicht mehr so gehen, wenn er mir nicht helfen will, so wird demohnerachtet ein Mittel ausfindig zu machen seyn, daß unsere Verheyrathung vor sich gehen kann, und hilft er mir ietzt nicht, so mache ich mir alsdenn auch in Zukunft aus seinem Vermögen nicht viel. Auf diese Weise entfernt er mich immer mehr von Sachsen, so daß ich den Entschluß faßen muß, Lebenszeit hier zu bleiben, welches Anfangs meine Absicht gar nicht war.

Neues weiß ich Ihnen ietzt nichts zu schreiben, außer daß die Niederkunft der Fr. Erbprinzeßin in Carlsruhe alle Tage erwartet wird.

den 20sten Jul.

Verschiedene Umstände haben mich bisher an der Beendigung dieses Briefs verhindert. Gestern hat das Fieber zum erstenmahle mein Minchen verlassen. Sie ist eine üble Patientin, weil sie so schwer zum Einnehmen zu bringen ist, aber sie muß schlucken, sie mag wollen oder nicht, ich komme mit einem Löffel voll Arzney ohne

sie vorher zu fragen. Ich werde noch so lange hier bleiben, bis sie völlig wieder hergestellt ist.

Daß unsere Fr. Erbprinzeßin am 13ten *huj[us]* in der Nacht mit zwey Prinzessinnen<sup>113</sup> entbunden worden ist, werden Sie vermuthlich schon aus den Zeitungen wissen.

Ich habe zugleich mit Ihrem letzten Briefe auch einen von dem Hn. Eberhardt aus Leipzig erhalten, welchem ich den H. v. Schilling gleichfalls empfohlen hatte. Er ist mit seiner Aufführung u. Einrichtung ein wenig unzufrieden, ich werde auch den Brief an den H. von Kniestädt, seinen vermuthlichen Schwager, schicken, denn ich möchte gern, daß Leipzig mit diesem iungen Menschen Ehre einlegte, da so wenig Reichsländer die Chursächsischen Universitäten besuchen. |

Ich habe noch nicht gewußt, daß die Hn. von Burkersrode ietzt in Leipzig studieren.<sup>114</sup> Wenn Sie sie, wie ich hoffe, zu sehen bekommen, so empfehlen Sie mich ihnen ia aufs freundschaftlichste.

Dem gnädigen *Oncle* empfehle ich mich unter herzlicher Anwünschung einer baldigen Wiedergenesung unterthänig. Wilhelms und allen andern Bekanten bitte ich mich vielmals zu empfehlen, der ich übrigens die Gnade habe, mit der vollkommensten Hochachtung zeitlebens zu verharren

DERO

unterthäniger Diener u. *Neveu*  
Fr. von Zinck.

N.S. Das hiesige Haus empfiehlt [sic] sich Ihnen aufs freundschaftlichste.

## 28

Absender: Friedrich von Zinck in Karlsruhe  
Empfänger: Christian Friedrich Eberhard in Leipzig  
Datum: 26. August 1776  
Quelle: A (Nr. 24), fol. 45r-46r

Carlsruhe den 26sten *August[i]* 1776.

Bester Freund!

Verzeihe mir, daß ich Deinen letzten Brief so lange unbeantwortet gelaßen habe. Ich habe gegründete Entschuldigungen. Ich bin erst seit 8. Tagen wieder hier. Diese ganze Zeit über war ich in Emmendingen, wo erst ich an den Masern ziemlich hart darnieder lag, hernach meine liebe Braut sehr gefährlich krank wurde. Du kanst Dir leicht einbilden, daß bey der Unruhe, in welche ich dadurch versetzt wurde, ich nicht im Stande war, an etwas anderes zu denken, als an die Größe und Unersetzlichkeit des Verlustes, den ich befürchten muste. Ich bin einmahl in 6. Nächten in kein Bette

---

<sup>113</sup> *zwey Prinzessinnen*: Katharina (1776-1825) und Karoline (1776-1841); letztere heiratete 1797 Max Joseph von Pfalz-Zweibrücken, ab 1806 König von Bayern.

<sup>114</sup> *Hn. von Burkersrode*: Heinrich Georg Wilhelm und Johann August, am 2.11.1775 in Leipzig immatrikuliert als „Burckersroda de[,] H[e]nr[icus] Geo[rgius] Guil[elmus] eq[ues] S[axo]“ und „Ioh[annes] Aug[ustus] eq[ues] S[axo]“; vgl. Erler (1909), 47. Vgl. Briefe 39, 41 und 52.

gekommen, und Gram, Angst und Traurigkeit hatten mich so mitgenommen, daß ich selbst wie ein Schatten herumschlich. Sie ist jetzt in Badenweiler, einem Bade 8. Stunden von Basel, um ihre Gesundheit völlig wieder herzustellen, und sich wegen meines Abschieds ein wenig zu zerstreuen. Sie ist ein Mädchen von einem außerordentlichen Geiste und von dem vortrefflichsten Charakter, und ich werde bisweilen stolz darüber, daß ich von einem solchen Mädchen geliebt werde, doch ich will abbrechen, ich bedenke nicht, daß ein Liebhaber, wenn er von seinem Mädchen spricht, einem dritten gemeinlich unausstehlich wird, und daß man ihm selten glaubt, wenn er gleich der Wahrheit treu bleibt.

Für die mir von dem Hn. von Schilling gegebene Nachricht sage ich Dir vielmals Dank. Wenn Du Zeit und Gelegenheit hast, Dich um den iungen Menschen zu bekümmern, so mache | daß Leipzig Ehre mit ihm einlegt, wenigstens von einer Seite, woran Dir, wenn Du ein wenig patriotisch denkst, noch mehr gelegen seyn muß, als mir, da Du ein gebohrner Leipziger bist.

Was urtheilt man denn bey euch [sic] von dem Katechismus der christl. Religion für das Landvolk und dem Anti-Pope unsers HofRath Schlossers? Durch diese Frage verlange ich nicht das Urtheil der Theologen zu wissen, denn dies wird wohl an allen Orten das nemliche seyn – Bonzengift – sondern das Urtheil unpartheyischer Männer, die denkende Köpfe sind. Hast Du auch Schlossers Schreiben an Iselin über die Philanthropinen gelesen? Und wie gefallen sie Dir? Ich wenigstens habe meine eigensten Ideen darinne gefunden. Sie stehen in den Ephemeriden der Menschheit. Doch eine so merkwürdige Schrift wirst Du gewiß gelesen haben, wenn Du auch sonst nicht mehr Zeit hast, so viel zu lesen, als ehemdem. Vielleicht wird es Dir aber angenehm seyn, einen Mann näher kennen zu lernen, der jetzt so viel Aufsehen macht. Er ist ein gebohrner Frankfurter und des Legations-Raths Göthe in Weimar Schwager. Er ist in unseren Diensten Hof-Rath und seit 2 Jahren Oberbeamter der Markgrafschaft Hochberg in Emmendingen, welches die Hauptstadt des ganzen Ober-Amtes ist. Sein Geist ist in seinem Gesichte abgebildet, Feuer und Scharfsinn in seinen Augen, und Ernst und Redlichkeit auf seiner Stirne. Er ist ohngefähr 30. Jahr alt, schön, allein sehr mager, denn sein außerordentlich thätiger und geschäftiger Geist läßt ihn nicht fett werden. Er ist sehr eifrig in seinem Dienste, gewissenhaft, gutthätig gegen Arme, gastfrey, und würde ein vortreflicher Oberbeamter seyn, wenn er weniger hitzig wäre, und nicht dadurch dieienigen von sich abschreckte, die sich ihm nähern müssen. Er hat im gemeinen Leben viel *Suada*, und ist ein ungemein unterhaltender Gesellschafter. Er ist sehr freymüthig, und spricht und schreibt und handelt gerade so, wie er denkt.<sup>115</sup> |

Von mir kann ich Dir weiter nichts schreiben, als daß ich noch immer bin, was ich war, daß ich hier einen sehr mißvergnügten und unangenehmen Aufenthalt habe, daß ich nach meiner Erlösung seufze, und mir nur ein kleines Auskommen in Emmendingen wünsche, um in der Stille und unbemerkt glücklicher zu seyn als ein Fürst. Von Neuigkeiten kann ich Dir auch nichts schreiben, außer daß unsere Fr.

---

<sup>115</sup> Am linken Rand von anderer Hand (Eberhard?): „Iselins Schreiben an H. v. Sahlis über di [sic] Philanthropinen in Deßau u. in Graubündten [sic]. Philantropische [sic] Aussichten redlicher Jünglinge ihren denkenden u. fühlenden Mitmenschen zur Erwekung [sic] übergeben, v. Iselin {1775} Küstner tod. Kirsten D[octor]. Griesheim exam[iniert].“

Erbprinzeßin künftigen Sontag [sic] ihren Ausgang halten wird, und daß man ihr vorgestern erst den Tod ihrer Fr. Schwester der Großfürstin<sup>116</sup> gesagt hat.

Nun kommen Commissionen, bester Eberhardt, denn so ganz leer kann es nicht abgehen. Also 1., die Beantwortung des beyliegenden Zettels<sup>117</sup> 2., Wird das musicalische Wochenblatt in Leipzig noch forgesetzt, und was kostet es? Wenn es nicht über 5 rh. kostet, so sey so gut, und schicke mir den ganzen Jahrgang von 1776. gleich mit Deiner Antwort auf diesen Brief, oder wenn wir dadurch die Postfreyheit bis Nürnberg erlangen, so laß es unter meiner *Adresse* von der Expedition besorgen. 3., Wie viel sind wohl Pferde auf einer Leipziger Meße, wenn deren viel da sind? Eine wunderliche Frage, wirst Du denken! Allein es hängt eine Wette davon ab, die zwey *Officers* hier mit einander eingegangen sind.<sup>118</sup>

Warum schreibt denn Watzdorf gar nicht mehr an mich? Er ist mir auf 3. Briefe Antwort schuldig. Was macht denn der gewesene H. *Lieut.* Bel? Und was machen meine übrigen Bekante [sic]? Empfiel mich allen, die mich noch kennen, als da sind D. Einert, D. Rau, Michaelis, Pascha, H. Pohle *etc.*<sup>119</sup> Lebe recht wohl, antworte mir bald, und sey versichert, daß ich zeitlebens seyn werde

Dein

aufrichtiger Freund  
Fr. von Zinck.

## 29

Absender: Friedrich von Zinck in Karlsruhe  
Empfänger: Christian Friedrich Eberhard in Leipzig  
Datum: 4. November 1776  
Quelle: A (Nr. 25), fol. 47r-48v

Carlsruhe den 4ten *Novembr*[is] 1776.

Werthester Freund!

Ich danke Dir für die gute Besorgung meiner letzten etwas mühsamen Aufträge. Aber siehst Du, was man dadurch gewinnt, wenn man ungestümer Freunde Aufträge gut besorgt? – Neue Aufträge! Erstlich also möchte ich gern wissen, was die neue Auflage von *Leyseri Meditationibus ad Pandectas*<sup>120</sup>, welche zu Berlin in 8vo<sup>121</sup>

---

<sup>116</sup> *Tod ... der Großfürstin*: Wilhelmina Luisa von Hessen-Darmstadt (1755-1776), als Natalja Alexejewna verheiratet mit dem russ. Großfürsten Pawel Petrowitsch (1754-1801), dem nachmaligen Zaren Paul I.

<sup>117</sup> Vielleicht hing der Zettel mit dem Auftrag des Emmendinger Landphysikus Willius zusammen, von dem im folgenden Brief (Nr. 29) die Rede ist.

<sup>118</sup> Am linken Rand von anderer Hand (Eberhard?): [in Bleistift] „von 75. nur ein Quartal 1 f [?; weiter in Tinte] Der Bereiter giebt 500 [?] an die auf s. Liste stehen welche aber doch [\*ein tachygraphisches Zeichen für: nicht\*] alle durch d. Stadt geführet werden.“

<sup>119</sup> Am linken Rand von anderer Hand (Eberhard?): „Knock D[octor]. Rau ist Proff[essor] worden. Michaelis hat sich ein Bauerguth [?] gekauft“.

<sup>120</sup> *von Leyseri Mediationibus ...*: Augustin Reichsfreiherr von Leyser (1683-1752), bedeutender Wittenberger Jurist. Bei den *Meditationes ad Pandectas* handelt es sich um eine Sammlung von über 700 kleineren Aufsätzen, die systematisch den Inhalt der römisch-byzantinischen Gesetzessammlung

herausgekommen ist, kostet, aus wie viel Theilen sie besteht, und wie viel man Exemplare nehmen muß, um eins frey zu haben, auch was ohngefahr [sic] das *Porto* bis Nürnberg kommen möchte? Es werden alsdenn hier eine Anzahl von HofRäthen, Advocaten und andern solchen practischen Geschöpfen, worunter ich auch bin, zusammentreten, und sich diesen Kirchenvater der Themis<sup>122</sup> durch Deine gütige Vermittelung kommen lassen. Das botanische Werk, womit ich Dir letzthin so viel Mühe gemacht habe,<sup>123</sup> war dem Hn. Rath u. Land-*Physicus* Willius zu theuer. Zweytens möchte ich gern den Göttingischen und Leipziger Musen-Almanach<sup>124</sup> haben für das künftige Jahr, und wenn etwa noch ein dritter erscheint, auch diesen, und zwar von iedem 2. Exemplare. Ich schicke dir zu diesem Behuf anliegenden Carolin. Solte etwa etwas von dem Gelde übrig bleiben, so sey so gut, und schicke mir dafür noch ein anderes artiges Buch, deßen Wahl ich Deinem Geschmack überlasse, oder Musicalien für die Flöte, welche ietzt mein Steckenpferd ist.<sup>125</sup> Für den freundschaftlichen Antheil, welchen Du sowohl an meiner als an meiner lieben Braut Krankheit genommen hast, danke ich Dir von ganzem Herzen. Sie ist Gott Lob! völlig wieder hergestellt, wenigstens versichert mich iedermann, der sie gesehen hat, daß sie wieder blühet, wie vorher. Ich versichere Dich, daß Göthens Beschreibungen das noch lange nicht erschöpfen, was ich an dem gefährlichen Krankenlager dieses vortreflichen und von mir so sehr geliebten Mädchen empfunden habe. Wenn sie gestorben wäre – die Haut schauert mir, so oft ich diesen Gedanken denke – so wäre ich ietzt gewiß in Amerika<sup>126</sup> – vielleicht schon todt. | Vielleicht hätte alsdenn bald eine wohlthätige Kugel meine Wünsche erfüllt, und mich von einem verhaßten Leben befreyet, welches mir ietzt, nachdem ich die Welt, ihre Aussichten und Hoffnungen in ieder Art des Lebens näher habe kennen lernen, nur in so fern lieb ist als der Engel, den ich zu verlieren in Gefahr stund, und unser

---

Kaiser Justinians behandeln und im Zeitraum von 1713-1748, dem damaligen akademischen Usus entsprechend, von Leyser selbst als Disputationstexte für seine Studenten verfaßt worden sind; vgl. NDB Bd. 14, 437-439.

<sup>121</sup> *in 8vo* (= *in octavo*): im Oktavformat. Leysers *Meditationes* erfuhren mehrere Auflagen, meist im Quartformat; in zwölf Oktavbänden erschienen sie 1772-76 bei Johann Joachim Beyer nicht in Berlin, sondern in Halle.

<sup>122</sup> *Themis*: in der griech. Mythologie die Göttin der Gerechtigkeit aus dem Geschlecht der Titanen, Gemahlin des Zeus.

<sup>123</sup> Möglicherweise war der Zettel, von dem bei den Aufträgen des vorigen Briefs (28) unter 1 die Rede war, eine Frage von Willius an Eberhard.

<sup>124</sup> *Göttingischen und Leipziger Musen-Almanach*: der Göttinger Musenalmanach erschien, von Heinrich Christian Boie begründet und anfangs ein wichtiges Organ des Hainbundes, von 1770 an (zunächst bei Dieterich in Göttingen) jährlich bis 1807 und ist damit eines der langlebigsten poetischen Almanachprojekte des 18. Jahrhunderts; der Leipziger Musenalmanach erschien bei Schwickert von 1776-1783. Vgl. Mix (1987).

<sup>125</sup> Am linken Rand von anderer Hand (Eberhard?): „Gehler. Schubarth. D[octor]. Kees O[ber]h[of]g[erichts] Ass[essor] [\*weiter in Bleistift\*] Leyser Guelferb[ytum; d.i. Wolfenbüttel als Verlagsort, also eine andere als die von Zinck gewünschte Ausgabe] 21. 8 – [weiter in Tinte] Schröderin Wendler Gött: ✕ 1. f Hamb – 1 – Leipz – 1. 12. [bei den Musenalmanachen, weiter in Bleistift] 12 g. / Leipz. 18 g. / [weiter in Tinte] Uterodt Einert“

<sup>126</sup> Vielleicht zitiert Zinck hier als ungenanntes literarisches Vorbild die Kriegspläne Werthers, von denen im Brief vom 25. Mai (zweiter Teil der *Leiden des jungen Werthers*) die Rede ist: „Ich hatte etwas im Kopfe, davon ich euch nichts sagen wollte, bis es ausgeführt wäre: jetzt da nichts draus wird, ist es ebenso gut. Ich wollte in den Krieg; das hat mir lange am Herzen gelegen.“ Der amerikanische Unabhängigkeitskrieg war im Frühjahr 1775 eskaliert, die 13 revoltierenden amerikanischen Kolonien hatten sich am 4. Juli 1776 für unabhängig erklärt.

beyderseitiges Glück davon abhängt, denn ich kann, ohne eitel zu seyn, sagen, daß sie mich so sehr liebt, als ich sie liebe.

Für die beyden Stellen, welche Du mir in Deinem Briefe mitgetheilt hast, danke ich Dir ebenfals. Ich habette vorher noch keine von beyden gelesen. Die Iris habe ich noch nicht gesehen, und ich weiß weiter nichts davon, als daß sie zu Halle unter der Direction des Hn. Canonic. Iacobi herauskommt. Empfehlung genug für diese Wochenschrift!<sup>127</sup> Ich vermiße unser *Journalisticum* sehr, denn hier ist für die Liebhaber der schönen Litteratur eine sehr unfruchtbare Gegend. Reichstags-Acta, Bücher vom Reichs-Proceß, Reichsgerichtliche Neuigkeiten und andere solche glänzende Neuigkeiten genug, Cameralische und politische Systeme in Menge, aber für Geschmack und Herz sehr wenig. Meine meiste *Lecture* besteht, außer demienigen, was ich Amts und Berufs halber lesen muß, meistens in Französischen Schriften, den Ephemeriden der Menschheit, und denenienigen [sic] Schriften, welche die Philanthropinen betreffen, welche wegen der äußerst wichtigen Folgen, welche ich davon für die Zukunft erwarte, meine ganze Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben. Ich lese würklich ietzt auch den Antipope zum zweytenmahle. Wenn Du wie ich vermuthete, die Ephemeriden der Menschheit auch liesest, so muß ich dich doch mit dem Hn. Schlettwein u. seiner Gemahlin, deren im 8ten Stück bey Gelegenheit der Nachricht von der Gesellschaft zu Schinznach so rühmlich gedacht wird,<sup>128</sup> bekant machen. Schlettwein ist ein gebohrner Sachse, aus der Gegend von Iena,<sup>129</sup> und war auf dieser Universität *Magister legens*<sup>130</sup>. Er machte sich durch seine Schriften über die Cameral-Wißenschaften so berühmt, daß ihn der H. Markgraf hieher berief und auf die Renth-Cammer setzte mit dem Character als HofRath. Er gewann bald das unumschränkte Zutrauen des Herrn, allein seine Hartnäckigkeit, seine Systeme durchzusetzen, und seine Herrschsucht stürzten ihn bald. Er verlangte nach dem Tode des würdigen Geh. Rathes u. Cammer-Präsidenten von Gemmingen *Chef* von diesem *Collegio* und in das Geheimde-Raths-*Collegium* gezogen zu werden. Der Herr würde es gethan haben, allein die Ministers, worunter auch | der berühmte Reinhardt<sup>131</sup> war, widersetzten sich aus guten Gründen. Schlettwein forderte, weil es ihm abgeschlagen wurde und er sich für unentbehrlich hielt, den Abschied und erhielt ihn. Er ging von hier nach Wien und suchte da in Dienste zu kommen, welches ihm aber nicht glückte. Er kam also wieder und lebte hier einige Jahre als

---

<sup>127</sup> Die ab 1774 in Düsseldorf und im Jahr 1776 in Berlin erscheinende *Iris* von Johann Georg Jacobi und Wilhelm Heinse war freilich keine Wochenschrift, sondern erschien annähernd vierteljährlich.

<sup>128</sup> *Ephemeriden der Menschheit ... im achten Stück*: Isaak Iselins Artikel „Schreiben an Herrn Major Frey, über die helvetische Gesellschaft, welche sich jährlich in Schinznach versammelt“, in: *Ephemeriden der Menschheit oder Bibliothek der Sittenlehre, der Politik, und der Gesetzgebung. Achstes Stück 1776*; 176-203. Iselin bietet in Briefform eine summarische Chronik des patriotischen Vereins, der sich seit 1761 jährlich im Badeort Schinznach im Kanton Aargau traf und zu denen auch ausländische Gäste geladen wurden. Unter diese zählen 1776 Johann August Schlettwein (1731-1802) mit seiner Frau Friederike von Geusau, von denen Iselin schreibt: „Eine merkwürdige Erscheinung war mir da der verdienstvolle Herr Schlettwein, und seine vortreffliche Gemahlinn, die unter einer Akademie von Philosophen Bewunderung und Hochachtung würde erworben haben; die den Beyfall von einer Gesellschaft von Menschenfreunden erhielt, und die kurz vorher eine Probe von wahren Muthe abgelegt hatte, indem sie Stand und Glück aufopferte, um durch ihre Liebe die Verdienste eines Philosophen zu krönen, dem sie die Liebe und die Kenntniß der Wahrheit schuldig war“ (177).

<sup>129</sup> *aus der Gegend von Jena*: Großobringen im Weimarer Land.

<sup>130</sup> *Magister Legens*: Privatdozent.

<sup>131</sup> *der berühmte Reinhardt*: Johann Jacob Reinhard (1714-1772), badischer Geheimer Rat und politischer Schriftsteller.

eine Privatperson. Noch in den Tagen seines Wohlstandes wurde er hier mit einer Frl. von Geusau bekant, deren Vater holländischer General u. hiesiger Oberlägermeister gewesen war, welche sehr wißbegierig war. Er unterrichtete sie, und errichtete mit ihr die genaueste Freundschaft. Diese Person heyrathete endlich unsern Schlettwein, welcher kein Amt, keinen Creutzer Vermögen und Schulden genug hatte, wider den Willen ihrer Mutter und ihrer ganzen Familie. Ietzt sind sie mit einander [in] Basel und der Himmel weiß, wie elend sie leben mögen. Schlettwein ist ein Mann von vielem Geist und vieler Gelehrsamkeit, und ein ehrlicher Mann. Er hat dem Markgrafen und dem Lande durch Anwendung seiner Grundsätze vielen Schaden gethan, aber gewiß aus der ehrlichsten Absicht, das hat auch der Erfolg gezeigt. Allein er ist sehr hitzig und hartnäckig in seinen Meynungen, und kann keinen Widerspruch vertragen. Seine Frau ist 30. Jahr alt, und will eine Philosophin seyn, ohne daß ihr die Natur Geist genug dazu gegeben hat. Du kanst Dir also leicht einbilden, daß ihre ganze Gelehrsamkeit ein unausstehliches Geschwätz ist, welches sie ohne Unterschied an den Mann zu bringen sucht. Sie hat viel gelesen, und ihre Liebe zu ihrem ietzigen Manne scheint mir mehr politische Schwärmerey – denn die Politik ist die gefährlichste Wißenschaft um zu schwärmen zu seyn [sic] – und Neigung zum Sonderbaren zu seyn, als wahre Liebe. HofRath Schlosser und seine Frau, welche die wärmste, empfindsamste Seele hat, und dabey mehr wahre Kentniße, nützliche Kentniße besitzt, als iene, sind ein Paar ganz andere Leute.<sup>132</sup>

Ich danke Dir endlich auch für Deine Neuigkeiten, bester Eberhardt, welche mir sehr angenehm gewesen sind, und ich bitte Dich, mir von Zeit zu Zeit mehrere zu geben. Schreib mir auch, was der H. von Schilling macht. Es gefällt ihm, wie mir seine Schwester erst gestern noch bey Hofe gesagt hat, in Leipzig sehr wohl. Aber warum bist Du denn so bescheiden, und schreibst mir gar nichts von Dir und Deinen Schicksalen? Glaubst Du etwa, ich würde keinen Antheil daran nehmen? Das würde mich eben so sehr beleidigen, als Dich die Stelle in meinem Briefe beleidigt hat, daß ein Liebhaber, wenn er von seinem Mädchen rede, einem Dritten gemeinlich unausstehlich werde. |

Aber sage mir, liebster Eberhardt, was soll ich von den Leuten halten, die ich in Leipzig für meine Freunde hielt? Watzdorf hat mir auf 3. Briefe nicht geantwortet. Wilke hat es eben so gemacht. An Beulwitzten habe ich voriges Jahr einem hiesigen *Officier*, der nach Sachsen reiste, einen Brief mitgegeben, allein er hat mich keiner Antwort gewürdigt. An Pitscheln, welcher mit einer *Madem.* Langin in Wetzlar versprochen ist, habe ich auch nach Wetzlar geschrieben, aber auch umsonst. Lauter Leute, mit denen ich in Leipzig so vertraut umging, und welche mich alle vergeßen zu haben scheinen. Wie viel Dank bin ich Dir nicht schuldig, daß ich doch noch bisweilen von Dir einen Brief erhalte! Und wie sehr habe ich Ursache, Dich um die Fortdauer Deiner Freundschaft zu bitten! Schreib mir ia bald wieder, bester Eberhardt! Empfiehl mich allen, die sich meiner noch erinnern, besonders aber dem Hn. D. Einert, D. Rau, Michaelis u. Pascha. Dem letztern rede doch ia die Stadt-

---

<sup>132</sup> *Hofrath Schlosser und seine Frau*: Schlosser besuchte das nämliche Treffen der Helvetischen Gesellschaft und findet in Iselins Artikel wenige Zeilen vor Schlettwein kurze Erwähnung. „Seine Frau“ ist hier Cornelia Schlosser, geb. Goethe, die wenige Monate nach der Niederschrift dieses Briefes, im Juni 1777, bei der Geburt ihrer zweiten Tochter sterben sollte. Daß Schlossers Ehefrau die Schwester des „Werther“-Autors ist, hebt Zinck hier nicht besonders hervor, obwohl weiter oben der Name Goethe bereits gefallen ist. Eberhard wird jedoch dem vorherigen Brief (Nr. 28) vom 26.8.1776 entnommen haben, daß Schlosser mit dem Sachsen-Weimarischen Legationsrat und Schriftsteller verschwägert ist.

Meesen-Gedanken<sup>133</sup> aus. Das wäre doch eine Schande für so einen alten braven Purschen! Wenn Du bisweilen zu Hildebrands kommst, so empfiehl mich auch da allen, die mich noch kennen, Ernstern und Hofmannen mit eingeschlossen. Was macht denn Pohls Christel<sup>134</sup>? Jetzt wünsche ich, daß ich sie nie hätte mögen kennen lernen, so viel Vortheile ich auch von einer Seite durch ihre Bekantschaft erlangt habe. Sie wird doch wohl vielleicht bisweilen an mich und an das denken, was ich ihr gesagt habe. Was ist denn aus dem H. *Lieut.* Bel geworden? Empfiehl mich endlich auch denjenigen Mitgliedern des *Journa[li]sticum*s, die mich noch kennen. Lebe recht wohl, und sey versichert, daß ich, der Hofluft, die ich einathme, ungeachtet, zeitlebens seyn werde

Dein

aufrichtigster, redlichster Freund  
Fr. von Zinck.

### 30

Absender: Friedrich von Zinck in Karlsruhe  
Empfänger: Carl Friedrich Markgraf von Baden in Karlsruhe  
Datum: 5. Dezember 1776  
Quelle: C, fol. 2r&v (Geheimrats-Protokoll-Nr. 4581)

DURCHLAUCHTIGSTER MARKGRAF,  
Gnädigster Fürst und Herr!

Vor zwey Jahren hatten EW. HOCHFÜRSTL. DURCHLAUCHT die Gnade für mich, mir den Zutritt zu HÖCHSTDERO Landes-Collegien zu verstatten. Die Zufriedenheit, welche der Herr Geheimde Rath und Präsident von Hahn, unter deßen Augen ich arbeitete, mit meinen Diensten bezeugte, machte mir Hoffnung, in EW. HOCHFÜRSTL. DURCHLAUCHT Diensten mein Glück machen zu können. Diese Hoffnung bewog mich, meiner Neigung Gehör zu geben, und mich mit meiner *Cousine*, der Tochter HÖCHSTDERO Ober-Forstmeisters von Zinck in Emmendingen, zu versprechen, um durch diese Verbindung, wenn sie EW. HOCHFÜRSTL. DURCHLAUCHT höchste Genehmigung erhalten würde, als der letzte meiner Familie auch mein häusliches Glück zu befestigen. Meine Vermögens-Umstände aber sind jetzt noch sehr gering, so, daß ich ohne EW. HOCHFÜRSTL. DURCHLAUCHT | gnädigste Hülfe meine Hoffnungen, Aussichten und Ansprüche auf Glückseligkeit vereitelt sehen müste. Ich wage es daher, EW. HOCHFÜRSTL. DURCHLAUCHT in der Zuversicht eine Bitte unterthänigst zu Füßen zu legen, daß HÖCHSTDIESELBEN gern das Glück eines unterthänigsten Dieners befördern werden, welcher desselben, wenigstens von Seiten des Herzens nicht ganz unwürdig ist. Wenn EW. HOCHFÜRSTL. DURCHLAUCHT mich dem HofRath Schlosser zu Besorgung des Ober-Amts Hochberg mit einer geringen Besoldung beysetzen wolten, so würde

---

<sup>133</sup> *Stadt-Meesen-Gedanken*: „Mesen oder Stadtmesen wurden in Leipzig die dortigen Stadtsoldaten genannt.“ Vgl. C. B. von Ragoocky, *Der flotte Bursch oder Neueste durchaus vollständige Sammlung von sämtlichen jetzt gebräuchlichen burschicosen Redensarten und Wörtern ...*, Leipzig (Nauck) 1831; 58.

<sup>134</sup> *Pohls Christel*: vermutlich eine Leipziger Liebschaft aus Zincks Studentenzei; vgl. Briefe 41 und 42.

ich dadurch nicht nur in den Stand gesetzt, mich unter der Anleitung des HofRath Schlosser zu EW. HOCHFÜRSTL. DURCHLAUCHT Diensten brauchbarer, thätiger und vollkommener zu machen, sondern HÖCHSTDIESELBEN würden auch mich und einen alten Diener,<sup>135</sup> in dessen Nahmen ich diese unterthänigste Bitte zugleich mit wage, zu einer Dankbarkeit ohne Grenzen verpflichten, wo ich hingegen, wenn EW. HOCHFÜRSTL. DURCHLAUCHT dieser unterthänigsten Bitte gnädigst nicht *deferiren*<sup>136</sup> wolten, der unglücklichste Mensch seyn würde. Der ich in tiefster Unterwürfigkeit ersterbe

EW. HOCHFÜRSTL. DURCHLAUCHT

unterthänigst-treu gehorsamster  
Friedrich von Zinck.

### 31

Absender: Friedrich von Zinck in Karlsruhe  
Empfänger: Christian Friedrich Eberhard in Leipzig  
Datum: 17. Januar 1777  
Quelle: A (Nr. 26), fol. 49r-50v

Carlsruhe, den 17ten *lanuar*[ii] 1777.

Bester Freund!

Es ist zwar eine Nachlässigkeit von mir, daß ich Deinen letzten Brief so lange unbeantwortet gelaßen, und Dir noch nicht einmahl für die freundschaftliche Besorgung meiner Aufträge gedankt, allein ich hoffe, Du wirst mir verzeihen, und mir fernerhin Deine Freundschaft und Deinen Briefwechsel schenken, welcher mit um so angenehmer ist, ie seltner und unzulänglicher für meine Neugierde und den Antheil, den ich immer an Sachsen und besonders an Leipzig nehme, der Briefwechsel meiner übrigen Bekanten ist. Diese sind der *Adv.* Held in Leipzig, meine *Tante*, die Fr. von Münchhausen, und Klinkhardt in Merseburg, allein von keinem erhalte ich Nachrichten, wie ich bisweilen gern haben möchte, als von Dir.<sup>137</sup> Ehe ich nun zur Beantwortung Deines Briefs fortgehe, will ich Dir zuförderst meine gegenwärtige Lage erzählen, welche nicht die angenehmste ist. Man hat mir vor ungefähr 7-8. Wochen einen gewissen Hn. von Günderode, einen Menschen von 21. Jahren vorgezogen, welcher erst ein halb Jahr nach mir hergekommen ist, und ihn zum Cammer-Junker und HofRath mit der Tafel bey Hofe und 400 fl. Besoldung

---

<sup>135</sup> *alter Diener*: Zinck spielt hier wohl auf seinen künftigen Schwiegervater Gottlob Leberecht an, der seit 1750 im badischen Forstdienst stand.

<sup>136</sup> *deferiren*: laut Adelung, *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart*, Band 2 (Leipzig 1796), Sp. 640, „[e]inem Gesuche *deferiren*, in den Kanzelleyen, es bewilligen.“ Am 12. Dezember wird im Geheimrats-Protokoll (Quelle C, fol. 3r) folgender Entschluß festgehalten: „Dem Assessor von Zinck wird im Gefolge Se[renissimi] höchster Entschließung der Geheime Rath und Präsid. von Hahn bekannt machen, daß seine Bitte um Anstellung bey dem OberAmt Hochberg mit einer Besoldung in angebrachter Art nicht statt finde.“ Vermerkt ist als Ausführungsdatum der 19. Dezember 1776.

<sup>137</sup> Am linken Rand von vermutl. mehreren anderen Händen: „Bauer Proff. Leipz Jablonofs[=Jablonovskij] Gray Wazdorf Klinkhard Kees Griesheim Have. Wilke Geiler Schröters“.

gemacht.<sup>138</sup> Die beyden *Assessores*, welche vor mir waren, neml. der H. von Ulmenstein und H. von Hoen, waren vorher schon fortgegangen, weil sie voraus sahen, daß dieses geschehen würde. Der H. von G[ünderode] ist sehr geschickt, und sehr arbeitsam. Warum er mir ist vorgezogen worden? – Weil ich nicht für rathsam hielt, mich in meinen besten Jahren eines ungewißten Glücks wegen ungesund zu arbeiten, zumahl da mir die Arbeiten bey der hiesigen Regierung aus verschiedenen Ursachen, welche anzuführen zu weitläufig seyn würde, äußerst verdrüßlich und überhaupt alle Rechts- und Regierungs-Geschäfte, so wie sie gemeiniglich getrieben werden, verhaßt u. ekelhaft sind, weil sie meistens darauf gehen, Menschen zu Slaven {zu} machen, Despotismus auszubreiten, Geitz, Habsucht *etc.* zu begünstigen, und Liebe und Eintracht unter den Menschen zu ersticken, weil ich habe einsehen lernen, was vielleicht mancher Minister nicht weiß, oder nicht wissen will, daß, wie Schlosser sagt, Befehle nur Worte sind,<sup>139</sup> daß wir uns oft auf unsern Canzleyen oder Studierstuben mit Veranstaltungen brüsten, deren Ausführung, welche aber der Minister zum Unglück nicht selbst übernimmt, denn sonst würde er klüger werden, den Unterthanen unglücklich macht. | Allein dies war nicht die einzige Ursache. Ich konte nicht kriechen, nicht schmeicheln, nicht meine Grundsätze verläugnen, kein Slav von den Meynungen anderer seyn. Ich besuche schon seit 6. Wochen keine Sessionen mehr, meide den Hof, kurz ich mache es, wie der H. von Hohenthal, da ihm der H. von Schwartzenau<sup>140</sup> vorgezogen worden ist. Man hat mir, da ich mich beschwerte, und mich sogar an den Herrn selbst wendete, verschiedene Vorschläge gethan, auf welche ich mich aber nicht einlassen kann, weil ich bey allen keine Aussichten hatte, in langer Zeit ein gewißes *Etablissement* zu haben. Ich habe gebeten, man möchte mich ohne Besoldung dem HofRath Schlosser zu Besorgung der Geschäfte im OberAmt Hochberg beysetzen. Wenn mir darinnen nicht willfahrt wird, so nehme ich meine *Dimission*, und privatisire zu Emmendingen. Ein Vorsatz, den ich ohnehin gewiß einmahl würde ausgeführt haben, wenn mir es mein Vermögen mit der Zeit gestatten wird. Es reuet mich fast täglich, daß ich nicht den *Militair*-Stand ergriffen habe, den einzigen Stand, wo man vom Hofe, von der Cabale und *Intrigue* entfernt seyn, und ohne seinen Nachtheil rechtschaffen seyn kann, wo man frey denken und handeln kann, und wo man, wenn einem ein Schurke aufstößt, ihm entweder mit einer edeln Verachtung aus dem Wege gehen, oder sich auf eine ungekünstelte Art mit Michaelisischer Kunst<sup>141</sup> Ruhe vor ihm verschaffen

---

<sup>138</sup> *Herr von Günderode*: Hektor Wilhelm Frhr. von Günderode (geb. 1755 in Hanau) war nach Studien in Göttingen und einem Praktikum am Reichskammergericht in Wetzlar 1775 (vgl. Brief 17) nach Karlsruhe gekommen und bekleidete dort, wie Zinck protegiert von A. J. von Hahn, eine Assessorenstelle. Seine Ernennung zum Hofrat und Kammerjunker erfolgte im November 1776 und war der Beginn einer lebenslangen Karriere in badischen Diensten. Nach frühen dichterischen Versuchen (*Versuch in Idyllen*, Karlsruhe 1771) verlegte er sich schriftstellerisch auf die Rechts- und Geschichtswissenschaften und publizierte in einschlägigen Zeitschriften. Karoline von Günderode (1780-1806) war seine älteste Tochter. H. W. v. Günderode starb bereits 1786 in Karlsruhe. Vgl. Briefe 17, 33 und 65; vgl. ferner Ersch/Gruber; Bd. 97 (Leipzig 1878), 157-167.

<sup>139</sup> *wie Schlosser sagt ...*: Die Formulierung findet sich im Artikel „Herr Hofrath Schlossers Schreiben an Herrn Rathschreiber Iselin über die Philanthropinen“, in: *Ephemeriden der Menschheit oder Bibliothek der Sittenlehre, der Politik, und der Gesetzgebung*, Erstes Stück 1776; 24-41, hier 36: „Wollt ihr den Staatsmann umstimmen, den Despotismus, den er im Namen des Königs sucht, niederzulegen; anzuhören, daß ihm Wahrheit freymüthig widerspreche, anzuhören, daß sein Verstand ihn hier und da verlassen hat; daß der Unterthan über ihn und mit Recht seufzet; daß auch der seine Rechte hat; daß Befehle nur Worte sind?“

<sup>140</sup> *Herr von Hohenthal ... H. von Schwartzenau*: vgl. Brief 22 und 23.

<sup>141</sup> *mit Michaelisischer Kunst*: mit der Fechtkunst; vgl. Briefe 20, 22, 29, 39 und 42.

kann. Wäre mein Herz und meine Hand noch frey, ich würde diesen Stand noch heute wählen.

Nun will ich Deinen Brief beantworten. Den Leyser<sup>142</sup> können wir hier wohlfeiler haben. Uebrigens danke ich Dir für die viele Mühe, die Du Dir deswegen gegeben hast. Den zweyten Leipziger M[usen]A[lmanach] hätte ich gern gehabt, die *Gesch. d. FrH. von Cr.*<sup>143</sup> hatte ich noch nicht gelesen, wie man denn hier überhaupt neue Schriften selten zu lesen bekommt. Schriften vom Reichs-Proceße, von den Angelegenheiten des Reichstags, *Deductionen* und dergl. so viel du wilst, aber schöne Schriften? – Glaubst Du, mein lieber Eberhardt, daß ich verlange, daß meine Aufträge die Kosten machen sollen? Es ist mir daher wunderlich vorgekommen, daß Du um Verzeihung bittest, weil Du Dich für das *Porto* eines Auftrags bezahlt gemacht hast, welcher dir Mühe gemacht hat, allein das *Porto* für die überschickten Bücher hast Du doch getragen. Wenn Du mir nicht versprichst, in Zukunft in diesem Stücke weniger freygebig zu seyn, so werde ich mich hüten, Dich wieder mit Aufträgen zu beschweren. |

Der Gothaische Theater-Almanach<sup>144</sup> ist mir bekant, und gefällt mir außerordentlich wohl. Ich besitze den v[om] I[ahr] 1775. selbst, und es würde mir sehr angenehm gewesen seyn, wenn Du mir die beyden folgenden geschickt hättest. Du weißt, wie interessant mir iederzeit das Theater gewesen ist, und seit dem ich Leipzig verlassen habe, d. i. seit 2 ½ Jahre [sic] habe ich nichts in dieser Art gesehen, als voriges Jahr eine *Opera seria* in Mannheim, allein diese Gattung von Schauspielen entfernt sich von der Natur zu sehr, ist zu sehr bloß für Ohr und Auge, läßt das Herz zu unbeschäftigt, als daß sie nach meinem Geschmack seyn könnte. Bey der Vermählung des Herzogs von Weimar habe ich hier bey der Aufführung einer *Tragedie* von *Corneille: Horace*<sup>145</sup> die Rolle des *Curiace* gemacht. Ich würde Dich gebeten haben, mir den Th[eater] Alm[anach] auch zu schicken, wenn ich nicht befürchtet hätte, das Geld möchte nicht zureichen, denn ich glaubte, die M[usen]A[lmanache] würden theurer seyn. Ich habe ietzt nach Bern geschrieben, um sie von da zu bekommen. Fritzens Reise nach Dessau<sup>146</sup> habe ich nicht gelesen, und in Zukunft kanst Du dieses *in dubio* von allen neuen deutschen Schriften *praesumiren*.

Daß der H. v. Schilling so wenig Hoffnung giebt, Leipzig nach seiner Zurückkunft Ehre zu machen, ist mir sehr unangenehm. Man denkt hier von dieser Universität so gar vortheilhaft nicht. Es ist aber auch wahr, daß sich eure Herren *Professores* zu wenig um die Verfaßung und Angelegenheiten des deutschen Reichs bekümmern, sondern sich bloß auf Sachsen einschränken, daher es denn kommt, daß die meisten Sachsen, wenn sie ihr Vaterland verlassen, in dem übrigen Deutschland Fremdlinge sind.

Deinen letzten Brief habe ich an einem Sontage [sic] früh erhalten, da just [sic] der Rath Schwalbach, unser erster Regierungs-Secretair bey mir war, und hat mich also von nichts abgehalten, sondern mir vielmehr außerordentlich viel Freude gemacht. Von meiner lieben Braut bin ich leider 14. Meilen entfernt, denn mein *Oncle*, ihr Vater, ist OberForstmeister in der Markgrafschaft Hochberg, wovon der Hauptort

---

<sup>142</sup> Leyser: vgl. Brief 29.

<sup>143</sup> *Gesch. d. FrH v. Cr.*: nicht ermittelt.

<sup>144</sup> *Gothaischer Theateralmanach*: Der *Gothaer Theaterkalender* erschien bei Ettinger von 1775-1800.

<sup>145</sup> Vgl. Briefe 19 und 21.

<sup>146</sup> *Fritzens Reise nach Dessau*: Johann Gottlieb Schummel, *Fritzens Reisen nach Dessau*, Leipzig (Crusius) 1776. Ein in eine Erzählung gekleideter Bericht über das Basedowsche Philanthropinum in Dessau.

Emmendingen ist, ein ganz kleines Städtchen, 3. Stunden von Freyburg in Brigau [sic]. Nun geschwind hole Deinen Büsching, oder wenn Du diesen nicht hast, so kann der alte, ehrliche Hübner<sup>147</sup> diese Stelle auch vertreten, und suche mit Hülfe der Charte von Deutschland den Ort, wo sich das Mädchen aufhält, welches allein im Stande war, mich meinem Vaterlande ungetreu zu machen, denn sonst wäre ich, unter uns gesagt, schon lange wieder in Sachsen. Dein Auftrag, Dich ihr zu empfehlen, soll aber demohnerachtet nicht vergebens seyn, denn wenn ich wieder so glücklich bin, sie zu umarmen, so will ich ihr einen Freund bekant machen, den ich sosehr liebe und schätze, und ein Freund von mir ist gewiß auch der Ihrige. Aber die vorgeschriebene Stellung kann ich unmöglich beobachten, denn wenn ich ihr die Hand küste, so läßt mich meine Zärtlichkeit an keine besondere Stellung denken. | Dem Hn. D. Einert wünsche in meinem Nahmen Glück zu seiner Verbindung. Ist denn seine Braut etwa eine Schwester des Hn. Kober, mit welchem ich die letzte Zeit studiert habe? – Kees<sup>148</sup> ließt ia, wie ich aus den Leipziger Zeitungen gesehen habe, eine ganze Menge *Collegia*? Nun verzweifle ich an keinem Dummkopf mehr. – Sage mir nur, warum Watzdorf gar nicht mehr an mich schreibt! – Vor einiger Zeit habe ich hier unvermuthet einen iungen Menschen angetroffen, mit dem ich in Leipzig studiert, doch ohne ihn damahls zu kennen. Er hat im Fürstenhause *logirt*, und war mit dem Gräfl. Reußischen HofRath Fickweiler hier. Seinen Nahmen habe ich vergeßen, es war ein wunderlicher Nahme, fast so wie der, von dem der sel. D. *Rivinus* bey einer Disputation gesagt hat: Wie könnte ich doch Besak heißen?<sup>149</sup> Was machen denn die Herren Pohle, Koch, Gallisch?<sup>150</sup> Was Wagner, *Scabini filius*<sup>151</sup> Barthel, der Schuß? Kurz, ich bitte Dich fortzufahren, mir von meinem alten Bekanten Nachricht zu geben. Schreibe mir doch auch die ganze merkwürdige

---

<sup>147</sup> *Büsching ... Hübner*: Anton Friedrich Büschings *Neue Erdbeschreibung*, Hamburg 1754 (viele Folgeauflagen); Johann Hübners *Allgemeine Geographie aller vier Welt-Theile*, Dresden 1761-62, oder das ab 1704 in Leipzig erschienene *Reale Staats- und Zeitungs-Lexicon*, der sprichwörtliche „Hübner“; vgl. Brief 1.

<sup>148</sup> *Kees*: Jacob Friedrich Kees (1750-1821), aus Leipzig stammender Jurist. Immatrikuliert im Mai 1768, also zeitgleich mit Zinck auf der Leipziger Universität, erwarb er das Baccalaureat beider Rechte im Mai 1773 und die Magisterwürde der Philosophie 1775. Im darauffolgenden Jahr wurde er zum *Doctor utriusque iuris* promoviert. Neben seiner Stellung an der Leipziger Universität, in deren Vorlesungsverzeichnis er bis zu seinem Tode im WS 1821 aufgeführt ist, bekleidete er das Amt eines sächsischen Oberhofgerichtsrats. Vgl. Erler (1909), 191; Historische Vorlesungsverzeichnisse der Universität Leipzig, [http://histvv.uni-leipzig.de/dozenten/kees\\_jf.html](http://histvv.uni-leipzig.de/dozenten/kees_jf.html) (30.05.2012); und den Personendatensatz der Deutschen Nationalbibliothek unter <http://d-nb.info/gnd/100176690> (30.05.2012); sowie Brief 36.

<sup>149</sup> Tatsächlich führt Erler (1909), 25, mehrere Studenten des Namens Besack aus dem lausitzischen Großkölzig auf.

<sup>150</sup> *die Herren Pohle, Koch, Gallisch*: Alle drei waren Mitglieder der Journalgesellschaft. Christian Friedrich Pohl (1752-1820), Sohn eines Medizinprofessors an der Leipziger Universität (vgl. Brief 34), studierte wie Zinck die Rechte, wurde 1775 Magister (vgl. Brief 36) und 1779 zum *Doctor juris* promoviert. Er wirkte als Advokat und Rathsherr in Leipzig sowie als Proconsul der Juristenfakultät; vgl. Briefe 16, 28, 38, 39 und 65; sowie Wießner (2003), 150. Auch der Leipziger Bürgermeistersohn Christian Traugott Koch (1752-1826) studierte Jura – Baccalaureus 1773 und *Doctor juris* 1776 – und auch er war Advokat, Stadtrat und Proconsul der Juristenfakultät. 1795 wurde er Stadtrichter und 1800 Stadtbaumeister in Leipzig; vgl. Wießner (2003), 150. Friedrich Andreas Gallisch (1754-1783), Sohn eines Apothekers, studierte Medizin, wurde 1777 promoviert und 1782 zum Professor der „Arzneygelahrtheit“ berufen. Er dilettierte als Dichter und starb jung; vgl. Briefe 34 und 58; sowie Wießner (2003), 151.

<sup>151</sup> *Scabini filius*: Die Anspielung bleibt dunkel. *Scabinus* ist der lateinische Rechtsterminus für einen Schöff.

Geschichte des berühmten Schrepfer,<sup>152</sup> so viel man nemlich zuverlässiger davon weiß, denn ich habe erst vor kurzen [sic] Anecdoten gehört, die mir unbekant gewesen sind, und ich habe versprochen, mich nach der Wahrheit zu erkundigen. Es wird vor einiger Zeit in Leipzig ein Sängers Concert gegeben haben, Nahmens Lorenz.<sup>153</sup> Er ist in hiesigen Diensten, und vor einigen Tagen wieder hier angekommen. Er rühmt sich in Leipzig und Dresden viel Beyfall erhalten zu haben; ich kann mir aber nicht einbilden, daß an einem Orte, wo man eine Mara<sup>154</sup>, eine Schröterin, einen *Patrassi* gehört hat, ein Lorenz soll gefallen haben. Schreibe mir doch also, ob es wahr ist. Bey Gelegenheit des *Patrassi* fällt mir Kanitzky ein, was macht denn dieser? Grüße mir den guten alten Michaelis, Pascha und wer mich sonst noch kennt, auch dem [sic] alten Schubert. Florirt denn Peter noch? Lebe recht wohl, antworte mir bald wieder, und sey versichert von der Freundschaft

Deines

aufrichtigen Freundes  
Fr. von Zinck.

N.S. Seip, der Meklenburger,<sup>155</sup> hält sich ietzt in Wetzlar auf. Er hat da von dem Hn. von Ulmenstein, welcher in hiesigen Diensten gewesen ist, erfahren, daß ich hier bin, und hat von Wetzlar aus vor einigen Wochen an mich geschrieben.

---

<sup>152</sup> *Geschichte des berühmten Schrepfer*: Johann Georg Schrepfer (oder Schröpfer), ein 1739 in Nürnberg geborener ehemaliger preußischer Husar, eröffnete 1769 in Leipzig ein Kaffeehaus. Dort trat er – Cagliostro nicht unähnlich, mit welchem gemeinsam er häufig genannt wird – mit dem Anspruch auf, Kenntis der „wahren Geheimnisse“ der Freimaurerei zu haben sowie über geheimes magisches Wissen und die Fähigkeit zu verfügen, Geister zu beschwören. In der durch die damalige Konkurrenz einander wechselseitig delegitimierender freimaurerischer Lehrarten destabilisierten Leipziger Logenszene hatte der charismatische Café-Wirt leichtes Spiel dabei, seine Kritiker auszubooten und sich selbst für einige Zeit als hohe masonische Autorität und Stuhlmeister einer eigenen Loge zu installieren. In seinem Kaffeehaus hielt er, vermutlich unter Verwendung von Spiegeln, einer Laterna magica und großer Mengen Rauch, magische Zeremonien und „Geisterbeschwörungen“ ab, bei denen sich bald ein großer Teil der Leipziger feinen Gesellschaft versammelte. Seine steigende Reputation als übernatürlich Begabter führte ihn schließlich an den Dresdener Hof, wo er mit einem großangelegten Kreditbetrug seinen Ruhm ausmünzen wollte. Selbst der sächsische Konferenzminister Friedrich Ludwig von Wurmb (mit dem Zinck später wegen der mutmaßlichen Urkundenfälschung seines Onkels, des Domprobstes, korrespondierte und dessen Sohn Wolf den ehemals Zinckschen Familienbesitz in Witzschersdorf erben sollte) ließ sich von dem Leipziger Hochstapler dúpieren. Als die Operation jedoch aufzufliegen drohte, erschoss sich Schrepfer am 8. Oktober 1774 im Rosental bei Leipzig. Die Affäre Schröpfer wurde weit über die Stadtgrenzen Leipzigs hinaus rezipiert und diskutiert, wovon zahlreiche Pamphlete und Streitschriften zeugen. Vgl. Freller (2006), 38f.

<sup>153</sup> *Lorenz*: nicht ermittelt.

<sup>154</sup> *Mara ... Schröterin ... Patrassi*: Gertrud Elisabeth Mara, geb. Schmähling (1749-1833), international gefeierte Sopranistin, Schülerin des Leipziger Komponisten und Gesangspädagogen Johann Adam Hiller (1728-1804,) spätere Primadonna der Berliner Hofoper; Corona Elisabeth Wilhelmine Schröter (1751-1802), ebenfalls Schülerin Hillers, war 1776 auf Empfehlung Goethes Hofkammersängerin in Weimar geworden und fungierte unter dessen Direktion auch als Schauspielerin (Titelrolle in der Uraufführung der *Iphigenie* 1789); Michele Patrassi (um 1750-nach 1790), italienischer Kastrat, der mit einer eigenen Operntruppe in mehreren Städten Deutschlands gastierte.

<sup>155</sup> *Seip, der Meklenburger*: nicht ermittelt.

Absender: Friedrich von Zinck in Karlsruhe  
 Empfänger: Carl Friedrich Markgraf von Baden in Karlsruhe  
 Datum: 13. Februar 1777  
 Quelle: C, fol. 4r (Geheimrats-Protokoll-Nr. 527)

DURCHLAUCHTIGSTER MARKGRAF,  
 gnädigster Fürst und Herr!

EW. HOCHFÜRSTL. DURCHLAUCHT statte ich für die mir bisher gnädigst gestattete Erlaubniß, denen Sitzungen HOECHSTDERO Landes-Collegien beyzuwohnen, und mich in rechtlichen und Regierungs-Geschäften zu üben, den unterthänigsten Dank ab. Da mir aber meine Privat-Umstände nicht gestatten, dieser gnädigsten Erlaubniß mich ohne meinen empfindlichen Schaden fernerhin zu bedienen, so lege ich mit EW. HOCHFÜRSTL. DURCHLAUCHT Höchster Genehmigung das bisher geführte *Votum consultativum* hiermit nieder. Wolten EW. HOCHFÜRSTL. DURCHLAUCHT mir zugleich einen Character gnädigst ertheilen,<sup>156</sup> so würde ich dieses als ein Zeichen Höchster Zufriedenheit und Gnade mit dem unterthänigsten Danke in derienigen tiefsten Ehrfurcht erkennen, mit welcher ich ersterbe

EW. HOCHFÜRSTL. DURCHLAUCHT

unterthänigster  
 Friedrich von Zinck.

<sup>156</sup> Die Dienstakte F. v. Zincks (Quelle C fol. 5r sowie 6r&v) enthält dieses Gesuch betreffend folgende zwei Vermerke: „Extractus GeheimenRaths Protocoll vom 13.ten Febr. 1777. Characters Gesuch b[e]t[ref]f[en]d]. / 527. Vorstellung des bisher zu den Regierungs Geschäften den Zutritt gehabtten Friedrich von Zinck, die wegen seiner privat Umstände erklärende Niderlegung des geführten *voti consultativi* und die als ein Zeichen der gnädigsten Zufriedenheit sich erbittende Ertheilung eines Characters betr. / Conclusum. Sein auf die gnädigste Willfuhr in Ansehung des vorhabenden Austritts aus deren Regierungs *Collegiis* devotest anzutragen, dahingegen das Characters Gesuch auf S[ereniss]mi gnädigste Entschliesung [sic] unter dem Bemerke auszusetzen, daß soviel dis [sic] Orts bekannt seie, der Implorant die aufgehabte [sic] Geschäfte ordentlich besorgt habe, und daher einer Hochfürst[lichen] Gnade nicht unwürdig sein dürfte. / 831. pr[a]es[entatum] den 6. März 1777 Resolutio S[ereniss]mi! Fiat nach dem Antrag und wäre ein dergl. *Rescript* S[ereniss]mo zur Ertheilung des HofRaths-Character vorzulegen. Rastadt d. 26. Febr. 1777. Frhr. v. Edelsheim“. Es folgt die Aktenkopie des befohlenen Reskripts: „Extract GehRaths protoc[olli] vom 6 Märzen 1777. CharactersGesuch / 831. Ser[enissimus] wollen neben Bewilligung des Austritts aus denen Regierungs*Collegiis* des dabey den Zutritt gehabtten Friedrichs von Zink demselben den Hofraths Character secundum resol[utionem] clementiss[imam] ad entr. prot[ocolli] de 13 praet[er]iti mensis] g[nä]d[i]gst ertheilen. / Conclusum Seye eine Signatur vor [= für] denselben auszu fertigen und solche S[ereniss]mo zu höchster Unterschrift devotest vorzulegen et fiant [sic] die gewöhnliche Notification / Resolution für den HofRath Friedrich von Zink[:] Der Durchleuchtigste Fürst und Herr, Herr Carl Friedrich Marggrav zu Baden und Hochberg (tot[us] tit[ulus]) haben g[nä]d[i]gst geruhet, dem den Zutritt in dero f[ür]s[tlichen] ~~Colle~~ Regierungs Collegien gehabtten Friedrich von Zink bey dem nun unter dero ~~g[e]g[e]s~~ Bewilligung wieder genommenen Austritt zu bezeugung dero g[nä]d[i]gster Zufriedenheit über die Besorgung der in Auftrag gehabtten Geschäften [sic] den HofRaths Character ~~und Rang~~ und Rang eines f[ür]st[lichen] HofRaths beyzu legen. / Dieser höchste Entschluß wird daher unter Ihro H[och]f[ür]st[lichen] Duch[lauch]t eigenhändiger Unterschrift und dem beyge|drückten Geheimen Insiegel ihm HofRath von Zink hiermit zu wissen gemacht und versichert. Sigel C[arls]Ruhe den 6 Märzen 1777. [...]"

33

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen  
Empfänger: Christian Friedrich Eberhard in Leipzig  
Datum: 2. Juli 1777  
Quelle: A (Nr. 27), fol. 51r-52v

Emmendingen, den 2ten Jul[ii] 1777.

Werthester Freund!

Du wirst böse auf mich seyn, daß ich deinen letzten Brief so lange unbeantwortet gelaßen habe, aber ich habe eine biblische Entschuldigung. Ich habe ein Weib genommen. Ia, bester Eberhardt, mit der grösten Freude sage ich dirs, seit dem 18ten des verfloßenen Monaths bin ich der glücklichste Ehemann. Dies ist alles, was ich dir sagen kann und sagen will, denn ausführliche Beschreibungen würden doch so wohl deine Einbildungskraft als meine eigne innere Empfindung meines Glücks unbefriedigt laßen. Ich habe mich aus den Badischen Diensten retirirt, und bey meiner Entlaßung Character und Rang eines Fürstl. HofRaths erhalten. Jetzt bin ich nun schon seit Ostern hier, und werde hier für mich leben. Ungeachtet ich keine bestimmten Beschäftigungen habe, so hat es mir doch noch nie an Unterhaltung gefehlt. Du kanst Dir leicht einbilden, daß ich mit Leib und Seele wieder zu meinen alten Freundinnen, den schönen Wißenschaften, zurückgekehrt bin, doch vernachlässige ich auch die ernsthaftern Theile der Gelehrsamkeit nicht. Bey dieser Gelegenheit muß ich Dir auch sagen, daß meine Achtung für den *D[oc]tor* Sammet<sup>157</sup> immer mehr zunimmt. Leipzig verdient diesen Mann nicht, denn er wird nicht gekant, und mit seinen wahren großen Einsichten noch dazu als mit Chimären verlacht u. verachtet. Da ich seit weniger Zeit angefangen habe, Schriften zu lesen, die sich mit den Regierungswissenschaften, als: Oeconomie, Finanzwesen *etc.* beschäftigen, so habe ich einsehen lernen, wie viel Brauchbares und Schönes ich bey dem *D. Sammet* in seinen Vorlesungen über das allgemeine Staatsrecht gehört habe. Es ist Schade, daß Mangel diesen Mann hindert, sich durch Schriften als denjenigen zu zeigen, der er würklich ist. Er würde gewiß Leipzig und Sachsen überhaupt Ehre machen, zumahl da die meisten Sächsischen Gelehrten sich um nichts bekümmern, als um die Sächsische Rechtsgelehrsamkeit, mit der man aber heut zu Tage nicht weit kommt. Und solche waren es, die den *D. Sammet* beurtheilten und verlachten.]

den 5ten Jul[ii]

Du wirst mir verzeihen, daß mein Brief Absätze bekommt. Ein iunger Ehemann hat nicht immer Laune und Muße genug zum Briefschreiben. Nun will ich Deinen letzten Brief beantworten, der mir, vorläufig gesagt, außerordentlich angenehm gewesen ist. Was meine Hintansetzung in Carlsruhe betrifft, so konte ich, wenn mans recht

---

<sup>157</sup> *Doctor Sammet*: Johann Gottfried Sammet (1719-1796), Leipziger Jurist, 1746 promoviert (Dissertation *De hypobolo*, Leipzig 1746) und danach Privatdozent an der Paulana. Zu Lebzeiten veröffentlichte er nur einige kleinere Arbeiten, die nochmals gesammelt 1763 in Leipzig unter dem Titel *Opuscula varii Argumenti* erschienen; eine *Vorlesungen über das gesammte Naturrecht nach dem Gundlingischen Lehrbuch* (2 Bde., Leipzig 1799) und *Hermeneutik des Rechts* (Leipzig 1801) wurden nach seinem Tod von Friedrich Gottlob Born herausgegeben.

strenge nehmen wollte, keinen Vorzug vor dem Hn. von Günderrode<sup>158</sup> [sic] verlangen, denn meine Kentniße sind zu einförmig, zu einförmig [sic], zu Sächsisch, und sie durch Fleiß zu vervielfältigen, dazu wurde ich in Carlsruhe zu verdrießlich gemacht, dazu fehlte es mir an der Gabe, anhaltend zu sitzen und zu studieren [sic]. Aber das waren auch eigentlich die Ursachen nicht, warum mir der H. v. Günderrode vorgezogen wurde, denn man gestund mir zu, daß ich Geschicklichkeit u. Fähigkeit besäße, daß ich arbeiten könnte, und gut arbeitete, kurz daß ich brauchbar sey, allein meine Freymüthigkeit, meine Wahrheitsliebe, daß ich meinen Na[c]ken nicht genug unter den Collegien-Despotismus beugen, nicht wider meine Ueberzeugung la sagen konnte, das waren die Ursachen, warum ich dermahlen zur Gedult verwiesen wurde. Ich habe nicht in Willens, jemals wieder die Dienste irgend eines Fürsten zu suchen, denn ich kann mich nicht gewöhnen, nach Convenienzen zu reden und zu handeln, und ich würde also allenthalben unglücklich seyn.

Den Siegwart habe ich gelesen, so wie auch den Briefwechsel academischer Freunde und den Beytrag zur Geschichte der Zärtlichkeit von eben diesem Verfaßer.<sup>159</sup> Keins von allen hat mir gefallen. Siegwart, der so viel gelesen wird, ist nicht würdig den Leiden des iungen Werthers die Schuhriemen aufzulösen, die elende Nachahmung d[er] L[eiden] d[es] i[ungen] W[erthers] leuchtet allenthalben hindurch, Veit Kronehelm<sup>160</sup>, dieser ungezogene Flegel, ist eine verunglückte Copie des ehrlichen Cornelius Hanß Puff van Vlieten<sup>161</sup>, und die Catastrophe eine nicht männliche Nachahmung der Geschichte des Grafen von *Cominges*<sup>162</sup>. Die Schreibart ist frostig, ängstlich, an einigen Orten kostbar und schwülstig, und an andern wieder ekelhaft provinciell, Theresens Briefe gar nicht zu lesen, die Geschichte voll von Unwahrscheinlichkeiten. Der Mond, die Lerchen und die Veilchen haben mich entsetzlich angeekelt. Keine Kentniß der Welt – dahin gehört unter andern die Bereitwilligkeit des Geh.R. von Kronhelm, in die Heyrath seines Veters mit der Tochter eines Amtmanns zu willigen – keine Kentniß der Menschen, und diese beyden Stücke suche ich doch vorzüglich in einem guten Roman. Wo der Verfaßer rühren will, da sind die Empfindungen seiner Personen zu kindisch, zu ängstlich ausgedrückt. Gottfrieds und Sophiens Tod<sup>163</sup> ist *Deus ex machina*. Kurz mir hat Siegwart durchaus nicht gefallen. Schreib mir doch deine Gedanken | aufrichtig, denn ich weiß wohl, daß Siegwart von vielen, ia beynahe von den meisten vergöttert wird, und es könnte daher leicht kommen, daß auch du nicht meiner Meynung wärest. Die übrigen Sächelchen des Hn. Miller verdienen vollends gar keine Erwähnung. Die übertriebnen und zum Theil abgeschmakten Lobsprüche, die dem

---

<sup>158</sup> Herr von Günderrode: vgl. Briefe 17, 31 und 65.

<sup>159</sup> Siegwart ... Briefwechsel ... Beytrag: Johann Martin Miller (1750-1814), *Siegwart. Eine Klostersgeschichte*, Leipzig (Weygand) 1776; *Briefwechsel dreyer Akademischer Freunde*, 2. Bde., Ulm (J. C. Wohler) 1776 und 1777; *Beytrag zur Geschichte der Zärtlichkeit. Aus den Briefen zweyer Liebenden*, Leipzig 1776.

<sup>160</sup> Veit Kronehelm: Hauptfigur des Siegwart.

<sup>161</sup> Cornelius Hanß Puff van Vlieten: Figur in Johann Timotheus Hermes' (1738-1821) Erfolgsroman *Sophiens Reise von Memel nach Sachsen*, 5 Bde., Leipzig (Junius) 1769-73 (mehrere Folgeauflagen).

<sup>162</sup> *Geschichte des Grafen von Cominges*: 1735 veröffentlichte Claudine Guérin de Tencin (1682-1749), die Mutter des Enzyklopädisten Jean le Rond d'Alembert, anonym den Roman *Mémoires du comte de Comminge* [sic], der als eines der frühesten Beispiele französischer Schauerliteratur gilt. Bekannter war zur Zeit der Niederschrift des Briefes jedoch das von Guérin de Tencins Roman inspirierte Versdrama von François-Thomas-Marie de Baculard d'Arnaud (1718-1805), *Les amants malheureux, ou le comte de Comminges*, Paris 1764; deutsch *Die Unglückseligen Verliebten, oder Begebenheiten des Grafen von Comminge* [sic], Glogau 1767.

<sup>163</sup> *Gottfried und Sophie*: Personen in Millers *Siegwart*.

Verf. d. S. in dem VIten St[ück] der Ephemer[iden] der Menschh[eit] gegeben werden, haben mich geärgert, aber von meinem Urtheil nicht abgebracht. Daß Iselin sie zum Theil unterschreibt, ist mir gar widersinnig.<sup>164</sup>

Deinem verbesserten und vergrößerten *Journalistico* wünsche ich viel Glück, und empfehle mich den Mitgliedern deßelben, die mich noch kennen. Ich bin vielleicht der erste, der sich seit der Stiftung verheyrathet hat.

In deinen Nachrichten von den Kutschenbächen<sup>165</sup> habe ich mich verwirrt. Der eine war ein bischen einfältig, der wird vermuthlich der seyn, den der Vater wegen seiner Liederlichkeit hat nach Wittenberg schicken müssen, und mit dem andern, der Prinz oder die gute Seele genant, haben Beulwitz und ich immer *l'hombre* gespielt: von diesem habe ich nie geglaubt, daß er viel lernen würde. Wo sind denn die Griesheime<sup>166</sup> hin?

Vor 14. Tagen war ein H. von Hohenthal, der Bruder des abgeschmackten Kerls der mit uns studiert [sic] hat, welcher vor 3. Jahren auch Regierungs-Assessor in Carlsruhe gewesen ist, hier bey dem H[of]R[at]. Schloßer zum Besuch. Dieser sagte mir, daß der H. von Braun gestorben, und unser Watzdorf blind geworden sey. Schreib mir doch, ob das letztere wahr ist. Er solte mich außerordentlich dauern. Empfiel mich ihm, wenn du wieder an ihn schreibst.

Für das überschickte Buch, *Schröpfern betr.*,<sup>167</sup> danke ich dir vielmals. Ich will dir das Geld dafür schicken, wenn ich dich ersuchen werde, mir die künftigen Musen-Almanachs zu schicken. Es hat mir aber nicht Genuge geleistet, weil es eine Wissenschaft von den Schröpferischen Angelegenheiten voraussetzt, welche mir fehlt. Daß Schröpfer Geister beschworen hat, davon habe ich nichts gewußt, auch so lange ich noch in Leipzig gewesen bin, kein Wort gehört.

d. 7. Jul[ii]. Die Idee des Roßmeßlerischen Kupferstichs<sup>168</sup>, welchen du mir in deinem letzten Briefe beschrieben hast, hat mir außerordentlich wohl gefallen, und ich werde dich da er eben nicht theuer ist, bitten, mir ihn als ein Andenken von Leipzig, zumahl da mir die Personen alle bekant sind, den Act[uar]ius Gräfe u. D[oc]tor]

---

<sup>164</sup> *Lobsprüche ... daß Iselin sie zum Theil unterschreibt*: [Anonymus], „An Herrn Müller [sic], Verfasser des Siegwarts“, in: *Ephemeriden der Menschheit oder Bibliothek der Sittenlehre, der Politik, und der Gesetzgebung. Sechstes Stück 1777*; 310-315. Der nicht weiter identifizierte Verfasser beginnt seine Ausführungen: „Ein Dürftiger kann gar nicht so feurig für ein Geschenk danken, wovor alle seine Wünsche schweigen, als Ihnen mein Herz für ihren Siegwart danket“ (310), um wenig später fortzufahren: „In meinem Büchersaal würde ich von allen aufzubringenden Romanen ein Fußgestell mit den besten Umhängen, [sic] errichten lassen, um ihren Siegwart in gigantischem Folio, auf Pergament gedruckt, darauf offen hinzulegen“ (311); die Schwärmerei endet mit den Worten: „Ich empfinde die Kraft des Balsams der aus ihrer Hand floß, und diese Empfindung schmilzt zu Dank und duftet ihnen, [sic] bey ihrem Verehrer“ (313). Iselin, als Herausgeber der *Ephemeriden der Menschheit*, hat dieser Eloge einen Absatz angehängt, in dem er bedauert, den Siegwart mit Ausnahme einiger Stellen bisher nicht gelesen zu haben; aber „wenn alles übrige diesen Stellen entspricht: so ist *Siegwart* eines von den wenigen Büchern, das ich wünschte in allen Händen zu sehen; so wie die *Fräulein von Sternheim*, den *Nothhanker*, den *Landpriester von Wackefield* [sic] und einige andre diesen ähnliche Werke [...]“ (315).

<sup>165</sup> *Kutschenbach*: vgl. Briefe 22 und 26.

<sup>166</sup> *Griesheime*: nicht ermittelt. Eine uradelige Familie von Griesheim war im Raum um Merseburg und Querfurt begütert, ein Hauptmann von Griesheim unter den Paten Zincks (vgl. Dokument 1).

<sup>167</sup> *Buch, Schröpfern betr.*: aus dem folgenden Brief (Nr. 34) geht hervor, daß es sich dabei um das Werk des Pastors Christian August Crusius, *Bedenken über die Schröpferischen Geisterbeschwörungen*, Berlin 1775, handelt; vgl. auch Brief 31.

<sup>168</sup> *Roßmeßlerischer Kupferstich*: Joh. Aug. Roßmäßler (1752-1783) war in Leipzig als Kupferstecher tätig.

Schmidt ausgenommen, das nächstemahl mit zu schicken, wenn ich mir einmahl wieder durch deine gütige Vermittlung Bücher kommen laße.

Ueber dein Beyspiel von Bonzengift habe ich bey mir einige Anmerkungen gemacht, die ich dir mittheilen muß. Sachsen war das erste Land, welches die Erleuchtung der Reformation annahm, und ietzt ist unter allen protestantischen Ländern keins, in welchem Ketzermacherey mehr herrscht, wo man den alten Grundsätzen des Lutheranismus, welche Luther gewiß ietzt selbst verbannen würde, | mehr anhängt, wo man nach Art der Catholiken die Religion in alles mischt, alles zur Sache der Religion zu machen sucht, als Sachsen. Wie einfältig war nicht die Confiscation der Leiden des iungen Werthers! Ich habe mich damals in die Seele meines mir sonst sehr lieben Vaterlandes geschämt. Ein Werk zu confisciren, das bey allen seinen Flecken immer der deutschen Nation so viel Ehre macht! Was sagt man denn bey Euch von Schlossers Antipope und Katechismus der christl. Religion für das Landvolk?<sup>169</sup>

Man spricht hier wunderliche Sachen von der vorgewesenen Vergiftung des Churfürsten von Sachsen, von der besondern Freundschaft des K[öni]gs v. Preußen gegen ihn, von seiner Religions-Veränderung, schreibe mir doch zuverlässige Nachrichten von diesem allen.<sup>170</sup><sup>171</sup>

Den 27sten *huj[us]* wird wie es heißt, der Kayser nach Freyburg kommen.<sup>172</sup> Dies ist die Hauptstadt der Vorder-Oesterreichischen Lande, wo auch eine K. K. Regierung ist. Sie liegt nur 3. kleine Stunden von hier. Ich bin sehr begierig, diesen Fürsten zu sehen, von dem ich schon so viel Vortheilhaftes gehört habe.

Empfiel mich allen, die sich meiner noch erinnern, dem *D[octo]r* Einerth [sic], *D[octo]r* Gehler<sup>173</sup>, *D[octo]r* Rau, besonders auch unserm alten guten Michaelis u. Pascha, auch Schuberten grüße mir, wenn er noch lebt. Lebe recht wohl, liebster Eberhardt, schreib mir bald wieder, wenn Du Zeit hast, denn eine alte Wittwe, die ohne Testament stirbt, geht freylich vor, und sey versichert, daß ich iederzeit seyn werde

Dein

aufrichtigster Freund  
Fr. von Zinck.

---

<sup>169</sup> *Schlossers Antipope ... Landvolk*: zwei Werke Johann Georg Schlossers. *Anti-Pope, oder Versuch über den natürlichen Menschen ...*, Leipzig 1776; *Katechismus der christlichen Religion für das Landvolk*, Leipzig 1776.

<sup>170</sup> *Vergiftung des Churfürsten von Sachsen*: Kurfürst Friedrich Christian von Sachsen (1722-1763) versuchte als großer Bewunderer Friedrichs II. von Preußen, den preußisch-sächsischen Gegensatz, der letztlich zur für Sachsen desaströsen Niederlage im Siebenjährigen Krieg geführt hatte, zu überwinden. Der katholische Monarch, dessen Großvater August der Starke einst vom Luthertum zum Katholizismus konvertiert war, um die polnische Krone zu erlangen, war stark von den Grundsätzen der Aufklärung geprägt, die er u. a. an der Leipziger Universität kennengelernt hatte. Er starb im Dezember 1763 nur 74 Tage nach seiner Einsetzung an den Pocken. Es ist denkbar, daß die große konfessionelle Toleranz des Kurfürsten sowie sein unzeitiger Tod bei den Zeitgenossen Anlaß zu Gerüchten über eine Konversion zum Protestantismus bzw. einen Giftmord boten.

<sup>171</sup> Am linken Rand von anderer Hand: „Eberstein.“

<sup>172</sup> *der Kaiser nach Freiburg kommen*: Kaiser Joseph II. hielt sich vom 19. bis 24. Juli 1777 in der vorderösterreichischen Hauptstadt auf.

<sup>173</sup> *D. Gehler*: möglicherweise der Mediziner Johann Karl Gehler (1732-1796), Sproß einer bedeutenden Leipziger Gelehrtenfamilie. Sein Sohn Johann August Otto Gehler (1762-1822) wurde später Mitglied der Journalgesellschaft; vgl. Briefe 42 und 65.

Für das überschickte *Elogium* von Schleußig<sup>174</sup> danke ich dir, wie H[of]R[at] Böhme sagt, um so viel mehr, weil es mir recht wohl bekant ist. Ich bin selbst einigemahl mit Herbstn u. Bertholden da gewesen. Das *Elogium* ist recht gut geschrieben.

### 34

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen  
Empfänger: Christian Friedrich Eberhard in Leipzig  
Datum: 2. November 1777  
Quelle: A (Nr. 28), fol. 53r&v

Emmendingen, den 2ten Novembr[is] 1777.

Liebster Freund!

Wenn Dir meine Aufträge beschwerlich fallen, so mußt Du es Deiner Accuratesse, sie zu besorgen, und deiner freundschaftlichen Bereitwilligkeit zuschreiben. Hier schicke ich Dir abermahls eine Caroline, wofür ich erwarte:

- 1., daß du Postgeld und die 8 g. für das Crusiussche Bedenken<sup>175</sup>, welches Du mir vergangenes Früh-Jahr geschickt hast, davon abziehst.
- 2., daß du mir alle mögliche [sic] Musen-Almanache, von iedem 1. Exemplar,
- 3., den Gothaischen Theatercalender für das künftige Jahr schickest, und wenn
- 4., von dem Gelde etwas übrig bleibt, mir folgende Bücher:  
*Essays by O. Goldsmith. Altenburgh, printed for Richter. 1774. 8vo.*  
*Collection of new plays by several hands. Altenburgh, Richter. 1774. 8vo.*  
Über die Abschaffung der Tortur von J. von Sonnenfels etc. Zürich bey Orell, Geßner Füßl[i] u. Comp. 1775. 8.<sup>176</sup>  
versteht sich nach Maaßgabe des Preißes eines oder das andere schickest.
- 5., Wenn sonst etwa ein merkwürdiges Buch herausgekommen wäre, so schicktest Du mir dieses mit Hinweglassung der vorgeschlagenen.

Da hast Du nun einen halben Tag in Leipzig herumzulaufen, und alles bloß aus Freundschaft gegen mich, zerreiße, wenn etwa der Himmel im Zorn Regenwolken schicken solte [sic], ein paar Stiefeln, oder, wenn du etwa dazu zu galant bist, ein paar Schuhe, besudelst ein | paar seidene Strümpfe, machst dir nasse Füße, mußt zum D[octor] Pohl laufen, dir von ihm ein Recept schreiben lassen, damit in

---

<sup>174</sup> *Elogium von Schleußig*: in Schleußig, heute ein Stadtteil von Leipzig, befand sich im 18. Jahrhundert ein Herrenhaus mit Park und ein beliebtes Ausflugslokal; der genaue Text nicht zu ermitteln.

<sup>175</sup> *Crusiussches Bedenken*: Christian August Crusius, *Bedenken über die Schröpferischen Geisterbeschwörungen*, Berlin 1775; vgl. Briefe 31 und 33.

<sup>176</sup> *Essays ... Collection ... Abschaffung der Tortur*: Oliver Goldsmith, *Essays: collecta revirescunt*, Altenburg (Gottl. Eman. Richter), 1774; *A Collection of New Plays by Several Hands*, Altenburg (Gottl. Eman. Richter) 1774; Joseph von Sonnenfels, *Über die Abschaffung der Tortur*, Zürich (Orell, Gessner und Füesslin und Compagnie) 1775. Mit dem letzteren Werk trug der Wiener Kameralist und Beamte Sonnenfels (1732-1817) dazu bei, daß die Folter 1776 in den österreichischen Erblanden tatsächlich abgeschafft wurde.

Gallischens Apotheke<sup>177</sup> laufen, und das angenehme Tränkchen verschlucken. Siehst Du, alle diese Unbequemlichkeiten hast du meiner ungestümen Freundschaft zu danken. Und was wird dir dafür? Daß ich mich in meinem nächsten Briefe recht schön bedanke, daß ich glaube, Freunde können solche Dienste wohl unentgeltlich von einander verlangen, und endlich wünsche, im Stande zu seyn, dir auch dienen zu können.

Nun muß ich mich auch noch mit dir zanken. Ich solte [sic] es zwar in einem Briefe nicht thun, in welchem ich so viel von Dir verlange, aber ich kann mir nicht helfen. Warum hast Du mir denn auf meinen letzten Brief noch nicht geantwortet? Ich dünkte doch, die Nachricht, daß ein Freund sich verheyrathet habe, wäre so viel werth, daß man einmahl die Acten auf die Seite legte, sich hinsetzte und seinem Freunde Glück wünschte. Ich hätte dir wohl wieder eine Neuigkeit von ähnlicher Art zu melden, weil du aber bey der ersten so gleichgültig geblieben bist, so solst du diese nun auch nicht erfahren.

Erkundige Dich doch bey Merseburgern nach Klinkhardten. Ich habe seit länger als Jahr und Tag keine Nachricht und auf 3. oder 4. Briefe keine Antwort von ihm. Ich muß bey nahe befürchten, er sey gestorben, denn er war ohnehin schwächlich.

Ein andermahl mehr. Empfiehl mich allen, die sich meiner erinnern, als da sind *D.* Einert, Michaelis, Pascha und dergl. schreib mir bald und recht viel, und sey versichert daß ich nicht aufhören werde zu seyn

Dein

wahrer Freund  
Fr. von Zinck

### 35

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen  
Empfänger: Christian Friedrich Eberhard in Leipzig  
Datum: 27. November 1777  
Quelle: A (Nr. 29), fol. 54r

Emmendingen, d. 27. Nov[embris] 1777.

Liebster Freund!

Das fein lieblich Almanach *etc.* mag ich nicht,<sup>178</sup> die *Collection of new plays etc* weil sie 2 rh. kostet, auch nicht, aber die *Essays by Goldsmith* und das Tractätchen von

---

<sup>177</sup> *Doctor Pohl ... Gallischens Apotheke*: Doktor George Gottfried Gallisch (Lebensdaten nicht ermittelt) betrieb die Apotheke „Zum König Salomo“ in der Grimmischen Gasse; er war der Vater des Mediziners Friedrich Andreas Gallisch (1754-1783), welcher wie Zinck und Eberhard Mitglied der Journalgesellschaft und poetischer Dilettant und jener Doktor Gallisch war, nach dem Zinck sich mehrfach erkundigte und dem er Grüße ausrichten ließ; vgl. Briefe 31 und 58, vgl. ebenfalls Wießner (2003), 151. Der genannte Dr. Pohl ist wahrscheinlich Johann Christoph Pohl (1706-1780), Professor der Medizin und der Pathologie in Leipzig und der Vater von Zincks Studienfreund und Journalgesellschaftsbruder Christian Friedrich Pohl (vgl. Briefe 34, 36 und 65); unklar bleibt, ob, und wenn ja, wie er mit „Pohls Christel“, vermutlich einer Liebschaft Zincks während seiner Leipziger Studienzeit, in Verbindung steht (vgl. Briefe 29, 41 und 42).

<sup>178</sup> Am linken Rand von anderer Hand: „Sächs. Freyheit p.28.100“.

Sonnenfels<sup>179</sup> bitte ich mir nebst den übrigen zu schicken. Für deinen Brief, der mir viel Freude gemacht hat, und für die darinnen enthaltenen Neuigkeiten danke ich Dir vielmahls, die ausführliche Beantwortung aber muß ich auf einandermahl versparen, weil ich Dir gern mit der ersten Post antworten wolte. Die Bücher schicke mir nur unter meiner *Adresse* [sic] grade nach Emmendingen. Klinkhardten laß doch, wenn Du Gelegenheit hast, wissen, daß ich sehr ungehalten auf ihn sey, und mich schämte, ihn bisher für einen so eifrigen Freund gehalten zu haben. Leb recht wohl, bester Eberhardt, und sey versichert, daß ich nie aufhören werde zu seyn

Dein

aufrichtiger Freund  
Fr. von Zinck.

in Eil.

### 36

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen  
Empfänger: Christian Friedrich Eberhard in Leipzig  
Datum: 4. April 1778  
Quelle: A (Nr. 30), fol. 55r-56v

Emmendingen, den 4ten April[is] 1778.

Werthester Freund!

Ietzt habe ich drey von Deinen mir so angenehmen Briefen zu beantworten. Ich würde die ersten beyden gewiß eher beantwortet, und Dir für die freundschaftliche Besorgung meiner Aufträge gedankt haben, wenn ich nicht immer auf den Theatercalender gewartet hätte, denn Deinen letzten Brief vom 26sten *Ian.* habe ich, ich weiß nicht durch welchen Zufall, erst vor acht Tagen erhalten. Ietzt will ich Deine Briefe nach der Ordnung beantworten.

Dein magischer Spiegel aus der Verlaßenschaft des seel. Schröpfers<sup>180</sup> hat recht gerathen, ich erwarte in kurzem mit zitternder Freude die Stunde, welche mich zum Vater machen soll. Wäre sie nur schon glücklich vorübergegangen! Ich kann Dir nicht sagen, was für mancherley Gedanken mir oft durch den Kopf gehen, wenn ich bedenke, daß als denn meine Pflichten wieder vermehrt werden, und wie wichtig und dabey so schwer die Beobachtung und Erfüllung dieser in allem Betracht neuen Pflicht ist. Ich wundre mich oft über den Leichtsinn solcher flüchtigen Geschöpfe, welche heyrathen, ohne einmahl daran zu denken, was sie durch diesen Schritt für neue Pflichten übernehmen. Es müssen Dir solche Beyspiele genug bekannt seyn, denn die Folgen zeugen gemeiniglich von der Sorglosigkeit, mit der man sich Anfangs verbunden hatte.

---

<sup>179</sup> Vgl. Brief 34.

<sup>180</sup> *magischer Spiegel ... Schröpfers*: Der in den Briefen Nr. 31 und 34 erwähnte Hochstapler und Geisterbeschwörer Schröpfer/Schrepfer hatte bei seinen Séancen auch angeblich magische Spiegel eingesetzt.

Ueber die Musen-Almanachs habe ich mich recht geärgert. Wenn die Herren Herausgeber so fortfahren wollen, so wird sich vielleicht mancher in Zukunft besinnen, ob er einen Musenalmanach kaufen will. Bey der geringen Anzahl guter Stücke, welche sich von Jahr zu Jahr vermindert, findet man in allen die nemlichen wieder. Der Leipziger von Schwickert ist noch unter allen der beste.<sup>181</sup>

Wegen des Lindenauischen Treffens bey Leipzig bin ich nicht Deiner Meynung. Ich habe nicht die geringste Anlage nur zum leidlichen Dichter darin gefunden. Versification, Erzählung, Plan, Erfindung, alles ist äußerst elend. Und daß der Verfaßer vollends Plagwitz<sup>182</sup> zu einem Tempel der Venus macht, das kann ich ihm nun gar nicht verzeihen. Venus und die Grazien, so weit ich sie wenigstens kenne, haben wohl nie zu Plagwitz Opfer erhalten, sondern sind vielmehr durch die gröbste Brutalität daraus verschrecht worden. Ich bin da gewesen, und habe das Unwesen mit angesehen doch haben mich ei-|nige Beschreibungen gefreuet, weil sie mich an meinen ehemaligen Aufenthalt in Leipzig erinnert haben, besonders hat mich die Vignette zum zweyten Gesang, so schlecht sie auch an sich ist, sehr lebhaft an Lindenau, wo ich oft durchgereist, [sic] bin und einigemahl im Gasthofs gar vergnügt gewesen bin, erinnert.

Der H. von Schilling ist ietzt in Carlsruhe, wird aber, wie ich gehört habe, wieder auf eine Universität gehen. Und wenn Du den N[arren] im Mörsel zerstießest,<sup>183</sup> sagt Sirach. Sein ehemaliger Hofmeister, der ihn nach Leipzig gebracht hat, ist ietzt nicht weit von hier Pfarrer.

Wie in aller Welt ist denn Berthold zu seiner ietzigen Bestimmung gekommen? Er hat sehr wohl gethan, sag' ihm das von meinethwegen, wenn Du ihn siehst, aber doch ist es Schade für seine Kentniße, denn er war gewiß nicht ungeschickt, wenn er nur kein so entsetzlicher Windbeutel gewesen wäre. Er ist mir auch noch 4-5. *Louis d'or* schuldig, und ein Hemde, das ich ihm einmahl gelehnt habe, hat er mir auch behalten. — Klinkhardt hat mir seitdem geschrieben. — Der arme Pascha hat mich recht gedauert. Er war ein guter Kerl. Wer ist denn an seiner Stelle Vorfechter geworden? Grüße mir doch den alten guten Michaelis recht herzlich, und sage ihm, daß ich recht oft an ihn denke.

Die Anecdote, welche ~~mir~~ Du mir von der geheimen Geschichte des HR R. mitgetheilt hast, ist mir eben so wenig unerwartet, als die Niederträchtigkeit des D. Z., welcher seine Tochter auf diese Art gleichsam verkauft hat. Ich weiß von dem erstern ähnliche Geschichten, und ich erinnere mich der Zeit noch wohl, wo R. sich in Merseburg so außerordentlich freundschaftlich gegen Z. u. seine Tochter bezeugte. Ich möchte nur wissen, ob, wie ich beynahe vermuthe, Segnitz, welcher nach Schindlern *famulus* wurde, von dieser Geschichte etwas gewußt hat, denn Z. logirte allemahl in seines Vaters Hause, wenn er nach Merseburg kam. Auf meine Verschwiegenheit kanst Du Dich übrigens verlassen.

Die neue Accise-Einrichtung und die indirecte Abgabe, welche durch den Verkauf des Salzes erzwungen wird, wie Du mir gemeldet hast, macht meinem Vaterlande

---

<sup>181</sup> *Der Leipziger von Schwickert*: Der *Leipziger Musenalmanach* erschien bei dem als Raubdrucker berüchtigten Engelhard Benjamin Schwickert in Leipzig von 1776-1783.

<sup>182</sup> *Lindenauisches Treffen ... Plagwitz*: Anon., *Das Lindenauische Treffen bey Leipzig. Ein Heldengedicht, in Vier Gesängen*, o.O. 1777. Parodistisches Kleinepos in stolpernden Hexametern über ein jährliches Volksfest mit Schützenwettbewerb bei dem Dorf Lindenau, heute wie das ebenfalls erwähnte Plagwitz ein Stadtteil Leipzigs, das sich im 18. Jahrhundert großer Beliebtheit bei den Leipziger Bürgern erfreute; vgl. Krögen (1785/1986), 78f.

<sup>183</sup> ... „mit dem Stampfer wie Grütze, so ließe doch seine Torheit nicht von ihm.“ Spr. 27,22 in Luthers Übersetzung.

und seinen Ministers in den gegenwärtigen Zeiten, wo fast durchgängig andere vernünftiger Grundsätze im Finanzwesen herrschen, wenig Ehre. Zu Abkürzung der Prozesse hat man in Carlsruhe ähnliche Mittel, als die sind, welche Du mir gemeldet hast, nur Schade, daß sie da meistens dadurch unwirksam gemacht werden, daß Prozesse von einiger Wichtigkeit meistentheils, wenn sie von dem Hofgerichte entschieden sind, durch Appellation an die Reichsgerichte kommen, denn der Markgraf von Baden hat das *Ius de non appellando* nicht, und wegen einer Summe von 600 Gulden | kann schon an ein Reichsgericht appellirt werden. Uebrigens wirst Du mir einen großen Gefallen thun, wenn Du mir bisweilen von dem Zustande der öffentlichen Angelegenheiten in Sachsen Nachricht giebst. Ist es denn wahr, daß seit einiger Zeit so stark geworben wird?<sup>184</sup>

Die schreckliche Geschichte von Dresden, welche Du mir gemeldet hast, habe ich seitdem auch in allen hier gangbaren Zeitungen gelesen, allein die Schwangerschaft der unglücklichen Hofdame ist widerrufen worden. Was macht denn Watzdorf? Erinnert er sich meiner gar nicht mehr? – Die Geschichte von den 2. enthaupteten Mannspersonen habe ich auch in den Zeitungen gelesen, mich aber, weil ich sie für eine Zeitungsschreiber-Legende hielt, nicht weiter darum bekümmert.

Ich habe erst kürzlich ein Buch gelesen: *Scenen des menschlichen Lebens*, der Verfaßer hat sich nicht genannt, allein alles verräth den Verfaßer des *Siegwart*<sup>185</sup>. Es herrscht in allem, was dieser Verfaßer schreibt, so eine gewisse Familienähnlichkeit, um mich mit dem Dorfprediger von Wakefield auszudrücken,<sup>186</sup> der Charaktere – wenn man anders sagen kann, daß in allen seinen Schriften mehr als ein oder höchstens zwey Charaktere vorkommen – des Plans und der Erfindung und Schreibart, daß man ihn schwerlich verkennen kann. Doch hat in dem obengenannten Buche eine Stelle meinen ganzen Beyfall, nemlich die, – denn Du wirst es vermutlich schon gelesen haben, oder noch lesen – wo Färber Kramern sein Urtheil über Göthe's neue

---

<sup>184</sup> Der im Juli ausbrechende Bayerische Erbfolgekrieg warf im April seine Schatten voraus. Das mit Sachsen verbündete Preußen zog zu diesem Zeitpunkt bereits Truppen an der Grenze Schlesiens zu Böhmen zusammen.

<sup>185</sup> *Scenen des menschlichen Lebens ... Verfaßer des Siegwart*: Konrad Friedrich Köhler (1752-1838), *Scenen aus dem menschlichen Leben; oder die Geschichte einer Spröden. Ein Roman für Liebende*, Leipzig (Weygand) 1777. Zinck liegt mit der Vermutung zwar falsch, der Autor des anonym publizierten Briefromans sei Johann Martin Miller (1750-1814), der mit seinem empfindsamen Roman *Siegwart. Eine Klostergeschichte* (2 Bde., Leipzig, ebenfalls bei Weygand, 1776) den nach Goethes Werther aufsehenerregendsten literarischen Überraschungserfolge der Epoche geschrieben hatte; allerdings war er nicht der einzige, der die stilistische Nähe zum Millerschen Bestseller konstatierte. Im *Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1778*, Leipzig (Weygand) o. J., 97, heißt es von einem ungenannt bleibenden Rezensenten: „Der erste Schriftsteller, welcher es gewagt hat, die Manier des Herrn Miller zu kopiren, der sich bemüht, so charakteristisch und malerisch, so empfindungsvoll und so lehrreich, so leicht und so populär, als er zu schreiben. Er giebt übrigens nur detachirte Scenen, kein geordnetes Schauspiel, aus dem menschlichen Leben, unter denen unter andern ein aus dem Nothanker kopirter Anekdotist erscheint, für Liebende nicht sowohl für das Gefühl, als zur Warnung derselben.“ Der eigentliche Verfaßer, Konrad Friedrich Köhler, war nicht nur mit Miller zusammen fortführender Herausgeber von Christian Friedrich Daniel Schubarts *Deutscher Chronik*, sondern später auch Biograph Millers (K. R. [= Konrad Friedrich Köhler], „Johann Martin Miller“, in Friedrich August Koethe (Hg.), *Zeitgenossen*, 4. Bd, 13. Stück), Leipzig (Brockhaus) 1819.

<sup>186</sup> *gewiße Familienähnlichkeit ... Dorfprediger von Wakefield*: Eine der ersten deutschen Übersetzungen von Oliver Goldsmiths Roman „The Vicar of Wakefield“ (1766) stammte aus der Feder Johann Joachim Christoph Bodes und erschien erstmalig 1776 bei Weidmann in Leipzig unter dem Titel *Der Dorfprediger von Wakefield: Eine Geschichte, die er selbst geschrieben haben soll*. Das erste Kapitel ist überschrieben: „Beschreibung der Wakefieldschen Familie; in welcher eine Familienähnlichkeit, sowohl in Gesichtern als Gemüthern herrscht“; 1.

Arria schreibt<sup>187</sup>. Von einem Mitgliede des Clubbs, deßen Färber da gedenkt<sup>188</sup>, will ich Dir hernach eine Geschichte erzählen, die Dir gewiß merkwürdig seyn wird. Sage mir doch, wie es möglich ist, daß so ein Rindvieh, wie Kees<sup>189</sup> von iehar war, das thun und seyn kann, was Kees thut und ist. Mit Erstaunen las ich vor einigen Jahren auf der Fürstl. Bibliothek zu Carlsruhe in den Leipziger gelehrten Zeitungen, daß Kees angeschlagen hat, und der Himmel weiß was alles lesen will. Die Vorlesungen möchte ich doch auch mit anhören. Er wird vermuthlich seine zahlreichen Hefte, die er sich gesammelt hat, denn der Kerl schrieb in allen Collegien nach wie wütend, und ließ alle Hefte abschreiben, die [sic] er nur habhaft werden konnte, getreulich herunterlesen oder auswendig lernen. Ist es nicht eine Schande für eine Academie, daß solche Kerls Lehrer sind? – Was machen denn *D. Einert* u. *D. Rau*? Erinnern sie sich auch meiner noch bisweilen? Dem Hn. *M. Pohl* danke in meinem Nahmen vielmahls für die überschickte Disputation. Lebt denn der alte *D. Pohl*<sup>190</sup> noch? Und was macht denn der fromme Richter aus dem *Journalisticum*? Jetzt habe ich Deine drey Briefe beantwortet. Nun will ich Dir noch die versprochene Geschichte erzählen. Sie betrifft den Hn. Lenz, den Du als Verfaßer des Hofmeisters, des neuen Menoza, des Zerbin, des Landpredigers im deutschen Musäum *etc.* kennen wirst. – Im Vorbeygehen, der mein *S.* deßen große | Haushaltung Lenz im Landprediger rühmt, ist der hiesige Oberbeamte HofRath Schlosser. – Sein Bruder soll, wie ich gehört habe, jetzt in Leipzig studieren. Dieser Lenz war schon ehemals oft bey dem HofRath Schlosser, und meine Frau ist sehr genau mit ihm bekant, und hat mir oft von seinen Zerstreungen, Anhänglichkeit an Göthe u. dergl. erzählt. Er war besonders der Liebling von der Hofrätthin Schlosserin. Diese war eine Schwester von Göthe, und eine Frau, die an wahrer Empfindsamkeit, Adel des Herzens und Talenten wenige ihres gleichen haben wird. Von ihr genoß Lenz außer der guten Aufnahme in ihrem Hause noch viele Wohlthaten, denn Lenz hatte, weil ihm sein Vater, der seine Rückkehr verlangte, nichts gab, mehr nicht, als was er etwa dann und wann von den Buchhändlern für seine Schriften erhielt. Allein vorigen Sommer starb die Schlosserin im Kindbette, da Lenz eben in der Schweiz war. Er kam einige Wochen nach ihrem Tode wieder hieher, und war über ihren Tod ganz untröstlich, wolte das Grab geöffnet haben, um sie noch einmahl zu sehen u. dergl. Er hielt sich aber damals nicht lange hier auf, sondern gieng wieder in die Schweiz. In der Mitte des M[onats] Januar d[ieses] I[ahres] kam er wieder zurück, mochte gehört haben, daß die Schlosserin aus Verwahrlosung gestorben wäre, und gieng zu dem hiesigen Land-Physicus, *D. Willius*, setzte diesen zur Rede, u. drohte, ihn umzubringen, wenn er, wie er sich ausdrückte, ihre geheiligte Asche entweyhen wolte. Der Arzt antwor-

---

<sup>187</sup> *Wo Färber Kramern ... Göthe's neue Arria*: In Köhlers *Scenen*, 354f, ist der Erlanger Medizinstudent Färber ein Brieffreund des unglücklich verliebten jungen Herrn von Kramer. Er berichtet diesem von der Lektüre der gerade erschienenen *Stella* von Goethe (1776), vergleicht diese mit dem Werther, insofern beide Werke gewiß bei „vielen Christenmenschen“ Anstoß erregen würden, sowie mit *Erwin und Elmire*, um dann hinzuzufügen: „Mit der *Stella* hab ich auch noch ein andres Schauspiel, die *neue Arria* bekommen. Ich las ein Paar Seiten davon, legte es weg, und werde wohl schwerlich jemals in Versuchung gerathen, es ganz zu lesen.“ Hätte Zinck gewußt, daß *Die neue Arria. Ein Schauspiel* (Berlin [Mylus] 1776) nicht etwa wie *Stella* und *Erwin und Elmire* von Goethe, sondern ein anonym erschienenes Werk aus der Feder Friedrich Maximilian Klingers ist, seine Zustimmung zur ablehnenden Haltung von Köhlers Romanfigur wäre womöglich noch expliziter ausgefallen.

<sup>188</sup> *Von einem Mitgliede des Clubbs, deßen Färber da gedenkt*: die Vertreter des literarischen Sturm und Drang, besonders Jakob Michael Reinhold Lenz, auf den Zinck weiter unten im Brief zu sprechen kommt.

<sup>189</sup> Vgl. Brief 31.

<sup>190</sup> Vgl. Brief 34.

tete ihm, daß er vor einer ieden medicinischen Fakultät von seiner Curart Rechen-  
schaft geben wolle, allein die Schlosserin sey nicht unsterblich gewesen. Die  
Schlosserin nicht unsterblich? versetzte Lenz. Die Schlosserin verwesen? Nein, das  
ist unmöglich! Der HofRath Schlosser war, da dieses geschah, eben abwesend, allein  
einer seiner Freunde, der Kaufmann, welcher einige Zeit zu Dessau bey dem  
Philanthropin<sup>191</sup> gewesen ist, ließ Lenzen zur Ader, und schafte ihn fort, zu einem  
Prediger im Elsas. Da ihn dieser nicht mehr haben konte, weil er sich einige mahl aus  
dem Fenster gestürzt und sonst sich umzubringen versucht hatte, schafte er ihn  
nach Strasburg, und von da kam er vor ungefähr 6. Wochen wieder hieher. Kaum  
war er wieder hier angekommen, so erneuerte er seine selbstmörderischen  
Versuche, stürzte sich auch würlklich einmahl an einem Morgen aus dem Fenster,  
doch ohne sich erheblichen Schaden gethan zu haben, und seit dieser Zeit ist dieser  
große Geist unsers Zeitalters so rasend, daß er beständig geschlossen seyn muß. So  
oft er ein wenig Luft erhält, so rennt er mit dem Kopfe nach der Wand, und fährt  
denen, die um ihn sind, nach der Kehle. Vor einigen Wochen schien er sich zu  
beßern, allein seit 8. Tagen ist er wieder so rasend als iemals. Der Mensch dauert  
mich außerordentlich. Ich selbst habe ihn nur ein einziges mahl gesprochen, allein er  
hat von iedem, der ihn genauer gekant hat, den Ruhm eines guten Herzens.<sup>192</sup>  
Nun habe ich genug geschrieben. Leb recht wohl, liebster Freund, empfiel mich allen,  
die sich meiner erinnern, schreib mir bald wieder, und sey versichert, daß ich nie  
aufhören werde zu seyn

Dein

aufrichtigster Freund  
Fr. von Zinck.

### 37

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen  
Empfänger: Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck, in Leipzig  
Datum: 9. August 1778  
Quelle: A (Nr. 31), fol. 57r-58r

Emmendingen, den 9ten August, 1778.

Gnädige Tante!

---

<sup>191</sup> *Kaufmann ... Philanthropin*: Christoph Kaufmann (1753-1795), Philosoph und Mediziner aus dem Kreis um Johann Kaspar Lavater und Isaak Iselin, die wiederum mit J. G. Schlosser freundschaftlich und durch das gemeinsame Engagement in der Helvetischen Gesellschaft verbunden waren. Der von den reformpädagogischen Ideen Rousseaus und Johann Bernhard Basedows begeisterte Kaufmann hielt sich kurze Zeit in Dessau auf, um am Philanthropin Lehrer zu werden, wandte sich aber kurze Zeit später enttäuscht von dem Projekt ab. Er hatte zum Zeitpunkt seines Emmendinger Aufenthalts kein akademisches Medizinstudium absolviert, sondern nur eine Lehre zum Apothekergehilfen; erst später erwarb er sich einige medizinische Kenntnisse und behandelte bis zu seinem Lebensende die Mitglieder der Herrnhuter Brüdergemeine. Den Aderlaß praktizierten im 18. Jahrhundert allerdings auch Barbieri. Kaufmann legte Friedrich Maximilian Klingers nahe, seine Komödie *Wirrwarr in Sturm und Drang* umzubenennen, und prägte damit unbeabsichtigt die heutige Epochenbezeichnung. In der späteren Rezeption wurde sein Wirken auf das eines „Genieapostels“ reduziert.

<sup>192</sup> Die ganze Passage von „Nun will ich Dir noch ...“ bis „Ruhm eines guten Herzens“ als Dokument 107 abgedruckt bei Dedner/Gersch/Martin (1999), 174.

Die erste Nachricht, mit welcher ich diesen Brief anfangen muß, ist leider! der Tod meines Kindes.<sup>193</sup> Es hat sich nach und nach abgezehrt und starb den 9ten Julius. Ist es nicht hart, daß meine Frau so viele Schmerzen und die äußerste Lebensgefahr und wir alle so viele Angst umsonst haben ausstehen müssen? Die Wege der Vorsehung mögen, ohne daß wir ihre Entzwecke [sic] einsehen, gut seyn, aber sie sind bitter, recht bitter. Ich hatte mir schon im voraus viel Vergnügen von der allmählichen Entwicklung der Geisteskräfte und überhaupt von der Erziehung dieses Kindes versprochen, und siehe! alle diese schmeichelhaften Hoffnungen waren mit einemmale vereitelt. Es wäre ein bildschönes Kind geworden, und auch diese ist ein äußerlicher Vorzug, der Eltern nicht gleichgültig ist. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie mir seit dem Tode meines Kindes zu Muthe ist. Die Welt ist mir ganz verleidet, und dieser Verlust nebst der außerordentlichen anhaltenden Hitze, die wir bisher hier gehabt haben, hat alle Nerven meiner Seele erschlaffet, und mich ganz unthätig gemacht. Sagen Sie mir nicht, daß der Verlust könne ersetzt werden, der Ersatz kann Folgen haben, die mir zu fürchterlich sind, als daß ich ihn wünschen sollte [sic]. Kurz! meine eigene und anderer Erfahrung lehren mich täglich, daß Menschen diesseits des Grabes vergebens Glückseligkeit hoffen, und daß es wahr ist:

Sie ists nicht wehrt [sic], so eine Welt, wie diese,  
daß man ihr eine Thräne weiht.<sup>194</sup>

Mein Sohn und ihr [sic] seliger Gemahl sind ietzt beysammen, kennen vielleicht einander, und sind gewiß glücklich. |

Ich komme ietzt auf eine Stelle Ihres Briefs, welche mich auch nicht wenig betrübt hat. So soll ich Sie also nicht sehen? Vielleicht nie mehr sehen? Das ist traurig! Wir kämen gern zu Ihnen, allein für unsere ietzigen Einkünfte ist eine solche Reise zu kostbar, und bei den ietzigen Kriegs-Unruhen zu vielen Gefahren und Beschwerden unterworfen. Geben Sie mir doch bisweilen von den Vorfällen des Kriegs Nachricht, die Zeitungsschreiber im Reiche dürfen die Wahrheit nicht schreiben, und von denen mit uns benachbarten Oesterreichern erfährt man auch keine zuverlässige Nachricht. Gott gebe nur, daß Sachsen nicht der Schauplatz des Kriegs wird!

Von dem Domprobst [sic] habe ich nicht eine Zeile Antwort auf meinen Gevatterbrief erhalten. Das ist doch die Unhöflichkeit aufs äußerste getrieben! Nicht einmahl eine kalte, gleichgültige Antwort, einen alltäglichen Glückwunsch! Eine Höflichkeit, welche man einem Handwerksmann schuldig ist! Ich mag diesem Betragen die Benennung nicht geben, die es verdient. Ich habe nunmehr das meinige gethan. Ein Schritt weiter oder mehr wäre Niederträchtigkeit, und ich bin zu stolz, Niederträchtigkeiten zu begehen. — Der Domprobstin [sic] Brief hat mich außerordentlich frappirt, ich bedaure sie herzlich, denn ich kenne seinen ganzen Charakter, und weiß, wozu er fähig ist. Seyn Sie so gnädig und stellen ihr beyliegendes Briefchen zu. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie aufgebracht mein Schwiegervater auf den Domprobst ist, besonders wegen seiner letzten unverzeihlichen Grobheit, welche durch die Art, wie ich ihn zu Gevatter gebeten

---

<sup>193</sup> Tod meines Kindes: Carl v. Zinck, \* 22. Mai 1778, † 9. Juli 1778.

<sup>194</sup> *Sie ists nicht wert ...* : Schlußwendung einer Ode Eberhard Friedrich Freiherr von Gemmingens (1726-1791): „Klage // Vergeblich ists, Elise, daß ich klage, / Und hoffnungsloser Schwermuth Opfer bin; / Dein Unglück rafft den Frühling meiner Tage, / Und meine Qual dein Leben hin. // O ahnd' im Sehnsuchtstraume nichts, Elise, / als ew'gen Gram von deiner Zärtlichkeit! / Sie ists nicht werth, so eine Welt wie diese, / Daß man ihr eine Thräne weiht!“; vgl. Friedrich von Matthisson (Hg.), *Lyrische Anthologie*, Viertes Teil, Zürich (Orell, Füßli und Compagnie) 1803, 92. Zinck kannte diese beiden Verse womöglich aus Johann Martin Millers *Beytrag zur Geschichte der Zärtlichkeit. Aus den Briefen zweyer Liebenden*, Leipzig (Weygand) 1776, wo sie auf S. 132 zitiert werden; vgl. Brief 33.

habe, noch unverzeihlicher wird. Sie schreiben mir, er habe eine große Freude [?] gehabt, vielleicht ist der Tod meines Kindes eine Strafe Gottes für seine Unfreundlichkeit und Hochmuth.

Seyn Sie doch so gnädig und schicken mir ein recht ausführliches Recept, wie man saure Gurken einmacht, und besonders wie man es anfangen muß, daß sie sich bis zu Weyhnachten und wohl noch länger halten. |

Den H. von Eberstein, welcher, wie Sie mir melden, die Mamsell Teutscherin geheyrathet hat, kenne ich, denn er hat noch mit mir in Leipzig studiert. Was machen denn die beyden Herren von Langen und der alte ehrliche Haberkorn? Gablenz wird über den gegenwärtigen Krieg recht vergnügt [sein], so hat er doch nicht zu befürchten, daß er ein iunger Officier mit grauen Haaren und zitterndem Kopfe wird. Was machen die Herren von Reitzenstein und von Arnswald? Sind sie nicht auch *avancirt*?

Empfehlen Sie mich der gnädigen Frl. *Tante* unterthänig, meine Schwester und Ihren Hn. Wirth und Fr. Wirthin grüßen Sie recht vielmahl von mir, und seyn Sie versichert, daß ich nie aufhören werde, mit der vorzüglichsten Hochachtung und Ergebenheit zu seyn

DERO

untherthäniger Diener u. *Neveu*  
Fr. von Zinck.

N.S. Meine SchwiegerEltern und meine Frau empfehlen sich Ihnen tausendmahl.

### 38

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen  
Empfänger: Christian Friedrich Eberhard in Leipzig  
Datum: 31. Oktober 1778  
Quelle: A (Nr. 32), fol. 59r-60v

Emmendingen, den 31. Oktober, 1778.

Liebster Freund!

Sage mir, wodurch ist unsere Correspondenz so lange Zeit unterbrochen worden?<sup>195</sup> Unstreitig muß ein Brief von mir verlohren gegangen seyn, denn das kann ich von meinem Eberhardt nicht denken, daß er die Nachricht von der Geburt und dem leider! 7. Wochen darauf erfolgten Tode meines verstorbenen Sohns mit einem kalten, gleichgültigen Stillschweigen annehmen und gut seyn lassen solte, und von mir wirst Du doch hoffentlich überzeugt seyn, daß ich nicht unterlassen würde, eine mir so wichtige Nachricht einem meiner besten Freunde ~~zu~~ mitzutheilen. Es muß also ein Zufall seyn, der uns bisher getrent hat.<sup>196</sup> — Meinem gegenwärtigen Briefe wirst Du vermuthlich schon von außen ansehen, oder vielmehr angesehen haben, was er für Aufträge enthält. Musenalmanachs mag ich keine mehr, auch nicht einen.

<sup>195</sup> Am linken Rand von anderer Hand (Eberhard?): „Unwerth. Hohenthal“.

<sup>196</sup> In der Tat gibt es in der Eberhard'schen Sammlung keinen an diesen gerichteten älteren Brief, der Zincks Verlust seines Sohnes Carl thematisiert.

Die Sammlungen werden von Jahr zu Jahr schlechter, und man vertändelt nur Geld, das man zu beßern u. nützlichern Büchern anwenden könnte. Aber den Gothaischen Theatercalender will ich fortsammeln. Schicke mir daher ein Exemplar von 1779. u. eins von 1777. Denn dieser [sic] fehlt mir noch in der Reihe. Zweytens: Leben Iohann Bunkels, welches Nikolai auf Pränumeration in 4. Bänden herausgegeben hat. Drittens: Pütters | Vollständiges Handbuch der deutschen Reichshistorie u. endlich 4tens eine kleine Brochüre, welche bei Weidmanns Erben u. Reich<sup>197</sup> herausgekommen ist: Etwas für Liebhaberinnen der Reuterey von I. G. Prizelius. Da ich den Preiß dieser Bücher nicht weiß, so wirst Du so gut seyn, ~~und~~ wenn derselbe, wie ich bey nahe vermuthete, das inliegende Quantum übersteigen sollte, den Ueberschuß vorzuschießen, bis ich Dir denselben bey Gelegenheit wieder schicken kann. – Ich habe vor einiger Zeit die Silhouetten von meiner Tante u. Schwester erhalten, welche ein gewisser Hafe gemacht hat. Sie haben mir außerordentlich wohl gefallen, wie wäre es, wenn Du dem Pakete mit den Büchern auch Deine Silhouette beylegst? Ich würde sie als eine der vornehmsten Zierden meines Zimmers ansehen.

Wir haben ietzt auch ein deutsches Theater in unserer Nachbarschaft. Es ist die Doblerische Gesellschaft, welche sich 3. Stunden von hier in Freyburg aufhält. Ich habe noch keine ihrer Vorstellungen gesehen, weil ich schon 3mahl mit meiner Frau iust an solchen Tügen [sic] nach Freyburg geritten bin, da sie nicht spielte, und seit 8. Tagen durch eine außerordentliche Ueberschwemmung die Communication mit Freyburg gehindert ist.

Vor einigen Monathen bin ich zum erstenmahle in Strasburg gewesen. Es liegt von hier nur 12. Stunden. Von der Schönheit der Stadt hatte ich mehr erwartet. Leipzig ist in meinen Gedanken unter den Städten, die ich noch bis ietzt gesehen habe, die schönste. Allein das Monument des Marschalls von Sachsen<sup>198</sup> hat alle meine Erwartungen übertroffen. Du wirst vermuthlich Beschreibungen davon gelesen haben, allein ich kann Dich versichern, daß keine Beschreibung die Größe u. Schönheit dieses Kunstwerks erreichen kann. Es kostet mit den Transportkosten – denn es ist in Paris gemacht – sechs Millionen Livres. Ein Livre ist nach Sächsischem Geld 6 g. 4 pf. |

Strasburgs Einwohner sind, ohnerachtet es so nahe an Deutschland gränzt und ehemals zu Deutschland gehörte, was die vornehmern Classen betrifft, mehr Franzosen als Deutsche. Man spricht fast nichts als Französisch, und schon hier habe ich eine beträchtliche Unwißheit in der deutschen Litteratur gefunden. Ich habe an der *table d'hote* mit Rathsherren gesprochen, welche einen Lessing, Klopstock, Ramler kaum dem Nahmen nach kanten.

Sachsens gegenwärtiges und vielleicht zu befürchtendes Schicksal macht mir oft viel Unruhe. Es würde höchst unglücklich werden, wenn dem großen Friedrich seine

---

<sup>197</sup> *Weidmanns Erben und Reich*: Leipziger Buchhandlung auf der Grimmischen Gasse im Gleditschen Haus.

<sup>198</sup> *Monument des Marschalls von Sachsen*: Moritz Graf von Sachsen/Maurice de Saxe (1696-1750), illegitimer Sohn Augusts des Starken, hatte in französischen Diensten während des Österreichischen Erbfolgekriegs 1745-47 die österreichischen Niederlande für Ludwig XV erobert. Sein Grabdenkmal in der protestantischen Thomaskirche zu Straßburg, eine dramatische barocke Komposition mit lebensgroßen Figuren, das zu den Hauptwerken des Bildhauers Jean-Baptiste Pigalle (1714-1785) gezählt wird, war erst im Sommer 1777 eingeweiht worden und somit also noch eine recht neue Attraktion. Zinck erwähnt es in seinem Aufsatz „Gustav Adolph. Eine Aufforderung an Teutschland“ als Gegenbeispiel zum schlichten Findling, der auf dem Schlachtfeld bei Lützen den Ort bezeichnet, wo 1632 Gustav II. Adolf von Schweden fiel.

Unternehmungen mißlingen solten<sup>199</sup>, denn ich kenne die Erbitterung der Oesterreicher, besonders gegen Sachsen. Ich habe wegen der Parthey, welche Sachsen ergriffen hat, schon viel Streit mit Oesterreichern gehabt, und die Gerechtigkeit des Antheils, den Sachsen an dem gegenwärtigen Kriege nimmt, immer aufs eifrigste vertheidigt. Du kanst nicht glauben, wie eifrig hier iedermann, vom Vornehmsten an bis auf den geringsten Bauer, Preußisch u. Sächsisch gesinnt ist. Das Posthaus ist alle Posttage um die Stunde, wenn die Post von Frankfurth u. Nürnberg ankommt, gleichsam belagert, so begierig ist man, Nachrichten von dem Verlaufe des Kriegs zu lesen. Wenn es meinen Wünschen nachgeht, so siegen die beyden Friedriche über Ioseph.<sup>200</sup>

Lenz, von deßen Wahnsinn ich Dir einmahl geschrieben habe,<sup>201</sup> ist wieder völlig hergestellt. Er hält sich ietzt zu Weisweil, einem 3. Stunden von hier am Rhein gelegenen Dorfe, bey dem Förster auf.

Noch vor dem Schluß dieses Briefs habe ich einen Catalogus gefunden, u. gesehen, daß der {fehlende} Ueberschuß einige Thaler betragen würde, ich schicke Dir daher 1 ½ Caroline, mit der Bitte, mir noch: Von deutscher Art u. Kunst. Einige fliegende Blätter. Hamburg bey Bode. 1773. 8. zu schicken.<sup>202</sup> |

Lebe recht wohl, liebster Freund, empfiehl mich allen Bekanten, besonders Hn. M. Pohl u. dem alten guten Michaelis, antworte mir recht bald und ausführlich, und sey versichert, daß ich unveränderlich bin

Dein

aufrichtigster Freund  
Fr. von Zinck.

N.S. Meine Frau empfiehlt sich Dir unbekannter Weise. Was macht [sic] denn Watzdorf, Wilke, Haberkorn *etc*? Du wirst sie vermuthlich alle auf der Messe gesprochen haben. Haberkorn soll ia geheyrathet haben? Wie stellt sich denn der zum heil. Ehestande an? Klinkhardt hat durch seine Heyrath viel bey mir verlohren. Eine Frau, die seine Mutter seyn könnte, welche die verbulteste Frau in ganz Merseburg war? Ey, ey, Herr Klinkhardt! Ein Mensch, der Wissenschaften genug hatte, sich, unabhängig von andern, u. ohne sich auf Unkosten seines Herzens zu verheyrathen, seyn Glück selbst zu schaffen! Dazu gehört eine Sklavenseele, und diese hatte ich Klinkhardten nicht zugetraut, denn daß seine Heyrath ein Werk der Neigung seyn sollte, das will ich doch nicht hoffen! Nein, bester Eberhardt [sic], wenn Du einmahl heyrathest, so sey es die Geliebte Deines Herzens. Lieber ein wenig genauer<sup>203</sup> gelebt, als Zeitlebens mißvergnügt gelebt!

---

<sup>199</sup> *dem großen Friedrich seine Unternehmungen*: der Bayerische Erbfolgekrieg, der im Juli mit der Invasion Böhmens durch die Armeen Friedrichs II. von Preußen begonnen hatte. Sachsens Kurfürst Friedrich August hatte die noch nicht lange zurückliegenden Feindseligkeiten zwischen Preußen und Sachsen während des Siebenjährigen Krieges kein Hindernis für eine Allianz mit Friedrich gegen die Expansionspolitik Österreichs sein lassen. Für die Österreicher verschlechterte der Seitenwechsel ihres alten Verbündeten Sachsen die Erfolgsaussichten massiv.

<sup>200</sup> *so siegen die beyden Friedriche über Ioseph*: König Friedrich II. von Preußen; Kurfürst Friedrich August III. von Sachsen; Kaiser Joseph II (als Mitregent seiner Mutter Maria Theresia).

<sup>201</sup> Vgl. Brief 36.

<sup>202</sup> *Von deutscher Art und Kunst*: Die von Herder herausgegebene Sammlung *Von deutscher Art und Kunst. Einige fliegende Blätter*, Hamburg (Bode) 1773 zirkulierte seit August 1773 in der Leipziger Journalgesellschaft, so daß Zinck sie zumindest zur Kenntnis genommen haben wird. Vielleicht hat der Straßburg-Aufenthalt ihn an den in dieser Schrift enthaltenen Aufsatz Goethes über Erwin von Steinbach und das Straßburger Münster erinnert.

<sup>203</sup> *genauer*: hier i. S. v. sparsam.

39

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen  
Empfänger: Christian Friedrich Eberhard in Leipzig  
Datum: 16. April 1779  
Quelle: A (Nr. 33), fol. 61r-62v

Emmendingen, den 16ten April, 1779.

Liebster Eberhardt!

Nicht wahr, Du hast mich oft in Gedanken wo nicht der Undankbarkeit doch wenigstens der unverzeihlichsten Nachlässigkeit beschuldigt, obgleich Dein letzter Brief keine Spur davon verräth? Aber wenn Du erfährst, was mich abgehalten hat, Dir zu schreiben, so weiß ich gewiß, Du wirst mir verzeihen, und mich bedauern. Ich erhielt Deinen ersten Brief in der traurigsten Lage, zu der Zeit, da meine Frau an den Kinderpocken am heftigsten krank lag. Sie hatte sie in ihrer Kindheit schon gehabt, und bekam sie ietzt zum zweytenmahle. Du kanst Dir leicht einbilden, was ich bey dieser für erwachsene Personen so gefährlichen und schmerzhaften Krankheit gelitten habe. Ich war fast ihr einziger Wärter und Wächter. Da sie wieder besser wurde, so muste ich ihr, um ihr die Zeit zu vertreiben, beständig Gesellschaft leisten und vorlesen, und hernach bekam ich selbst an verschiedenen Theilen des Leibes, vorzüglich aber am untern Theile des rechten Armes große pockenartige Geschwüre, welche mich am Schreiben hinderten und erst vor einigen Tagen völlig geheilt sind. Meine Frau ist übrigens glücklich durch die Pocken gekommen, sie hat sehr viel[e] gehabt, sie werden aber, einige kleine unbedeutende Narben ausgenommen, wenn sich erst die rothen Flecken werden verlohren haben, keine erheblichen oder vielmehr verderblichen Merkmahle ihres Daseyns zurücklassen. Das hättest Du wohl nicht geglaubt, bester Eberhardt, daß Dein Freund unterdeßen so viel Kreutz ausgestanden hätte, und in Gefahr gestanden wäre, durch den Verlust derienigen Person, die sein einziges Glück auf der Welt ist, unwiederbringlich unglücklich zu werden. Siehst Du, liebster Freund, so wenig gehört dazu, uns unglücklich zu machen, denn wie plötzlich und unvermuthet stand nicht meine Frau am Rande des Grabes? und wie viel brauchts nicht, uns in gewissen Jahren glücklich zu machen! Wenn wir die ersten mir unvergeßlichen Jahre der ersten Jugend, die Jahre, in denen wir uns kennen lernten und Freunde wurden, durchtaumelt und durchfaselt haben, wie klein ist alsdenn die Summe der menschlichen Glückseligkeit unterm Monde! Allenthalben Leere, unausgefüllte Leere, und Sehnsucht, unbefriedigte Sehnsucht! Und solte das mit zunehmenden Jahren so zunehmen, wie unglücklich! Schlosser hat Recht! Du hast doch seinen Antipope gelesen? | Ietzt zur Beantwortung Deines Briefs vom 7den Iänner. Zuförderst danke ich Dir für die Besorgung Deines Auftrags. Bunkel – nun ia, mit dem bin ich entsetzlich geprellt! Hätte ich nur die Recension im Deutschen Merkur eher gelesen, so hätte ich mir für meine 4 rh. 12 g. ein besser Buch kaufen können. Ich habe den ersten Theil meiner Frau vorgelesen, immer in der Hoffnung, daß es noch kommen solte, aber länger konten wirs beyde nicht aushalten. Etwas unsinnigeres habe ich noch nie

gelesen. Es ist unverantwortlich von Nikolain, die Welt so zu hintergehen. Für den Verfaßer halte ich ihn nicht, denn so was elendes kann der Verfaßer des Nothanker wohl nicht schreiben, aber eine unverzeihliche Betrügerey ists, die Nikolais Nahmen noch bey der Nachwelt schänden wird. — Das Pütterische Buch ist nicht das, welches ich verlangt habe. Es ist nicht viel mehr als sein Lesebuch, und dieses habe ich schon. Ich meynte sein Handbuch, welches wo ich nicht irre 2 rh. 12 g. od. 3 rh. kostet. — Der Theater-Kalender ist seinem innern Inhalte nach besser als in den vorigen Jahren, aber die Kupfer sind erbärmlich, und die welche ich noch von Leipzig her kenne, die Brücknerin, Withöfl, Doebbelin u. seine Tochter, Berchers, sind gar nicht getroffen. Wenn doch Reichardt lieber das Geld, das er für so viele schlechte Kupferstiche ausgiebt (denn die Liebischen Gruppen sind auch erbärmlich) auf Einen oder Zwey gute verwendete! Brückner als Götz von Berlichingen von Geysler scheint mir auch nicht getroffen. — Die Litteratur und Theater-Zeitung habe ich mir von einem Bücherverleiher von Basel verschrieben. Ich wolte, Du hättest mir das Marionetten-Theater geschickt, wenn es nicht viel kostet, die Krankheit meiner Frau hielt mich ab, Dich darum zu bitten. Für Deinen Auszug bin ich Dir sehr verbunden. Schade daß die Satyre zu plump ist. Wenn das Lächerliche und Ausschweifende übertrieben wird, so verliert die Satyre das Treffende. Am besten hat mir die Parallele [sic] zwischen Wieland und den neuesten Genies gefallen. Hätte der Verfaßer nur auch noch ihre Provinzialismen gerügt! Aber Freund, wo ist denn Deine versprochne Silhouette geblieben? Ich öffnete das Paket mit dem Theatercalender geschwind in der Hoffnung, sie zu finden, und fand den Theatercalender, ein ganz kurzes Briefchen von Dir, das ich denn auch nicht länger verdient hatte, aber – keine Silhouette. Du schickst mir sie doch noch? Bey der Gelegenheit wieder einen neuen Auftrag. Sey doch so gut und frage den Hn. Hafe: 1., ob er zu dem Schattenriße eines unfrisirten Frauenzimmers einen willkührlichen Kopfputz in der Verkleinerung hinzusetzen könne 2., ob man ihm auch die ausgeschnittenen inwendigen Köpfe von weißem Papier mit schicken müsse und 3., wie viel er für 4. Exemplare von 2. Köpfen verlange? Ich habe mich und meine Frau hier abschatten lassen, die Schattenriße sind ziemlich ähnlich ausgefallen, und ietzt möchte ich mich gern durch Hn. Hafs [sic] Kunst bey einigen meiner entfernten Freunde in Andenken erhalten. |

H[of]R[ath] R ... ist mir nebst seinem Collegen im Canonicat zu Merseburg immer sehr verächtlich gewesen. Doch hat iener vor diesem noch immer das voraus, daß er viel Geist hat. Z... ist ein sehr mittelmäßiger Mann, und dabey die niederträchtigste Seele von der Welt.<sup>204</sup> Eigennutz und Wohlleben sind die Triebfedern aller seiner Handlungen. Daß R ... ein Wollüstling ist, habe ich schon lange gewußt, er und mein Bedienter waren Schwäger. Das Mädchen suchte sich vermuthlich bey diesem wieder zu entschädigen. Ueberhaupt machen die meisten Leipziger Gelehrten der Universität wenig Ehre. Sammet<sup>205</sup> bleibt immer einer eurer vorzüglichsten Männer, wenn er gleich in Leipzig verkant wird, aber er ist nicht bekant. Der Mann muß täglich 8. 9. Stunden schanzen, wie kann er schreiben? Ich bereue es immer noch, daß ich seinem Rathe und seinen Vorschriften nicht pünktlich gefolgt bin, so behauptete ich ietzt gewiß einen ansehnlichen Posten auf der Renthcammer zu Carlsruhe. Juristen giebt es genug in der Welt, und viel Wissenschaft brauchts, unter uns aufrichtig gesprochen, nicht dazu. Und die alltäglichen Regierungsgeschäfte — o die sind geschwind gelernt! Ich wünsche dir als Advokaten eine epidemische

---

<sup>204</sup> *Hofrat R ...*: nicht identifizierbar; hinter Z. darf man den Dompropst von Zinck vermuten, vielleicht aber auch den in Brief 6 erwähnten Domherrn von Zehmen.

<sup>205</sup> *Sammet*: vgl. Brief 33.

Krankheit unter die Fakultisten, damit die Schächer bald an die Fakultät kommen, und du alsdann auch deinen Antheil an den unausbleiblichen Leuterungen und Appellationen erhältst, ohnerachtet ich glauben sollte, daß auch die ietzige Fakultät es den Advokaten nicht an Gelegenheit dazu fehlen läßt.

Daß meine Landsleute in weißen Röcken<sup>206</sup> sich bisher so gut gehalten haben, freuet mich außerordentlich. Ich bin immer noch sehr stolz darauf, ein Sachse zu seyn. Du wirst mir einen Gefallen erzeigen, wenn Du mir, im Fall der Krieg, wie ich nicht wünsche, fortgesetzt werden sollte, bisweilen Nachricht davon gibst. Allen Zurüstungen und Vermuthungen nach dürfte das Haus Oesterreich wohl nicht viel Vortheil davon haben. Es ist eine merkwürdige Epoche, die wir erlebt haben, welche alle Aufmerksamkeit verdient und von wichtigen Folgen seyn kann. Das Haus Oesterreich ist bey dieser Gelegenheit völlig an den Pranger gestellt worden. Wer sind die vornehmsten Ministers ietzt in Dresden, die besonders in diesen Angelegenheiten arbeiten? An dem Vicepraes. v. Hohenthal<sup>207</sup> hat meinem Erachten nach Sachsen nicht viel verlohren. Den Mosig, welcher ietzt beym *le Coqschen* Reg[iment] Auditeur<sup>208</sup> ist, kenne ich recht wohl. Mache ihm meinen Empfehl, wenn Du ihn siehst. Schade, daß Bel nicht mehr Officier ist, der könnte ietzt Thaten thun! Was macht denn dieser Stubenheld, der, wie sich der Lieut. Gablenz damals, als er Officier wurde, ausdrückte, die Griechen u. Ebräer beym Regimente commandiren sollte!

Klinkhardt hat seitdem einen sehr freundschaftlichen Brief an mich geschrieben. Er muß sich, nach dem Tone dieses Briefs zu urtheilen, sehr zu seinem Vortheil geändert haben. Hätte er nur die Frau nicht geheyrathet! Sie muß Töchter haben, die Klinkhardt hätte heyrathen können. Ich habe es auch nicht lassen können, ihm meine Verwunderung über diese Wahl in einigen Englischen Zeilen zu verstehen zu geben. Er hat gewiß ein gutes, edles, liebenswürdiges Herz, und viel Fähigkeiten u. Kentniße, aber diese Heyrath – Ich kann leicht vermuthen, wer der Stifter derselben mag gewesen seyn. Ich für meine Person hätte mich aber nicht überreden lassen. |

Ueber den Verlust von Hells Freundschaft darfst Du Dich nicht betrüben.<sup>209</sup> Er ist ein schlechter Kerl, der mich, der ich ihm so viele Gefälligkeiten erwiesen habe, auf das niederträchtigste hintergangen hat. Ich habe ietzt alle Verbindungen mit ihm aufgehoben, da Klinkhardt meinen bisherigen Argwohn durch seine freundschaftliche Warnung zur Gewißheit gemacht und sich erboten hat, meine verdrüßlichen Geschäfte, die ich leider noch in Sachsen habe, zu besorgen. – Was macht denn Berthold, Carl Segnitz, Rößig u. a. ? Wer ist denn Reinhardts in Merseburg Frau? Ist es etwa eine Tochter des dasigen Stiftssuperintendenten Schmidt? – Und Watzdorf – was macht denn der? Der hat mich wohl lange vergeßen! Und Beulwitz hat mir auch auf einen Brief, den ich ihm vor einigen Jahren durch einen Hn. von Geyer von Carlsruhe geschickt habe, nicht geantwortet. Du wirst mir viel Vergnügen machen, wenn Du mir von meinen alten akademischen Bekanten Nachricht gibst. Die academischen Jahre sind gewiß unsere vergnügtesten, nur Schade, daß wir das, was sie zu unsern vergnügtesten macht, nicht allemahl recht genießen! und die Rückerinnerung an dieselben und an Personen, mit denen ich damals verbunden war, hat

---

<sup>206</sup> *Landsleute in weißen Röcken*: die Fußtruppen der Sächsischen Armee waren in der zweiten Hälfte des 18. Jhs. überwiegend weiß uniformiert.

<sup>207</sup> *Vicepraes. v. Hohenthal*: vgl. die Randbemerkung von anderer Hand im vorherigen Brief (38) sowie Brief 22.

<sup>208</sup> *Auditeur*: Jurist in der Militärgerichtsbarkeit, einem bestimmten Regiment zugeordnet.

<sup>209</sup> Am linken Rand von anderer Hand (Eberhard?): „Heinecke Michaelis meine Lieblings Stunden“.

allemaal außerordentlich viel Angenehmes für mich. — Denen Herren v. Burkersroda<sup>210</sup>, Hn. M. Pohl und dem guten ehrlichen Michaelis bin ich für ihr Andenken recht sehr verbunden, empfiehl mich ihnen allen aufs freundschaftlichste. Was machen denn die Griesheime? — Für Deine freundschaftlichen Gesinnungen, bester Eberhardt, danke ich Dir herzlich. Sey versichert, daß ich nie – und es geschieht oft – ohne den Wunsch an Dich denke, dich wieder einmahl zu sehen und zu umarmen. Vielleicht erfüllt der Himmel bald den sehnlichsten Wunsch

Deines

aufrichtigen Freundes  
Fr. von Zinck.

N.S. Meine Frau empfiehlt sich Dir unbekannter Weise. Schicke mir doch von der *composition de savon à la Sultane*, welche nach dem 49. St[ück] der Leipziger Zeitungen, die ich mir ietzt halte, bey Heisingern zu haben ist, für 12 g. Das Geld wirst Du so gut seyn einstweilen auszulegen. — Habe ich Dir schon geschrieben, daß Lenz wieder närrisch ist? Er ist ietzt bey einem Balbier einige Meilen von hier, der sich damit abgiebt, Narren zu kuriren. — Vorigen Winter hatten wir auch ein deutsches Schauspiel in unserer Nachbarschaft. Es war die doblerische Gesellschaft, welche sich zu Freyburg im Brisgau aufhielt. Die Madam Dobler ist eine sehr gute Schauspielerin, sonst bestund die Gesellschaft aus lauter sehr mittelmäßigen Leuten. Der beste Acteur war Illenberger. Dobler selbst spielt einige comische Rollen nicht übel. Sie haben auch hier viermahl gespielt. Da Romeo u. Iulie gespielt wurde – es war den 2ten Februar – war meine Frau iust am kränksten, und sie hatte sich so sehr darauf gefreut, weil sie das Schauspiel ohnehin liebt, u. die Iulie eine von den Hauptrollen der Mad. Dobler ist. Ietzt ist Dobler in Colmar. Lebe recht wohl, liebster Freund, und antworte mir bald wieder.

#### 40

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen  
Empfänger: Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck, in Leipzig  
Datum: 5. Januar 1780  
Quelle: A (Nr. 34), fol. 63r-64r

Emmendingen, den 5ten Jänner, 1780.

Gnädige Tante!

Tausend, tausend Dank für Ihren letzten Brief! welchen ich aber erst spät mit dem von der Domprobstin zugleich erhalten habe. Schon glaubte ich mich von Ihnen vergeßen. Diese Besorgniß machte mir die ganze Welt zu enge, denn das könnte ich nicht ertragen. Und da kam ein Brief von Ihnen mit einem eben so unerwarteten Geschenke, welches Ihnen Gott tausendfältig vergelten wolle. Einen vergnügtern Tag habe ich seit langer Zeit nicht gehabt, als den, an welchem ich Ihren Brief erhielt.

---

<sup>210</sup> Herren v. Burkersroda: vgl. Brief 27, 41 und 52.

Und der thätige Beweis Ihrer Liebe und Gutthätigkeit, was soll ichs läugnen, daß er mir ausnehmende Freude gemacht hat. Ich bekam Ihren Brief am Montage vor Weynachten. Tags darauf war hier Jahrmarkt, da hab' ich mir für Ihr Geschenk 1. halb Dutzend Schnupftücher und 2. Pfund Baumwolle zu Strümpfen gekauft, und den Perückenmacher und Balbier davon bezahlt. So oft ich eins von meinen neuen Schnupftüchern aus meiner Commode nehme, so erinnere ich mich mit der dankbarsten Empfindung an Sie. — Daß es unmöglich, bey der größten möglichsten Einschränkung unmöglich ist, von 400 Gulden zu leben, werden Sie gleich selbst erkennen, wenn ich Ihnen sage, daß 400 Gulden hiesiges Geld nur 222 rh. Sächsisch Geld machen. Wir haben etliche 100 Gulden erspart gehabt, die wir einmahl zu einer Reise nach Sachsen anwenden wolten, so lange diese zum Zusetzen reichen, würde es noch gut gehn, wenn aber diese alle sind, und ich unterdeßen nicht in Sachsen Rath schaffe, so wären wir sehr übel dran. Sagen Sie doch der gnädigen Tante in Merseburg, wenn Sie sie sprechen oder an Sie [sic] schreiben, daß an den Auftritten, welche sie sich so sehr zur Schande rechnet, nicht ich, sondern der Domprobst Schuld sey, da der StiftsRath Marschall, wie Sie [sic] mir selbst geschrieben hat, in der vorjährigen Ostermeße mit einer Verschreibung von ihm hat zufrieden seyn wollen, da ich selbst verschiedene Vorschläge, die Sache ohne Weitläufigkeiten abzuthun, gethan habe, welches alles er aber mit der größten Hartnäckigkeit verweigerte, zu einer | Zeit, da von der Heyrath meiner Schwester und der Ausbezahlung ihres Vermögens noch gar nicht die Rede war. Iedermann wird daraus sehen, daß bloß er dran Schuld ist, daß die Sache öffentlich bekant worden ist. Ich habe auf Marschalls Protestation, die er bey dem DomKapitel zu Merseburg übergeben hat, eine Erklärung thun müssen, in welcher ich Marschalln förmlich an den Domprobst angewiesen und ihm meine Forderung an den letztern zu seiner Bezahlung in so weit es nöthig ist, gerichtlich abgetreten habe. Ich muß ietzt erwarten, was er darauf thun wird. Bleibt er bey seiner vorigen Entschließung, so bleibt mir nichts übrig, als das, was doch von Gott und Rechts wegen mein ist, gerichtlich von ihm zu fordern, denn Selbsterhaltung ist für ieden Menschen das erste Gesetz. Da wir ietzt nicht auskommen können, wovon solten wir leben, wenn meine Frau etwa wieder ein Kind bekäme? Ich sage Ihnen dieses alles voraus, damit Sie nicht etwa erschrecken, wenn Sie hören, daß ich mit dem Domprobst einen Proceß angefangen habe, den ich nicht vermeiden kann, und nicht zu verlieren befürchte.

Meiner Schwester Heyrath hat mir auch viel Besorgniße gemacht. Ich kenne bey dem vielen Guten ihres Charakters auch alle die unbeschreiblichen Wunderlichkeiten deßelben. Wenn sie nur nicht sich und ihren Mann<sup>211</sup>, deßen Lob eines braven Mannes aus Ihrem Munde mich sehr gefreut hat, unglücklich macht! Ich habe vor länger als einem Vierthellahre an sie geschrieben, aber noch keine Antwort von ihr erhalten. Führen sie denn die Landwirthschaft auf dem Gute<sup>212</sup> selbst? Da wirds nicht gut mit meiner Schwester gehn, da sie von keiner Haushaltung viel versteht, und ihre kleine unbedeutende Haushaltung in Leipzig so wunderlich führte.

Ietzt noch ein Paar Worte von uns. Ich bin immer gesund, denn einen Schnupfen im Winter rechne ich für keine Krankheit, aber meine arme Frau leidet oft viel an hysterischen Zufällen. Mit meiner Schwiegermutter hat es sich wider all unser Erwarten gebeßert, sie kann beständig auf seyn, nähen und stricken – würrklich ietzt

---

<sup>211</sup> *ihren Mann*: August Christian Carl v. Raschau.

<sup>212</sup> *auf dem Gute*: das Gut des Kammerherrn von Raschau in Posern bei Weißenfels.

strickt sie Strümpfe für mich, denn ich stehe sehr gut bey ihr angeschrieben – mit Krücke und Stock im Hause herumgehen, und am 22sten Oktober, meines Schwiegervaters Geburtstage, war sie zum erstenmahle wieder bey uns. Sie ist seitdem öfters bey uns gewesen, wenn ihr gleich das Fahren Schmerzen macht. Ueberhaupt hat sie noch immer viele Schmerzen, die sie aber gegen die vorigen nicht achtet. Weiber von ihrem Verstand, Entschlossenheit und Haushaltungseinsichten giebt wenig. |

Mein Schwiegervater hat oft Beschwerlichkeiten von der güldnen Ader<sup>213</sup>, welche erst vorigen Herbst angefangen hat, fluid zu werden. Neues weiß ich Ihnen gar nichts zu melden, als daß vergangenen Herbst der Herzog von Weimar mit einer kleinen Begleitung einige Tage sich hier bey dem HofRath Schlosser aufgehalten hat. Er hat die Reise zu Pferde gemacht, und ist von hier in die Schweiz gegangen.<sup>214</sup> Der Graf Geyersberg ist mir dabey eingefallen. Doch hat es mir gefallen, daß ein deutscher Fürst Deutschland durchreiset und berühmte Männer besucht, ohne seinem Lande viele Kosten zu machen. Auch war vor einigen Monathen der berühmte Philadelphia<sup>215</sup> hier. Seyn Sie doch so gnädig, und schicken Ihren Bedienten zu dem Advokat Eberhardt in Homanns Hofe in der Petersstraße auf den neuen Neumarkt hinaus, und lassen Sie ihn nebst meiner Empfehlung fragen, ob er nicht voriges Jahr ohngefähr um Ostern herum einen Brief von mir erhalten habe. Ich habe 2. ziemlich ähnliche Schattenriße von mir und meiner Frau. Diese hätte ich Ihnen gern geschickt, es ist aber hier niemand, der sie ins kleine bringen kann, deswegen hat[t'] ich Eberhardten aufgetragen, sich bey dem Künstler, der den Ihrigen gemacht hat, zu erkundigen, ob er zu einer FrauenzimmerSilhouette ohne Frisur eine hinzumachen könne, ob er das ausgeschnittne weiße Papier auch haben müsse, und wie viel er verlange. Ich habe aber keine Antwort erhalten, und da ich weiß, daß Eberhardt mir gern Gefälligkeiten erzeigt, so muß ich glauben, daß mein Brief verlohren gegangen ist. – Wir alle empfehlen uns Ihnen und der gnädigen Frl. Tante tausendmahl, wünschen Ihnen im neuen Jahr Gesundheit Glück und Vergnügen, ich aber habe besonders die Gnade, mit der vollkommensten Hochachtung und der wahrsten Ergebenheit bis an das Ende meines Lebens zu seyn

DERO

unterthäniger Diener u. Neveu  
Fr. von Zinck.

N.S. H. Wilhelmen und seiner Fr. Liebste danke ich für ihr gütiges Andenken, und wünsche ihnen recht wohl zu leben.

---

<sup>213</sup> *güldne Ader*: Hämorrhoiden.

<sup>214</sup> *vergangenen Herbst ... in die Schweiz gegangen*: Die Schweizerreise Carl Augusts führte ihn am 27. September 1779 nach Emmendingen, wo er bis zum 30. blieb. Zinck erwähnt nicht, daß der Herzog von J.W. Goethe begleitet wurde („Zweite Schweizerreise“), welcher den Aufenthalt bei seinem Schwager Schlosser zum Besuch am Grab seiner im Juni 1777 verstorbenen Schwester Cornelia nutzte. Sein Schwager Schlosser war seit dem 24. September 1778 bereits wieder verheiratet, und zwar mit der Goethe ebenfalls noch aus Jugendzeiten bekannten Frankfurterin Johanna Fahlmer.

<sup>215</sup> *Philadelphia*: Jakob Meyer (1735-um 1800), amerikanischer Abenteurer und Illusionist, der sich nach seinem Herkunftsort Philadelphia nannte. Während seines Aufenthaltes in Göttingen 1777 machte G. Chr. Lichtenberg ihn mit einem satirischen „Avertissement“ lächerlich; vgl. Lichtenberg/Joost (2004).

41

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen  
Empfänger: Christian Friedrich Eberhard in Leipzig  
Datum: 30. März 1780  
Quelle: A (Nr. 35), fol. 65r-66v

Emmendingen, den 30sten März, 1780.

Liebster Freund!

Ich würde Dir, wie ich immer zu thun pflege, eher geantwortet haben, wenn ich nicht durch mancherley ungewöhnliche Correspondenzen wäre davon abgehalten worden. Thielen sage nur, daß ich ihm für seine Bemühung danken ließe. Seine Vorschläge waren so gut als keine. Da hat er mir von einer Menge von Schönfelden geschrieben, denen solte ich durch einen angesehenen Mann, der *fidem* für sich hätte, meine Umstände bekant machen lassen. Kurz[,] das war alles nichts, und ich bin vielmehr Deinem Rath gefolgt, für den ich Dir tausendmahl danke, den[n] die *Madem. Weidmann*<sup>216</sup> hat meiner Tante versprochen, mir auf Ostern 900 rh. und das übrige auf Michael zu geben. So habe ich doch einmahl einen Gläubiger, der mich nicht zu prellen sucht, und nach meiner SchwiegerEltern Tode kann ich es mit Bequemlichkeit von dem Vermögen meiner Frau bezahlen. Daß Wilke und andere, die sich so sehr meine Freunde in Leipzig nannten [sic], sich so kaltsinnig gegen mich betragen, hat mich bey aller philosophischen Verachtung, mit welcher ich auf solche Charaktere herabzusehen gewohnt bin, doch gekränkt. Von der *Madem. Weidmann*, die mich in 4. ½ Jahren kaum 3mahl gesehen hat, glaubte ich schon längst vergeßen zu seyn, und diese denkt noch an einen Unbekanten, da meine ehemaligen sogenannten Freunde sich meiner schon lange nicht mehr erinnern. So kann man sich an den Leuten irren! Der Verlust von des Domprobsts – mein Verwandter ist er nicht mehr – Vermögen, hat mich gar nicht gekränkt, das kann ich Dir zuschwören. Ich sahe mich in seinem Hause immer als fremd an. |

Daß Held in so schlechten Umständen ist, wie Du mir gemeldet hast, das habe ich nicht gern gehört, denn er ist mir nach dem Vergleich, den Klinkhardt mit ihm gemacht hat, 180 rh. schuldig, wovon er an Michaelis 90 rh. und an Neulahr ebensoviel hätte bezahlen sollen, ich habe aber noch keinen Kreutzer gesehen, und brauchte es doch so nothwendig.

Aber, wirst Du sagen, was ist denn das eigentlich für eine Beylage? Das will ich Dir gleich sagen, bester Eberhardt! Es ist ein Einfall, der mir einmahl auf einem meiner müßigen Spaziergänge in den Kopf kam, und den ich in einigen müßigen Stunden zu Papier gebracht habe. Ich schicke Dir diesen Aufsatz deswegen, daß wenn Du ihn ~~deße~~ würdig achtest, in das deutsche Musäum eingerückt zu werden, Du ihn auf die gehörige Art – etwa durch Abgebung in der Weygandischen Buchhandlung<sup>217</sup> mit

---

<sup>216</sup> *Madem. Weidmann*: möglicherweise eine Erbin des Verlegers Hofrat Weidmann, dessen Buchhandlung als „Weidmanns Erben und Reich“ (vgl. Brief 38) von Philipp Erasmus Reich weitergeführt wurde.

<sup>217</sup> *Weygandische Buchhandlung*: Christian Friedrich Weygand (1743-1806) betrieb in der Ritterstraße im „Roten Collegium“ eine Verlagsbuchhandlung, wo u.a. von 1776 bis 1788 die von Heinrich Christian Boie und Christian Wilhelm von Dohm herausgegebene Zeitschrift *Deutsches Museum* erschien. Weder taucht Zinck jedoch als Autor im *Deutschen Museum* auf, noch läßt sich aus den spärlichen Andeutungen dieser Briefstelle irgendetwas Näheres über den Gegenstand des Aufsatzes erschließen.

einem drumgeschlagenen Couvert – an den Herausgeber des deutschen Musäum beförderst. Glaubst Du aber, daß mir die Bekanntmachung deßelben keine Ehre machte, so erwarte ich von Deiner Freundschaft eine eigenmächtige Zurückbehaltung deßelben, welche mich gewiß nicht beleidigen wird. Daß ich in Zukunft wieder mehr Einkünfte habe, freut mich besonders auch deswegen, daß ich bisweilen einige Thaler auf Bücher verwenden kann, welches ich seit 2. Jahren habe unterlassen müssen.

Diesen Winter habe ich auch einigemahl in dem benachbarten Freyburg eine Dir bekante Gesellschaft Schauspieler spielen sehen. Es war die Koberweinische. Die Madam Koberwein ausgenommen war alles, etwas weniges Mittelgut[es] ausgenommen, Ausschuß. Ich habe die Madam K. als Adelheid von Siegmar<sup>218</sup> gesehen, und sie leistete alles, was man von der grösten Schauspielerin nur fordern kann. So machte sie auch in den Unähnlichen Brüdern<sup>219</sup> die Frau des Obristen sehr gut. Mamsell Koberwein spielt Rollen, wie die Orsina in Emilia Galotti recht gut. Ich sah sie unter andern als Hedwig in Adelheid v. Siegmar[.] | Koberwein betrug sich in Freyburg sehr schlaue. Alle Stücke, die er aufführte, waren seinen Affichen nach, auf welche er allemahl sehr abgeschmakte Nachrichten drucken ließ, von dem K. K. Nationaltheater zu Wien. Sein bester Acteur war Schubert. Er ward aber in Freyburg verkant, und ihm ein Sänger, Nahmens Grünberg, vorgezogen, der mir unleidlich war. Er brüllte mehr als er sang, spielte mit einer unausstehlichen Prätension, schnitt Gesichter im Singen, daß man ihn nicht ansehen konte, und verkünstelte im Vortrage die Compositionen so, daß man nicht wuste, was der Componist eigentlich hatte haben wollen. Es war auch eine Huber'sche Familie dabey, lauter Ausschuß! Hegenbart, Wawaresch gehörten mehr wegen der Schönheit ihres Aeußerlichen als ihres Spiels unter die Beßern. Koberwein ist von Freyburg nach Colmar gegangen.

Du hast mir vor 2. Jahren einmahl einen Brief von Hn. Stenzel geschickt. Ich erhielt ihn iust, da meine Frau am gefährlichsten an den Pocken krank war. Stenzels Brief wurde ich der damaligen Verwirrung, die in meinem Hause herrschte, verlegt, und da ich Dir das nächstemahl wieder schrieb, dachte ich nicht an diesen Brief. Ich fand ihn von ohngefähr vor Iahr und Tag schon, aber allemahl so oft ich an Dich schrieb, dachte ich erst an Stenzels Brief, wenn der Brief an Dich schon fort war. Wenn er noch in Leipzig ist, so entschuldige mich bey ihm, und sage ihm, daß mich sein Brief recht gefreuet habe, daß ich ihm ein recht erwünschtes Schicksal wünsche und bedaure, daß ich dazu nichts beytragen kann. Er hat einmahl Verse von mir wollen machen lernen, erinnre ihn doch daran, besonders über die merkwürdigen Vorlesungen, die ich ihm über Ernesti's Rhetorik gehalten habe.<sup>220</sup>

Also denkt auch P. C.<sup>221</sup> noch an mich? Nu das freut mich doch, denn ich glaubte unter der Menge von Liebhabern, mit denen sie so oft abzuwechseln pflegte, schon längst von ihr vergeßen zu seyn. Ey! Ey! H. von Wilke, und Sie vergaßen Ihren alten Freund? Es ist mir lieb, daß Du sie genauer hast kennen lernen, es fehlt ihr gewiß nicht an Witz und Verstand, und ich habe manche in allem Betracht angenehme Stunde bey ihr zugebracht. Versichre sie, wenn Du sie siehst, meines fortdauernden Andenkens. |

---

<sup>218</sup> *Adelheid von Siegmar*: nicht ermittelt.

<sup>219</sup> *in den Unähnliche Brüdern*: Johann Friedrich Heinrich Müller, *Die unähnlichen Brüder, oder Unglück prüft das Herz. Ein Originallustspiel in 5 Aufzügen*, Wien (Trattner) 1771.

<sup>220</sup> *Ernesti's Rhetorik*: Johann August Ernesti (1707-1781), *Initia Rhetorica*, Leipzig 1770.

<sup>221</sup> P. C.: Möglicherweise „Pohls Christel“; vgl. die Briefe an Eberhard vom 4. November 1776 (Nr. 29) und 7. April 1780 (Nr. 42).

Carl Segnitzzen kenne ich recht wohl. Er war Rößigs Stubenpursche, welcher wie ich aus der A[llgemeinen] D[eutschen] B[ibliothek] gesehen habe, ein rüstiger Schriftsteller ist. Hält er sich denn noch in Leipzig auf? Wenn Du mir den Nahmen von Segnitzzens Patron melden könntest, so wolte ich mich durch hiesige Kaufleute, welche die Frankfurter Messe besuchen, nach ihm erkundigen lassen. Er war ein guter, stiller Mensch, aber dabey kein Pedant wie Rößig.

Dem Stiftsdirektor von Griesheim sind die großen Hofnungen, die er sich von seinen Söhnen machte, garstig vereitelt worden. Er ist aber grötentheils selbst Schuld dran. Er hielt sie zu Hause zu eingezogen, deswegen wurden sie lüderlich auf der Akademie, und wenn iunge Leute nicht bey Zeiten die große Welt, in der sie künftighin ihren Wirkungskreis haben sollen, als Zuschauer in der Nähe kennen lernen, so sind sie für die Geschäfte verlohren, denn das was sie bey ihrem Eintritt in die Welt wirklich finden, stimmt zu wenig mit dem Ideal überein, das sie sich aus Unwissenheit und von der Schmeicheley ihrer Lehrer, die außer dem Catheder nichts von der Welt kennen[,] verleitet[,] geschaffen haben. Was macht denn aber der älteste Griesheim auf der Kammer? Er versteht ia von Kameral-Wissenschaften nichts? Oder soll er die auch durch Routine lernen, weil der Jurist, nach einem sehr einfältigen Sächsischen Sprüchworte, in alle [sic] Sättel gerecht ist? Gnade Gott den armen Unterthanen! Was machen denn die beyden Herren von Burkersrode<sup>222</sup>? Ich wolte, der Domprobst hätte einen von ihnen adoptirt, wenn er doch sein Vermögen der Familie entziehen wolte. Du wirst doch ohne Zweifel den neuen ärgerlichen Auftritt wissen, den er mit meiner Tante gemacht hat? Sieht denn der Bösewicht {nicht}, daß er sich vor der ganzen vernünftigen Welt beschimpft und zum Abscheu macht?

Daß die Leipziger Akademie in Verfall kömmt, kann wohl nicht anders seyn, wenn ein Mann wie Wurm Curator ist, der sich um nichts als seine Acten und sein Interesse bekümmert, auch die Kentniße nicht hat, die dazu gehören. Ich glaube, daß Wurm wenig auswärtige Gelehrte kennt. Der zweyte Fehler ist der; daß ein Jurist in Leipzig wenig mehr lernen kann, als ein Sächsischer Advokat oder Reg[ierungs]Rath zu wissen braucht, was soll der Ausländer damit machen? Lebt denn *D. Sammet*<sup>223</sup> noch? Er ist gewiß, dieß sehe ich ietzt erst täglich mehr ein, ein Mann von vielen und gründlichen Kentnißen, wenn gleich die *Doctorelli* und *Magistelli* in Leipzig über ihn spotten. Wenk ist doch auswärts bekannter als Du glaubst. Am bekanntesten sind Hommel, Morus u. Plattner, auch Schott.<sup>224</sup> — Lebe recht wohl, bester Eberhardt, und sey versichert, daß ich nie aufhören werde zu seyn

Dein  
aufrichtigster Freund  
Fr. v. Zinck.

---

<sup>222</sup> *Herren von Burkersrode*: vgl. Briefe 27, 39 und 52.

<sup>223</sup> *Doctor Sammet*: vgl. Brief 33.

<sup>224</sup> *Hommel, Morus u. Plattner, auch Schott*: Karl Ferdinand Hommel (1722-1785), Jurist, Professor seit 1750, Rektor 1763; Samuel Friedrich Nathanael Morus (1736-1792), Theologe und Prediger, Professor seit 1768; Ernst Plattner (1744-1818), Mediziner und Philosoph, Professor seit 1770; August Friedrich Schott (1744-1792), Jurist, Professor seit 1767.

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen  
 Empfänger: Christian Friedrich Eberhard in Leipzig  
 Datum: 7. April 1780  
 Quelle: A (Nr. 36), fol. 67r-68v

Emmendingen, den 7den April, 1780.

Liebster Freund!

Freylich wunderte mich Dein langes Stillschweigen nicht wenig. Bald glaubte ich, mein letzter Brief sey wieder verlohren gegangen, bald, es habe sich eine Veränderung mit Dir zugetragen, bald gar, Du seyst etwa gestorben. Ich hätte Dir schon längst wieder geschrieben, allein ich bin seit unsrem unterbrochnen Briefwechsel in Verdrießlichkeiten verwickelt worden, die meiner Seele selten Fähigkeit und ruhige Heiterkeit genug zu einem freundschaftlichen Briefe übrig ließen. Sie werden Dir schon bekannt seyn, diese Verdrießlichkeiten, ich kann mir also die Hererzählung derselben ersparen, deren Wiederholung mir allemahl unangenehm ist. Kurz[,] ich werde von allen Seiten gedrückt, von Gläubiger [sic] und Schuldnern, von Dummheit und Bosheit. Doch vielleicht erzähle ich Dir ein Räthsel. Wiße also, daß ich kurz vor meiner Abreise aus Leipzig vor 6. Jahren zu Tilgung meiner Schulden[,] die ich hatte machen müssen, weil mir mein Oncle zu wenig gab und ich bey dem Verkauf meines Guts so viel einbüßte, von dem Iuden Levi 1300 rh. borgte, wenigstens mußte ich so viel verschreiben, ohnerachtet ich nur 300 rh. baar und für ohngefähr 400 rh. Effekten erhalten hatte. Von dem HR. Hommel hatte ich schon vorher 300 rh. geborgt. Diese wolten vor 3. Jahren bezahlt seyn, und um dieß zu können, negocierte mir mein guter Freund *scil[icet]* der Adv[okat] Held, welcher sich mit Gewalt zu meinem Agenten eingedrängt hatte, bey dem Stiftsrath Marschall, dem Dummkopf, 2300 rh., verglich die Sache mit dem Iuden Levi zu seinem Vortheil, und verschmaußte mein Geld. Marschall wolte auch wieder bezahlt seyn, wolte aber mit Helden nichts mehr zu thun haben, wie ich auch, {u.} verkümmerte mir meine sämtlichen Einkünfte. Ich hatte ihm eine Schuldverschreibung auf 6000 rh. von meinem Oncle zu Merseburg verpfändet, glaubte ietzt, da es einmahl herausgekommen war, geschwind aus dem Handel zu seyn, wenn ich Marschalln an meinen Oncle *quoad summam concernentem* assignirte. Allein in der Schuldverschreibung stund bis zu beyden Theilen beliebiger Ausbezahlung u. Empfangnehmung. Dies erklärte mein Oncle so, daß er nicht eher gehalten sey zu bezahlen[,] als bis es ihm beliebe, und weigerte sich daher irgend einen Schritt zu Marschalls Befriedigung zu thun, außer die halbiährige Abtragung der Zinßen. Ich that Marschalln den Vorschlag, eine neue Schuldverschreibung von mir anzunehmen, er solle seine Zinßen richtig und nicht wie bisher durch Helden erhalten, und dieß sey ihm ia vortheilhafter, als sein Capital so zerstückelt zu erhalten. Aber er, oder vielmehr der D[octo]r Schreiter in Wurzen, wolte nicht. Diesen letzten habe ich vielleicht dadurch beleidigt, daß ich ihm auf einen groben Brief nicht grob sondern nachdrücklich und mit Würde geantwortet habe. Der Dr. Klinkhardt traut sich ohnerachtet iener Clausul meinen Oncle durch einen Proceß zum Zahlen zu zwingen, und seine Gründe haben mir auch sehr eingeleuchtet, allein ietzt bringt dieser haßvolle Mann einen Revers zum Vorscheine, worinne ich mich der Aufkündigung begeben haben soll, und welchen ich doch, wie ich gewiß weiß, nie ausgestellt habe, vermuthlich weil er

der Wirkung iener Clausul selbst nicht genug zutrauen mag. Siehst Du, liebster Eberhardt, so bin ich bisher chikanirt worden, und unterdeßen hab ich kein Geld. Held ist mir noch einige 180 rh. schuldig, allein glaubst Du wohl, daß Klinkhardt ihn zum Zahlen bringen könnte? Wenn Du mir ein Capital von 2000 rh. auf 6. Jahre allenfalls zu 6. pro C[en]t. verschaffen könntest, so würdest Du mir den grösten Freundschaftsdienst von der Welt erweisen, für den ich gewiß mit der Zeit nach allen meinen Kräften erkenntlich seyn würde. Klopfe doch bey Wilken an, vielleicht hat der noch Freundschaft genug für mich, mir zu helfen. Rede doch auch bey Gelegenheit mit dem *D. Gehler*,<sup>225</sup> Marschalls Schwager, davon, daß es doch unbegreiflich sey, warum Marschall nicht lieber sein Geld bey mir wolle stehen lassen, als 100 rh. weise annehmen. Noch eine Chikane! Ich habe im Anhalt-Kothenschen [sic] | von einem Oncle ein Stück Feld geerbt, wovon ich iährlich 50 rh. ziehe. Wir haben bisher immer geglaubt, es sey Mannlehn, da aber vor 7-8. {lahren} mein Oncle die Lehn für mich zu Köthen suchte, so wolte die Lehnscurie nichts von der Lehnbarkeit dieses Stücks wissen, sondern erklärte es für ein Erbzinßgut. Dieß erinnre ich mich noch sehr genau, von meinem Oncle gehört zu haben, welcher bisher das Pachtgeld davon für mich eingezogen, und alle dieses Gut betreffende [sic] Schriften in Händen hat. Dieses Gut nun wolte ich ietzt verkaufen und damit einen Theil der Marschallischen Schuld tilgen, allein ietzt erklärt es mein Oncle auf einmahl für Mannlehn. Ietzt habe ich dem Dr. Klinkhardt aufgetragen, ihm alle Schriften abzufordern. Siehst Du, so ist es mir bisher gegangen.

Den Verlust Deiner Freundin beklage ich mit Dir von ganzem Herzen, aber warum hast Du mir denn nie gesagt, daß Du eine solche Freundin habest? Vielleicht hab ich sie gekant, denn in Leipzig muß sie gewesen seyn, weil Du ihr Grab so fleißig besuchst. Doch ich denke nicht dran, daß ich schon fast 6. Jahr von Leipzig weg bin, und also das Mädchen, welches Du im I[ahr] 1779. liebtest, i[m] I[ahr] 1774. noch ein Kind gewesen seyn kann. Ich wünsche Dir Glück, daß Du Faßung genug gehabt hast, einen solchen Verlust noch so zu ertragen, wie Du ihn ertragen hast, ich wenigstens an Deiner Stelle hätte den Ort auf ewig geflohen, wo iede Stelle mich an den Verlust meines Glücks erinnert hätte.

Ich würde Dir die Schattenriße für Hafen schicken, wenn ich theils einen ähnlichen von meiner Frau bekommen könnte, theils wüste, wie ich Dir das Geld dafür übermachen solle, da ich ietzt kein Geld mehr in Sachsen zu erheben habe, und eine solche Kleinigkeit in Silbergelde zu viel Postgeld kostet. Es mag also für dießmahl unterbleiben, vielleicht führt mich ein günstiges ietzt freylich noch unvorhergesehenes Schicksal bald selbst nach Sachsen, alsdenn kann Hafe unsere Profile selbst zeichnen, unterdeßen aber erwarte ich Deine Silhouette ganz zuverlässig mit dem nächsten Briefe.

Daß Held, wenn er in Leipzig bliebe, gewiß lüderlich und endlich – eine unausbleibliche Folge davon! – ein schlechter Kerl und am Ende unglücklich werden würde, habe ich vorausgesehen, und ihm selbst auch in meinen Briefen oft widerathen, Leipzig nicht zum Orte seines Aufenthalts zu wählen. Meine Freundschaft hat er mir mit dem unverantwortlichsten Undank vergolten. Ich habe für den Menschen gethan, was ich nur konte. Ich habe für ihn Bürgschaft geleistet, ihm einen Wechsel von 700 rh. ausgestellt, auf welchen er Geld aufgenommen hat, die vielen kleinen Dienste, die ich ihm geleistet habe, nicht gerechnet, und dieser Mensch, den ich für meinen Freund hielt, hat mich so schändlich hintergangen. Aber so gehts, erst war er

---

225

nur leichtsinnig, jetzt ist er ein Bösewicht, erst wollüstig, jetzt lüderlich, erst ein böser Schuldner, jetzt ein Betrüger. Hätte ich ihn fortmachen lassen, er hätte mich noch um mein ganzes Vermögen gebracht. Hat er denn auch viel zu thun, und ist er geschickt? An dem letzten hab' ich Ursache stark zu zweifeln, wenn ich an seine Art zu studieren, ohne allen Zweck und ohne alle Ordnung und was das hauptsächlichste ist, ohne allen Fleiß, zurückdenke, und nach meiner Entfernung von Leipzig mag er vollends erst recht in das schöne Leben hineingekommen seyn, welches er erst angefangen hatte, und in welches ich durch ihn, Manitusen, die Griesheime, und wie die saubern Gesellen sonst alle hießen, bald auch wäre verwickelt worden. Leipzig ist doch mit alle dem ein gefährlicher Ort für einen jungen Menschen. Ich hab es nie so geglaubt, wie ichs in der letzten Zeit meines Aufenthalts da, in den letzten 4–6. Wochen erst erfahren habe. Ich hielt mich für sicher, und fiel erst noch in Schlingen, die ich länger als 4. Jahre glücklich vermieden hatte. Aber was thut der Müßiggang nicht! Meinen Umgang mit P. C.<sup>226</sup> rechne ich nicht unter meine lüderlichen Streiche. Was macht denn die jetzt? Sie ist doch mit alledem ein Mensch, das viel Verstand und deren Umgang viel Reitz hat. Sie hat ieden ihrer Liebhaber gleich studiert – freylich ist denn das auch meistens keine große Kunst, da ihre Liebhaber meistens junge, feurige, unerfahrene Leute sind – und dann weiß sie mit vieler Geschicklichkeit einem ieden zu seyn, was er wünscht. In was für eine Abschweifung ich da gerathen bin! Doch ich hoffe, Du wirst mir sie gern verzeihen. Man erinnert sich gern vergangener Zeiten, zumahl wenn man von dem Orte, wo, und von den Leuten, mit denen man sie durchlebt hat, so weit entfernt ist, wie ichs leider! bin. |

So soll ich denn auch den guten, ehrlichen Michaelis nicht wieder sehen?<sup>227</sup> Wie fremd würde mir jetzt der Leipziger Fechtboden seyn, wo ich ehemals gleichsam zu Hause war! Ueberhaupt was würde ich nicht jetzt für eine neue Welt in Leipzig antreffen! Nichts ist doch wohl veränderlicher als die Universitäts-Welt. Einem Einwohner von Leipzig, der Beobachtungsgeist genug dazu hätte, müsten diese Veränderungen zu mancherley Beobachtungen Anlaß geben können, aber ich glaube, die meisten Einwohner von Leipzig sind zu gleichgültig dagegen, weil sie sie zu gewohnt sind.

Heineken<sup>228</sup> bedaure ich von Herzen wegen dem Verlust seiner Frau, wenn er sie geliebt hat. Noch kann ich aber nicht begreifen, wie der Jäger einen solchen unglücklichen Schuß hat thun können. War sie denn zu Pferde, oder zu Fuße oder in einer Chaise? – Beulwitz ist immer ein guter Gesellschafter gewesen, aber auch er hat mir auf einen Brief nicht geantwortet, den ich ihm schon vor 5. Jahren durch einen Hn. von Geyer, der in Carlsruhe Officier ist, und in Rudolstadt Verwandte hat, geschrieben habe. Ueberhaupt glaube ich, die Leute alle haben mich ganz vergeßen, die es doch so gut mit mir zu meynen schienen, Watzdorf, Wilke, Haberkorn, Heineken, Beulwitz, Langen, Pitschel. Du wirst doch bisweilen einen oder den andern auf den Leipziger Messen sehen und sprechen, erinnern sie sich denn auch dann und wann meiner? Was macht denn Wendler? Und Berthold, der Leinwandhändler? Immer noch besser, sich ehrlich zu nähren gesucht, als ein Schurke geworden, wie Held! An Bertholden hätte ich auch noch Forderungen zu

---

<sup>226</sup> P. C.: Möglicherweise „Pohls Christel; vgl. die Briefe an Eberhard vom 4. November 1776 (Nr. 29) und 30. März 1780 (Nr. 41).

<sup>227</sup> *den guten, ehrlichen Michaelis*: vgl. Briefe 20, 22, 29, 31, 39.

<sup>228</sup> *Heineken*: vgl. die Randnotiz von anderer Hand im vorhergehenden Brief an Eberhard vom 16. April 1779 (Nr. 39).

machen. Und Herbst und Rößig<sup>229</sup>? Der letztere ist ja, wie ich aus der allgemeinen deutschen Bibliothek gesehen habe, ein Schriftsteller geworden, und zwar im politischen Fache! Vielleicht erlebst Du bald auch ein gleiches von mir. Ich habe wirklich eine kleine Abhandlung über die Rechtmäßigkeit, Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Todesstrafen unter der Feder, die ich, wenn sie fertig ist und von einigen Kennern, denen ich sie vorher zeigen werde, der öffentlichen Bekanntmachung würdig geschätzt wird, Dir schicken werde, daß Du ihr einen Verleger und mir ein Paar Dukaten oder doch wenigstens ein Paar Bücher dafür verschaffest. Siehst Du, jetzt habe ich Dir Stof genug zu einem langen Briefe an mich gegeben. Wenn Du mir immer von diesem oder jenem meiner alten Bekanten Nachricht gibst, so kann es Dir nie an Stof zu Briefen an mich fehlen, denn darauf kannst Du sicher zählen, daß mir alles interessant ist, was aus Sachsen kommt. Du wagst also nichts, wenn Du Deine Briefe mit StadtAnecdötchen und mit öffentlichen LandesAngelegenheiten, mit einer Nachricht aus der *chronique scandaleuse* irgend eines Bekanten und mit einer merkwürdigen Erscheinung in der gelehrten Welt, mit Sterbe, Geburts- und Hochzeit-Neuigkeiten und mit Kriegs- und Friedens-Gerüchten spickst, alles ist mir willkommen, was meine Bekantschaften und mein Vaterland angeht, und von meinen Freunden, worunter ich Dich vorzüglich zähle, ist mir vollends iede Diarrhoe wichtig. Wenn Du etwa einmahl bey Rückmarsdorf vorbeyst reitest, oder fährst oder gehst, so besuche doch den Pfarrer da, mache ihm von mir viele Empfehlungen, und versichere ihn, daß ich recht oft an ihn dächte. Ich habe schon weniger Stof zu Briefen an meine Freunde in Sachsen. Die Geschichte meiner eignen einförmigen LebensArt ist geschwind hererzählt, und sonst passirt hier nichts, das einem Auswärtigen nur im geringsten wichtig seyn könnte.

Hast Du denn auch schon den neuen Orpheus<sup>230</sup> gelesen? Von dem Verfaßer dieses abendtheuerlichen [sic], schmutzigen, langweiligen Romans, ohne alle vernünftige Absicht, in welchem unsern vorzüglichsten Schriftstellern, einem Gellert und Rab[e]ner<sup>231</sup>, Haller und Wielandt [sic] verächtlich begegnet, und ein Mann von Schlettweins Kentnißen auf die dümmste Art verspottet wird, kann ich Dir einige Nachricht geben. Er ist der durch verschiedene Schauspiele schon bekante Klinger. Seit dem letzten Frieden hat er sich hier bey dem HofRath Schlosser aufgehalten. Er war vorher einige Monathe unter einem Kayserlichen Freycorps Officier gewesen. Da der H[of]R[at] Schlosser sehr einsam lebt, so habe ich Klingern nur einigemahl in Gesellschaft gesehen und gefunden, daß er ein Mensch ohne alle Lebensart ist. Auf einer Jagd in unsern Bergen, wo man nur einzeln zerstreute Höfe findet, schmachtete der Kriegsheld nach Caffee, und ruhete auch nicht eher, bis ihm welcher geschafft wurde. Er ist ein schöner, großer, starker wohlgemachter Mann, aber plump in seinen Sitten. Das waren unsere schönen Geister vor 30. Jahren nicht, aber jetzt gehörts zum Genie. Vorige Woche ist er erst mit einem Empfehlungsschreiben des H[of]R[at] Schlosser an den Prinz Friedrich von Württemberg<sup>232</sup> nach Mümpelgard<sup>233</sup> gereiset, von da er mit einem Empfehlungs-Schreiben des Prinzen an seinen

---

<sup>229</sup> Rößig: Carl Gottlob Rößig (1752-1806), Kameralist, Jurist und Schriftsteller, seit 1784 Professor in Leipzig zunächst für Philosophie, ab 1793 für Rechtswissenschaften.

<sup>230</sup> *den neuen Orpheus* gelesen: Friedrich Maximilian Klinger (1752-1831), *Orpheus, eine Tragisch-Komische Geschichte*, 5 Bde, Genf (Legrand) 1787-1780.

<sup>231</sup> Gottlieb Wilhelm Rabener (1714-1771)

<sup>232</sup> *Prinz Friedrich von Württemberg*: Friedrich Eugen von Württemberg (1732-1797), ab 1795 Herzog von Württemberg.

<sup>233</sup> *Mümpelgard*: Montbéliard, bis 1796 linksrheinische württembergische Besetzung.

Tochtermann den | Großfürsten<sup>234</sup> nach Rußland will. Was der Großfürst mit ihm machen soll, weiß ich nicht, denn zum Soldaten ist er zu faul, und zu andren Diensten fehlt es ihm an Kentnißen. Doch ich dachte nicht dran, daß ein Genie die Pedantereyen entbehren kann, um die sich ein bornirter Kopf Mühe giebt.

Geschichte Karls von Burgheim u. Emilien[s] von Rosenau<sup>235</sup> habe ich vor einiger Zeit auch gelesen, und mich über die unaussprechliche Dummheit und Langweiligkeit dieses Millerischen Romans von Herzen geärgert. Beßer ist Reizenstein<sup>236</sup>, doch bin ich auch nicht allenthalben mit ihm zufrieden gewesen, allein ich habe auch nur erst den ersten Theil davon gelesen. Noch beßer hat mir gefallen Hartmann, eine Württembergische [sic] Klostergeschichte<sup>237</sup>, welches besonders jungen Leuten auf Schulen und Universitäten sehr nützlich seyn kann, weil es gute Anweisungen und Empfehlungen zum Studium der Alten und richtige Bemerkungen über die Lectüre der Neuern enthält. Von wichtigern Büchern habe ich seitdem gelesen Robertson's Geschichte Carl V., Ebendeßelben Geschichte von Amerika<sup>238</sup>, so weit wir sie haben, und den ersten Abschnitt von Embsers Abgötterey unsers philosophischen Jahrhunderts<sup>239</sup>. Das letzte ist mit vielem philosophischen Scharfsinn und dabey schön geschrieben. Was macht denn das Journalistikum? Wer sind die ietzigen Mitglieder deßelben? Vermuthlich ist kein Student mehr darunter, sondern Doctoren der Rechte u. der Arzneykunst, Meister der Weltweisheit und der Künste, Advokaten *etc.* Was ist denn der fromme Richter ietzt? — Den Theaterkalender habe ich mir von Maklotten in Carlsruhe verschrieben, aber noch nicht erhalten, vielleicht bekomme ich ihn ietzt bald nach der Leipziger Messe. Ich habe freylich zu Büchern kein Geld übrig, aber den Theaterkalender will ich mir doch fortfahren anzuschaffen. Die neue Hommelische Ausgabe des Beccaria von Verbrechen und Strafen<sup>240</sup> hätte ich auch gern, aber Brodt ist nöthiger als Bücher.

Ietzt weis ich nichts mehr. Empfiel mich allen, die sich meiner erinnern, schreib mir bald wieder, schicke mir Deine Silhouette, und sey versichert, daß ich mit unveränderlicher Freundschaft und Ergebenheit Zeitlebens seyn werde

Dein

aufrichtigster Freund  
Fr. von Zinck.

---

<sup>234</sup> *an seinen Tochtermann den Großfürsten*: Großfürst Pawel Petrowitsch, ab 1797 Zar Paul I., war seit 1776 mit Prinzessin Sophie Dorothee von Württemberg (1759-1828), der Tochter Friedrich Eugens von Württemberg verheiratet

<sup>235</sup> *Geschichte Karls von Burgheim ...*: Johann Martin Miller, *Geschichte Karls von Burgheim und Emiliens von Rosenau*: In Briefen, Leipzig (Weygand) 1778.

<sup>236</sup> *Reitzenstein*: David Christoph Seybold (1747-1804), *Reitzenstein, die Geschichte eines deutschen Officiers*, 2 Bde., Leipzig 1778.

<sup>237</sup> *Hartmann ...* : David Christoph Seybold, *Hartmann, eine wirtembergische Klostergeschichte, herausgegeben von W...n*, Leipzig (Weygand) 1778.

<sup>238</sup> [William Robertson (1721-1793),] *Herrn Dr. Wilhelm Robertsons Geschichte der Regierung Kaiser Carls des V. [...] aus dem Englischen übersetzt von Matth. Theod. Christ. Mittelstedt*, 3 Bde., Braunschweig 1770. Dieses Werk war bei Zincks Tod 1802 noch in seiner Bibliothek vorhanden (vgl. Dokumente Nr. 14). Nicht aufgeführt im Nachlaßverzeichnis ist hingegen *Wilhelm Robertson's Doctors der Gottesgelahrtheit, Vorstehers der Universität zu Edinburg [sic], und Königl. Großbritannischen Geschichtsschreibers Geschichte von Amerika*, Leipzig (Weidmanns Erben und Reich) 1777.

<sup>239</sup> *Embsers Abgötterey*: Johann Valentin Embser (1749-1783), *Die Abgötterey unsers philosophischen Jahrhunderts. Erster Abgott. Ewiger Friede*, Mannheim (Schwan) 1779.

<sup>240</sup> [Cesare Beccaria (1738-1794)] *Des Herren Marquis von Beccaria unsterbliches Werk von Verbrechen und Strafen. Auf das Neue selbst aus dem Italiänischen übersezet mit durchgängigen Anmerkungen des Ordinarius zu Leipzig Herren Hofrath Hommels*, Breslau (Korn) 1778. Dieses Werk war bei Zincks Tod 1802 noch in seiner Bibliothek vorhanden (vgl. Dokumente Nr. 14).

den 12ten April.

**43**

Absender: Friedrich von Zinck in Badenweiler  
Empfänger: Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck, in Leipzig  
Datum: 5. Juli 1780  
Quelle: A (Nr. 37), fol. 69r-70v

Badenweiler, den 5ten Iulius, 1780.

Gnädige Tante!

Verzeihen SIE mir, daß ich Ihnen so lange nicht geantwortet habe! Dafür sollen SIE aber ietzt einen desto längern und wie ich mir schmeichle angenehmern und interessantern Brief von mir erhalten, als SIE in langer Zeit nicht erhalten haben. Erst verschob ich meine Antwort, weil ich wuste, daß SIE von Leipzig abwesend waren, und hernach kam die Reise, von der ich Ihnen ietzt Nachricht geben will, dazwischen. Ich weiß nicht, ob SIE iemals etwas von dem berühmten Doctor Michel gehört haben. Dieser Mann ist ein Dorfbalbir, heißt Michel Schüppach, und hat sich seit etlichen und 20. Jahren durch viele wichtige und glückliche Curen in der ganzen Schweitz, in Frankreich, Italien und dem Theile von Deutschland, der an die Schweitz gränzt, einen Ruhm erworben, den alle Beschuldigungen der Charlatanerie bisher nicht haben verdunkeln können. Diesen Mann wegen der Gesundheitsumstände meiner beyden SchwiegerEltern und meiner Frau zu consultiren, denn ich Gottlob! bedarf keiner medicinischen Consultationen, war der Endzweck der Reise, zu der mein Schwiegervater sich in meiner und meiner Frau Begleitung entschloß. Meine Frau u. ich reisten den 13ten Iunius nach Rappoltsweiler ins Elsas, um die Fr. von Hoen abzuholen, welche versprochen hatte, während unserer Abwesenheit bey meiner Schwiegermutter zu bleiben, und kamen mit ihr den 15ten zurück. Am 17ten Mittags um 12. Uhr reisten wir von Emmendingen mit meines Schwiegervaters eigenen Pferden ab, und blieben über Nacht zu Müllheim, einem großen an der Straße liegenden Badischen Dorfe, wo eine Station ist, und ein Fürstliches OberAmt seinen Sitz hat. Den 18ten früh fuhren wir mit ExtraPost von Müllheim ab, und kamen zu Mittag um 11. Uhr nach Basel. An diesem Orte war eben Schwörtag, wo die Obrigkeit denen Deputirten der Bürgerschaft unpartheyische Verwaltung der Gerechtigkeit und Unverletzlichkeit ihrer Rechte und Freyheit angelobt. Vierzehn Tage darauf schwört die Bürgerschaft ieder auf seiner Zunft, denn die ganze Bürgerschaft ist hier in Zünfte eingetheilt, der Obrigkeit Gehorsam und Treue. Die Stadt liegt hart am Rhein, welcher sie in die alte Stadt und in die kleine Stadt theilt, auf welchem aber zu großem Nachtheil der Handlung hier nur kleine Fahrzeuge gehen, ist größentheils schlecht gebauet, uneben, hat enge Gaßen, und ist nach ihrer Größe wenig bevölkert. Ich halte sie für noch einmahl so groß als Leipzig, und doch hat sie nur ohngefähr 10000. Einwohner. Der Petersplatz, den wir einen Augenblick besuchten, ist ein angenehmer Spatziergang. Die Basler zeichnen sich durch den Hang ihre Wohnungen, Hausgeräthe, besonders die Stubenböden und Thürklinken, sehr sauber und geputzt

zu halten aus. In Basel blieben wir über Nacht, und reisten den 19ten sehr früh mit einem Miethkutscher – denn Posten giebt's in der Schweiz nicht, weiter. Von Basel bis Wallenburg ist der Weg schön und angenehm. Man sieht wohlgebaute Dörfer, Fruchtfelder, Wiesen, und viel Weinbau, allein von Wallenburg an werden die Berge höher, das Thal, durch welches die Straße geht, enger, und die Gegend rauher. Hinter Langenbruck, 6. starke Schweitzer-Stunden von Basel, wo wir über Mittag blieben, erheben sich hohe, grauerliche Felsengebürgen, zwischen welchen man einige Stunden fortfahren muß, bis sich ohngefähr 3. Stunden von Solothurn das Thal ein wenig erweitert. Hier hat man zuerst den überraschenden Anblick der über alle Erwartung hohen und maiestätischen Alpen, in einer Entfernung von mehr als 30. Stunden, in welcher sie über alle dazwischen liegende Gebürge mit ihren beschneyten Gipfeln und ewigem Eiß hervorragen. Abends um 7. Uhr kamen wir nach Solothurn. Der Canton Solothurn ist catholisch. Die Stadt ist nicht groß und auch schlecht bevölkert, Sie [sic] hat nur 1400. Bürger, also ungefähr 6000. Einwohner, und liegt an der Aare in einer vorzüglich schönen und fruchtbaren Gegend. Der Canton Solothurn hat viel Getraidebau, so daß Eine fruchtbare Erndte auf 3. Jahre hinlänglichen Vorrath liefert, welcher in den Kornmagazinen aufbewahrt wird. Das erste, was wir hier besahen, war die neue Kirche, welche erst seit 5. Jahren fertig ist. Sie ist ein sehenswürdiges, in einem einfachen, aber großen und erhabenen Geschmack aufgeführtes Gebäude. Die Altäre und die Kanzel sind von schönem Marmor und die Altarstücke vorzügliche Gemälde. Sie ist nicht groß, auch nicht prächtig aufgeputzt, aber nach meinem Geschmack ist sie maiestätischer und schöner als das Strasburger Münster, die catholische Kirche zu Dresden, und die Jesuiterkirche zu Mannheim. Sie liegt hoch und hat 3. Millionen zu bauen gekostet. Der Baumeister heißt *Pisoni*, ein Italiäner, welcher zur Belohnung als Baumeister des Cantons angenommen worden ist. Das *Hotel*, welches der Französische Gesandte bey der Republik, welcher allemahl hier residirt, – der ietziige heißt *Msr. de Polignac* – bewohnt, gehört der Stadt, der Gesandte aber bezahlt Hauszinß. Es ist ein artiges Gebäude. Den 20sten reisten wir früh um 8. Uhr von Solothurn ab, | und kamen durch eine angenehme Gegend nach Kirchberg, einem Dorfe im Berner Gebiete, wo wir in einem schönen Wirthshause über Mittag blieben. Von da kamen wir, nachdem wir die Emm<sup>241</sup> einigemahl über bedeckte Brücken paßirt waren, um 7. Uhr Abends nach Langnau, wo der *D. Michel* wohnt. Der Weg geht in einem bald mehr bald weniger engen Thale fort, wo man bey vielen einzeln zerstreuten ganz von Holz aufgebauten, aber durch viele und große Fenster erhellten und oft 2. stöckigten Höfen vorbeikommt, deren aber noch mehrere zu beyden Seiten auf den Bergen liegen. Dieses Thal ist sehr fruchtbar und angenehm. In Langnau kehrten wir in dem auch ganz von Holz aufgebauten Dorfwirthshause zum Löwen ein. Der *D. Michel* logirt auch Fremde, aber keine Kutschen und Pferde und man muß es einige Zeit vorher bestellen, wenn man bey ihm logiren will, weil es sonst sehr ungewiß ist, ob man Logis bey ihm findet, wie wir denn würklich ietzt nicht bey ihm hätten logiren können. Wir blieben in dem Wirthshause über Nacht, meldeten uns aber gleich nach unserer Ankunft schriftlich bey ihm, wo er uns denn den andern Morgen um 9. Uhr zu sich beschied. Die Leute im Wirthshause redeten eine sehr unverständliche und eben nicht gar höfliche Sprache. Ich fragte das Mädchen, welches uns beym Nachteßen aufwartete, ob sie Französisch könne, um die lästige Unverständlichkeit von beyden Seiten zu vermeiden, denn sie verstunden uns, besonders mich, so

---

<sup>241</sup> *Emm*: Emme

wenig als wir sie. Sie beiahete es, und da ich kurz darauf anfieng, Französisch mit ihr zu reden, so zeigte sich erst, daß sie mich nicht verstand, und daher auch meine vorige Frage nicht muste verstanden haben. Früh um 9. Uhr des andern Tags, den 21sten, stiegen wir den Berg hinauf zu dem *D. Michel*. Er wohnt in einem gewöhnlichen hölzernen Hause, welches, so wie auch das Wirthshause, in welchem wir logirten, sehr geräumig ist: etwas höher steht ein wohlgebautes steinernes Haus, in welchem die Fremde, welche zu ihm kommen, logiren, und neben diesem sein *Laboratorium*. Vor dem Wohnhause, welches mit Obstbäumen und Grasstücken umgeben ist, steht ein schöner Springbrunnen, und es sieht überhaupt ein [sic] recht ländlich da aus. Noch höher steht ein sogenanter Alphof, welcher auch dem *D. Michel* gehört. Man hat eine recht artige Aussicht von dem Platze, wo des *D. Michels* Haus steht, auf die gegenüber stehenden fruchtbaren Berge, {u.} in das enge Thal, in welchem das Dorf Langnau liegt. Die Stube vor seinem Zimmer, wo er dieienigen spricht, die ihn consultiren wollen, und wo sich dieienigen aufhalten, welche warten, bis er Zeit hat, sie anzuhören, ist mit artigen Kupferstichen und Gemählden ausgeziert, und überhaupt zeugt das Hausgeräthe von dem Wohlstand des Besitzers. Beym Eintritt wurden wir von seiner Frau empfangen, einer starken muntern Frau von mittlerem Alter – sie ist seine zweyte Frau – welche nach dem dasigen Landesgebrauch sehr gut angezogen war, seidene Strümpfe trug, eine große goldene Dose im Sack führte, und eine goldene Uhr mit einem maßiven goldnen Haaken an der Seite hängen hatte. Ihre Kleidung war auf den Achseln mit 2. ziemlich großen Agraffen von Rubinen in Gold gefaßt befestigt. Im Vorzimmer trafen wir ein zahlreiche Gesellschaft an, welche frühstückte. Die vornehmsten darunter waren der *Duc de Chartres*, der *Comte des Chaux*, deßen 23iährige Gemahlin bey dem *D. Michel* in der Cur ist, aber nicht aus dem Zimmer kommt und die meiste Zeit im Bette zubringt, dessen Bruder, ein *Commandeur* des Maltheserordens, und seiner Gemahlin noch unverheyrathete Schwester, der Baron *Vatteville* von Bern, den ich noch von Leipzig her kante, und von welchem der selige Unwerth, wenn SIE sich noch erinnern können, immer so viel erzählte, und verschiedene angesehene Personen von Bern, Zürich und Arau [sic], welche von dem Lobe des *D. Michels* voll waren. Der *Duc de Chartres* mit seinem Gefolge hielt sich nur bis um 10. Uhr auf. Der *D. Michel* selbst sitzt in einem Zimmer, das einer Apotheke gleicht, oben am Fenster, und hat zwischen sich und der Person, die ihn consultirt, einen schmalen Tisch. Er hat 4–5 Leute um sich, die ihm helfen, von welchen einer die Nahmen, den Aufenthalt, das Alter und die Gesundheitsumstände der Patienten in ein großes Buch verzeichnet, ein anderer den Gebrauch der Mittel aufschreibt, und die übrigen die verordneten Arzneyen zubereiten. Er ist ein kurzer, dicker Mann von 74. Jahren, hat ein gutes, freundliches, ehrwürdiges Ansehen, und trug, da wir bey ihm waren, eine rothe plüschne Weste ohne Ermel und eine rothe seidne mit Gold und Folie gestickte Mütze. Den Urin, der ihm gebracht wird, und er muß den Urin von seinen Patienten allen sehen, schüttet er in ein kleines, helles, rundes Glas, hält dieses gegen das Fenster, an welchem er sitzt, besieht einige Minuten den Urin und die Person, welche vor ihm sitzt, eins ums andere stillschweigend sehr genau, und sagt alsdenn dem Patienten seine Krankheit, welche er bey unsern Consultationen, bey meinen beyden SchwiegerEltern den Hauptumständen nach, und bey meiner Frau nach allen auch Neben-Umständen genau traf, examinirt alsdenn den Patienten selbst noch ausführlicher, fragt nach der gewöhnlichen Lebensart, Diät, gebrauchten Bädern, dem Sitz und den Empfindungen des Uebels und dergl[eichen] und thut endlich nach oftmaligem Besinnen und Ueberlegen Vorschläge zu Hebung der Krankheit, und

dictirt die Mittel, die er für gut findet, nebst der nöthigen Diät. Er bedient sich bey Benennung der Arzneyen der gewöhnlichen officinellen Nahmen. Er ist nicht plump in seinem Betragen, sondern höflich und freundlich, daran muß man sich nicht stoßen, daß er iedermann Ihr nennt, denn das ist Landessitte dort, spricht aber nicht Französisch, sondern braucht seinen Schwiegersohn zum Dolmetscher, wenn er mit Leuten spricht, die nicht deutsch sprechen. Er war den ganzen Morgen, den wir in seinem Hause zubrachten, mit Consultationen beschäftigt, u. schien sehr sorgfältig gegen diejenigen, welche in seinem Hause eine anhaltende Kur brauchten, indem er sich oft nach ihnen erkundigte und zu Linderung der gegenwärtigen Beschwerlichkeiten Vorschläge und Verordnungen machte. Wir trafen Leute da an, welche schon seit mehrern Monathen bey ihm waren, und seine Arzneymittel außerordentlich rühmten. Wir aßen in Gesellschaft von 17. Per-|sonen mit ihm zu Mittage. Er ließ sich, weil er geschwollene Füße hatte, aus seinem Zimmer in den freyen aber bedeckten Vorplatz führen, wo wir aßen. Der Tisch war gut und reichlich besetzt. Nach der Suppe kamen gleich, wie es in der ganzen Schweiz gewöhnlich ist, sehr schmackhafte und {gut} zubereitete Forellen. Man bezahlt für Eßen und Consultation an seine Frau nach Belieben. Gleich nach dem Eßen nahmen wir Abschied, bey welchem er ieden [sic] von uns die Hand treuherzig drückte, und uns recht herzlich küßte. Wir fuhren um 2. Uhr von Langnau weg, und kamen gegen 7. Uhr in Bern an. Der Weg dahin ist schön und bequem, und geht bey vielen artigen Landhäusern der vornehmen Berner vorbey. Die Stadt liegt, wie bekant, an einer Anhöhe, doch ist sie nicht bergicht, wie Basel. Die Hauptstraßen sind schön, gut gepflastert, und die Häuser egal von Quadersteinen gebaut mit Arcaden, unter denen man bedeckt geht. Wir sahen die große Promenade, welche mit großen schattichten Bäumen besetzt ist, unter welchen viele Bänke stehen. Auf den beyden Ecken nach der Aare zu stehen 2. artige offene Pavillons, welche auf gemeine Kosten unterhalten werden. Von dieser Promenade hat man eine schöne Aussicht auf die unten fließende Aare, die umher liegenden Landhäuser, und die sogenannte Matte, welches Häuser sind, die an der Aare her liegen, und unter welchen die so berühmten Bäder sind, welche der *Duc de Chartres* bey seiner Anwesenheit nicht unterlassen hat, gleich nach seiner Ankunft zu besuchen, ohne sich um die Deputirten, welche der Magistrat ihn zu bewillkommen abgeschickt hatte, zu bekümmern. Queer durch die Aare ist zum Behuf der Mühlen ein kostbares Währ gebaut, das durch den dadurch verursachten Wasserfall die Schönheit der Aussicht von der Promenade herunter vermehrt, und nur 6. Kreuzer weniger gekostet haben soll, als die große Münster-Kirche. Diese ist ein großes altväterisches Gebäude, ohngefähr wie die Nikelskirche in Leipzig,<sup>242</sup> in dessen innern Halle eine Feuerspritze und andere Feuergeräthschaften verwahrt werden. Hier sahen wir auch den Platz, wo im I[ahr] 1654. ein Geistlicher zu Pferde von einer Höhe wie die eines mäßigen Kirchthurms unbeschädigt hinabgestürzt ist, und noch 30. Jahre gelebt hat. Damals war weder die Promenade zu dem ieszigen Gebrauch eingerichtet, noch die unten liegende Matte mit Häusern besetzt und gepflastert. Zum Andenken dieser Begebenheit ist auf dem Platz, wo sie geschehen ist, eine Tafel mit einer deutschen Inschrift in die Mauer eingemauert, welche die Promenade einfaßt. Im Stadtgraben werden in einem besonders dazu eingefassten Platze auf gemeine Kosten einige Bäre [sic] erhalten. Das Pulvermagazin ist seit 2.

---

<sup>242</sup> *altväterisches Gebäude ... wie die Nikelskirche in Leipzig*: Das Innere der Leipziger Nikolaikirche präsentierte sich vor der heute berühmten klassizistischen Umgestaltung (1784-1797) durch den Stadtbaumeister Johann Carl Friedrich Dauthe (1746-1816) in seinen ursprünglichen, gotischen Formen.

Jahren mit 6. Wetterableitern versehen worden. Ein hiesiger Gelehrter, Namens König, hat sie angegeben, sie sind oben spitzig. Vor dem Thore sahen wir das Haus, wo die Baugefangnen verwahrt werden, das Zuchthaus, und das Hospital für fremde Kranke, wo ein ieder armer Fremder [sic], der hier krank wird, sehr gut verpflegt, mit Arzneymitteln versehen und nach der Genesung mit einem Reisegelde fortgeschickt wird. Es ist ein schönes, großes Gebäude. Für die inländischen armen Kranken ist auf der andern Seite der Stadt ein besonderes Hospital. Die Fremden bekommen, wenn ihre Krankheit erlaubt, daß sie Wein trinken dürfen, einen Schoppen Wein, die inländischen aber nur einen halben Schoppen. Das Zeughaus und die Bibliothek waren schon verschlossen. Der Canton Bern, der mächtigste unter allen Schweitzer-Cantons, hat in der Stadt 300. Mann stehende Soldaten, welche aber so viel ich aus dem Aufziehen der Wache habe urtheilen können, schlecht exercirt sind. Es ist eine Miliz, die nicht viel beßer ist, als die Leipziger Stadtsoldaten. Auf der Festung Haarburg hat der Canton auch Soldaten, deren Anzahl aber ein Staatsgeheimniß seyn soll. SIE müssen aber nicht etwa glauben, daß dieß die ganze Macht des Cantons Bern ist. Ieder Bürger ist Soldat, muß sich selbst montiren und bewafnen, und zu gewissen Zeiten sich zum Exerciren bey seinem Regiment stellen, und auf diese Art kann der Canton in 24. Stunden eine Armee von 80000. Mann stellen, ohne daß der Pflug ruhet. Die Stadt ist, wie fast alle Städte in der Schweiz, nach dem Verhältniß ihrer Größe schlecht bevölkert. Man schätzt die Summe der Einwohner nur auf 14000. Seelen. Die Aussicht auf die Alpen, welche in Bern so maiestätisch seyn soll, versagte uns das trübe Wetter. Am 22sten reisten wir, weil meine Frau sich nicht wohl befand, erst um 2. Uhr Nachmittags von Bern wieder weg, und kamen Abends um 8. Uhr wieder nach Solothurn, von da wir den 23sten früh wieder abfahren, in Langenbruck zu Mittag aßen, und Abends in Basel eintrafen. Hier trafen wir einen Virtuosen aus Wien an, Namens Hackel, den wir schon auf der Hinreise hatten kennen lernen. Sein Instrument ist der *Contre-Violon*. Er lud uns den andern Morgen auf sein Zimmer, um uns, da wir ihm wegen seines Instruments, das er hatte zurücklassen müssen, einige Gefälligkeiten erwiesen hatten, einige kleine Proben seiner Kunst hören zu lassen. Das Instrument hat die Höhe einer gewöhnlichen großen Baßgeige, schien mir aber einen tiefern Resonanzboden zu haben, und hat 5. Saiten. Es ist unglaublich, was für einen feinen, rührenden Ton dieser Künstler seinem Instrument abzuwingen weiß, und mit welcher Genauigkeit und Fertigkeit er es spielt. In der Höhe kommt der Ton dem Ton der Harmonika sehr gleich, und in der Mitte glaubt man einen wohlgeblasenen [sic] Fagott zu hören. Das Reisen ist in der Schweiz kostbarer, als es in irgendeinem andern Lande seyn kann, weil man sehr langsam reisen muß. Daran sind nicht etwa schlechte Straßen, wie in Sachsen, oder hohe Berge Schuld, sondern der Mangel einer PostEinrichtung, welche wegen der vielen Miethkutscher, die dadurch ihr Brodt auf einmahl verlieren würden, unterbleibt. Auf der Reise von Basel nach Bern hat man einen ein-|zigen Berg zu passiren, welcher vor Langenbruck in die Höhe und hinter dem Dorfe wieder hinunter geht. In Deutschland schon – von Frankreich will ich vollends gar nichts sagen – wäre dieß, da die Wege unverbeßerlich sind, mit Extra-Post eine bequeme Tagreise, und hier besinnt sich ein *Voiturier*, dem man täglich für jedes Pferd, er mag fahren oder still liegen, einen Französischen großen Thaler bezahlen muß, ob er nicht gar 2. Tagreisen daraus machen will. Ihre Stunden sind sehr stark, und ein Miethkutscher muß schon gut fahren, wenn er eine Stunde Weg in einer Stunde Zeit fahren will. Man rechnet von Basel nach Bern 18. Stunden, es sind aber gern 24–26. deutsche Post-Stunden. Die Wirthshäuser in der Schweiz, auch auf den

Dörfern, sind alle gut eingerichtet, aber man muß auch theuer bezahlen. Wir logirten in Basel in den 3. Königen, wo man auf einem bedeckten Altan speißt, der auf den Rhein hinausgeht, in Solothurn im rothen Thurm und in Bern im Falken. Man trifft in diesen Wirthshäusern beständig *table d'hôte* an, welche aber aus lauter Reisenden besteht, so daß einem Reisenden, der sich nicht aufhalten kann, oder keine Empfehlungen hat, durch die er Bekantschaften machen kann, die Gelegenheit abgeschnitten ist, mit Einheimischen im Wirthshause Bekantschaft zu machen, und anders woher Nachrichten einzuziehen, als durch den meistens beschäftigten Wirth oder einen unzuverlässigen Lohnlakay. In Basel trafen wir, da wir das erste mahl da waren, einige Einheimische an der *table d'hôte* im Wirthshause an, welche einigen Fremden zu gefallen da aßen, allein sie schienen die Gabe nicht zu besitzen, sich mit Fremden bald bekant zu machen. Doch habe ich von einem derselben die obige Nachricht vom Schwörtage zu Basel. Wir freuten uns Schweitzer-Vieh zu sehen zu bekommen, allein wir sahen nur wenige Stücke, weil den ganzen Sommer durch das Vieh auf den Bergen weidet, wohin es auch von denienigen Orten geschickt wird, die in den weiten Thälern liegen. Ein Thalbauer giebt sein Vieh einem Senn, der einen Berg mit überflüssiger Weide besitzt, bezahlt ihm gemeiniglich für das Stück 6. Französische große Thaler, der Senn hingegen berechnet ihm, was seine Kuh an Milch, Butter und Käse eingetragen hat. Wir sahen viele solche Sennereyen auf den Bergen liegen. Wir reisten endlich den 24sten Vormittags von Basel ab, und kamen gegen Abend hier an. Meine Frau brachten wir sehr krank hieher, und sie fängt erst seit einigen Tagen an sich wieder zu erholen. Das hiesige Bad hat ihr vor 4. Jahren sehr gute Dienste gethan. Badenweiler liegt 10. Stunden von Emmendingen und 10. Stunden von Basel auf einem Berge in einer reizenden Gegend. Man kann aus unsern [sic] Zimmer die Gegend zwischen uns und dem Rhein und die ganze Breite des schönen und fruchtbaren Elsas bis an die Vogesischen und Lothringischen Gebürge übersehen. Das Bad ist schon sehr alt, und hat eine warme Quelle. Außer dem Oberpfarrer Merian von Basel mit seiner Familie sind keine Badgäste von Distinction hier, daher dürfen SIE auch keine Beschreibung von Lustbarkeiten erwarten. Ein Buch, ein Spatziergang und meine Flöte sind mein Zeitvertreib. Mein Schwiegervater hat mir zu meinem Geburtstage ein schönes neues Klavier geschenkt. IHREN letzten Brief, den ich ohnehin nicht bey mir habe, verspare ich auf ein andersmahl zu beantworten, weil der Bote wartet, der diesen Brief nach Müllheim auf die Post tragen soll. Von meiner Schwester erwarte ich ietzt bald gute Nachrichten. Die göttliche Vorsehung stehe ihr bey in der harten und gefährlichen Arbeit, die ihr bevorsteht. Da ich vermuthe, daß SIE sie im Wochenbette besuchen werden, so bitte ich an sie, meinen Hn. Schwager und seine Fräulein Schwester viele Empfehlungen von mir zu machen, und ihr die kleine Nachricht von meiner Reise in die Schweiz mitzutheilen, die ich IHNEN ietzt schicke. Ich würde es nicht gewagt haben, Ihnen mit einer so langen und zum Theil so trocknen Postille beschwerlich zu fallen, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß SIE so gütig sind, an allen meinen auch unbedeutenden Begebenheiten Antheil zu nehmen. Die Frl. Tante versichern Sie meiner Ehrerbietung. H. Wilhelmen, der Fr. Wilhelmen und allen die sich meiner erinnern, bitte ich, mich vielmals zu empfehlen. In Bern traf ich zu meiner großen Freude einen Hn. von Brümer<sup>243</sup> aus Liefland an, der grade von Leipzig kam. Leipzig bleibt unter den Städten, die ich bisher gesehen habe, im Ganzen immer noch die

---

<sup>243</sup> H. von Brümer: Ulrich Johann, immatrikuliert am 26.6.1776, oder Adrian, immatrikuliert 21.10.1777; vgl. Erler (1909), 44.

schönste. Leben SIE recht wohl, und seyn SIE versichert, daß ich nie aufhören werde, mit der vollkommensten Hochachtung und Ergebenheit zu seyn

DERO

unterthäniger Diener und Neveu  
Fr. von Zinck.

N. S. Von meinem Schwiegervater und von meiner Frau viele Empfehlungen und gute Wünsche.

#### 44

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen  
Empfänger: Christian Friedrich Eberhard in Leipzig  
Datum: 27. Juli 1780  
Quelle: A (Nr. 38), fol. 71r-73v

Emmendingen, den 27sten Iulius, 1780.

Liebster Freund!

Die Posttage müssen doch in Leipzig sehr selten seyn! In Deinem letzten Briefe versprachst Du mir den nächsten Posttag da Du eine Antwort von mir erhalten haben würdest wieder zu schreiben. Diese Antwort wirst Du ohngefähr vor 4. Monathen erhalten haben, und seitdem muß keine Post von Leipzig ins Reich abgegangen seyn, denn ich habe den mit der nächsten Post versprochenen Brief noch nicht erhalten. Ich muß daher sehr gut seyn und viel Freundschaft für Dich haben, daß ich ietzt demohnerachtet wieder an Dich schreibe, wenn es gleich schon das zweytemahl ist, da Du mich so lange auf einen Brief warten läßt [sic], und noch dazu einen so langen Brief als ich mir ietzt an Dich zu schreiben vorgenommen habe. Den Stof dazu soll mir eine Reise geben, von der ich erst vor 12. Tagen wieder zurückgekommen bin. Mein Schwiegervater hatte sich entschlossen, wegen seiner, meiner Schwiegermutter und meiner Frau Gesundheitsumständen den berühmten *D. Michel* zu Langnau in der Schweiz um Rath zu fragen, und in dieser Absicht reisten wir, neml[ich] mein Schwiegervater, meine Frau und ich am 17ten Iunius zu Mittage von hier ab, und blieben zu Müllheim über Nacht. Von diesem Orte werde ich im Verfolg meiner Erzählung zu reden Anlaß haben. Den 18ten früh reisten wir mit Extrapost von Müllheim nach Basel, wo wir um 11. Uhr, Basler Uhr, oder um 10. Uhr nach der Landuhr ankamen, denn daß in Basel die Uhr eine Stunde früher geht, als in der ganzen übrigen Welt und die Veranlaßung dazu ist iedem Handwerkspurschen bekant. An diesem Orte war eben Schwörtag, wo die Obrigkeit den Deputirten der Bürgerschaft unpartheyische Verwaltung der Gerechtigkeit und Unverletzlichkeit ihrer Rechte und Freyheit angelobt. Vierzehn Tage darauf schwört die Bürgerschaft, ieder auf seiner Zunft, denn die Bürgerschaft ist hier in Zünfte eingetheilt, der Obrigkeit Gehorsam und Treue. Die Stadt liegt hart am Rhein, welcher sie in die alte Stadt ~~diess~~ ienseit [sic] des Rheins und in die kleine Stadt diesseit des Rheins theilt, auf welchem aber hier nur kleine Fahrzeuge gehen, ist, einige neue Häuser reicher Bürger ausgenommen, schlecht gebauet, uneben, hat enge Gaßen, und ist nach ihrer

Größe wenig bevölkert. Der Peters-Platz ist ein angenehmer Spaziergang. Von Basel, wo wir den 19ten früh abreisten, bis Wallenburg ist der Weg schön und angenehm. Man sieht wohlgebaute Dörfer, lachende Thäler, Fruchtfelder, Wiesen und viel Weinbau, doch wächst hier nur ein geringer Wein, daher man auch in diesem Theile der Schweiz viele Markgräfer und Elsässer Weine findet. Allein von Wallenburg an werden die Berge höher, das Thal, durch welches die Straße geht, enger, und die Gegend rauher. Hinter Langenbruck, wo wir zu Mittag aßen, 6. starke Schweitzer Stunden von Basel, erheben sich hohe grauerliche Felsengebürgen, zwischen welchen man einige Stunden fortfahren muß, bis sich ohngefähr 3. Stunden von Solothurn das Thal ein wenig erweitert. Hier hat man zuerst den überraschenden Anblick der über alle Erwartung hohen und maiestätischen Alpen in einer Entfernung von mehr als 30. Stunden, in welcher sie über alle dazwischen liegende [sic] Gebürge mit ihren grotesken beschneyten Gipfeln hervorragen. Es ist ein erstaunlicher Anblick, wenn man fast mit einem Blick diese ungeheuren Massen von ewigem Eiß von Tyrol an bis nach Savoyen vor sich da aufgethürmt sieht. Und wenn man sich vollends einen Hannibal oder Eugen mit ganzen Kriegsheeren auf diesen Bergriesen denkt, so schauerts einen über der Kühnheit einer solchen Unternehmung. Abends um 7. Uhr kamen wir nach Solothurn. Die Stadt ist nicht groß, und auch schlecht bevölkert, aber gut befestigt. Sie hat nur 1400. Bürger und liegt an der Aare in einer überaus schönen und fruchtbaren Gegend. Der Canton Solothurn hat viel Getraidebau, | so, daß Eine fruchtbare Erndte auf 3. Jahre hinlänglichen Vorrath liefert, welcher in den Kornmagazinen aufbewahrt wird. Das erste, was wir hier besahen, war die neue Kirche, welche erst seit 5. Jahren fertig ist. Sie ist ein sehenswürdiges, in einem einfachen, aber großen und erhabenen Geschmack aufgeführtes Gebäude. Die Altäre und die Kanzel sind von schönem Marmor künstlich und geschmackvoll gearbeitet, und die Altarstücke vorzügliche Gemählde. Sie ist nicht groß, aber nach meinem Geschmack schöner und maiestätischer als das Strasburger Münster, die katholische Kirche zu Dresden, und die Jesuiterkirche zu Mannheim. Sie liegt hoch, und man muß von der Straße bis zum Eingange 33. Stufen steigen, und hat 3. Millionen – vermuthlich Franken, deren 16. einen *Louis neuf* oder Französischen Schild *Louisd'or*<sup>244</sup> ausmachen – zu bauen gekostet. Der Baumeister heißt *Pisoni*, ein Italiäner, welcher zur Belohnung als Baumeister des Cantons angenommen worden ist. Das *Hotel*, welches der Französische Gesandte bey den Schweitzer Cantons, der allemahl zu Solothurn residirt, – der ietzige heißt *Msr. de Polignac* – bewohnt, ist ein artiges Gebäude. Es gehört der Stadt, der Gesandte aber bezahlt Hauszinß. Den 20sten reisten wir früh um 8. Uhr von Solothurn ab, und kamen durch eine sehr angenehme Gegend nach Kirchberg, einem angenehm gelegnen Dorfe in Berner Gebiet, wo wir in einem schöngebauten Wirthshause über Mittag blieben. Von da kamen wir, nachdem wir die Emm einigemahl über bedeckte Brücken passirt waren, um 7. Uhr Abends nach Langnau, der Weg geht in einem bald mehr bald weniger engen Thale fort, wo man bey vielen einzeln zerstreuten Höfen vorbeikommt, deren aber noch mehrere auf den Bergen zu beyden Seiten liegen. Die Bauart der Häuser auf dem Lande in dieser Gegend verdient genauer beschrieben zu werden. Sie sind ganz von Holz aufgebaut, groß, oft von mehrern Stockwerken, geräumig, bequem und nett, und haben viele

---

<sup>244</sup> *Schild-Louis d'or*: auch *Louis aux lunettes*, eine französische Goldmünze, die nach der Münzreform Ludwigs XV. von 1726 geprägt wurde, in welcher die während der Kriegspolitik Ludwigs XIV. künstlich erhöhten Nennwerte der Umlaufmünzen wieder ihrem Metallwert angeglichen wurden. Vgl. North (2009), 124.

und zwar große und helle Fenster, so daß ich mich sehr leicht entschließen könnte in einem solchen Bauerhause zu wohnen. Dieses Thal ist sehr fruchtbar und angenehm. In Langnau kehrten wir in dem auch ganz von Holz aufgebauten Dorfwirthshause zum Löwen ein. Der *D. Michel* – sein Nahme ist Michel Schüppach. Er ist eigentlich ein Balbier, hat aber durch Erfahrung, Glück und eine unbeschreibliche Kentniß des Urins sich einen außerordentlichen Ruf erworben. – Der *D. Michel* logirt auch Fremde, aber keine Kutschen und Pferde, und man muß es einige Zeit vorher bestellen, wenn man bey ihm logiren will, weil es sonst sehr ungewiß ist, ob man Logis bey ihm findet, wie wir denn würclich ietzt nicht bey ihm hätten logiren können. Wir blieben in dem Wirthshause über Nacht, ließen uns aber gleich nach unserer Ankunft bey ihm melden, wo er uns denn den andern Morgen um 9. Uhr zu sich beschied. Die Leute im Wirthshause redeten eine sehr unverständliche und eben nicht gar höfliche Sprache. Ich fragte das Mädchen, welches uns beym Nachteßen aufwartete, ob sie Französisch könne, um dadurch die lästige Unverständlichkeit von beyden Seiten – denn sie verstunden uns, und besonders mich, so wenig als wir sie – zu vermeiden. Sie beiahete es, und da ich kurz darauf anfieng, Französisch mit ihr zu reden, so zeigte sich erst, daß sie es nicht verstand, und daher auch meine vorige Frage nicht muste verstanden haben. Früh um 9. Uhr des andern Tags, den 21sten, stiegen wir den Berg hinauf zu dem *D. Michel*. Er wohnt in einem einzeln auf dem Berge stehenden gewöhnlichen hölzernen Hause, welches sehr geräumig ist, etwas höher steht ein steinernes Haus, in welchem die Fremden, welche zu ihm kommen, um eine anhaltende Kur zu brauchen, logiren, und neben diesem sein *Laboratorium*. Noch höher steht ein sogenanter Alphhof, welcher auch dem *D. Michel* gehört. Vor dem Wohnhause, welches mit Obstbäumen umgeben ist, steht ein schöner Springbrunnen, und eine kleine *Volière*, und es sieht überhaupt recht ländlich angenehm da aus. Die Stube vor seinem Zimmer, wo er dieienigen spricht, die ihn consultiren wollen, und wo sich dieienigen aufhalten, welche warten bis er Zeit hat sie anzuhören, ist mit artigen Kupferstichen und Gemälden ausgeziert, und überhaupt zeugt das Hausgeräthe, besonders das häufige Silbergeschirr von dem Wohlstand des Besitzers. Beym Eintritt wurden wir von seiner Frau empfangen, einer starken, muntern Frau von mittlerem Alter, welche nach der dasigen Landessitte sehr gut und kostbar angezogen war, seidene Strümpfe trug, eine große goldene Dose im Sack führte, und eine goldene Uhr mit einem massiven goldenen Haken an der Seite hängen hatte. Ihre Kleidung war auf den Achseln mit 2. ziemlich großen *agraffen* von Rubinen in Gold gefaßt befestigt. Im Vorzimmer trafen wir eine zahlreiche Gesellschaft an, welche frühstückte. Die vornehmsten darunter waren der *Duc de Chartres*, der *Comte des Chaux*, deßen 23jährige Gemahlin bey dem *D. Michel* in der Kur ist, aber nicht aus | dem Zimmer kommt und die meiste Zeit im Bette zubrachte, deßen Bruder, ein *Commandeur* des Maltheserordens, und seiner Gemahlin noch unverheyrathete Schwester, und verschiedene angesehene Personen von Bern, Zürich und Arau [sic], welche von dem Lobe des *D. Michels* voll waren. Und wen glaubst Du daß ich noch da angetroffen habe? – Einen von den beyden Brüdern *Vatteville*, die zu meiner Zeit von Göttingen nach Leipzig kamen! Er kante mich nicht weil ich, wie du weist, keinen Umgang mit ihnen gehabt habe, allein ich kante ihn gleich, redete ihn an, und habe mich beynahe 2 Stunden von Leipzig mit ihm unterhalten. Er ist unter der Französischen Schweitzer-*Garde*, und sein Bruder wohnt, wie er mir sagte, in Bern und ist da verheyrathet. – Nun wieder zum *D. Michel*! Er selbst sitzt in einem Zimmer, das einer Apotheke gleicht, oben am Fenster, und hat zwischen sich und der Person, die

ihn consultirt, einen schmalen Tisch. Er hat 4-5. Leute um sich, die ihm helfen, von welchen einer die Nahmen, den Aufenthalt, das Alter und die Gesundheitsumstände der Patienten in ein großes Buch verzeichnet, ein anderer den Gebrauch der Mittel aufschreibt, und die übrigen die verordneten Arzneyen zubereiten. Er ist ein kurzer dicker Mann von 74. Jahren, hat ein gutes, freundliches, ehrwürdiges Ansehen, und trug, da wir bey ihm waren, eine rothe plüschne Weste ohne Ermel, und eine rothe seidne mit Gold und Folie gestickte Mütze. Den Urin, der ihm gebracht wird, schüttet er in {ein} kleines, helles, rundes Glas, hält dieses gegen das Fenster, an welchem er sitzt, besieht einige Minuten den Urin und die Person, welche vor ihm sitzt, eins ums andre stillschweigend sehr genau, und sagt alsdenn dem Patienten seine Krankheit, welche er bey unsern Consultationen, bey meinen Schwiegereltern den Hauptumständen nach, bey meiner Frau hingegen nach allen auch Nebenumständen genau traf, examinirt alsdenn den Patienten selbst noch ausführlicher, fragt nach der gewöhnlichen Lebensart, Diät, gebrauchten Bädern, dem Sitz und den Empfindungen des Uebels und dergl. und thut endlich nach oftmaligen [sic] Besinnen und Ueberlegen Vorschläge zu Hebung der Krankheit und dictirt die Mittel, die er für gut findet, nebst der nötigen Diät. Er ist nicht plump in seinem Betragen, sondern höflich und freundlich, spricht aber nicht Französisch, sondern braucht seinen Schwiegersohn zum Dolmetscher, wenn er mit Leuten spricht, die nicht deutsch sprechen. Eine von seinen Großtöchtern, ein Mädchen von ohngefähr 18. Jahren, ist eine von den grösten Schönheiten, die ich in meinem Leben gesehen habe, und macht dem wegen der Schönheit der Mädchen berühmten Canton Bern Ehre. Er war den ganzen Morgen, den wir in seinem Hause zubrachten, mit Consultationen beschäftigt, und schien sehr sorgfältig gegen diejenigen, welche in seinem Hause eine anhaltende Kur brauchten, indem er sich oft nach ihnen erkundigte, und zu Linderung der gegenwärtigen Beschwerlichkeiten Vorschläge und Verordnungen machte. Wir trafen Leute da an, welche schon mehrere Monathe bey ihm waren, und seyne Arzneymittel außerordentlich rühmten. Wir aßen in Gesellschaft von 17. Personen mit ihm zu Mittage. Er ließ sich, weil er geschwollene Füße hatte, aus seinem Zimmer in den freyen aber bedeckten Vorplatz führen, wo wir aßen. Der Tisch war gut und reichlich besetzt. Nach der Suppe kamen gleich, wie es in der ganzen Schweiz gewöhnlich ist, sehr schmackhafte und gut zubereitete Forellen. Man bezahlt für Tisch und Consultation an seine Frau nach Belieben. Gleich nach dem Eßen nahmen wir Abschied, bey welchem er ieden [sic] von uns die Hand treuherzig drückte, und uns recht herzlich küßte. Wir fuhren um 2. Uhr von Langnau weg, und kamen  $\frac{1}{2}$  7. Uhr in Bern an. Der Weg dahin ist schön und bequem, und geht bey vielen artigen Landhäusern der vornehmen Berner vorbey. Die Stadt liegt, wie bekant, an einer Anhöhe, doch ist sie nicht bergicht wie Basel. Die Hauptstraßen, deren drey sind, sind schön gut gepflastert, und haben auf beyden Seiten Arkaden, unter denen man bedeckt geht. Die Häuser sind von gleicher Höhe, gleicher Bauart und gleicher Farbe, von außen mit Quadersteinen bekleidet. Doch habe ich bey allen Vorzügen, die Bern hat, noch keine Stadt gefunden, die im Ganzen so schön wäre, wie Leipzig, und keine, die eine solche Anlage hat, schön zu seyn, als Carlsruhe. Wir sahen noch diesen Abend die große Promenade, welche mit großen schattichten Bäumen besetzt ist, unter welchen viele Bänke stehen. Sie liegt in dem höchsten Theile der Stadt, und auf den beyden Eken nach der Aare zu stehen 2. artige offene Pavillons, welches alles auf öffentliche Kosten unterhalten wird. Von dieser Promenade hat man eine schöne Aussicht auf die unten fließende Aare, in Landhäuser, Weinberge und auf die so genante Matte, welches Häuser sind, die an

der Aare her liegen, und unter denen die so berühmtesten [sic] Bäder sind, wie ehemals in Leipzig Keinerts Berg<sup>245</sup>. Queer durch die Aare ist zum Behuf der Mühlen ein kostbares Währ gebauet, welches nur 6. Kreuzer weniger gekostet haben soll, als die große Münster-Kirche, die an die Promenade stößt. Diese ist ein großes altväterisches Gebäude, ungefähr wie die Nikels-Kirche zu Leipzig, an dem nichts sehenswürdiges ist. Auf der Promenade sahen wir auch den Platz, wo im [Jahr] 1654. ein Geistlicher zu Pferde von einer Höhe eines Kirchthurms unbeschädigt hinabgestürzt ist, und noch 30. Jahre gelebt hat. Der Platz hatte damals seine iletzige Bestimmung noch nicht, war noch nicht mit einer Mauer eingefast, und unten war noch nicht wie iletzt gepflastert. Zum Andenken dieser Begebenheit ist eine Tafel mit einer deutschen Inschrift auf dem Platz eingemauert, wo sie geschehen ist. Im Stadtgraben werden in einem besonders dazu eingefasteten Platze auf gemeine Kosten einige Bären erhalten. Das Pulvermagazin ist seit 2. Jahren mit 6. Wetterableitern versehen worden. Ein hiesiger Gelehrter, Namens König<sup>246</sup>, hat sie angegeben. Sie sind oben spitzig. Vor dem Thore sahen wir das Haus, wo die Baugefangnen verwahrt werden – dieß sind Leute, die capitale Verbrechen begangen haben, denn in Bern bedient man sich der Todesstrafen nur sehr selten – das Zuchthaus und die sogenannte Insel, So nennt man das Hospital für fremde Kranke, ein sehr schönes, großes Gebäude, wo ieder armer [sic] Fremder, der in Bern krank wird, aufgenommen, sehr gut gepflegt, mit Arzneymitteln versehen, und nach der Genesung mit einem Reisegeld und wenn ers braucht auch mit einem neuen Kleide fortgeschickt wird. Für die inländischen armen Kranken ist auf der andern Seite ein besonderes Hospital. Die Fremden bekommen, wenn ihre Krankheit erlaubt, daß sie Wein trinken dürfen, einen Schoppen – ohngefähr ein Nößel – Wein, die inländischen aber nur einen halben Schoppen. Das Zeughaus und die Bibliothek waren schon verschloßen. Der Canton Bern hat in der Stadt 300. Mann stehende Soldaten, welche aber so viel ich aus dem Aufziehen der Wache habe urtheilen können, schlecht exerzirt sind. Es ist eine Miliz, die nicht viel beßer ist als die Leipziger Stadtsoldaten. Auf der Festung Haarbürg hat der Canton auch Soldaten, deren Anzahl aber ein Staatsgeheimniß seyn soll. Uebrigens ist bekant, daß der Canton Bern in 2. mahl 24. Stunden 80000. Mann ins Feld stellen kann, ohne daß der Pflug ruhet, denn ieder Bürger ist Soldat. Die Stadt ist, wie fast alle Städte in der Schweiz, nach dem Verhältniß ihrer Größe schlecht bevölkert. Man schätzt die Summe der Einwohner nur auf 14000. Seelen. Die Aussicht auf die Alpen, von denen die nächsten nur 12. Stunden entfernt sind, welche in Bern so maiestätisch seyn soll, versagte uns das trübe Wetter. Im Wirthshause habe ich eine Bekantschaft gemacht, die mir sehr angenehm war. Dieß war ein junger Liefländer, der grade von Leipzig kam, wo er 3. Jahre studiert hat, und der Dich, mein bester Freund, wie er mir sagte, genau kennt. Es ist der von Brümer. Er sagte mir, daß er auf Michael wieder in Leipzig seyn würde, und deswegen habe ich ihm eine Empfehlung an Dich aufgetragen. Ich habe mich das ganze Mittageßen über mit ihm von Leipzig unterhalten, und er hat mir versprochen, mich auf seiner Rückreise hier zu besuchen. Am 22sten um 2. Uhr Nachmittags – denn wegen einer Unpäßlichkeit meiner Frau waren wir wider unsern anfänglichen Vorsatz in Bern geblieben – reisten wir von Bern wieder weg, und kamen Abends um 8. Uhr wieder nach Solothurn, von da wir den 23sten früh wieder abfahren, in Langenbruck zu Mittag

---

<sup>245</sup> *Keinerts Berg*: nicht ermittelt.

<sup>246</sup> *hiesiger Gelehrter, Namens König*: David König, Lebensdaten unbekannt.

aßen, und Abends in Basel eintrafen. Hier trafen wir einen Virtuosen aus Wien an, Namens Hackel, den wir schon auf der Hinreise hatten kennen lernen, und den wir uns dadurch verbindlich gemacht hatten, daß wir ihm sein Instrument, das er auf der Reise hatte müßen liegen lassen, nach Basel spedirten. Sein Instrument ist der *Contre-Violon*. Er lud uns den andern Morgen zu sich auf sein Zimmer, um uns einige kleine Proben seiner Kunst hören zu lassen. Das Instrument hat die Höhe eines gewöhnlichen großen *Contre-Violon's*, schien mir aber einen tiefern Resonanz-Boden zu haben, und hat 5. Saiten. Es ist unglaublich, was für einen feinen, rührenden Ton dieser Künstler seinem Instrument abzuwingen weiß, und mit welcher Genauigkeit und Fertigkeit er es spielt. Wenn er in der Höhe spielt, wo der Ton des Instruments dem Ton der Harmonika sehr gleich kommt, so sind die Finger der linken Hand weit unter dem Griffbret nahe beym Bogen, und in der Mitte, wo man einen wohlgeblasenen Fagott zu hören glaubt, sind die Griffe einige Zoll weit auseinander, wo es also schwer ist, sich nicht zu vergreifen, wenn man langsam spielt, geschweige denn erst, wenn man, wie dieser Virtuose, Passagen darauf ausführt, die kein Violinist mit größerer Geschwindigkeit ausführen kann. – Das Reisen ist in der Schweiz kostbarer, als es in irgendeinem andern Lande seyn kann, weil man sehr langsam reisen muß. Daran sind nicht etwa schlechte Straßen oder hohe Berge Schuld, die man zu passiren hätte, sondern der Mangel einer Post-Einrichtung. Auf der Reise von Basel nach Bern hat man einen einzigen Berg von Beträchtlichkeit zu passiren, und dieß ist der Hauenstein, welcher vor Langenbruck in die Höhe, und auf der andern Seite wieder hinunter geht; das Dorf selbst aber liegt in einem kleinen Thale. In Deutschland schon – von Frankreich will ich vollends gar nichts sagen – | wäre dieß, da die Wege unverbeßerlich sind, mit Extra-Post eine bequeme Tagreise, und hier besinnt sich ein *Voiturier*, dem man täglich für jedes Pferd, er mag fahren oder still liegen, einen Französischen großen Thaler bezahlen muß, ob er nicht gar 2. Tagreisen daraus machen will. Ihre Stunden sind sehr stark, und ein Lohnkutscher muß schon gut fahren, wenn er eine Stunde Weg in einer Stunde Zeit fahren will. Man rechnet von Basel nach Bern 18. Stunden, es sind aber gern 24-26. deutsche Post-Stunden. Die Wirthshäuser in der Schweiz in den Dörfern sowohl als in den Städten sind alle gut eingerichtet, aber man muß auch theuer bezahlen. Wir logierten in Basel in den 3. Königen, zu Solothurn im rothen Thurm, und in Bern im Falken. Man trifft in diesen Wirthshäusern beständig *table d'hôte* an, welche aber aus lauter Reisenden besteht, so daß einem Reisenden, der sich nicht lange aufhalten kann, oder keine Empfehlungen hat, durch die er Bekantschaften machen kann, die Gelegenheit abgeschnitten ist, mit Einheimischen im Wirthshause Bekantschaft zu machen und anders woher Nachrichten einzuziehen, als durch den meistens beschäftigten Wirth oder einen unzuverlässigen Lohnlakay. In Basel trafen wir, da wir das erstemahl da waren, einige Einheimische an der *table d'hote* im Wirthshause an, welche einigen Fremden zu gefallen da aßen, allein sie schienen die Gabe nicht zu besitzen, sich mit Fremden bald bekant zu machen. Doch habe ich von einem derselben die obige Nachricht vom Schwörtage zu Basel. Zu noch einer Anmerkung gaben mir eben diese einheimischen Basler Anlaß. Es ist bekant, daß in der ganzen Schweiz eine sehr gute Kleiderordnung eingeführt ist, über welcher auch streng gehalten wird. Diese betrifft aber nur Kleidung und Schmuck, nicht aber Nebensachen. Hier sahe ich, wie der Geist des Luxus trotz aller Gesetze doch Schleifwege [sic] zu finden weiß. Diese Basler und einige Zürcher, deren ohngefähr 5-6. waren, trugen zwar die einfache Kleidung, zu welcher das Gesetz sie verbindet, aber destomehr hatten sie auf ihre Stöcke verwendet, welche

ausgesuchte Spanische Röhre [sic] mit goldenen Knöpfen waren, und von denen sie sich beynahe eine ganze Stunde vor dem Essen unterhielten. — Von dem so berühmten Schweitzer-Vieh haben wir nur sehr wenige Stücke gesehen, weil den ganzen Sommer durch das Vieh auf den Bergen weidet, wohin es auch von denjenigen Orten geschickt wird, die in den weiten Thälern liegen. Ein Thalbauer giebt sein Vieh einem Senn (Viehmelker) der einen Berg mit überflüssiger Weide besitzt, bezahlt ihm gemeinlich für die Kuh 6. Französische große Thaler, der Senn hingegen berechnet ihm, was seine Kuh an Milch, Butter und Käse eingetragen hat. Wir haben viele solche Sennereyen in der Entfernung auf den Bergen liegen sehen. Dieß ist das wenige, was ich auf einer so eilfertigen Reise durch einen Theil der Schweiz, der noch nicht der schönste seyn soll, zu sehen und zu bemerken Gelegenheit gehabt habe. Das merkwürdige Monument zu Hindelbank von Nahl habe ich zu meinem großen Leidwesen zu sehen versäumt, ohnerachtet es nur 1 ½ Stunden von unserm Wege ablag, weil ich nichts davon wuste, bis mir der H. von Brüner kurz vor unserer Abreise von Bern davon sagte, allein da wars schon zu spät, diesen kleinen Umweg zu machen, weil wir uns schon zu lange verweilt hatten, und wir wegen der Unpäßlichkeit meiner Frau eilen musten, bald nach Solothurn zu kommen. Ich hatte Hirschfelds Briefe die Schweiz betreffend bey mir, allein die Beschreibung dieses Kunstwerks stand an einem Orte, wo ich sie nicht gesucht hatte, ganz am Ende des Buchs.<sup>247</sup> Vielleicht ist es Dir nicht unangenehm, wenn ich Dir diese Beschreibung mittheile. "Es besteht in einem Grabmahl in Stein, das ein Schwede, Nahmens Nahl, verfertigt hat, und worunter eine in ihrem ersten Wochenbette gestorbene Gattin des Pfarrers zu Hindelbank ruhet. Der Künstler hatte viele Achtung gegen sie, und setzte ihr das Denkmahl zum Beweis seines Schmerzes und nicht aus Eigennutz. (Von dem Oberpfarrer Merian zu Basel, den ich zu Badenweiler kennen lernte, habe ich die Anekdote, daß es auch mit *par dépit*<sup>248</sup> gegen den Herrn des Dorfs, den Hn. von Erlach zu Bern<sup>249</sup> geschehen ist, welcher ihm ein wenig stolz begegnet war, und ihn nicht freygebig genug bezahlt hatte.) Sie war eine Person, die Tugend mit Schönheit vereinigte. Sie starb am ersten Ostermorgen. Dieser Umstand gab dem Künstler die Idee, die Verstorbene im Moment einer Wiederauferstehenden vorzustellen. Der Stein, der das erhabne Grab bedeckt, ist zerborsten, und wird von der Bemühung, die der wieder belebt werdende Körper gegen denselben anwendet, in die Höhe und von einander gehoben. Durch den Riß sieht man die Wiederaufstehende, die ihr Kind im Arme hält, das ebenfalls wie die Mutter

---

<sup>247</sup> *Hirschfelds Briefe die Schweiz betreffend... Ende des Buchs*: Christian Cay Lorenz Hirschfeld, *Briefe, die Schweiz betreffend*, Leipzig (Crusius) 1776. Die von Zinck unter gelegentlicher Weglassung von Füllwörtern, leicht abweichender Orthographie und Interpolation der Klammer über den Oberpfarrer Merian zu Basel zitierte Passage findet sich auf den Seiten 251-253.

<sup>248</sup> *par dépit*: (frz.) aus Verdruß.

<sup>249</sup> *Gattin des Pfarrers zu Hindelbank ... den Hn. von Erlach zu Bern*: Albrecht Friedrich von Erlach hatte den schwedischen Bildhauer Johann August Nahl (1710-1781) mit einem monumentalen Grabmal für seinen Vater, den Reichsgrafen Hieronymus von Erlach, beauftragt. Dessen Disposition und Programm war vom Auftraggeber bis ins Detail hinein vorgegeben, Nahl lediglich als Ausführer vorgesehen. Insofern scheint es denkbar, daß Nahl beim Grabmonument der ihm freundschaftlich verbundenen, 1751 bei der Geburt des ersten Kindes verstorbenen Pfarrersgattin Maria Magdalena Langhans seine ganze Kreativität entfaltete, nicht nur, um der lediglich 25 Jahre alt gewordenen Toten ein würdiges Grabmal zu setzen, sondern auch, um das ungeliebte, in derselben kleinen Kirche aufgestellte Erlach'sche Auftragswerk sogleich zu übertrumpfen; mit Erfolg, denn von diesem ist bei Hirschfeld mit keinem Wort Erwähnung. Vgl. Axel Christoph Gampp, „Das Grabmal der Maria Magdalena Langhans von Johann August Nahl von 1751“, in: *Kunst und Architektur in der Schweiz*, Band 46 (1995).

emporstrebt. Man kann sich nichts feyerlicheres [sic] und rührenderes denken, als in dieser ganzen Vorstellung liegt. Das unschuldige Kind in den Armen seiner Mutter, mit welcher es gestorben, mit welcher es wieder erwacht, der Ausdruck der Freude und Hofnung in dem Gesichte der Mutter, das mit der grösten Aehnlichkeit und mit einer meisterhaften Kunst gebildet ist, ihr Bestreben, die Decke des Grabes wegzuheben, die Größe der Ideen, die dadurch bey dem Zuschauer erwachen, und das Interesse, das ein ieder Mensch daran hat, | alles dieses vereinigt sich, die Seele in die lebhafteste Bewegung zu setzen. Diese wird nicht wenig durch eine Aufschrift vom Herrn von Haller unterhalten, die auf dem Stein eingegraben ist:

Horch! die Trompete schallt, ihr Klang dringt durch das Grab:  
Wach auf, mein Schmerzenssohn, wirf deine Hülsen ab,  
Dein Heiland ruft Dir zu, vor ihm flieht Tod und Zeit,  
Und in ein ewig Heil verschwindet alles Leid.<sup>250</sup>

Auch H. Wieland hat dieses Werk, von dem er sagt, daß es nicht bloß das Meisterstück des Künstlers, sondern der Triumph der Bildhauerkunst sey, in seinem Gedichte über die Natur oder die vollkommenste Welt<sup>251</sup> gepriesen:

Seht, wie vom Donnerton des Weltgerichts erweckt,  
Durch den zerrißnen Fels, der dieses Wunder deckt,  
Die schönste Mutter sich aus ihrem Staub erhebet,  
Wie den verklärten Arm Unsterblichkeit belebet!  
Wie bebt von seinem Stoß der leichte Stein zurück!  
Wie glänzt die Seligkeit schon ganz in ihrem Blick!  
Ihr triumphirend Aug im heiligen Entzücken  
Scheint den enthüllten Glanz des Himmels zu erblicken:  
Der Seraphinen Lied rührt schon ihr lauschend Ohr,  
Ein iunger Engel schwebt an ihrer Brust empor,  
Und dankt ihr ietzt zuerst sein theurerkaufte [sic] Leben.  
Der Wanderer siehts erstaunt, und fromme Thränen beben  
Aus dem entzückten Aug: er siehts und wird ein Christ,  
Und fühlt mit heiligem Schaur, daß er unsterblich ist.

Wie sehr verdiente nicht das angezeigte Werk, das nur in schlechten Stein<sup>252</sup> gearbeitet ist, von Marmor zu seyn!" — Am 24sten Vormittags reisten wir von Basel ab, und kamen gegen Abend in Badenweiler an. Dieser Ort liegt in der Herrschaft Badenweiler, 10. Stunden von Basel, und 1. Stunde von Müllheim, wo der Sitz des OberAmts und der übrigen Dienerschaft und eine Post-Station auf der großen Route von Frankfurth nach Basel ist. Es ist eins der ältesten Bäder in Deutschland da, die Quelle ist warm und sehr heilsam, wird auch ziemlich fleißig besucht, besonders von den Baslern. Es liegt auf dem Berge in einer überaus schönen Gegend, in welcher einer von den vortreflichsten Weinen Deutschlands, der sogenannte Markgräfer, wächst. Wenn man bey Müllheim auf die Anhöhen steigt, so sieht man den Rhein,

---

<sup>250</sup> *Aufschrift vom Herrn von Haller*: Zinck zitiert nach Hirschfeld, dieser wiederum nach Albrecht von Hallers *Versuch Schweizerischer Gedichte*, Göttingen (Vandenhoeck) 101772, 209 („Aufschrift auf das vortrefliche Grabmahl, das Herr Nahl einer sehr wohlgebildeten und in den Wochen gestorbenen Frauen zu Hindelbank aufgerichtet hat“), in welchem der Text jedoch deutlich von dem Epitaph abweicht, wie es in Hindelbank zu lesen ist: „Horch die Trompete ruft, sie schallet durch das Grab / Wach auf mein SchmerzensKind leg deine Hülle ab / Eil deinem Heiland zu vor ihm flieht Tod und Zeit / Und in ein Ewigs Heil verschwindet alles Leid.“

<sup>251</sup> *Wieland ... die vollkommenste Welt*: Christoph Martin Wieland, *Die Natur der Dinge oder die vollkommenste Welt*, I 215-228.

<sup>252</sup> *nur in schlechten Stein*: Das Grabmal ist aus grauem Sandstein.

welcher nur 1. Stunde entfernt ist, 15-18. Stunden weit, und übersieht in eben der Länge das Elsas mit seiner ganzen Breite bis an die Vogesischen Gebürge. Du kanst Dir leicht vorstellen, daß dieß ein sehr reizender Anblick seyn muß, ein Wiesenfeld von einigen 100. Morgen lag vor uns wie ein Situationsplan, die mannichfaltigen Krümmungen des Rheins mit seinen Inseln, Altbreisach, Neu-Breisach, Colmar, Mühlhausen, wie in einem Kupferstich, die vielen Dörfer, die Abwechslung von Fruchtfeldern, Weinbergen, Wald und Wiesen und in der Entfernung gleichsam um die Aussicht zu schließen auf einer Seite die hohen Schweitzer-Gebürge, aber freylich noch keine Alpen, auf der andern die nicht unbeträchtlichen Gebürge des Schwarzwaldes – und doch ziehe ich unsere Gegend um Emmendingen herum vor. Wir blieben in Badenweiler 3. Wochen, brachten aber unser Leben sehr einsam zu, weil die Badgäste gemeinlich erst im August kommen, so viel Mühe sich auch der Oberbeamte von Müllheim der Geh[eime] HofRath Groos, den ich noch von Carlsruhe her kante, gab, um uns Zeitvertreib zu verschaffen. Der Oberpfarrer Merian von Basel mit seiner Frau war unsre einzige Gesellschaft. Beyde sehr artige Leute, aber still und eingezogen. Von Zollikofern habe ich viel mit ihm gesprochen. Einen Tag bin ich in Sulzburg gewesen, einem alten, kleinen Städtchen mit halb verfallenen Festungswerken, das an dem Eingange eines ziemlich hohen Gebürges liegt, und dem Markgrafen von Baden gehört. Es gehört noch in meines Schwiegervaters Forst. Einen andern Tag waren wir mit einer zahlreichen Gesellschaft von Müllheim und Candern zu Bürglen, einer Probstey, die nach St. Blasien gehört. Sie liegt auf dem Berge, ist schön gebauet, und hat eine vortrefliche Aussicht. Wir waren sehr vergnügt da, denn der Probst ist ein guter, freundlicher gastfreyer Mann. Nur der Weg ist beschwerlich und sogar an manchen Orten nicht ohne Gefahr. Ietzt verleihe Dir der Himmel Gedult zu lesen, was ich alles geschrieben habe. Leb wohl, schreib mir bald, und viel, und sey versichert, daß Du durch alle Faulheit es nicht dahin bringen wirst, daß ich aufhören solte zu seyn

Dein

wahrer aufrichtiger Freund  
Fr. von Zinck.

den 4ten August.

45

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen  
Empfänger: Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck, in Leipzig  
Datum: 22. September 1780  
Quelle: A (Nr. 39), fol. 74r-75r

Emmendingen, den 22sten September, 1780.

Gnädige Tante!

SIE sind doch nicht etwa krank? – Ich muthe Ihnen zwar nicht zu, oft an mich zu schreiben, aber doch öfter als iährlich 2 mahl, doch wenigstens alle Viertel-lahre einen Brief. Nicht wahr, das versprechen Sie mir? SIE haben doch meine lange Postille von Badenweiler aus erhalten? Wir haben noch einige recht vergnügte Tage da gehabt, einen bey dem Oberbeamten zu Müllheim, dem geheimen HofRath Groos, und einen zu Bürgel, einer Probstey die nach St. Blasien gehört. Sie liegt auf dem Schwarzwalde, auf einem ziemlich hohen Berge, von welchem man eine reizende Aussicht hat. Der Pater Probst ist ein guter, freundlicher, gastfreyer Benedictiner-Mönch. Aber meine arme Frau hat leider von dem Bade keinen Nutzen gehabt. Sie leidet wie vorher unendlich viel an hysterischen Beschwerlichkeiten. Und SIE, wie leben SIE? Ueberhaupt habe ich seit dem Gevatterbriefe meines Hn. Schwagers keine Nachricht aus Sachsen. Was meine Schwester macht, was ihr Kind, von dem allen weiß ich kein Wort. Ich bin Gottlob immer gesund, außer daß ich zu Anfang des Monath Iunius einen Anfall von einem bösen Halse bekam, der sich aber nachdem ich Ader gelaßen und laxirt hatte, durch fleißiges Gurgeln bald verlohrt. Der trockene Sommer, den wir in der ganzen hiesigen Gegend gehabt haben, verursacht viele Krankheiten. Wir haben überhaupt ein böses Jahr gehabt. An Geträide [sic] haben wir zwar eine ganz gute Erndte gemacht, und dieses steht auch in einem ziemlich mäßigen Preise, aber Obst, Heu, Grummet<sup>253</sup>, Kraut, Möhren, Cartoffeln, welsch Korn, Sau-Bohnen, Erbsen und an vielen Orten auch der Hanf, und alle Garten-Gemüse sind nicht gerathen. Die Butter ist ietzt schon theurer, als sie andere Jahre mitten im Winter zu seyn pflegt. Das Vieh ist spottwohlfeil, weil es niemand erhalten kann! Wir haben unsere Kuh auch verkauft, und zwar noch ziemlich glücklich. Die Spanferkel von 3-4. Wochen sind um 12. 15-18. Kreuzer verkauft worden. Das Hundert Krauts-Köpfe kostet 12 fl. oder 6 rh. 16 g. Sächsisch Geld. Dies Jahr muß man sich den Sauerkraut-Zahn ausreißen laßen, denn was der dürre Sommer noch übrig gelaßen hat, das freßen ietzt die Raupen, welche auch an den weißen Rüben sind. Viele Wiesen haben zum zweytenmahle gar nicht abgemähet werden können, so aus-|brennt [sic] sind sie. Der Wein geräth allem Ansehen nach in der Quantität und Qualität sehr gut. Was hilft aber das? Wenn bey uns besonders das Obst und die Cartoffeln ausfallen, so ists schon gefehlt. Und Obst giebts gar nicht.

Den Bräutigam der Frl. von Kron, den Hn. von Grünberg habe ich, wo ich nicht irre, vor 12-14. Jahren in Merseburg gesehen, er war mit einem Hn. von Bolkenstern – so ungefähr klang der Nahme – bey Gelegenheit des Stiftstages da, und wurde für den Galan der Fr. von Bose von Frankleben gehalten, nemlich der letztere, nicht der H.

---

<sup>253</sup> *Grummet*: Das in der zweiten, hochsommerlichen Mahd geerntete Grünfutter, im Unterschied zum im Frühsommer gemähten Heu.

von Grünberg. Bewahre mich der Himmel, daß ich ihm nicht etwa unschuldiger weise Vorwürfe der Eifersucht von seiner Frl. Braut zuziehen sollte.

Wir werden wieder nächstens eine Reise auf 14. Tage bis 3. Wochen nach Rappoltsweiler ins Elsas machen zur Frau von Hoen, meiner Schwiegermutter Schwester. Die gute Frau hat viel Kreutz. Ihre 3. iüngsten Söhne sind ietzt in Amerika,<sup>254</sup> und sie hat seit einem halben Jahre keine Nachricht von ihnen. Denken SIE, was das für eine Lage seyn muß!

Vor 4. Wochen haben wir auch eine kleine Reise gemacht, die uns viel Vergnügen gemacht hat. Wir hatten uns schon längst vorgenommen, auf den Kantel, den höchsten Berg in unserer Gegend, der auf seinem höchsten Gipfel ganz kahl ist, eine Tour zu machen. Meine Frau, ich, und 3. ledige Frauenzimmer von hier reisten daher an einem Donnerstag nach Tische mit meines Schwiegervaters Pferden No[ta] sonst hätte sich das Ding von selbst verboten, ab und über Freyburg durch einen Umweg nach St. Peter. Dieses ist ein sehr reiches Benedictiner-Kloster auf dem Schwarzwalde. Wir wurden sehr wohl aufgenommen. Der Abt ist ein alter, höflicher, gut-herziger und gelehrter Mann. Wir wurden herrlich bewirthe, der Pater Großkeller, P[at]er Küchenmeister, P[at]er Professor, der Ober-Amtmann, und der Amts-Actuarius aßen mit uns, und prächtig logiert. Den andern Morgen, um 6. Uhr früh ließ uns der Abt in 2. Kutschen iede mit 4. Pferden auf den Kantel führen, wo wir um ½ 9. Uhr ankamen. Hier hatten wir, weil iust schönes Wetter war, eine vortrefliche Aussicht diesseits und ienseits des Rheins. Der Kayserstuhl, ein nicht unbeträchtliches Gebürge, das zwischen uns und dem Rhein liegt, lag vor uns wie eine Reihe kleiner Hügel, über die wir hinweg ins Elsas sehen konten. Wir hielten uns auf dem | Kantel 1 ½ Stunden auf, und kamen um 12. Uhr wieder nach St. Peter zurück, wo wir wieder ein köstliches MittagsEßen einnahmen, aber von lauter Fastenspeisen, und um 3. Uhr wieder nach Hause fuhren.

Ich muß ietzt schließen, denn der Brief muß ietzt auf die Post. Leben SIE recht, recht wohl, empfehlen Sie mich allen, die sich meiner erinnern, besonders der gnädigen Frl. Tante und Ihrem Hn. Wirth und Fr. Wirthin, und seyn SIE versichert, daß ich nie aufhören werde, mit vorzüglicher Ergebenheit und Hochachtung – SIE sind doch noch meine alte gute Tante – zu seyn

Ihr

unterthänigster Diener u. Neveu  
Fr. von Zinck.

N.S. Von meinen SchwiegerEltern und von meiner Frau viele Empfehlungen.

---

<sup>254</sup> Das Regiment Royal Deux-Ponts wurde in den Jahren 1780-83 als Teil des vom Comte de Rochambeau (1725-1807) geführten französischen Expeditionskorps im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg eingesetzt. Unter dem Kommando der Brüder Christian und Wilhelm von Zweybrücken (die ursprünglich Grafen von Forbach genannten Söhne des Herzogs Christian IV. von Pfalz-Zweibrücken aus seiner morganatischen Ehe mit der Schauspielerin Maria Anna Carnasse), zeichnete das Regiment sich bei der Erstürmung der Festungswerke von Yorktown aus, deren siegreicher Ausgang zur Anerkennung der Unabhängigkeit der 13 amerikanischen Kolonien von Großbritannien führte. Tatsächlich wurden in den Regimentslisten drei Barone „de Hoen“ geführt, jeweils mit dem Zusatz „von Dillenbourg“: Christoph Friedrich, Jean Charles und Philipp Friedrich. Vgl. die Internetseite des Deutschen Vereins der „Sons of the American Revolution“ unter <http://www.sar.org/itssar/rdp-a.htm> (02.01.2012).

46

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen  
Empfänger: Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck, in Leipzig  
Datum: 20. Dezember 1780  
Quelle: A (Nr. 40), fol. 76r-77vr

Emmendingen, den 20sten December, 1780.

Gnädige Tante!

Verzeihen Sie mir, daß ich Ihren Brief vom 27sten October so lange unbeantwortet gelaßen habe, allein theils ist er ungewöhnlich lange bey nahe 5. Wochen auf dem Wege gewesen, so daß ich Ihren zweyten Brief nur wenige Tage später erhalten habe, theils hinderten mich starke Augenschmerzen, die Folgen und Begleiter eines starken Schnuppens, dem ich oft ausgesetzt bin, eine geraume Zeit am Schreiben, sonst würde ich nicht so lange angestanden haben, Ihnen für das ansehnliche Geschenk den verbindlichsten Dank abzustatten, das Sie mir wieder überschickt haben. Gott vergelte es Ihnen auf eine Art, die Ihr gutes Herz belohnt, und Sie glücklich macht! Ich habe mir ein Kleid dafür machen laßen, welches ietzt mein Staatskleid ist, und in Emmendingen auch seyn kann, denn zum Unglück bin ich so dick geworden, daß ich alle meine Kleider schon längst um den vierten Theil von dem habe verkaufen müssen, was sie mich gekostet hatten. Ich habe von allen meinen Kleidern, die ich in Leipzig und Carlsruhe habe machen laßen, keins mehr als das schwarze, in welchem ich aber die wenigen Stunden, die ich es beym iedesmaligen Communiciren trage, Höllenmarter ausstehe.

Ietzt will ich nur ein Paar Worte von Ihrem letzten Briefe sagen, und dieß soll wenn's möglich ist, das letzte mahl seyn, daß ich Sie von dieser verdrüßlichen Sache unterhalte. Mit der Domprobstin Ihrem Verfahren bey der freymüthigen Entdeckung, die ich ihr mit gutem Vorbedacht in meinem letzten Briefe gemacht habe, bin ich gar nicht zufrieden. Daß ich keinen Revers ausgestellt habe, das ist, so wahr Gott, der Richter und Rächer der Lügen und des Meineids lebt! wahr, und nach allen Umständen auch für einen dritten wahrscheinlich. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen, ohne mich weiter auf meine innere, unfehlbare Ueberzeugung zu berufen, diese Gründe für die Wahrscheinlichkeit anführe. Erstlich werden Sie nie weder vom Domprobst noch von mir von einem solchen Reverse jemals etwas gehört haben. Zweytens: Warum sollte er den Revers mich nicht selbst haben schreiben laßen, da ich damals sowohl in Dresden als die darauf folgende Messe in Leipzig alles sowohl in unsern gemeinschaftlichen als seinen besondern Geschäften habe schreiben müssen, denn daß der Revers von einer fremden Hand geschrieben und nur meine Unterschrift drunter steht, hat mir der D. Klinckhardt, der ihn gesehen hat, geschrieben. Daß er | sich Hartmannen in dieser Sache nicht anvertrauet, sondern diese merkwürdige Urkunde der menschlichen Bosheit entweder selbst geschrieben oder von einer noch vertrautern Person hat schreiben laßen, glaube ich ietzt selbst. Drittens: Warum sollte er damals, da er so wenig als ich so etwas voraussehen konte, neben der Clausul, die er zur Sicherheit vor einer unbequemen Aufkündigung in die Schuldverschreibung eingerückt hat, sich noch einen Revers haben ausstellen laßen? Viertens: Warum hat er mir denn, wie Sie selbst wißen, vor 4-5. Jahren mit der Aufkündigung des Capitals immer gedrohet, ohne von einem Reverse ein Wort zu sagen, weil er mich damals durch das Gegentheil von demienigen in Verlegenheit zu

setzen glaubte, womit er mich jetzt drückt? und endlich Fünftens: Warum hat er vom Anfange der Entdeckung der Marschallischen Forderung an mich beynahe ein halbes Jahr kein Wort von diesem Revers gesagt, sondern sich immer bloß wegen der Verweigerung der Ausbezahlung auf die Clausel in der Schuldverschreibung berufen, bis er merken mochte, daß ihm diese, wenn es zu einem Proceße käme, wie auch geschehen wäre, nichts helfen würde. Sagen Sie selbst, kann ich bey allen diesen Umständen wohl mit der gnädigen Tante von Merseburg ihrem: Ich glaube es nicht zufrieden seyn? oder konte ich nicht vielmehr erwarten, daß sie mit Klugheit und List die Wahrheit zu erforschen suchen würde? Erzählen Sie ihr doch bey Gelegenheit diese 5. Gründe, die ich Ihnen oben geschrieben habe, denn ihr selbst werde ich nie wieder etwas von dieser Sache schreiben. — Daß ich meinem Agenten und Freunde, dem D. Klinckhardt, schreiben muste, daß der Revers falsch ist, war ganz natürlich, und daß er dieses, so wenig ich es sonst billige, aus Freundschaft zu meiner Vertheidigung ändern, denen mein Charakter und Betragen zweydeutig seyn muste, wieder gesagt hat, ist es eben so sehr. Der ganze Zusammenhang der Sache ist folgender. Es wurde mir vom Domcapitel zu Merseburg über den gerichtlichen Arrest, den Marschall auf meine Einkünfte gesucht hatte, eine Erklärung abgefordert, welche ich, ohne an etwas zu denken mit guter Treue und Glauben dahin that, daß ich Marschallen an den Domprobst anwies, worauf dieser wider alles Vermuthen mit seinem falschen Revers hervorrückte. Was muste der D. Klinckhardt, was muste die ganze Welt von mir denken, daß ich Marschallen an den Domprobst hatte anweisen wollen, wenn es wahr war, daß ich diesen Revers ausgestellt hatte? War ich es daher nicht meiner Ehre, meinem Charakter, meiner Denkungsart schuldig, meinem Freunde und Agenten zu sagen, daß ich unschuldig sey, und ist es dieser nicht meiner Freundschaft schuldig, meine Unschuld da zu verbreiten, wo man mich für einen schlechten Kerl halten konnte. Daß der Domprobst meinem Schwiegervater schreiben wird, dafür, so unangenehm es mir an und für sich seyn würde, fürchte ich mich nicht. Erstlich ist das Gewißen auch bey einem Bösewicht ein wunderliches Ding. Zweytens wenn auch meine SchwiegerEltern es erführen — ohnerachtet ich unter uns gesagt, solche Anstalten gemacht habe, daß mein Schwiegervater keinen Brief erhält, als aus meinen Händen | so ist der einzige Fehler, den ich in Ansehung ihrer begangen habe, mein Verschweigen, übrigens ist mein Schwiegervater viel zu billig, und weiß zu gut was ein iunger Cavalier in der Welt braucht, als daß er nicht einsehen solte, daß ich von dem, was mir der Domprobst gegeben hat, nicht leben konte, und wie leicht ein iunger Mensch durch Leichtsin, Gutherzigkeit und Unwißenheit, denn da ich vorher nie Geld gehabt hatte, wie hätte ich mit Geld umgehen und es eintheilen lernen sollen? — wenn er einmahl in Unordnung ist, so tief in Schulden gerathen kann, zumahl wenn von meiner und meiner Frau Seite das Erbieten hinzukäme, in Zukunft nicht mehr zu verlangen, als wir bisher gekriegt haben. Aber das können Sie versichert seyn, daß wenn heute ein solcher Brief vom Dom-Probst hieher käme, in 14. Tagen drauf eine Klage gegen den Domprobst in der hohen Landesregierung zu Dresden oder bey dem Domcapitel zu Merseburg liegen würde, denn die Falschheit des Reverses kann ich mit ruhigem, guten [sic] Gewißen beschwören. Könte ich nicht, so würde vor Gott schon dieser Brief Meineid seyn. Daß die Fr. Tante meynt, mein Capital könne und werde mir niemand nehmen, darinnen irrt sie sich, denn der Revers steht mir auch in Zukunft bey dem Hn. von Wurm<sup>255</sup> eben so wohl im Wege, und ist denn mein

---

<sup>255</sup> *der Minister Wurm*: Friedrich Ludwig von Wurmb (1723-1800), kurfürstlich-sächsischer

Vermögen ein Geschenk des Domprobsts und nicht vielmehr von meinen sel. Eltern auf rechtmäßige Art geerbt? Zudem sehe ich nicht ein, warum wir, meine Frau und ich, unsere besten Jahre wegen der Bosheit eines ungerechten Mannes in Kummer und Sorgen der Nahrung elend zubringen sollen, da wir so viel hätten, als wir hier brauchen, wenn ich Marschalln bezahlen könnte? Ich wünschte, dem Domprobst unter die Augen treten zu können, um zu sehen, wie der Bösewicht bey dem Anblick eines rechtschafnen Mannes, den er betrogen hat, Faßung halten würde. Erinnern Sie sich auch noch, wie er mir meine Meubles abgekauft hat? Meine Schwiegermutter sagt oft, daß das Tischzeug, das sie bey meiner sel. Mutter gesehen habe, allein mehr werth gewesen sey, und eben das sagt mein Schwiegervater von dem Gewehr meines sel. Vaters. Zum Beschluß noch eine Bitte. Wenn Sie es aber ungern thun, so schlagen Sie mirs nur gleich ab. Bey der Art, wie meine Schuld ietzt bezahlt wird, büße ich erstaunlich viel ein, wegen der Zinsen zu 6. pro Cent, wegen des Agio, das mir Marschall anrechnet, und wegen der Unkosten, die dabey unvermeidlich sind, und dabey ist es doch unmöglich, da es so lange dauert, in die Länge, ohne Schulden hier zu machen, und auch diese wieder vom Capital verzinßen zu müssen, durch zu kommen, es wäre daher beßer und für mich zuträglicher, wenn ich so viel gelehnt kriegen könnte, als ich Marschalln noch schuldig bin, bis ich es einmahl von meiner Frau Vermögen oder von Otmarsleben wieder abtragen könnte. Ich bin wegen eines solchen Capitals auf die reiche Madem. Weidmännin gefallen. Sie sind sehr gut bekant mit ihr, wolten Sie wohl zu den vielen Wohltaten, die Sie mir schon erwiesen haben, noch diese hinzuthun, sie für mich um ein Darlehn von 1800 rh. auf 5. Jahre anzusprechen, die ich auf die zukünftige Ostermeße in Empfang könnte nehme lassen. Die Intreßen [sic] solten Sie alle Meßen richtig vom D. Klinkhardt für sie erhalten. Könnte sie mir das Capital erst auf künftige Michaelismesse geben, so brauche ich alsdenn nur 1700 rh. Wollen Sie's thun? |

Bey dem Besuche, den Ihnen der Minister Wurm gemacht hat, würde ich an Ihrer Stelle gar nicht verlegen gewesen [sein], das hätte ich dem Erbschleicher überlassen, dem sein Gewißen sagen muß, daß es nicht recht ist, daß er des Domprobsts Vermögen seinem Sohne zuwendet, auf das andere, und besonders seine beyden Nießen, ein näheres Recht haben. Ich hätte ihm mit vieler Freymüthigkeit unter die Augen treten wollen, und in mein Betragen hätte sich ein wenig Stolz und Verachtung gemischt. Hat er denn nichts von mir mit Ihnen gesprochen? Denn dazu war doch die Veranlassung ganz natürlich.

Daß Sie und die Frl. Tante, der ich mich unterthänig empfehle, sich in so leidlichen Gesundheitsumständen befinden, freut mich recht herzlich. Gott sey gedankt, daß er Sie die gefährliche Krankheit, die Sie haben ausstehen müssen, so glücklich hat überstehen helfen. Bey uns ist alles noch in vorigen Umständen. Mein Schwiegervater braucht ietzt den Geh. Rath Rodecker von Freyburg<sup>256</sup>, es hat sich aber noch bis ietzt wenig gebeßert. – Ich bin mit meiner Frau vorigen Herbst einige Wochen zu Rappoltsweiler gewesen, wo ich alle Tage gewiß wenigstens 30. Trauben gezeßen habe. Wie wir da waren, erhielt die Fr. von Hoen die ersten Briefe von ihren Söhnen

---

Konferenzminister und Geheimer Rat zu Dresden aus einem in Sachsen weit verbreiteten und auch im Raum Merseburg. Ob Zinck das stumme „b“ am Ende des Namens hier in despektierlicher Absicht fortläßt – in fast allen anderen Fällen schreibt er ihn korrekt – muß offenbleiben.

<sup>256</sup> *Geh. Rath Rodecker von Freyburg*: Karl Anton Rodeckher (1717-1791), Professor der Medizin in Freiburg, geadelt 1789 zu „Rodeckher von Rotteck“; Vater des Historikers, Staatswissenschaftlers und liberalen Publizisten Karl von Rotteck (1775-1840), der zu Jacobis Kreis gehörte.

aus Amerika, worinnen sie ihr glückliche Ankunft meldeten. Sie stellt sich selbst nicht vor, daß sie alle 3. lebendig wiederkommen werden.

Von meiner Schwester habe ich, seitdem sie niedergekommen ist, keine Nachricht. Sie wird doch mit ihrem kleinen Mädchen nicht so viel zu thun haben, daß sie nicht bisweilen an mich schreiben könnte. Es thut mir weh, daß sie sich so verändert hat: ich habe mich auch verändert, daß Sie mich nicht mehr kennen würden, aber auf die entgegengesetzte Art, und häßlicher bin ich auch nicht geworden, als ich sonst war, außer daß meine Haare verzweifelt dünn stehen, aber eine Perücke trage ich nicht, und wenn ich nur noch 3. Haare hätte. Meine Schwester ist ia in ihren Briefen an mich mit ihrer Schwägerin immer so zufrieden gewesen, warum hat sie mir denn nie geschrieben, daß sie ihr Verdruß macht, oder darf der arme Schelm vielleicht nicht trauen? Wie lebt sie denn mit ihrem Manne?

Für Ihre Neuigkeiten danke ich Ihnen recht vielmahls, nur weiß ich nicht, was das für eine Döring ist, die mit ihrem Manne ietzt in Dresden in Garnison ist, recht vergnügt mit ihrem Manne lebt, und keine Kinder kriegt. Ich weiß von Neuigkeiten nichts, als daß die Erbprinzeßin in Carlsruhe wieder schwanger ist. In Freyburg wollen die Oesterreicher ietzt, da die alte Kayserin todt ist, schon den König von Preußen in Kochstücken zerhauen, und der Churfürst von Sachsen soll auch gestraft werden. Ueber den König von Preußen habe ich in Freyburg schon viel Streit gehabt. — Die Mansfeldische Dienerschaft dauert mich von Herzen, es wundert mich, daß ihr Fürst durch einen Vertrag nicht für sie gesorgt hat, und daß man sie alle so hat entbehren können. Für den G[eheim]R[at] v. M. ist es auch eine kleine Züchtigung für die Unbilligkeit, zu der er aller Wahrscheinlichkeit nach seinen H. Vater bey dem Testamente verleitet hat.

Empfehlen Sie mich allen, die die Gütigkeit haben, sich meiner noch zu erinnern, besonders denen Herren von Arnswald und Gablenz und Ihrem Hn. Wirth und Fr. Wirthin, leben Sie recht wohl und vergnügt, und seyn Sie versichert, daß ich Zeitlebens nicht aufhören werde, mit vollkommener Hochachtung und vorzüglicher Ergebenheit zu seyn

Ihr

unterthäniger Diener und Neveu  
Fr. von Zinck.

d. 23sten December.

N.S. Meine SchwiegerEltern und meine Frau empfehlen sich Ihnen und der Fr. Tante tausendmahl.

Noch eins! Adreßieren Sie doch künftig Ihre Briefe an mich so: An den Hn. HofRath Freyherrn von Zinck zu Emmendingen Postfrey bis Nürnberg.

47

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen  
Empfänger: Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck, in Leipzig  
Datum: 21. März 1781  
Quelle: A (Nr. 41), fol. 78r-79v

Emmendingen, den 21sten März, 1781.

Gnädige Tante!

Dank, tausendmahl Dank sey Ihnen für die große Gefälligkeit, die Sie mir erwiesen haben! Nun habe ich doch wieder eine Aussicht vor mir, daß ich in Zukunft leben kann! Und auch dieß habe ich, wie so vieles schon, Ihnen zu danken. An den D. Klinkhardt schreibe ich Ihrer Anweisung nach mit eben der Post, mit welcher dieser Brief abgeht, und schicke ihm den Wechsel, der Madem. Weidmann aber danken Sie in meinem Nahmen nebst meiner Empfehlung für die Gefälligkeit, die sie mir erweisen will.

Ueber den Anfang Ihres Briefs erschrak ich recht herzlich, ich lief gleich zu meiner Frau und erzählte ihr was ich in den ersten Zeilen Ihres Briefs gelesen hatte, noch halb außer Athem. Das ist recht, sagte diese, wenn ich an ihrer Stelle gewesen wäre, ich wäre schon lange von dem Ungeheuer gegangen! Aber mir, denn noch wußten wir nicht, daß es mit seinem Willen und sogar auf sein Geheiß geschehen war, fiel die Geschichte der Fr. von Wahl ein, bis mich endlich der Verfolg beruhigte. So ist es recht gut, daß sie von ihm weg ist, und es freuet mich recht zu wissen, daß sie in Zukunft ein ruhiges, friedfertiges Leben führen kann, aber 350 rh. ist gar wenig. Wenn sie einen Vergleich mit | ihm gemacht hat, so ist, wie ich ihr selbst geschrieben habe, nicht zu machen, wenn dieß aber nicht wäre, so kömmt ietzt nicht in Betracht, wie viel oder wie wenig sie zu ihm gebracht hat, sondern sie ist als Ehefrau Theilnehmerin an dem ganzen Vermögen, {so lange der Mann lebt,} kann daher einen Unterhalt nach dem Verhältniß dieses Vermögens und nach ihrem Stande und Range fordern. Die Frau Tante könte daher meinem Bedünken nach so viel verlangen, daß sie Equipage, einen Bedienten, eine Cammeriungfer und eine Köchin halten könte. Ich bin so erstaunt über diese Geschichte, daß ich fast nichts anderes denken kann, bald denke ich mir Sie zusammen in Leipzig, und da erwacht allemahl die Sehnsucht aufs neue, auch dabey zu seyn, bald denke ich mir den Domprobst, wie er mit aufgeworfner Nase und zurückgeworfnen [sic] Halse im seidnen Schlafrock in seiner Domprobstey herummurt, und wünsche mich zu ihm, um ihm Wahrheiten sagen zu können, die ihm gewiß noch niemand gesagt hat. Meine eigne Angelegenheit, so sehr es mich freut, daß ich ietzt bald wieder aus der Noth komme, beschäftigt mich bey weitem nicht so sehr, als diese merkwürdige Geschichte. Aber könten Sie nicht beysammen in einem Hause bleiben? Dies würde wenigstens Ihnen allen dreyen weit angenehmer seyn! Doch das müßten Sie am besten wissen. Seit einigen Tagen reise ich wieder den ganzen Tag nach Sach-|sen, und vielleicht – aber noch ein sehr entferntes Vielleicht – wenn meine SchwiegerEltern erträglich sind, und wenn wir meinen Schwiegervater dahin bereden können, daß er ein ansehnliches zu den Reisekosten hergiebt, komme ich mit meiner Frau künftiges Frühlahr zu Ihnen. Aber das sage ich Ihnen zu voraus, erschrecken müßen Sie nicht, wenn wir in einer halben Chaise mit 2. Pferden und ohne Bedienten angezogen kommen, und Staat in Kleidern müßten Sie auch nicht erwarten. Doch ich hoffe, wir

werden Ihnen, wenn wir nur erst kommen können, eben so lieb seyn, als wenn wir mit 6. Pferden und einem großen Gefolge kämen. Es ist doch alles nur Eitelkeit! Man ist im Grunde drum nicht glücklicher! Wenn ich ietzt wieder einen Theil von meinen Einkünften erhalte, so bin ich vergnügt, und wünsche mir weiter nichts als ein Kind oder 2. von iedem Geschlecht eins. Gott wird am besten wissen, was uns gut ist. — Daß die Hannchen verheyrathet ist, habe ich wohl gewußt, ich [sic] aber geglaubt, ihr Mann wäre ein H. von Wolfensdorf. Was macht denn die Fr. von Wahl, und die Fr. v. Hanfstengel Fiekchen, sie kann auch nicht mehr iung seyn, bin doch ich ietzt bald 29. Jahr alt! Mein Schwager hat mir von Dresden aus geschrieben. Es betraf einen Auftrag nach Carlsruhe. Leben Sie recht wohl, empfehlen Sie mich der gnädigen Fr. Tante, H. Wilhelms und allen, die sich meiner erinnern, und seyn Sie versichert, daß ich nie aufhören werde, mit der zärtlichsten Ergebenheit und Hochachtung zu seyn

Ihr

unterthäniger Diener u. Neveu  
Fr. von Zinck. |

N.S. Von meinen SchwiegerEltern und von meiner Frau viele Empfehlungen. Mein Schwiegervater befindet sich ietzt, seitdem wir so schönes Wetter haben, wieder ein wenig besser, auch meine Frau befindet sich ganz wohl, sie muß ietzt fleißig mit mir spatzieren gehen, oft 2. Stunden lang über Berg und Thal. Meine Schwiegermutter befindet sich ihr altes nicht zu hebendes Uebel am Fuße ausgenommen, recht wohl.

#### 48

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen  
Empfänger: Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck, in Leipzig  
Datum: 21. September 1781  
Quelle: A (Nr. 42), fol. 80r-81v

Emmendingen, den 21sten September, 1781.

Gnädige Tante!

Zuförderst will ich Ihren letzten Brief beantworten, ehe ich Ihnen Nachricht gebe, was wir machen, und seither gemacht haben. Ich hätte freylich meinem Schwager mein Geld lieber anvertrauet, als dem D[oktor] Klinkhardt, wenn ich es ihm nur nicht versprochen gehabt hätte, ehe Sie mir den Vorschlag thaten, es meinem Schwager anzubieten. Dem Manne, der mir bisher umsonst gedient hatte, konte ichs unmöglich abschlagen, und sicher, hoffe ich, soll mein Geld auch bey ihm stehen, denn erstlich ist D. Klinkhardt, so viel ich ihn von Alters her und aus den Nachrichten anderer kenne, ein ehrlicher Mann, und zweytens hat er starken Verdienst, von seinen Eltern und dem Sekretair Geißler ein schönes Vermögen zu hoffen, und ist von iehier ein so guter Haushälter gewesen, daß ich wünschte, ihn nachgeahmt zu haben. Freylich hatte er auch in Leipzig was er brauchte, und mir fehlte es an allen [sic]. Die Ursache, warum er mir gerathen hat, des Domprobsts Vorschlag anzunehmen, habe ich Ihnen schon in meinem letzten Briefe geschrieben, ich will sie aber, um Klinkhardten zu rechtfertigen, noch einmahl wiederholen. Hätte

ich den ~~Domprobst~~ Vorschlag nicht angenommen, so hätte der Domprobst das Kapital gerichtlich deponirt, und alsdenn keine Interessen mehr bezahlt. Ich hätte müßen einen Proceß anfangen, der nach der löblichen Langwierigkeit der Sächsischen Proceße wenigstens 6–8. Jahre gedauert hätte, und hätte unterdeßen nichts zu leben gehabt und hätte doch sollen Proceßkosten bezahlen, eine theure Reise nach Sachsen machen, und der Mamsell Weidmann Interessen bezahlen. Mußte ich da nicht unter zwey Uebeln das kleinere wählen? | Eine Reise nach Sachsen wäre dieses Jahr aus verschiedenen Ursachen unmöglich gewesen, und hätte auch nichts genutzt, denn die Berechnung mit Marschallen hätte ich, da Held mich geprellt hat, nicht anders abschließen können, als D. Klinkhardt, und des Domprobsts Vorschlag behielt die verschiedenereley Seiten, die er hat, ich mochte gegenwärtig seyn oder nicht. Aber wenn Sie uns gern sehen, wenn mein Schwiegervater, wie ich hoffe, besser wird, und wenn Klinkhardt mir unterdeßen die 180 rh. verschafft, die Held mir schon seit 6. Jahren schuldig ist und schon seit Jahr und Tag zu bezahlen versprochen hat, so sind wir die künftige Ostermesse gewiß bey Ihnen in Leipzig. Daß ich mich auf diese Reise recht herzlich freue, das können Sie sich leicht einbilden. Da wollen wir einmahl allen Gram und Kummer vergeßen, und uns freuen, daß wir einander wieder sehen und keine gebrandmarkten Gewißen haben.

Ietzt will ich Ihnen erzählen, was wir seitdem gemacht haben, da ich nicht an Sie geschrieben habe. Mein Schwiegervater wurde auf die Strasburger Kur so augenscheinlich schlimmer, daß wir ihm alle anriethen, sie nicht fortzubrauchen. Er entschloß sich hierauf nach Colmar zu gehen, und den alten D. Gloxin<sup>257</sup> um Rath zu fragen, und sodann nach Oberschafhausen ins Bad zu gehen. An beyden Orten waren meine Frau und ich seine Begleiter und in Oberschafhausen haben wir viertelhalb Wochen lang Hitze und Langeweile genung [sic] ausgestanden. Anfangs wurde er ein wenig besser, aber in der Folge schlug auch diese Kur nicht an. Wir kamen den 16ten August von Oberschafhausen zurück, und weil ich vor unserer Abreise schon an einer Abhandlung über die besten Mittel, den Kindermord zu verhüten, auf welche Frage ein Preiß von 100. Dukaten gesetzt worden ist, zu arbeiten angefangen hatte, und die Zeit der Einschickung herannahete, so mußte ich mit Ernst an die Vollendung dieser Arbeit denken. Dieß waren bis dahin ~~meine~~ Abhaltungen von einem Briefe an Sie. Die letzte endlich ist folgende. Mein Schwiegervater entschloß sich eine Reise nach Pforzheim zu machen, um den dasigen LandPhysikus den sehr | berühmten D. Gyßer zu brauchen. Da es nicht rathsam gewesen wäre, den kränklichen Mann allein reisen zu lassen, so waren meine Frau und ich auch hier seine Begleiter. Wir machten und daher den 11ten dieses Monaths auf den Weg, und kamen in kurzen Tagreisen mit meines Schwiegervaters eignen Pferden zu Pforzheim den 13ten Abends an. Der D. Gyßer sagte, sein ganzer Körper sey gesund, nur in der Leber sey eine Verhärtung, und wenn diese nicht schon zu hart sey, so getraue er sich wohl, ihn wiederherzustellen, aber durch eine langweilige Kur. Wir blieben den 14ten in Pforzheim, und giengen den 15ten zurück bis nach Carlsruhe, mein Schwiegervater aber blieb zurück, um die Kur einige Wochen unter den Augen des Arztes zu gebrauchen. In Carlsruhe besuchte ich den Präsidenten von Hahn. Er empfieng mich sehr freundschaftlich, nahm mich besonders in sein Zimmer, und sprach mit mir von meinem Verhältniße mit dem Domprobst und der ärgerlichen

---

<sup>257</sup> *Doctor Gloxin*: Benjamin Gloxin (gest. 1784), pfalz-zweibrückenscher Hofrat und Colmarer Stadtphysikus, Vater des gleichnamigen Arztes und Botanikers (1765-1794).

Trennung von der Frau Tante, welche ihm schon bekant war. Er erbot sich zur Mittelsperson zwischen mir und dem Domprobst und der Fr. Tante und ihm. Ich dankte ihm für sein Anerbieten, sagte ihm, daß in der Ansehung meiner alle Vermittelungen fruchtlos seyn würden, lehrte ihn den Domprobst recht kennen, bat ihn aber, sich, wenn er es thunlich fände, für die Frau Tante zu verwenden. Ich unterredete mich beynahe eine ganze Stunde mit ihm, und doch habe ich verschiedene Punkte von Wichtigkeit ihm zu sagen vergeßen, die ich heute noch in einem Briefe nachzuholen gedenke. Wolte Gott, daß der Präsident von Hahn der Mann werden könnte, der das Schicksal der armen Fr. Tante erleichterte! Ich habe ihn recht inständig darum gebeten, und werde es in meinem Briefe nochmals thun. Ich würde ietzt selbst an sie schreiben, wenn ich nicht noch mit der heutigen Post einen Brief an den Präsidenten und einen andern an meinen Schwiegervater nach Pforzheim zu schreiben hätte. Trösten Sie sie in ihrem Elende, und erinnern Sie sie oft an die Weisheit und Güte der göttlichen Vorsehung, die die Unschuld zwar prüft, aber doch oft auf unvorhergesehenen Wegen aus dem Labyrinth der Trübsale herausführt, die uns nicht läßt versucht werden über unser Vermögen. Suchen Sie sie aus der Verzweiflung und Kleinmüthigkeit zu reißen, die mich in ihrem letzten Briefe erschreckt hat. Sprechen Sie ihr Muth und Standhaftigkeit ein in den Verfolgungen, die sie von dem Laster und der Bosheit erdulden muß. Ueberlegen Sie mit klugen und vernünftigen Männern die Mittel, wie sie zu ihrem Rechte gelangen könnte, und schreiben Sie mir doch auch die eigentliche Beschaffenheit der Mißhandlungen, die die Trennung veranlaßt haben, recht ausführlich. Versichern Sie sie meiner vollkommenen Ergebenheit und der wärmsten Theilnehmung von uns allen. Vorgestern zu Mittag sind wir wieder hier angekommen. Meine Frau und Schwiegermutter, welche sich Ihnen allerseits vielmahls empfehlen, befinden sich so ziemlich wohl. Wir haben diesen Sommer bis ietzt große Hitze und viele gefährliche Gewitter gehabt. Wo die Hagelwetter keinen Schaden gethan haben, da ist alles außerordentlich wohl gerathen. Man ist an den meisten Orten in unserer Gegend schon mit der Weinlese beschäftigt. Es giebt dieses Jahr vielen und guten Wein. In Lothringen wird das Maaß für 3. *Sous* (ohngefähr 10. Sächsische Pfennige) ausgeschenkt, und in Champagne haben sie viele 1000. Ohmen Wein vom vorigen Jahre auslaufen lassen, um nur leere Fässer zu bekommen. Empfehlen Sie mich der Fr. Tante, Hn. Wilhelm u. seiner Frau und sonst allen, die sich meiner erinnern, leben Sie recht wohl, und seyn Sie versichert, daß ich nie aufhören werde, mit der vollkommensten Hochachtung, Liebe und Ergebenheit zu seyn

Ihr

unterthänigster Diener u. Neveu  
Fr. von Zinck.

N.S. Was macht denn meine Schwester? Wird sie bald wiederkommen? Was kostet denn Zucker u. Kaffee bey Ihnen?

49

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen  
Empfänger: Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck, in Leipzig  
Datum: 3. Januar 1782  
Quelle: A (Nr. 43), fol. 82r-83v

Emmendingen, den 3ten Jänner, 1782.

Gnädige Tante!

Gott Lob! daß Sie alle wohl sind! Wegen Ihrer verzögerten Antwort fieng ich schon an zu fürchten, es möchte iemand von Ihnen krank seyn. Ich wünsche von Herzen, daß die Vergleichs-Unterhandlungen mit dem Domprobst glücklich ausschlagen mögen, aber ich hoffs nicht. Daß der Domprobst nichts thut, als was er iust muß, und wozu man ihn sozu sagen mit Feuer u. Schwerdt gezwungen hat, das weiß ich aus der Erfahrung, und dem Minister Wurmb trauen Sie mir viel zu viel. Glauben Sie mir, ich kenne diese Art von Leuten ein wenig. Für ein wahres Mitgefühl, für eine herzliche Theilnehmung and den Schicksalen anderer haben Sie ihre Geschäfte hart gemacht, und sie interessieren sich daher für niemanden, wenn sie nicht ein eignes Interesse dabey haben. Der Minister Wurmb mag es auf einer Seite nicht etwa zu einer Ehescheidung kommen lassen, weil sonst der Domprobst wieder heyrathen, Kinder kriegen und so die Hofnung seines Sohns vereiteln könnte, auf der andern Seite hingegen mag er auch in den Augen des Hofes und der Rechtschafnen das Ansehen nicht haben, als ob er an der Uneinigkeit einer angesehenen [sic] Familie Schuld sey, und sie unter-|halte. So viel ich von der wahren Lage und Beschaffenheit der Sache weiß, so wäre es immer rathsamer gewesen, die Frau Tante hätte ihre Rechte durch einen Proceß gesucht. Der Proceßkosten wegen hätte sie ohne Anstand das Armenrecht erhalten, da ihr Vermögen in des Gegners Händen ist, und dieser keine Alimenter zahlt. Und was kann sie erwarten, wenn sie wieder zu ihm geht? Bey dieser Erbitterung gewiß nichts Gutes! Ich kenne den Domprobst ietzt, er ist im höchsten Grad unversöhnlich und rachsüchtig, dieß sehen Sie daraus, daß er sogar während der Vergleichs-Unterhandlungen sich nicht hat enthalten können, grob zu schreiben. Gott schenke nur Ihnen Allerseits, und besonders der armen bedrängten Frau Tante, in dem neuen Jahr Gesundheit des Körpers und Ruhe der Seele.

Mit meines Schwiegervaters Gesundheit stehts zwar ein wenig besser, doch ist er noch immer sehr matt und seine Hauptbeschwerlichkeit ist auch nicht gehoben. Anfangs bekam ihm des D. Gyßers Kur sehr wohl, aber da in der Folge wieder Tage kamen, wo er die Krankheit stärker fühlte, so fehlte es an Gedult, eine langwierig [sic] Kur recht ordentlich fortzubrauchen, doch nimmt er die Gyßerischen Arzneyen fort. Wenn er nur so bleibt, wie er itzt ist, so hinderte uns auf dieser Seite nichts an dem Vergnügen, Sie nach Ostern zu sehen, aber wenn Held nicht noch vorher die 180 rh. bezahlt, die er mir schuldig ist, und die ich ganz zu dieser Reise bestimmt habe, so ist mirs unmöglich die Reise zu bestreiten, denn so wenig wir im Sinn haben Staat in Sachsen zu machen, so fehlt es doch meiner Frau und mir an tausenderley Sachen um nur erscheinen zu können, die wir hier allenfalls entbehren können, welche uns aber in Sachsen nothwendig sind. Treiben [sic] Sie doch an dem [sic] D. Klink-|hardt, daß er mir das Geld schaft, denn wenn Ostern da ist, und ich keine Möglichkeit vor mir sehe, dieses Jahr nach Sachsen zu kommen, so stehe ich für

nichts, weinen wenigstens werde ich wie ein Kind, denn ich freue mich jetzt schon zu lange darauf, als daß ich die Fehlschlagung dieser Hoffnung gedultig ertragen könnte. Pfeifer, den ich in Carlsruhe gesprochen habe, will uns begleiten. Er sprang vor Freuden, da er mich und meine Frau sah. Wenn ihm sein Herr, der Kammerherr von Kniestädt, nicht erlauben will, mit uns zu reisen, so will er lieber seinen Abschied nehmen, als zurückbleiben. Auch der arme Teufel muß des Domprobsts Haß gegen mich empfinden. Er hat wegen seiner zurückgelassenen Sachen und wegen seines mütterlichen Vermögens einigemahl nach Sachsen und an den Dpr. selbst geschrieben, aber nie Antwort erhalten. Er empfiehlt sich Ihnen tausendmahl, und wünscht, durch Sie Nachricht zu erhalten, ob sein Vater noch lebt.

Geld habe ich bekommen, aber viel weniger als ich erwartet hatte. Ich habe dem D. Klinkhardt eine Berechnung zugeschickt – denn wegen einer Unpäßlichkeit schickte er mir das Geld ohne Berechnung – nach welcher Marschall 141. rh. zu viel erhalten hat, und mir auch an dem Ueberschuß noch 90 rh. fehlen, wovon aber die Unkosten abgehen, ich habe aber noch keine Antwort erhalten. Vielleicht kriege ich sie jetzt bald mit den 60 rh. die Held auf Weynachten zu bezahlen versprochen hat, und welche ich gleich zu der Reise nach Sachsen zurücklegen will.

Vorige Woche war ich in Freyburg, wo ich einen Kayserlichen Officier kennen lernte, der ein leiblicher Bruder des Hn. von Uechtwitz ist, der vor 12. Jahren Fahnlunker in Leipzig war, und hernach als Lieutenant zu der Leibcompagnie kam, die damals der verstorbne Major Unwerth commandirte. |

Von meinem Schwager habe ich vor 2 ½ Monathen von Merseburg aus einen Brief erhalten. Ich erwarte alle Posttage die Nachricht von der Niederkunft meiner Schwester. Wenn ich nach Sachsen komme, so schaffen Sie sich nur eine gute Lunge an, denn ich höre seit einigen Monathen ziemlich schwer, doch hat es sich seit einiger Zeit wieder gegeben, nachdem ich Adergelaßen und laxiert habe, auch habe ich mir laue Milch laßen in die Ohren spritzen, aber scharf ist mein Gehör immer noch nicht.

Empfehlen Sie mich der Fr. in Fr. Tante, und allen die sich meiner erinnern, besonders H. Wilhelms, und seyn Sie versichert daß ich in keinem neuen Jahr, das ich erlebe, aufhören werde, mit der vollkommensten Hochachtung und Ergebenheit zu seyn

Ihr

unterthäniger Diener u. Neveu  
Fr. von Zinck.

N.S. Von meiner Frau und von meinen SchwiegerEltern viele Empfehlungen. Neues weiß ich nichts, als daß meine SchwiegerEltern einen neuen Kutscher, und wir eine neue Magd haben, und daß uns vorgestern unser kleiner Hund ist todtgefahren worden. Leben Sie recht wohl!

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen  
 Empfänger: Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck, in Leipzig  
 Datum: 7. März 1782  
 Quelle: A (Nr. 44), fol. 84r-85r

Emmendingen, den 7den März, 1782.

Gnädige Tante!

Ihr letzter Brief hat mich beynahe weinen gemacht. Ich sehe daraus, daß Sie uns so gewiß dieß Jahr erwarten, und doch war unsere Reise nach Sachsen noch nie unmöglicher, als jetzt. Mein Schwiegervater ist so krank und schwach, daß wohl menschlichem Ansehen nach mein nächster Brief, vielleicht in wenigen Tagen, Ihnen seinen Tod melden muß. Wie reisten am 26sten Länner mit ihm nach Strasburg zu dem Professor Lobstein, um nichts unversucht zu laßen, er war auf der Reise noch ganz munter, auch gab der Professor Lobstein noch einigen Trost, allein seit dem er von Strasburg zurück ist, hat die Krankheit und Entkräftung so schnell zugenommen, daß wir leider jetzt schon dem Zeitpunkt entgegen sehen müssen, wo wir ihn verlieren. Seit 5–6. Tagen hat er fast beständig den Schlucken, weder Appetit noch Schlaf schon seit 6. Wochen und seit 4. Tage ist er gänzlich bettlägerich. Auch wir sind seit 8. Tagen am | Catharr rechtschaffen krank gewesen. Ueberhaupt fürchte ich, daß die gegenwärtige Catastrophe von übeln Folgen für die Gesundheit meiner Frau seyn möchte, denn eine iede Alteration und ieder Gram macht ihr gleich gar viel zu schaffen, und doch muß man sie auf einen Fall vorbereiten, den man unvermeidlich vorsich [sic] sieht, und sie mit leeren Hofnungen hintergehen, wäre grausam. Da wir nun dieses Jahr das Glück nicht haben können, zu Ihnen zu kommen, so schicke ich Ihnen hier einstweilen unsere Silhouetten, so gut als man sie hier hat machen können. Man versichert mich, daß ich sehr gut getroffen sey, meine Frau ists weniger, doch ist der Schattenriß nicht ohne Aehnlichkeit. Meine Frau hofft, daß wenn meine Schwiegermutter gesund bleibt und erst recht in Ruhe ist, woran es ihr nun schon seit einegen Jahren gefehlt hat, sie uns künftiges Jahr die Reise nach Sachsen gar nicht erschweren wird.

Von Klinkhardten habe ich seit dem November, da er mir das Geld schickte, keine Zeile gesehen. Ich weiß nicht, was ich davon denken soll, daß er auch Ihnen nicht einmahl antwortet. Held wohnt, wie ich aus einem Billet weiß, das mir Klinkhardt vorigen Sommer einmahl schickte, in Authausen, wo ich nicht irre, bey Dölitzsch.<sup>258</sup> Das können Sie am besten bey dem Advokat Eberhardt in Homanns Hofe erfahren. | Es freut mich, daß der Vergleich zwischen der Frau Tante und dem Domprobst auf diese Art zu Stande kommt. Ich fürchtete immer, sie möchte sich überreden laßen, wieder zu ihm zu gehen, und das wäre denn nun wohl von keinen guten Folgen gewesen. Jetzt kann sie doch ihr Leben in Ruhe und größerm Vergnügen zubringen, als sie bey dem Bösewicht würde gehabt haben. Daß er Schmuck und Perlen verkauft haben will, sind Flausen, und wer gab ihm denn ein Recht dazu, sie zu verkaufen? Ich hätte an der Frau Tante Stelle beydes schon längst vorher bey Ihnen in Sicherheit gebracht.

---

<sup>258</sup> *Dölitzsch*: Delitzsch; Authausen liegt jedoch ca. 30 Kilometer entfernt beim heutigen Bad Düben an der Nordgrenze des Freistaates Sachsen.

Wir haben hier auf einen gelinden und feuchten Iänner einen sehr strengen Februar gehabt. Ietzt giebt's viele Kranke bey uns. Auch meine Schwiegermutter befindet sich nicht recht wohl. Sie muß ietzt viel ausstehen. Empfehlen Sie mich der Frau und Frl. Tante unterthänig, leben Sie Allerseits recht wohl, gesund und vergnügt, grüßen Sie Wilhelms von mir, und seyn Sie versichert, daß ich nie aufhören werde, mit der vollkommensten Hochachtung und Ergebenheit zu seyn

Dero

unterthäniger Diener u. Neveu  
Fr. von Zinck.

N.S. Von meiner Frau und von meinen SchwiegerEltern tausend Empfehlungen.

## 51

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen

Empfänger: Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck, in Leipzig

Datum: 11. Mai 1782

Quelle: A (Nr. 45), fol. 86r-87v

Emmendingen, den 11ten May, 1782.

Gnädige Tante!

Ich muß Ihnen doch auch wieder einmahl schreiben, was wir machen. Wir sind alle drey so ziemlich wohl, nur daß meine Frau wegen der vielen Alterationen, die sie während der Krankheit meines sel. Schwiegervaters, bey seinem Tode und Begräbniß gehabt hat, wieder oft kränkelt. Das waren 5. traurige Wochen, die letzten Wochen seines Krankenlagers! Eine beständige Abwechslung von Furcht und wieder aufkeimender Hofnung, ohnerachtet ich für mich, wie ich Ihnen auch damals schrieb, gleich von Anfang keine Hofnung mehr hatte. Er bekam einen starken Durchfall, den er selbst für tödtlich hielt, allein er überwand auch diesen durch einige stärkende Clystiere u. stärkende Ueberschläge, nahm aber, da er dieses überstanden hatte, 8. Tage lang keinen Tropfen Arzney, der Schlucken stellte sich wieder ein, und wurde krampfartig, daß man beständig fürchten mußte, er werde ersticken, bis er endlich doch noch eines sehr sanften Todes starb. | Ich saß mit meiner Schwiegermutter im Nebenzimmer, meine Frau aber hatte sich, weil ihr nicht wohl war, aufs Bette gelegt, als mir um 3. Uhr der Bediente, der bey dem Patienten war, winkte. Ich gieng zu ihm, und er sagte mir, er schlafe zwar, allein der Schlaf komme ihm bedenklich vor. Ich trat zum Bette, und ohnerachtet ich noch keinen Menschen hatte sterben sehen, so sahe ich doch gleich, daß dieß der Schlaf war, den wir alle einmahl schlafen müssen. Gott! dachte ich, ist dieß das Loos der Menschheit! Sechzig Jahr mit mancherley Schicksalen hier gekämpft, und endlich dieß! Herr lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen! Was hälfs ihm, wenn er Würden auf Würden, Reichthümer auf Reichthümer gehäuft hätte[,] muß er nicht alles zurück lassen, und bleibt ihm wohl etwas irdisches übrig, als unter seinen Zeitgenossen das für ihn ungenießbare Lob einer unbescholtnen Ehrlichkeit, welches er dann auch allgemein zurückgelaßen hat. Er hörte und verstand noch alles, nur das Gefühl hatte er verlohren. Nach einer Stunde wurde er ruhig, da er vorher immer um sich gegriffen hatte, und fieng imer [sic] langsamer und sanfter an Athem zu holen, wie ein Mensch, der recht gut schläft, bis der Athem endlich gegen 6. Uhr ganz unmerklich wurde. Der Stadtpfarrer und

Doctor, welche beyde die letzten Stunden bey ihm zubrachten, versicherten, daß sie noch niemanden so sanft hätten sterben sehen. |

Er wurde am 8ten April begraben. Seine Förster trugen ihn, und unter ihnen war ein alter Mann von 74. Jahren, der sich durch nichts abhalten ließ, seinen verstorbenen Vorgesetzten zum Grabe zu begleiten. Mit meiner Schwiegermutter haben wir bisher viel zu schaffen gehabt, doch ist sie ietzt ziemlich gefaßt. Sie hat seit einigen Jahren vielen Kummer, Schrecken und Verdruß ausgestanden, und an ihren körperlichen Umständen hat sie ohnehin ihre tägliche Qual. An Vermögen, bequem zu leben, fehlts ihr nicht, und ich sehe ietzt erst, daß ich nicht gelogen habe, da ich vor 7. oder 8. Jahren in einem Briefe an den Domprobst das Vermögen meiner SchwiegerEltern auf 40000. Gulden taxierte. Freylich verinteressirt sichs nicht so hoch, aber wenn man alles verkaufen wolte, so würde man eher mehr als weniger daraus lösen. Meine Schwiegermutter bleibt zu NiederEmmendingen, hält 2. Pferde u. 2. Kühe, und bauet alle Aecker, Gärten und Wiesen. Uns giebt sie jährlich 400 fl. und allen Wein, den wir brauchen, aber kein Holz mehr – das ist denn ein übler Umstand – wir wohnen in unserm Hause in der Vorstadt, und sind alle Nachmittage bey ihr. An baarem Gelde fanden wir 66. Carolinen, und eben so viel gab er mir einige Wochen vor seinem Tode als Ausstände an. Aber die Leiche hat auch viel gekostet. Ich habe mir ein neues schwarzes Kleid müssen machen lassen, und meine Frau hat sich ihre ganze Trauer müssen neu anschaffen. An Wein liegen mehr als 100. Saum im Keller, ein Saum macht ohngefähr 130. Sächsische Maas. Unter den Briefschaften, die mir in Ordnung zu bringen eine ganze Woche | weggenommen haben, habe ich noch viele Briefe von meinem sel. Vater u. von der Großmutter gefunden, auch Verse von Ihnen. An Wäsche bin ich auf einmahl sehr reich geworden, auch einige Kleider kann ich brauchen. Die goldene Uhr hat meine Schwiegermutter mir auch geschenkt, Gewehr, *Billard*, Hirschfänger u. dergl. aber wird sie *verauctioniren*. Allein mit unserer Reise nach Sachsen sieht es leider! mißlich aus. Noch ist zwar kein Wort davon gesprochen worden, ich glaube auch nicht, daß meine Schwiegermutter es uns grade zu verwehren würde, wenn wir künftige Ostern zur Reise Anstalt machten, allein mir selbst, bey meiner großen Sehnsucht nach Sachsen, kommt es schwer an, sie mehrere Monathe allein da sitzen zu lassen. Ich will thun, was ich kann, um die Reise zu befördern, und Sie selbst können durch öftere und dringende Einladungen viel thun, denn meine Schwiegermutter hält viel auf *Sie*, aber ich zweifle immer, ob es thunlich seyn wird. Geld habe ich aus Sachsen noch gar keins erhalten, und überhaupt seit 6. Monathen von Klinkhardten keine Zeile, ohnerachtet der Ausstellungen, die ich ihm gemacht habe, und Geld brauchte ich doch ietzt wieder sehr nothwendig. Wir haben bisher sehr unangenehmes, rauhes und regnerisches Wetter gehabt, à propos! Wir haben dem Domprobst meines sel. Schwiegervaters Tod gar nicht *notificirt*, haben Sie nicht gehört, ob es ihn etwa beleidigt hat? Das solte mich doch freuen! An die Tanten in der Lausitz und zu Magdeburg habe ich auch Trauerbriefe abgehen lassen, aber der Himmel weiß, ob sie richtig werden gelaufen seyn, oder nicht. Empfehlen Sie mich der Fr. u. Fr. Tante unterthänig, schreiben Sie mir bald u. recht viel neues, besonders, wie es mit dem Vergleich mit dem Domprobst steht, leben Sie recht wohl, u. seyn Sie versichert, daß ich nie aufhören werde, mit der vollkommensten Hochachtung u. Ergebenheit zu seyn

Ihr

unterthäniger Diener u. Neveu  
Fr. v. Zinck.

N.S. Von meiner Schwiegermutter u. Frau viele Empfehlungen, auch von mir an H. Wilhelms.

52

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen  
Empfänger: Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck, in Leipzig  
Datum: 17. Juni 1782  
Quelle: A (Nr. 46), fol. 88r-89v

Emmendingen, den 17ten Iunius, 1782.

Gnädige Tante!

Ich wünsche, daß *Sie* allerseits die fatale Modekrankheit, von welcher ich viel in den Zeitungen gelesen habe, und die ietzt würllich in Carlsruhe *grassirt*, vollkommen wieder hergestellt seyn mögen [sic]. Wir befinden uns so ziemlich wohl, und meine Frau trinkt seit 8. Tagen das Selzerwaßer mit Eselsmilch. Meine Schwiegermutter ist ietzt ganz gefaßt, doch aber [sic] kommen noch immer bisweilen traurige Erinnerungen. So war sie an der [sic] vergangenen Mittwoch, da wir das Gewehr, Hirschfänger, Kuppel [sic], Stiefeln u. dergl. *verauctionirten*, oder wie man hier sagt, versteigerten, den ganzen Tag außerordentlich niedergeschlagen. Verbeßert haben durch diesen Zufall sich unsere Umstände so wenig, daß wir im Gegentheil ietzt noch aus unsern Einkünften das Holz anschaffen müssen, welches wir vorher frey hatten, denn mein Schwiegervater hatte 30. Klafter BesoldungsHolz. Nach dem hiesigen LandRecht behält der überlebende Ehegatte den Nießbrauch des ganzen Vermögens, so lange er sich nicht wieder verheyrathet, und überhaupt könnte ichs nicht | leiden, wenn eine einzige Tochter mit ihrer Mutter ein Vermögen theilen wolte, deßen größter Theil theils von ihr eingebracht, theils durch ihre Wirthlichkeit erworben ist. Nach den hießigen Rechten gehört von dem, was während der Ehe erworben worden ist, welches man die Errungenschaft nennt, der dritte Theil der Frau, und von dem übrigen der Nießbrauch.

Daß die Frau Tante sich endlich verglichen hat, freuet mich recht sehr, und ich wünsche ihr von Herzen Glück dazu. Es ist freylich wenig, was sie ietzt iährlich hat, das weiß ich aus eigener Erfahrung von ietzt und von ehemdem am besten, aber vielleicht setzt Gott sie durch den Tod des Domprobsts, von welchem wir die Nachricht wohl alle mit großer Gleichgültigkeit erhalten werden, bald in Stand, sich ein bequemes Alter zu verschaffen. Schmuck, Perlen und Toilette hätte er freylich herausgeben sollen, aber — wenn wir nur Nahrung und Kleider haben. Ich habe mich gewundert, daß die Frau Tante ihren Geschmuck nicht vorher zu Ihnen geflüchtet hat, denn unvermuthet ist ihr die Trennung doch wohl nicht gekommen.

Bey der LehnsCurie in Bernburg brauche ich mich nicht eher zu melden, als bis der Domprobst stirbt, denn die Mitbelehnschaft habe ich schon vor 11. oder 12. Iahren empfangen. Aber einen Gefallen würde die Frau Tante mir erweisen, wenn sie mir, so viel sie kann, Nachricht geben wolte, was es mit Osmarsleben für eine Bewandt-|niß habe, ob das ganze Gut Lehn oder ein Theil davon Erbe sey, wie viel es wohl seyn möge, was Erbe ist, ob noch alte consentirte Schulden darauf haften, ob die Wittwe und Töchter des verstorbenen Majors von Zinck noch etwas davon zu

fordern haben, und ob ihr ganzes Vermögen in Osmarsleben stehe. Zu dieser letzten Frage veranlaßt mich dieses, daß ich aus Ihrem Briefe sehe, daß ihr nach des Domprobsts Tode im Vergleich zwar lebenslängliche Einkünfte aber kein eigenthümliches Capital ausgemacht worden ist.

An Klinkhardten, von welchem ich noch bis jetzt weder Geld noch Briefe habe, habe ich vorige Woche einen sehr ernstlichen Brief geschrieben, und ihm zu verstehen gegeben, daß wenn er nicht ordentlicher die Interessen abtragen würde, ich ihm das Kapital bald aufkündigen würde. Die 5 rh. aus dem Griesheimischen Conkurs hat er mir geschickt.

Es freut mich recht sehr, daß unsere Silhouetten Ihnen angenehm gewesen sind. Könnten wie nur künftiges Früh-Jahr selbst zu Ihnen kommen! Noch haben wir bey meiner Schwiegermutter diese Saite nicht berührt. Schicken Sie mir doch auch die Silhouetten von der Frau und Frl. Tante und sagen Sie bey Gelegenheit auch meinem Schwager, daß er mir die seinige schickt. Noch eins! Der Domprobst hat meinen Stammbaum von der mütterlichen Seite noch in Händen, wolten Sie nicht ihm den selben abfordern oder abfordern lassen, und mir aufheben, bis ich ihn einmahl abhole. |

Neues weiß ich Ihnen nichts zu schreiben, außer daß wir ein sehr spätes Jahr haben, daß die Pocken stark bey uns *grassiren*[,] daß unsere Frau Erbprinzeßin wieder schwanger ist, und daß nach Freyburg ein neuer Regierungs-Präsident gekommen ist, der ein gebohrner Dresdner ist und Freyherr von Posch heißt.

Ich würde Ihnen ehr [sic] geantwortet haben, wenn ich nicht seit einiger Zeit stark mit Augenschmerzen incommodirt wäre. So geht's, wenn man dreyßig Jahr passirt ist! Leben Sie alle drey recht wohl und gesund, empfehlen Sie mich allen, die sich meiner im guten erinnern, und seyn Sie versichert, daß ich nie aufhören werde, mit der vollkommensten Hochachtung und aufrichtigster Ergebenheit zu seyn

Ihr

unterthäniger Diener u. Neveu  
Fr. von Zinck.

N.S. Von meiner Schwiegermutter und Frau viele Empfehlungen. — Was machen denn die beyden Herren von Burkersrode<sup>259</sup>? Die Fr. von Döring, von welcher Sie mir schreiben, ist die gewesene Hannchen? Sie war ia aber mit einem Hn. von Wolfensdorf versprochen? Was machen denn die Frl. von Hanfstengel und die Frau von Wahl?

### 53

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen  
Empfänger: Eleonore Dorothee von Zinck, geb. von Zinck, in Leipzig  
Datum: 20. Dezember 1782  
Quelle: A (Nr. 47), fol. 90r-92v

Emmendingen, den 20sten December, 1782.

Gnädige Tante!

---

<sup>259</sup> *Herren von Burkersrode*: vgl. Briefe 27, 39 und 41.

Ich habe tausendmal um Verzeihung zu bitten, daß ich so lange nicht geschrieben habe. Die Ursache ist die Unpäßlichkeit meiner Frau, welche wir eine Zeitlang für eine Schwangerschaft hielten, wo ich denn so lange warten wollte, bis ich Ihnen mit Gewißheit schreiben könnte, ob sie schwanger sey oder nicht, weil ich glaube, daß diese Nachricht Ihnen interessant gewesen seyn würde. Schwanger ist sie aller Wahrscheinlichkeit nach nicht, aber sonst immer kränklich. Meine Schwiegermutter u. ich sind Gottlob immer gesund und wünschten oft, meiner Frau abgeben zu können. Die Ursache, warum ich Ihren letzten Brief so lange nicht beantwortet habe, ist ein Briefwechsel, in welchem ich durch die Nachricht, die Sie mir darinnen gaben, gezogen worden bin. Sie können sich leicht einbilden, wie sehr mich diese abermalige [sic] Bosheit des Domprobsts, durch die er mir, ohne selbst den geringsten Nutzen davon zu haben, noch nach seinem Tode schaden will, aufgebracht haben muß, denn Sie hatten ganz recht vermuthet, daß das Dokument falsch sey, und ich nie kein solches Ding unterschrieben habe, ich schrieb daher folgendes auf der Stelle:

I., An den Domprobst.

So eben erhalte ich von meiner Tante aus Leipzig die befremdende Nachricht, daß Sie dem Hn. Minister v. Wurmb ein von mir unterschriebenes und besiegeltes Dokument vorgewiesen haben, worinnen ich mich verbindlich mache, die auf Osmarsleben lastenden Schulden aus dem *feudo* (Lehen) zu bezahlen. Sie wissen so gut als ich, daß dieses Dokument falsch, unächt, untergeschoben ist, hoffen Sie aber nicht, daß Ihnen diese boshafte Unterschiebung so gelingen wird, wie die vorige, durch welche Sie mich um einige 100 rh. betrogen haben. Ich werde den Weg zum Throne zu finden, und dem die Gerechtigkeit liebenden Churfürsten von Sachsen darzulegen wissen, wie meine Unterschrift in Ihre Hände gekommen ist – denn dieß weiß ich von Neulahr 1774. her noch sehr genau – und wie daraus iene saubern Urkunden geschmiedet worden sind. Auf Ihr Gewißen und eignes Gefühl der Rechtschaffenheit mag ich mich nicht berufen, denn ein Mann, der in 3. öffentlichen Aemtern steht und öffentlich in Ehebruch lebt u. falsche Urkunden macht, verdient nicht, daß ein ehrlicher Mann – u. ein ehrlicher Mann, der unbekant im Dunkeln lebt, ist über den Schurken in Glanz u. in Würden weit erhaben – verdient nicht, daß ein ehrlicher Mann den Nahmen Rechtschaffenheit in seiner Gegenwart ausspricht, ist die Schande seiner Familie, der Abscheu aller Redlichen u. wird dereinst vor ienem Richter, den kein Schimmer blendet, schwere Verantwortung leiden müssen. Ich verlange schließlich, daß Sie nicht nur diese falsche Urkunde, sondern auch ienen Ihnen wohl bekanten falschen Revers, den Sie bey Ausbezahlung des Kapitals unbefugter Weise zurückbehalten haben, nebst meinem mütterlichen Stammbaum entweder dem D. Klinkhardt einhändigen, oder an mich selbst unmittelbar übermachen.

II., An den Minister von Wurmb. p.p.

Da ich von meiner Tante aus Leipzig die Nachricht erhalten habe, daß Ew. Excellenz bey dem Dpr. v. Z. zu Merseburg eine Urkunde mit meiner Unterschrift gesehen haben, durch welche ich mich verbindlich mache, die auf Osmarsleben haftenden Schulden aus dem Lehen zu bezahlen, | so sehe ich mich genöthigt, E. E. hiermit zu deklariren, so wie ich es auch *sub hodierno* gegen den Dpr. v. Z. selbst gethan habe, daß diese Urkunde falsch, unächt und untergeschoben seyn muß, indem ich gewiß weiß, daß ich nie eine dergleichen Urkunde weder gesehen, noch ausgestellt noch unterschrieben habe. Ich kann E. E. nicht zumuthen, mir dieses auf mein Wort zu glauben, da ich nicht die Ehre habe, von Ihnen genau gekant zu seyn, u. ohne Zweifel

von dem Dpr. v. Z. nicht von der besten Seite mag abgeschrieben worden seyn, allein außer der Versicherung auf meine Ehre u. Rechtschaffenheit, daß meine obige Aeußerung im strengsten Verstande wahr ist, kann ich E. E. noch einen wahrscheinlichen Beweis gegen die Aechtheit dieser Urkunde anführen. Ich kann zwar das *datum* derselben nicht wissen, allein aller Vermuthung nach wird sie von einer Zeit *datirt* seyn, da ich noch in Sachsen war, welches im [recte: ich] am 1sten Sept. 1774. verlassen habe. Damals aber war ich nicht der einzige präsumtive [sic] LehnsErbe des Dpr. v. Z., sondern gleiches Recht mit mir hatte mein erst am 6ten April dieses Jahres verstorbener Schwiegervater, der gewesene Markgräfl. Badische OberForstmeister, Leberecht Gottlob v. Zinck. Glauben E. E. wohl, daß der Dpr. v. Z. nicht auch von diesem die Unterschrift iener Urkunde würde verlangt [haben], da ia ohne diese die meinige fruchtlos gewesen seyn würde, wenn mein sel. Schwiegervater den Fall der Lehnsfolge in Osmarsleben erlebt hätte? Zudem war ich ia bis zu der Adoption Dero Hn. Sohns, wie Ihnen selbst bekant seyn wird, zu des Dpr. v. Z. Erben bestimmt, warum sollte er mir eine solche Verschreibung zugemuthet haben? Auch habe ich noch 2. Briefe in Händen über Osmarslebische Angelegenheiten, worinnen der Existenz einer solchen Urkunde mit keiner Sylbe gedacht wird. Ich ersuche daher E. E. um meinet u. Ihrer selbst willen aufs angelegentlichste, den Dpr. v. Z. zu Vernichtung dieser falschen Urkunde zu vermögen, u. dadurch einem Rechtsstreit für ietzt oder in Zukunft vorzubeugen, der für mich am wenigsten nachtheilig seyn kann, da mir der glückliche Ausgang deßelben durch den Diffessions-Eid, den ich mit bestem u. ruhigen Gewißen schwören kann, u. gewiß schwören werde, nicht fehlen kann. Ich hoffe, E. E. werden in die Wahrheitsliebe eines Unbekanten gegen den notorisch bösen Charakter des feindselig gegen mich gesinten Dpr. v. Z. das verdiente Zutrauen setzen, un. [sic] von meiner billigen u. friedliebenden Denckungsart eben so überzeugt seyn, als von der vollkommnen Hochachtung, mit welcher ich verharre etc.

Auf den ersten Brief habe ich noch keine Antwort erhalten, werde auch, wenn noch eine einläuft, sie unerbrochen zurück schicken, und dem Dpr. dabey schreiben, daß ich ihn viel zu sehr verachte, als daß ich einen Brief von ihm lesen möchte. Vielleicht ist er auch wohl gar unverschämt genug, daß er seine eigne Schande bekant macht, und mich *iniuriarum* belangt, welches ich denn erwarten muß. Von dem Minister Wurmb aber erhielt ich am Montage folgende Antwort:

p. p.

Mit der Urkunde, so mir die Ehre Dero Zuschrift vom 25sten pr. verschafft hat, verhält es sich nicht völlig so, wie Denenselben von Dero Fr. Tante gemeldet worden. Ich habe selbige in Händen gehabt, u. keinen sichtlichen Fehler daran wahrnehmen können: Sie ist vom 24. Aug. 1774. ausgestellt, u. mit Zwirn geheftet, auf welchen am Ende Dero Petschaft gedrückt, u. Dero Nahmens Unterschrift beygefügt ist, so daß ich sehr zweifle, ob dieselben, wenn sie Ihnen vorgelegt würde, solche würden abschwören wollen. Wenigstens muß ich meines Orts allem Verdacht standhaft widersprechen, der der Ehre meines alten würdigen Freundes, des Dpr. nachtheilig fallen könnte. U. ich bin gewiß, Sie selbst würden mich verachten, wenn ich anders in Ansehung eines Mannes handelte, der mich u. mein Haus durch die auf selbiges gerichtete Wahl | ohne die mindeste von meiner Seite dazu gegebene Veranlassung sich auf ewig verpflichtet hat. So wenig ich demnach die Authenticität (Aechtheit) dieser Urkunde bezweifle, od. bezweifeln lassen kan: so wenig haben E. Hwohlg., deren Rechten ich um alles in der Welt nicht zu nahe treten möchte, zu besorgen, daß solche Dero Rechten an das Lehn zu Osmarsleben nachtheilig sey. Vielmehr ist

darinnen vom Lehn gar nicht, sondern vom Erbe die Rede, u. es hat damit, Inhalts der mir von dem Hn. Dpr. v. Z. mitgetheilten FamilienUrkunden folgende Bewandtniß. Das bey Osmarsleben befindliche Erbe, so die in den Lehnsbriefen nahmhafft gemachte [sic] Lehnstücke weit übersteiget, gebührte nach Abgang der noch allein auf dem Hn. Dpr. beruhenden Osmarslebischen Linie, u. ehe es an die Gatterstädtische Linie u. E. H. kommen konte, zuförderst den Erbtöchtern Hn. Leberecht Gottvertrau v. Z., der Fr. v. Schladen u. der Fr. v. Marschall. Mit diesen hat sich der H. Dpr. a[nn]o 1774. verglichen, obgleich die Unterschrift des Vergleichs erst am 22sten Nov. 1775. zu Stande gekommen [ist]. Sie haben ihr Erbrecht auf Osmarsleben u. den Salzkoth zum braunen Roß zu Staßfurth auf ihn übertragen, u. dagegen von ihm erhalten das väterliche Haus zu Staßfurth nebst 10. Morgen Ackers, den Salzkoth zum Palmbaum daselbst, die 4. BrauGerechtigkeiten zu Güsten u. überdieses eine Summe von 2000 rh. so er zinßbar auf dem Gute behalten hat. Indem dieser Vergleich noch im Werk war, hat der H. Dpr. sich gegen E. H. dahin erklärt, daß er Ihnen bey seinem in Gottes Händen stehenden Ableben nebst dem Lehn zu Osmarsleben auch das Erbe, so er Ihnen nicht schuldig war, auf den Fall, daß iener Vergleich zu Stande käme, hinterlassen wolte. Sie haben dagegen in obangezogener Urkunde 1., das Erbrecht der Frauen Töchter Hn. L. G. v. Z. anerkannt, 2., daß der H. Dpr. das Gut von solchem befreyen u. Ihnen überlassen wolle, danknehmigst acceptirt, u. 3., dagegen versprochen bey künftigem Anfall a., denen oberwähnten Erbtöchtern die rückständigen 2000 rh. b., Dero Fr. Tante 400 rh aus dem Lehnsherrl. Consens von 1758. c., 1750 rh. Ehrghelder, d., 437 rh. 12 g. Ausstattungs Gelder e., 550 rh. mütterliche Erbgelder zu bezahlen; auch überdieses f., derselben ihre Ehestiftung zu halten. E[uer] H[ochwohlgeboren] erhalten durch diese offenherzige Erzählung des ganzen Ihnen vielleicht nur außer Erinnerung gekommenen Vorgangs, so wie ich mir solchen aus mir mitgetheilten Urkunden nur erst in abgewichener Mich[aelis-] Messe extrahirt habe, zugleich den Aufschluß, warum von Dero Hn. Oncler u. nachmaligem Schwiegervater hierbey nicht die Rede gewesen, weil nemlich der H. Dpr. über das von ihm *acquirirte* Erbe nach Willkühr *disponiren* können, u. solches nicht ienem, sondern Ihnen hinterlassen u. zuwenden wollen. Scheinen die Bedingungen, worunter solches geschehen sollen, denenselben zu lästig, so werde ich mir ein Vergnügen daraus machen, zu allem, was zu Dero Zufriedenheit gereichen kann, die Hände zu bieten, in sofern nur nicht von falschen, untergeschobenen Urkunden u. deren Vernichtung [sic] weiterhin die Rede ist, als wogegen ich, wie obgedacht, alles, was zu Rettung der Ehre meines Freundes u. Wohlthäters, die mir so lieb als meine eigne ist, die Gesetze erlauben, vorkehren muß. Dieses also bey Seite gesetzt, scheint mir nichts leichter als ein güthliches Abkommen im Hauptwert zu seyn. Mein Sohn, wenn er dereinst Gott gebe nach langen Jahren seinem Wohlthäter *succedirt*, u. als denn noch meinem Rath, den ich ihm auf alle Fälle hinterlassen werde, Gehör geben will, wird mit Vergnügen die Sache so, als wenn eine Urkunde von 1774. gar nicht vorhanden wäre, ansehen u. E.H. aller auf dem Erbe von Osmarsleben haftenden Beschwerden überheben, wenn Sie solches von dem Ihnen unstreitig zukommenden Lehn unter Autorität des Lehnhn. absondern u. ihm zukommen lassen wollen. Ueberlegen E. H. diesen Vorschlag, u. ob solcher nicht einem künftigen Rechtsstreit vorzuziehen sey. Es hat ia auf alle Fälle noch Zeit dazu. Ich habe die Ehre mit vollkommner Hochachtung zu seyn

Hierauf antwortete ich am nemlichen Tage folgendes:

p.p.

E. E. so eben erhaltenes Schreiben vom 5ten huj[us] enthält Nachrichten, die mir aller Anstrengung eines sonst sehr treuen Gedächtnißes ohnerachtet ganz neu sind, u. bestätigt daher meinen schon letzthin gegen dieselben erklärten Verdacht gegen die Urkunde vom 24. Aug. 1774. nur noch mehr. Kennen E. E. mich, meine Denkungsart u. meine Grundsätze, so würden Sie überzeugt seyn, daß meinem Gewißen die Versicherung, die ich Ihnen in meinem letzten Briefe gab, schon so heilig als der feyerlichste Eid ist, daß ich aber auch zu freymüthig, zu wenig furchtsam, u. zu stolz auf mich selbst bin, als daß | ich mich durch Drohungen oder sonst irgend etwas abschrecken lassen sollte, die Wahrheit als ein ehrlicher Mann frey zu sagen, u. ich wiederhole daher nochmals: Ich werde zu seiner Zeit die Urkunde vom 24. Aug. 1774. quoad contenta (dem Inhalt nach) mit dem besten u. ruhigsten Gewißen, so wahr Gott lebt, gewiß diffitiren (abschwören). Am 24. Aug. 1774., also 7. Tage vor meiner Abreise aus Sachsen, waren ich u. der Dpr. v. Z. nicht beysammen, sondern ich war den 23sten mit meiner Tante, der Fr. v. Münchhausen, in Witzschersdorf, reiste aber am nämlichen Tage wieder nach Leipzig zurück, kam am 27sten wieder nach Witzschersdorf, blieb da bis den 31sten u. reiste an diesem Tage wieder zurück nach Leipzig, welches ich den 1sten Sept. verließ, u. in dieser ganzen Zeit war nie von Osmarslebischen Angelegenheiten, sondern blos von meinem *engagement* am Carlsruher Hofe u. von meiner Verbindung mit meiner ietzigen Frau die Rede. Auf einen Vergleich kann ich, der ich die Osmarslebischen Angelegenheiten gar nicht kenne, mich eher nicht einlassen, als bis ich die Lage derselben einmahl aus den Urkunden habe kennen lernen, u. so vorthellhaft auch dem äußern Anschein nach iene Urkunde für mich zu seyn scheint, da sie mir ein Recht zu verschaffen scheint, das ich dem Vorgeben nach ohne sie nicht haben würde, so berechtigen mich doch alle Umstände zu denken: latet anguis in herba (es steckt eine Schlange im Grase verborgen). Es hat, wie E. E. selbst sagen, noch Zeit damit. Ueberhaupt bin ich gar nicht abgeneigt, da mir Gott meinen einzigen Sohn wieder genommen hat, mein ganzes Recht auf Osmarsleben einmahl meinem Lehnsherrn, dem Fürsten von AnhaltBernburg, auf billige Bedingungen zu überlassen, mit welchem als denn E. E. oder Dero H. Sohn alles abmachen können. Aber hätten Sie selbst Lust, Osmarsleben ganz zu besitzen, u. könnten die Lehnscurie zu Bernburg dahin disponiren, daß sie in die Veräußerung einwilligte, so solten auch Sie einen billigen Contrahenten an mir finden, der bey der gerechtesten Sache doch einen etwas nachtheiligen Vergleich einem gewonnenen Proceße vorzieht.

Wie übrigens E. E. einen Mann, der öffentlich in Ehebruch lebt, Ihren würdigen Freund nennen können, das kann ich mir durch nichts anders erklären, als daß bey einem Hofmann bey sonst befriedigtem Interesse das nur für eine Kleinigkeit u. Galanterie gilt, was bey unsern Vorfahren ein mit dem Schwerdt zu bestrafendes Verbrechen war, u. was noch ietzt bey uns übrigen einfältigen Leuten, die wir noch dumm genug sind, an Tugend, eheliche Treue, Ehrbarkeit u. Gewißen zu glauben, keines der kleinsten Verbrechen ist. Der ich die Ehre habe etc.

N.S. Da ich erst nach Endigung dieses die Briefe von dem Dpr. v. Z., deren ich in meinem vorigen erwähnte, aufgesucht u. mit Bedacht durchgelesen habe, so kann ich nicht umhin, noch einige Zweifel, die bey mir entstanden sind, vorzutragen. Der erste u. vornehmste ist vom 26sten April 1777. Der Dpr. v. Zinck macht darinnen mir u. meinem sel. Schwiegervater, die er seine Lehn- u. *fideicommiss*- (nicht: Vertrags-) Erben nennt, wo er auch unsere nach der Urkunde vom 24sten Aug. 1774. doch so verschiedenen Rechte gar nicht trennt, den Antrag, darein zu consentiren, daß er Osmarsleben verkaufen dürfe, u. führt aus, seine beyden Fr. Nießen hätten schon

darein consentirt. Wenn diese nun schon am 22sten Nov. 1775. sich ihrer Erbrechte auf Osmarsleben begeben hatten, warum war am 26sten April 1777. ihr *Consens* zum Verkauf des Lehn- u. *fideicommiss*- (nicht, wozu der Verfaßer der Urkunde vom 24. August. 1774. es so gern machen möchte, Allodial-) Guts, wie es der Dpr. v. Z. selbst nennt, nothwendig? Der bloße Gläubiger hat doch kein Recht, der Veräußerung des Guts, worauf sein Geld steht, zu widersprechen. Ueberhaupt mag wohl der H. Dpr. v. Z. nicht glauben, daß ich diesen Brief aufgehoben habe, den ich jetzt um alles in der Welt nicht verlohren haben möchte, denn sein ganzer Inhalt paßt nicht zu der Urkunde vom 24. Aug. 1774. an deren Existenz der H. Dpr. am 26sten April 1777. sich aus ganz natürlichen Ursachen wohl gar nicht mag erinnert haben.

Was halten Sie von dieser Correspondenz? Noch sehe ich die boshafte Absichten des Dpr. nicht recht ein, ich vermuthe aber, daß er mir in dem, was ich an Sie einmahl bezahlen soll, Sachen aufzubürden sucht, welche, die Ehestiftung ausgenommen, Osmarsleben | gar nichts angehen. Schreiben Sie mir doch, was es mit dem *Fideicommiss* für eine Bewandniß hat, denn ich weiß von gar nichts, was das Gut wohl werth seyn mag und wieviel es erträgt, und rathen Sie mir, wenn mir der Minister Wurmb etwa wieder einen Antrag zu einem Vergleich macht, auf welche Bedingungen ich mich *wiede* einlassen könnte. Meine Gedanken dabey sind folgende: Ich wolte ihm Osmarsleben ganz überlassen gegen eine Summe Geld, die ich mir auf Witzschersdorf versichern ließe. So könnte ich vielleicht mit der Zeit einmahl Witzschersdorf in meine Hände kriegen, u. da ich in Willens bin, wenn ich, wie es leider das Ansehen hat, ohne Kinder sterben solte, mein Vermögen meiner Schwester Kindern zu verlaßen, so würde diesen Witzschersdorf sehr gelegen seyn. Auf alle Fälle aber müßten Sie mir Ihren Forderungen sicher gestellt seyn. Wenn ich in Bausch u. Bogen 12000 rh. forderte, wäre es zu viel, oder zu wenig? So wäre ich als denn aller fernern Chikanen überhoben. Und dem Minister Wurmb müsten, dächt' ich, auf meinen letzten Brief doch einige Zweifel gegen die Ehrlichkeit seines alten würdigen Freundes aufsteigen. Meine Frau Vice-Tante, die gewesene Hausmagd, habe ich nicht die Ehre zu kennen. Sie war im Beulwitzischen Hause unter meiner Notiz, ohngeachtet sie jetzt dem Hn. Domprobst eine so wichtige Person ist. Ein feiner Consistorial-Präsident! Hier zu Lande würde eine solche anstößige Lebensart nicht geduldet werden. So was dürfte nicht einmahl der Präsident von Hahn wagen, der doch erster Minister und also hier ein weit angesehenerer Mann ist, als der Domprobst in Sachsen. Noch eins! Die Abschrift der Urkunde ist mir ganz unnütz, ich müste, um Beweise der Unächtheit daran aufsuchen zu können, das Original haben.

Für die überschickten Silhouetten danke ich Ihnen und der Frl. Tante welcher ich mich unterthänig empfehle, tausendmahl. Zu dem neuen Logis wünsche ich Ihnen viel Glück, u. hoffe, Sie werden ruhiger und zufriedener darinnen leben, als in einem Pallast mit dem Domprobst. Schreiben Sie mir doch auch, wie das Haus heißt, wo Sie wohnen, ob die Frl. Tante bey Ihnen wohnt, oder ob sie im blauen Lämmchen geblieben ist, wie viel Sie Hauszinß geben, ob Sie Ihre eigne menage führen u. dergl. Von dem Absterben der Fr. von Grünewald habe ich nichts gewußt. Meine Frau u. Schwiegermutter empfehlen sich Ihnen vielmals. Leben Sie recht wohl, gesund u. vergnügt, und seyn Sie versichert, daß ich nie aufhören werde, mit der vollkommensten Hochachtung und Ergebenheit zu seyn

Dero

unterthäniger Diener u. Neveu

[Außenseite] An die Frau Domprobstin von Zinck.

54

Absender: Wilhelmine und Friedrich von Zinck in Emmendingen  
 Empfänger: Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck, in Leipzig  
 Datum: 12. Februar 1783  
 Quelle: A (Nr. 48), fol. 93r-94v

Gnädige Tante!

Mein Mann hat vor 14 Tagen einen Fall die Treppe hinunter gethan der ihm bis ietzt noch die Beschwerlichkeit zurückgelaßen hat daß er nicht wohl sitzen kann, welches ihm nun doppelt unangenehm ist weil er dadurch abgehalten wird meiner gnädigen Tante selbst für das überschikte Präsent unterthänigen Dank abzustatten. Wann mir mein Mänchen nicht so lieb wäre würde ich bey nahe in die Versuchung gerathen mich über seinen Fall der weiter nichts als die unannehmlichkeit nicht gut sitzen zu können nach sich gezogen hat, zu | freuen, weil er mir das Vergnügen verschafft Ihnen selbst zu schreiben[,] Ihnen für die lezte Gnade wie für alle vorhergehenden die Sie für uns gehabt haben unterthänig zu danken und uns in Ihre fernere Gewohgenheit [sic] und Gnade zu empfehlen.

Vor einigen Tagen sind wir durch einen Brief von dem Hn. {\*Hand Fr. v. Zincks:\* No.1.} Präsidenten [sic] von Hahn von Carlsruh, in dem ein Brief von dem Hn. von Wurmb an den Hn. von Hahn {\*Hand Fr. v. Zincks:\* No.2.} eingeschlossen war, unangenehm überrascht worden; ich habe die Gnade Ihnen beide beizuschließen nebst einer antwort meines Mannes an dem [sic] Hn. | Präsidenten von Hahn {\*Hand Fr. v. Zincks:\* No.3.}, und der Ehren Ehrenerklärung [sic] an den Hn. Dompropst von Zinck {\*Hand Fr. v. Zincks:\* No.4.}. Es war eine saure Arbeit diesem Manne eine Ehrenerklärung zu thun der es so wenig verdient, die sich aber mein Mann muste gefallen laßen, weil er sich gegen dem [sic] Dompropst eine zu rasche Schreibart erlaubt hat, und die ich auch nie gebilligt habe. Sein Sie so gnädig und theilen Sie diese Briefe der gnädigen Tante von Zinck<sup>260</sup> der sich mein Mann und ich unterthänig empfehlen, mit; Sein Sie mir und meinem Manne jimmer [sic] die gute gnädige Tante, die Sie uns | jimmer [sic] waren, und glauben Sie von mir daß ich Ihre Gnade zu schätzen weiß, die ich mit vollkommenste[m] Respeckt und Hochachtung verharre

Dero

Emmendingen d. 12ten Februar  
 1783

gantz gehorsamste Niece  
 Wilhelmine von Zinck.

N.S. Meine Mutter und mein Mann Empfehlen Sich Ihnen nebst frau und freulein [sic] Tante mit mir zu Gnaden. So Eben erhalten wir eine Antwort [sic] von dem Hn.

<sup>260</sup> *der gnädigen Tante von Zinck*: Eleonore Dorothee von Zinck, die „Domprobstin“.

Präsidenten von Hahn welchen [sic] ich nun auch die Gnade habe beyzuschließen  
{Hand Fr. v. Zincks: No.5.}

{\*Auf fol. 93r, quer zum linken Rand in Fr. v. Zincks Hand:\* Ich habe in Willens, an die Fr. v. Schladen zu schreiben, u. sie zu fragen, was sie u. ihre Fr. Schwester mit dem D[om]pr[obst] für Verhandlungen wegen Osmarsleben gehabt haben, rathen Sie mirs beyderseits?

Darf ich Sie bitten, meiner Frau einige Zeilen zu antworten? Sie würde es für Geringschätzung ansehen, wenn Sie's nicht thäten.

Ihr

unterthäniger

Fr. v. Zinck}

55

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen

Empfänger: Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck, in Leipzig

Datum: 28. April 1783

Quelle: A (Nr. 51), fol. 99r-100v

Emmendingen, den 28sten April, 1783.

Gnädige Tante!

Ich würde Ihnen eher wieder geschrieben haben, wenn ich nicht immer geglaubt hätte, meine bewuste Sache mit dem Domprobst und dem Minister Wurmb sollte wieder in Bewegung kommen, daß ich im Stande wäre, Ihnen wieder neue Nachricht zu geben, und das Archiv der Frau Tante durch einige merkwürdige Akten-Stücke zu vermehren. Doch davon in dem Briefe an sie, weil Sie sich ohnehin erklärt haben, daß Sie nicht gern viel davon hören.

Wir befinden uns alle drey ganz wohl, und ich kann wieder sitzen und gehen und stehen, doch fühle ich von meinem Fall noch immer, wenn ich anhaltend sitze, einige Empfindung. Sie müssen nicht glauben, daß ich schwach auf den Füßen bin, und meine Frau braucht mich noch nicht zu führen, aber es war Nacht, da ich um zu unserm NachtEßen Wein zu holen in den Keller gieng, und es hatte geregnet, wovon die Kellertreppe so schlüpfrig geworden war, daß ich mit beyden Füßen zugleich ausglitschte, und auf dem Hintern und Kreutze die Treppe hinabmarschirte. Rausch war es auch nicht, was | mich fallen machte, denn es geschah, wie schon gesagt, vor Tische, und überhaupt sind Räusche meine Sache nicht. Wenn ich aber zu Ihnen käme, ob mich da nicht die Freude, Sie und mein liebes Vaterland wieder zu sehen, zu einem christlichen Räuschchen auf Unkosten Ihres Weinkellers verleiten würde, dafür wolte ich nicht stehen. Wohl tausendmahl denke ich bey dem schönen Wetter, das wir diesen Monath gehabt haben und noch haben, wie gut sichs bey so schönem Wetter nach Sachsen reisen würde, aber Gott weiß, warum er mir diesen meinen sehnlichen Wunsch, der mir nach noch einem der angelegentlichste ist, nicht gewährt, wenigstens ietzt noch nicht gewährt. Ich habe meine Hofnung dazu noch auf eine Begebenheit gestellt. Meiner Schwiegermutter Schwester, die verwittwete Frau von Hoen hat eine Schwägerin, die Frl. von Hoen, bey sich, die reich,

wunderlich und eigensinnig aber zum Glück schon 80. Jahr alt ist. Wenn diese, wie sich doch dem Laufe der Natur nach bald erwarten läßt, sterben sollte, so wollten wir die Frau von Hoen, welche gar eine gute brave Frau ist, bereden, daß sie mit ihrer Tochter einige Monathe bey meiner Schwiegermutter bliebe, welche wir hernach zu einer Reise nach Sachsen anwenden wolten. Dieß ist mein Plan, ob und wenn er wird ausgeführt werden, das weiß nur der, der alles weiß, Gott. Geld zur Reise? Freylich habe ich keins, aber und wenn ichs borgen sollte, wofür ich mich doch hüte wie vorm Feuer, denn die Erfahrung hat mich klug gemacht, so müste es aufgebracht seyn, und ich habe Freunde hier, die mir 20. Carolinen nicht abschlagen würden. | Nun noch einige Neuigkeiten, bis der Bogen voll ist! Am 7den April ist unsere regierende Markgräfin in einem Alter von beynahe 60. Jahren zu Paris gestorben. Die Aerzte hatten ihr schon vor mehrern Jahren zu Erhaltung ihrer Gesundheit öftere starke Reisen angerathen, deren sie auch seit 8. Jahren mehrere nach Frankreich, Italien, Düsseldorf und erst vor 2. oder 3. Jahren eine in das ChurSächsische Erzgebürge gemacht hat. Eben dieser Ursache wegen hatte sie auch am 1sten April eine in Begleitung ihres zweyten Prinzen, des Pr. Friedrich, des Oberstallmeisters von Uexküll, und seiner Schwester, der Hofdame Fr. v. Üxküll [sic] angetreten, um, wie man sagt, einige Französische Seehäven zu besehen, sie kam aber nicht weiter als nach Paris, wo sie den 6ten der Schlag rührte. Auf diese Nachricht machte sich der Markgraf mit dem Erbprinzen, dem Pr. Louis und GehR. von Edelsheim gleich auf die Reise, 2. PostStationen ienseits Strasburg aber kam ihnen ein zweyter Courier mit der Nachricht entgegen, daß die Markgräfin am 7den ein zweyter Schlag getroffen und in einigen ~~Monathen~~ Minuten getödtet habe, worauf der Markgraf mit den Prinzen zurück kehrte, der H. von Edelsheim aber die Reise nach Paris fortsetzte. Am Charfreytage in der Nacht kam die Leiche zu Carlsruhe an, wurde aber gleich nach Pforzheim geführt, und da in der Fürstlichen Gruft beygesetzt. Der Markgraf soll ganz untröstlich seyn, und sich auf vieles Zureden entschloßen haben, zu seiner Zerstreung eine Reise nach Engelland zu machen, welches Land er schon in seiner Jugend besucht hat, und vorzüglich liebt. Die verstorbene Markgräfin war eine Dame von vielem Verstand, Geist und Gelehrsamkeit, besonders besaß sie in der Naturgeschichte seltene | Kentniße, aber ihre Oekonomie zum Vorthail ihrer 2. iüngern Prinzen trieb sie oft bis zum Geitz, und in die Regierungs-Geschäfte, besonders bey Beförderungen, hatte sie oft einen nachtheiligen Einfluß.

Am 14ten dieses ist der Burgvogt Pannifex, einer der ersten hiesigen Cameralbedienten, der eine Verrechnung von 80000. Gulden unter sich hat, mit Hinterlaßung einer Frau mit 4. unerzogenen Kindern, einem Kassen-Receß von 1000 fl. und 2000 fl. ohngefähr, so viel man noch weiß, an Privatschulden durchgegangen, ohne daß man bisher noch hat erfahren können, was aus dem unglücklichen Manne geworden ist. Er gab vor, er wolle nach Sexau u. Keppenbach gehen, ritt aber statt deßen nach Freyburg, ließ das Pferd im Wirthshause stehen, gieng zu einem Uhrmacher, mit dem er wegen des unseligen Lotto, durch das er sich u. seine Familie zu retten glaubte, und ruinirte, zu reden hatte, von da auf die Post, wo er 108. fl. an die Burgvogtey adressirt aufgab, welche aber erst 8. Tage hernach hier ankamen, und von da verlieren sich alle Spuren von ihm. Er war ein verständiger, geschickter, brauchbarer Mann, aber sehr zurückhaltend, so daß er sich niemals weder seiner Frau noch seinen vertrautesten Freunden entdeckte, und zu leichtsinnig im Geldborgen. Er war vorher Forstverwalter, und hatte da mit einem boshafte Förster, vor dem ihn mein sel. Schwiegervater oft gewarnt hatte, zu einigen Sachen sich aus Noth verleiten lassen, die ihm Verantwortung zugezogen hätten, und ihn zu

diesem Schritt und vielleicht gar zum Selbstmord, denn er war sehr stolz, mögen bewogen haben. Seine Frau ist in den erbarmungswürdigsten Umständen, und kann mit ihren Kindern betteln gehen, wenn sie will, denn das wenige, was sie hat, wird ihr zu Belegung des Herrschaftlichen Kassenrecesses bis auf den letzten Kreuzer genommen. Wir thun hier alle, was wir zu Erleichterung ihres traurigen Schicksals thun können, und meine Schwiegermutter theilt ihren Wittwengehalt mit ihr, welcher in etl. u. 80 fl. besteht. Seine erste Besoldung als Registrator in Lörrach bestund in 400 fl. wovon freylich kein Mann [\*weiter am linken Rand:\*) mit einer Familie leben kann, seine zweyte als Forstverwalter hier in 800 fl. und die letzte als Burgvogt, welches er aber erst seit 6. Monathen war, in 1200 fl. oder ohngefähr 650 rh. Sächsischen Geldes. — An die Stelle meines sel. Schwiegervaters ist meiner Schwiegermutter Bruder, der Cammerherr Teuffel von Birkensee Oberforstmeister geworden. Von ihm und seiner Familie ein andermahl. Von meiner Frau u. Schwiegermutter viele Empfehlungen an Sie u. nebst mir an die Fr. Tante. Leben Sie recht wohl u. seyn Sie versichert, daß ich mit der vollkommensten Hochachtung Zeitlebens bin Ihr unterthäniger Diener u. Neveu Fr. v. Zinck. [\*weiter am oberen Rand:\*) An Hn. Wilhelm u. Fr. Wilhelm u. andere, die sich meiner erinnern, viele Empfehlungen.

## 56

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen  
Empfänger: Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck, in Leipzig  
Datum: 25. Juni 1783  
Quelle: A (Nr. 52), fol. 101r-102v

Emmendingen, den 25sten Iunius, 1783.

Gnädige Tante!

Ich bedaure recht sehr, daß Sie Allerseits sich den vergangenen Winter nicht wohl befunden haben, und wünsche von Herzen, daß der Gebrauch des Lauchstädter Bads die erwünschteste Wirkung für die Wiederherstellung und Erhaltung Ihrer Gesundheit haben möge. Wir befinden uns Gottlob! alle wohl. Meine Schwiegermutter ist seit 6. Jahren zum erstenmahl bey ihrer Frau Schwester im Elsas gewesen, und hat sich 14. Tage bey ihr aufgehalten. Die Reise war für sie zwar nicht ohne Beschwerlichkeiten und Schmerzen, doch hat sie viel zu ihrer Aufheiterung beygetragen. Die Frau von Hoen erwartet auf den Herbst ihre drey iüngsten Söhne aus Amerika zurück.

Ietzt bin ich so frey, Ihnen mit einem Auftrage beschwerlich zu fallen. Ich habe dem D. Klinkhardt wegen seiner unerträglichen Nachlässigkeit das Kapital aufgekündigt, und ihm zugleich aufgetragen, Ihnen die Schriften wegen meiner Forderung an den Advokat Held einzuhändigen. Da Sie nun auf Ihrer Rückreise von | Lauchstädt Merseburg ohnehin passiren müssen, so habe ich Sie ersuchen wollen, den D. Klinkhardt zu sich kommen zu lassen, und mit ihm davon zu reden, und wenn Sie die nöthigen Schriften erhalten haben, die Sache einem Advokaten zu übergeben, damit ich doch endlich einmahl zu meinem Geld komme. Solten wegen der Proceßkosten,

welche Held am Ende doch ersetzen muß, Vorschüße nöthig seyn, so ersuchen Sie in meinem Nahmen meinen Schwager, daß er sie einstweilen thut, und mir an den Interessen abrechnet.

Auch habe ich noch ein Anliegen, über welches ich *Sie* und die Fr. Tante um Rath fragen will. Ich sehe wohl, daß ich mit dem Minister Wurmb nach des Domprobsts Tode nicht ohne Proceß auseinander kommen werde. Auf diesen Fall würde es für mich ein großer Vortheil seyn, wenn ich im Besitz des Gutes Osmarsleben wäre. Wüsten *Sie* und die Frau Tante denn also niemanden in Merseburg, dem ich unter der Hand Auftrag und Vollmacht geben könnte, Osmarsleben, sobald der Domprobst stirbt, so geschwind als möglich in meinem Nahmen in Besitz zu nehmen? Ueberlegen *Sie* dieses miteinander, und rathen *Sie* mir.

Nun muß ich Ihnen auch noch die Fortsetzung der traurigen und schrecklichen Geschichte des unglücklichen Burgvogt [sic] Pannifex melden. Den Tag drauf, da ich meinen letzten Brief an Sie geschrieben hatte, war die unglückliche Burgvögtin, nebst der Rätthin Willius[,] meiner Frau und mir bey meiner Schwiegermutter zu NiederEmmendingen. | Ich war im Keller gewesen, um Wein heraus zugeben. Da ich wieder die Treppe hinaufgieng, kam mir der Stadtpfarrer, der unterdeßen gekommen war, mit verstörtem Gesicht entgegen, erzählte mir, daß er eben von dem hiesigen Postmeister die Nachricht erhalten habe, der Burgvogt sey bey Freyburg todt gefunden worden, und forderte mich auf, der unglücklichen Wittwe diese Nachricht hinterbringen zu helfen. Wir nahmen die Abrede, sie ihr [sic] errathen zu lassen, giengen blaß und zitternd wieder in die Stube, und fiengen, nachdem ich meiner Frau einen Wink gegeben hatte, ein Gespräch über den Selbstmord und ein Buch des KriegsRath Kranz zu Berlin *Meine Lieblingsstunden* betitelt<sup>261</sup>, an, in welchem der Selbstmord entschuldigt und vertheidigt wird, und welches der unglückliche Mann einige Wochen vorher mit vielem Beyfall gelesen hatte, welches Gespräch wir so lange fortsetzten, bis wir unsern Zweck erreicht hatten. Sie können sich das verzweifelnde Geschrey, das Zittern und die Angst nicht vorstellen, in welche die arme Frau verfiel, alles Trösten war vergebens, und wir konten alle nichts anders thun, als mit ihr weinen. Man hat ihn in einem abgelegnen Walde eine kleine Stunde von Freyburg an dem Abhange eines Felsen, in einer Gegend, die der finster Grund heißt, mit zerschoßenem Kopfe und beraubt gefunden bis auf Hemde, Hosen, Stiefeln und Strümpfe. Er ist in Freyburg geöffnet und an einen [sic] abgelegnen Ort begraben worden. Bey der Oefnung fand man die Leber ungewöhnlich groß, die Milz ganz verhärtet, und die Gallenblase ohne Galle. Ich habe ihm folgende Grabschrift gemacht:

So ruhe denn, befreyt von Jammer und Beschwerde,  
Sanft in dem kühlen Schoos der mütterlichen Erde,  
Bis Gott dich aus der dunkeln Gruft  
Zum Chor der seelgen Geister ruft:  
Dann wird die dich bis in den Tod beweint  
Mit dir zu beßerm Glück in Ewigkeit vereint. |

Vor einigen Wochen hat sich eine Stunde von hier ein iunger Bauerkerl in einer hitzigen Krankheit erhenkt, und erst vor 8. Tagen hier eine iunge Bauerfrau von

---

<sup>261</sup> *Kriegsrath Kranz ... meine Lieblingsstunden*: August Friedrich Cranz, *Meine Lieblingsstunden in Briefen den besten Menschen bestimmt*, 3 Bde., Berlin (Stahlbaum) 1779/80. Möglicherweise war Zinck durch Eberhard auf dieses Buch aufmerksam geworden; den Titel hatte jener nämlich, wie er es häufig mit Informationen für eine Antwortschreiben tat, auf dem Rand eines Briefes aus Emmendingen notiert (Brief 39 vom 16.4.1779).

Nieder Emmendingen die mit ihrem Manne in einer uneinigen Ehe lebte, im Mühlbache ersäuft.

Dieß sind meine Neuigkeiten alle. Leben Sie recht wohl, kommen *Sie* recht gesund aus dem Bade zurück, empfehlen *Sie* mich der Frau u. Frl. Tante zu Gnaden, und seyn *Sie* versichert, daß ich nie aufhören werde, mit der vollkommensten Hochachtung und Ergebenheit zu seyn

Ihr

unterthäniger Diener und Neveu  
Fr. von Zinck.

N.S. Meine Frau und Schwiegermutter und auch unbekanter Weise meiner Schwiegermutter Nièce, die Frl. von Hoen, welche ietzt bey ihr ist, aber nur auf 14. Tage, empfehlen sich Ihnen Allerseits vielmals.

## 57

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen  
Empfänger: Christian Friedrich Eberhard in Leipzig  
Datum: 30. Juli 1783  
Quelle: A (Nr. 49), fol. 95r-96v

Emmendingen, den 30sten Iulius, 1783.<sup>262</sup>

Liebster Freund!

Schon zwey Jahre sinds und drüber, da ich meinen letzten Brief an dich schrieb, und noch habe ich keine Antwort darauf erhalten. Ich fürchtete immer, der Tod möchte dich mir, und mit die einen meiner liebsten Freunde und Correspondenten entrißen haben, aber in diesem Fall hätten ia doch wohl Deine Verwandten, wenn sie meinen Brief unter Deinen Briefschaften gefunden hätten, mir mit einigen Zeilen eine Nachricht davon gegeben, die mich gewiß sehr gebeugt haben würde. Oder sollte etwa mein Brief verlohren gegangen seyn? Es lag eine kleine Abhandlung dabey, die ich zum Einrücken ins deutsche Museum bestimmt hatte, deren Gebrauch ich aber bloß deinem Urtheil und deiner Willkühr überlaßen hatte. Ich erneuere hiermit unsern so lang unterbrochenen Briefwechsel, und bitte dich, mir bald Nachricht von Dir, Deinem Befinden und Deiner ietzigen Lage zu geben. Wilst Du noch Nachrichten von dem mir noch immer unvergeßlichen Leipzig, von Sachsen überhaupt, und von unsern gemeinschaftlichen Freunden und Bekanten hinzufügen, so weißt Du schon, daß sie mir um desto willkommner seyn werden, ie weniger ich sie von andern als von Dir erwarten kann. Ich würde voriges Jahr selbst mit meiner Frau nach Sachsen | gekommen seyn, wenn nicht der Tod meines sel. Schwiegervaters, welcher gleich nach Ostern starb, uns daran verhindert hätte, und ietzt machen uns die körperlichen Umstände meiner Schwiegermutter, welche an Krücken gehen muß, diese Reise, so lange sie lebt, unmöglich. Ich habe mich diese ganze Zeit über wohl

---

<sup>262</sup> In der linken oberen Ecke von anderer Hand (Eberhard?): „[ein Buchstabe unleserlich] d. 7. Iul. 1783.“

befunden, bin aber leider! noch immer unbeerbt. Aus meiner oekonomischen Verlegenheit, in welcher du mir so einen guten Rath gabst, für den ich dir noch danke, bin ich zwar dadurch gerissen worden, daß der Domprobst mir aus eigner Bewegung vor 2. Jahren mein Kapital aufkündigte und ausbezahlte, ich bin aber bey diesem Geschäft um mehrere 100 Rthr. Gebracht worden. Die nähern Umstände davon sowohl, als einen Auftrag, den ich Dir gern geben möchte, kan ich Dir ietzt nicht schreiben, weil ich, da Du mir so lange nicht geschrieben hast, nicht wissen kann, in was für Hände etwa dieser Brief fallen möchte. Ich lebe übrigens noch wie ehedem still, eingezogen und ruhig, meine Beschäftigungen sind noch die alten, Besorgung eigner Angelegenheiten, wozu noch die von meiner Schwiegermutter gekommen sind, Briefwechsel, der aber nicht mehr stark ist, Studium meiner Lieblings-Wissenschaften, worunter vornehmlich die Philosophie der Gesetzgebung gehört, Lektüre und Musik. Ich habe vor 2. Jahren eine Abhandlung um den ausgesetzten Preiß über die besten ausführbaren Mittel, den Kindermord zu verhüten, 16. Briefbogen stark eingeschickt, deren Ausarbeitung mir manche heitere Stunde gemacht hat, ohnerachtet ich mir nicht schmeichle, den Preiß, der noch nicht zuerkant ist, zu gewinnen, denn wie ich höre, so sind ist eine ungeheure Anzahl von Abhandlungen eingeschickt worden. |

Neuigkeiten wolte ich Dir gern schreiben, aber theils fallen davon an einem Orte, wie Emmendingen ist, wenig vor, theils würden sie Dich, da Dir Ort, Verhältnisse, Verfassung und Personen ganz fremd sind, nicht interessiren, und die wenigen, die mich selbst angehen, habe ich Dir schon geschrieben. Doch fällt mir noch eine Anekdote ein, die Dich unterhalten wird. Der Prinz Wilhelm Eugen von Baden, des regierenden Markgrafen GroßVaters BrudersSohn, ~~ein~~ der erst vor kurzem gestorben ist, ließ sich im 69sten Jahre einfallen, katholisch zu werden, weil er durch diese ReligionsVeränderung die der Baden-Badischen Prinzeßin Elisabeth gehörige Herrschaft Schlackenwerth zu bekommen glaubte, und seine Vermögensumstände sehr zerrüttet waren. Er meldete den Schritt, den er gethan hatte, von Mannheim aus dem regierenden Hn. Markgrafen und seinen beyden Herrn Brüdern. Hierauf erhielt er von seinem ältern Hn. Bruder, dem Markgrafen Carl August, folgende kurze Antwort: Die Wege zum Himmel sind verschieden. Ew. Liebden haben den über Schlackenwerth gewählt. Ich wünsche glückliche Reise, und verharre etc. daß unsere Fr. Markgräfin in der Charwoche zu Paris an einem Schlagfluße gestorben ist, wirst Du schon aus den Zeitungen wissen. Sie war eine Dame von vielem Verstand und Geist und von ausgebreiteten Kentnißen, und sehr oekonomisch.

Lebe recht wohl, liebster Freund, antworte mir bald, und sey versichert, daß ich nie aufhören werde zu seyn

Dein

wahrer, treuer, aufrichtiger Freund  
Fr. von Zinck. |<sup>263</sup>

---

<sup>263</sup> Auf fol. 96v von anderer Hand (Eberhard?): „Emmendingen d. 7. August 1783. v[on] H[errn] Hofr. v. Zinck.“

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen  
 Empfänger: Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck, in Leipzig  
 Datum: 6. Oktober 1783  
 Quelle: A (Nr. 53), fol. 103r-104v

Emmendingen, den 6sten Oktober, 1783.

Gnädige Tante!

Eben war ich im Begrif, an Sie zu schreiben, als ich gestern Ihren Brief erhielt, weil ich glaubte, mein Brief an Sie nach Lauchstädt möchte verlohren gegangen seyn. Ich wünsche Ihnen Glück zur heilsam angeschlagenen BadCur, und wünsche, daß Sie die guten Wirkungen davon in einer dauerhaften Gesundheit lange, lange genießen mögen, und daß auch bey der Frl. Tante, welcher ich mich unterthänig empfehle, die Arzneymittel zu Wiederherstellung der Gesundheit würksam seyn mögen. Wir sind Gott Lob! alle wohl. Ich esse ietzt brav Trauben, und gehe bey dem schönen Wetter, das wir schon seit 3. Wochen haben, fleißig spatzieren. Ietzt will ich Ihren Brief beantworten.

Ich kann es noch immer nicht glauben, daß mein Geld bey dem D. Klinkhardt unsicher stehen solte. Ich weiß, daß seine Eltern wohlhabende Leute sind, daß er auch von dem Sekretair Geißler etwas zu hoffen hat, daß er ein geschickter Mann ist, u. es ihm also an Verdienst nicht fehlen kann, u. daß er nie zur Verschwendung geneigt war. Er hat mir | aufs heiligste versprochen, künftig von Messe zu Messe die Interessen richtig zu bezahlen, und Helden gerichtlich zu belangen. Hält er nicht Wort, so kündige ich ihm, wie ich ihm auch schon gedrohet habe, das Capital ohne Barmherzigkeit auf, und folge Ihrem Rathe. Aber zu 4. pro Cent könnte ich meinem Schwager daßelbe nicht geben, weil mir von meinen ohnehin so geringen Einkünften gar zu viel abgienge, und ich es hier zu 5. pro Ct. gegen doppelten Versatz sicher anzubringen wüste, und mir bey unserer vortreflichen IustizVerfaßung schleunige Hülfe zu versprechen hätte. Er schrieb mir nemlich, daß man in Sachsen gegen Hypothek kein Kapital ietzt höher als zu 4. proCt. anbringen könne, und dieß wäre mir, wie Sie selbst wissen, nicht zuträglich.

Vor 6. Wochen war die ganze Fürstliche Familie von Carlsruhe hier. Meine Frau und ich machten Abends gleich nach der Ankunft unsere Aufwartung, und wurden zur Tafel gezogen. Der Fürst von Dessau war bey ihnen, und sie giengen den andern Tag wieder fort. Vor einigen Wochen sind sie nach Dessau gereiset, wo sie vermuthlich auch durch Leipzig, aber *incognito* gekommen seyn werden. Sie waren hier ohne großes Gefolge, u. die Erbprinzeßin hatte nicht einmahl eine Hofdame bey sich.

Das Binderische Regiment, wovon ein Bataillon in Freyburg, das andere aber in Altbreisach liegt, hat verwichenen Monath September wieder eine halbe Stunde von Freyburg campirt. Weil wir einige Bekannte unter den Officiers haben, so fuhren wir einmahl hin, aßen im Lager zu Mittag, und sahen ihre Manoeuvres mit an. Das Regiment muß | den Sächsischen Officiers wohl bekant seyn, weil es im letzten Kriege an der Sächsischen Gränze gestanden hat. Es hat weiß und gelb. Es sind viele protestantische Officiers darunter, auch einige Sachsen, ein H. von Uechteritz, deßen Bruder als Fahniunker bey des Hn. Oncles Compagnie stund, und ein H. von Bardeleben aus dem Voigtlande, welcher letztere dann und wann zu uns kommt. Auch der Oberste ist ein Protestant, er heißt Devers und ist ein Schottländer. Ihr Exerzieren hat mir, so viel ich davon verstehe, sehr mißfallen. Es ist alles so langsam

und schläfrig, das Marschieren und Schwenken schlecht, und das Feuern gieng äußerst elend. Glänzendes hat ihr Militair ganz nichts, u. das Hautboisten Corps besteht aus 5. Personen, und auch diese risquiren keine Lungenkrankheiten. Der H. von Uechtritz, wenn Sie etwa seinen Bruder sprechen solten, ist Ober*Lieutenant* und *commandirt* Maiors Compagnie. Ein zweyter Bruder, der auch in Kayserlichen Diensten war, ist catholisch geworden, und hat eine reiche Frau geheyrathet. Der H. von Bardeleben ist auch Ober*Lieutenant*, ein Mann von 45. Jahren, und eine gute ehrliche Seele, mag aber wenig Vermögen haben. Er ist schon 25. Jahr in Kayserlichen Diensten, und diente vorher dem Markgrafen von Bayreuth. Wir sprechen oft mit einander von unserm Vaterland. Er ist mit den Schlegeln von Welitz nahe verwandt, und lacht noch oft über die Aufnahme, die er vor einigen Jahren bey einem Besuche da gefunden hat.

Die 3. Herren von Hoen sind glücklich angekommen, der älteste ist schon bey der Mutter gewesen, und die beyden iüngsten kommen den Winter in Urlaub, oder wie es die Franzosen | nennen, in *Semestre* zu ihr. Sie werden als denn auch zu uns kommen, und viel von Amerika zu erzählen wißen. Das Regiment steht ietzt in Strasburg. Der ältste Sohn stund auch bey diesem Regiment, u. hatte nur noch einige vor sich zum *Capitaine*, beging aber vor 6. Jahren die Thorheit und quittirte, und wurde unter dem HusarenRegiment *Esterhazy sous-Lieutenant*, welches er noch ist, nachdem er sein ganzes väterliches Vermögen verthan hatte u. der Mutter vielen Verdruß und Kummer gemacht hatte, u. noch macht. Der zweyte war mit mir zugleich Regierungs*Assessor* zu Carlsruhe, gieng aber noch vor mir fort, lebt ietzt von seinem väterlichen Vermögen auf einem kleinen Gute bey Colmar, und wird ein recht guter Landwirth werden, wozu er sich auch besser schickt, als zu Regierungsgeschäften.

Schreiben Sie mir bald wieder und recht viel Neuigkeiten. Daß der gelehrte Stiftskanzler von Bennigsen zu Merseburg, und der D. Gallisch<sup>264</sup> zu Leipzig, einer von meinen Universitätsbekanten, gestorben ist, weiß ich schon aus den gelehrten Zeitungen. Leben Sie recht wohl, und seyn Sie versichert, daß ich nie aufhören werde, mit der vollkommensten Hochachtung u. Ergebenheit Zeitlebens zu seyn

Ihr

aufrichtiger *Neveu* u. unterthäniger  
Diener Fr. v. Zinck.

N.S. Von meiner Schwiegermutter u. Frau recht viel Empfehlungen an Sie Allerseits. Wenn Sie mir wieder die Ehre erweisen, an mich zu schreiben, so machen Sie doch unsere Reise nach Sachsen wegen meines eignen Vortheils recht dringend nothwendig. Vielleicht macht dieses soviel Eindruck auf meine Schwiegermutter, daß sie selbst darauf anträgt. Aber freylich weiß ich noch nicht, wo wir die Reisekosten hernehmen wollen. Doch da muß als denn Rath geschafft werden, *coute qu'il coute*.<sup>265</sup>

---

<sup>264</sup> D. Gallisch: Friedrich Andreas Gallisch (1754-1783), Sohn des Inhabers der Apotheke „zum König Salomon“, studierte in Leipzig Medizin, war in dieser Zeit wie Zinck und Eberhard Mitglied der Journalgesellschaft, dilettierte als Dichter und Prosaist, wurde 1777, ebenfalls in Leipzig, zum Doktor der Medizin promoviert und erhielt 1782 ebenda eine Professur für „Arzneygelahrtheit“. Nur wenige Monate danach starb er im Alter von 29 Jahren am 15. Februar 1783. Vgl. Briefe 31 und 34; den von seinem Leipziger Kollegen Prof. Dr. Christian Friedrich Ludewig verfaßten Nachruf bei Crell (1784), 286-288; sowie Wießner (2003), 151.

<sup>265</sup> *coute qu'il coute*: frz., „koste es, was es wolle“.

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen  
 Empfänger: Christian Friedrich Eberhard in Leipzig  
 Datum: 11. Oktober 1783  
 Quelle: A (Nr. 50), fol. 97r-98v

Emmendingen, den 11ten Oktober, 1783.

Liebster Freund!

Gott Lob! daß Du doch noch lebst, und wohl lebst! Deiner F. Mutter mache in meinem Nahmen tausend Danksagungen, daß sie sich für mich, der ich gar nicht von ihr gekannt zu seyn glaubte, so sehr interessirt hat, und füge hinzu, daß sie es, wenn sich ein ähnlicher Fall wieder ereignen sollte, wie von der Faulheit ihres Hn. Sohns wohl zu vermuthen ist, wieder thun möchte.

Ietzt gleich von den Aufträgen, die ich meinem letzten Briefe nicht anvertrauen mochte. Ich habe die traurigen Trümmern [sic] meines Vermögens, die mir Baruch Aaron Levi, Stiftsrath Marschall, Held, und der Domprobst von Zinck übrig gelaßen haben, theils bey meinem Schwager, dem Cammerlunker von Raschau zu Poserne, theils bey dem *D. Klinkhardt* zu Merseburg auf bloße Handschriften stehen. Von diesen beiden Debitoren, wovon der erstere 1500 rh. der andere 1800 rh. hat, sucht einer den andern bey mir verdächtig zu machen. Raschau zahlt die Interessen sehr pünktlich, Klinkhardt hingegen sehr unordentlich, aber doch richtig. Ich habe Dich deswegen ersuchen wollen, unter der Hand und ohne daß es Aufsehen machen könnte, Nachforschungen anzustellen, wie beyde stehen, besonders bey dem *D. Klinkhardt*, für dessen Sicherheit mir auch meine Tanten bange machen, ob er eine starke Praxin habe, wie seine Haushaltung gehe, ob er von seinen Eltern und sonst noch viel zu erwarten habe, was ihm seine Frau verschrieben habe u. dergl. Nur empfehle ich Dir dabey Behutsamkeit, weil ich ihn, der, wie Du weißt, mein vieliähriger Freund ist, nicht gern durch einen voreiligen ungegründeten Argwohn beleidigen möchte. Ferner bitte ich Dich, mir zu melden, wie man, auf den Fall, daß ich es nöthig oder rathsam finden sollte, einem oder dem andern aufzukündigen, ein solches Kapital in Sachsen am sichersten zu 5. pro Ct. unterbringen könnte. Auch Held ist mir von dem *negocirten* Marschallischen Kapital noch durch Vergleich 180 rh. schuldig und hat schon seit 3. Jahren zu zahlen versprochen und zahlt nicht. *D. Klinkhardt* hat mir zwar | versprochen, ihn ietzt ernstlich und zwar gerichtlich zur Zahlung anzuhalten, aber ich kann mich in solchen Sachen nicht so gar sicher auf ihn verlassen. Ich bin daher auf den Einfall gekommen, ob Du ihm nicht mit einer Vollmacht von mir, seine Wolle, die er, wie Du mir schreibst, zum Verkauf nach Leipzig bringt, *arretiren* und mir so zu meinem Gelde verhelfen könntest. Ob *D. Klinkhardt* einen schriftlichen Vergleich mit ihm gemacht hat, weiß ich nicht: fast muß ich aber vermuthen, daß es nicht geschehen ist, weil er so saumselig ist, ihn gerichtlich zu belangen, und daher nicht *executive* klagen kann, den *processum ordinarium* aber scheuet, wo, wenn Held den Vergleich läugnen sollte, der Beweis durch eine weitläufige Abrechnung, zu welcher er aber die *data* auf einem Briefe von Helden an mich in Händen hat, aber durch Eides-delation geführt werden müste. Deine Anekdoten von Dresden waren mir sehr angenehm. Ich hatte gehört, daß katholische Bigotterie am Chursächsischen Hofe so wenig herrsche, daß weder die Churfürstin noch der Churfürst einen Beichtvater hätten, welches aber mit Deinen Nachrichten nicht übereinzustimmen scheint. Der Churfürst soll sehr Preußisch

denken, woran er meinem Bedünken nach Recht thut, denn ich denke auch und dachte von iher sehr Preußisch. Er soll die verstorbene Gemahlin des Pr. Anton im Tanzen selbst unterrichtet haben, u. ietzt eine Vermählung mit einer Preußischen Prinzeßin für ihn *negociren*. Melde mir doch auch recht ausführlich, wenn Du kanst, was es mit der von 6. oder 7. Jahren *intendirten* und durch den König von Preußen entdeckten Ermordung des Churfürsten für eine Bewandniß gehabt habe. Ueberhaupt wird mir Sachsen zu meinem großen Leidwesen immer fremder, daher wünschte ich einen Adreß-Kalender zu haben, der mich aber nicht mehr als das Porto kosten müste, denn zu meinem Gebrauch, der bloß in Befriedigung einer vaterländischen Neugierde besteht, wäre mir ein alter von 1781. oder 82. genug. Zu einer Reise nach Sachsen habe ich leider wenig Aussichten, da mein sel. Schwiegervater gestorben ist, und meine Schwiegervatermutter, die zwar gesund ist, aber ohne Krücken gar nicht und mit diesen nur sehr mühsam gehen kann, an die tägliche Gesellschaft von mir und meiner Frau gewöhnt ist, daß ihr eine Abwesenheit von 3-4. Monathen unerträglich fallen würde. Ich halte es daher für Pflicht, der Erleichterung ihrer traurigen körperlichen Umstände das Vergnügen, meine Verwandte [sic] u. Freunde in Sachsen zu sehen, aufzuopfern. |

Vor ohngefähr 6. Wochen war auch die Herrschaft von Carlsruhe zweymahl hier. Sie machten eine Reise in die Schweiz. Bey der Rückreise war der Fürst von Dessau mit dabey, den ich bey dieser Gelegenheit gesehen habe. Sie sind vor etlichen Wochen nach Dessau gereiset, wo sie vermuthlich auch durch Leipzig gekommen seyn werden.

Den D. Eschenbach, den Du im Zuchthause zu Zwickau angetroffen hast, habe ich wohl gekant. Ich habe einigemahl auf Richters Caffeehause<sup>266</sup> gegen ihn gespielt, aber nur zu 4 gr. den *point*. Er war mit einem Armenier, der, wo ich nicht irre, Stambul hieß, genau liirt, u. ist also ietzt an dem Orte, wo er schon lange hin gehört hätte.

Zu der neuen ProceßOrdnung wünsche ich Glück. Ich glaube aber nicht, daß in Sachsen die IustizVerfaßung sobald auf den guten Fuß kommen wird, wie sie bey uns ist. Ein Proceß muß sehr wichtig und verwickelt seyn, wenn er bey dem Hofgericht zu Carlsruhe über 4. Jahre dauern soll, und bey den Oberämtern und Aemtern, welche nicht wie in Sachsen verpachtet, sondern mit den geschicktesten Männern zB. mit einem Schlosser, besetzt werden, ist der Proceß noch kürzer. Advokaten sind hier keine, sonder der Oberbeamte macht durch Vernehmen zum Protokoll den Advokaten von beyden Partheyen, indem er sie über die Punkte auf die es zur Entscheidung ankommt, befragt, Zeugen verhört, die Urkunden und deren Beweiskraft untersucht u. dergl. und als denn spricht. Bey Publikation des Urtheils müssen den Partheyen die *fatalia appellationis* erklärt werden, daß sie nemlich, wenn sie sich beschwert glauben, binnen 10. Tagen appelliren, und als denn einen HofgerichtsAdvokaten in Carlsruhe annehmen müssen, der in 4. Wochen die Appellation introducire. Bey dem Hofgerichte sind wenig Proceße in erster Instanz, und bey diesen keine feyerliche Einlaßung, sondern die Klage wird *sub termino 4. septimanas ad excipiendum* communicirt, replicirt u. duplicirt, u. alsdenn die Akten einem Referenten zugestellt, dr nach Beschaffenheit der Sache *definitive* oder

---

<sup>266</sup> *Richters Caffeehaus*: eine der angesehensten Kaffee-Wirtschaften Leipzigs, wurde bis 1790 vom Ehepaar Richter im noch heute existierenden Romanushaus an der Ecke Brühl-Katharinenstraße geführt. In den Karl Heinrich Krögen zugeschriebenen *Freien Bemerkungen über Berlin, Leipzig, Prag* (o.O. 1785) werden seine als geschmackvoll gerühmte Einrichtung, die wöchentlichen Konzerte, das illustre Publikum und die Schönheit der Wirtsgattin hervorgehoben.

*interlocutorie*, oft auf *mixte* spricht. Die meisten Sachen aber, welche vorkommen, sind Appellationen. Hier wird der *Libellus gravaminum* mit den Akten erster Instanz gleich einem Referenten zugestellt, der gleich *formalia* u. *materialia* untersucht. Gegen einen Fehler *in formalibus* wird leicht *restituirt*, werden aber die *materialia* oder *Gravamina* ungegründet gefunden, so werden *processus appellationis* abgeschlagen, u. *acta primae instantiae ad iudicem a quo remittirt*. Sind aber die *gravamina* gegründet, oder ist ein oder der | andere Punct<sup>267</sup> noch nicht gehörig ins Licht gestellt, oder sind *nova* beygebracht worden, denn dieß ist erlaubt, so werden *processus* erkant, *libellus gravamin. ad excipiend.* dem Gegentheil *communicirt*, u. *commissis* zum mündlichen Verfahren erkant, welches bis zur *Duplic* geht, wollen die Advokaten noch *tripliciren* u. *quadrupliciren*, so müssen sie bey dem Hofgericht darum bitten. Wenn das Verfahren geschlossen ist, so legt der *commissarius* das Protokoll dem *Collegio* vor, der Präsident ernennt einen Referenten, u. dieser spricht, wenn er alles gehörig [sic] erörtert findet, *definitive*. Die Conkurs-Sachen, die in Sachsen so wichtig und weitläufig sind, werden hier von Schreibern ausgemacht, welche sogar die *Locutions*-Urthel entwerfen, und dem OberAmt und Stadtschreiber, der aber auch kein *litteratus* ist, zur Einsicht vorlegen. Wir habe aber bey uns 21. Classen, wo es denn freylich leichter ist, zu *lociren*, als in Sachsen bey fünfen. Was bey uns ein Schreiber ist, wirst Du noch nicht wissen. Wenn ein iunger Mensch die Schreiberey lernen will, so geht er bey einem Stadtschreiber, Burgvogt, Forstverwalter, Amstkeller oder Einnehmer auf 3. Jahre in die Lehre, u. solange heißt er *Incipient*. Das gewöhnliche Lohngeld ist 150 fl. Hier lernt er das Rechnungswesen, welches bey uns sehr accurat ist, Theilungs- u. Inventursachen u. alles was zur Notariats-Praxis gehört, Schatzungs- u. Steuerwesen u. dergl. und bey den Land*Commissariis* Geometrie, praktische Feldmeßkunst u.s.w. Nach Verfluß der Lehrjahre heißt er Skribent, u. darf einen Degen tragen. Als denn sucht er sich in andern Schreibstuben mit dem ganzen Umfange der Schreiberey bekant zu machen, u. bekommt von seinem Principal nach dem Verhältniß seiner Brauchbarkeit ein *salarium*. Mit diesen Leuten werden die meisten Dienste im Lande besetzt, u. nur zu den Stellen bey den Landescollegien, die Renthcammer ausgenommen, u. zu Oberbeamten werden Juristen genommen, die aber auch in den Cameralwissenschaften nicht fremd seyn dürfen. Hier zB. ist ein Oberforstmeister, ein Landschreiber, ein OberAmts*assessor*, ein Burgvogt, ein Stadtschreiber, ein Landbaumeister, ein Forstverwalter, ein Einnehmer, ein Frohnverwalter, ein Land*commissarius*, ein geistlicher Verwalter, ein OberAmts*Secretarius* u. 5. Theilungs*commissarii* auf dem Lande, u. von allen diesen sind nur der Landschreiber, HofRath Schlosser, u. der O[ber]Amts*Assessor* Sander, ein Bruder des sel. Prof. Sander, Juristen. — Hier hast Du nun einen recht langen Brief, der Dich zu einer baldigen Antwort auffordert. Lebe recht wohl, u. sey versichert, daß ich nie aufhören werde, mit der wärmsten Freundschaft zu seyn

Dein

wahrer, aufrichtiger Freund  
Fr. v. Zinck.

---

<sup>267</sup> Auf fol. 98v oben von anderer Hand (Eberhard?): „Emmendingen erh. den 16. Oct. 1783. H. Hofr. v. Zinck.“

60

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen  
Empfänger: Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck, in Leipzig  
Datum: 12. Februar 1784  
Quelle: A (Nr. 54), fol. 105r-106v

Emmendingen, den 12ten Hornung, 1784.

Gnädige Tante!

Es scheint fast, als wenn Sie es ganz aufgegeben hätten, an mich zu schreiben, wenigstens habe ich seit langer Zeit von IHRER Hand nichts gesehen, als zwey Aufschriften. Es ist nunmehr festgesetzt, daß, wenn keine Hinderniße dazwischen kommen, wir bevorstehendes Früh-Iahr nach Sachsen kommen. Mit wie vielem Entzücken wolte ich IHNEN diese meine Hofnung melden, wenn nicht die Nachricht von dem Tode meiner armen Schwester meine ganze Seele verstimmt hätte. Ich habe schon vor 3. Wochen an den D. Klinkhardt geschrieben, um zu erfahren, ob ich das Geld, das mir Held noch schuldig ist, nicht zur Reise erhalten könnte, habe aber noch keine Antwort | erhalten. Wir haben uns daher entschlossen, ettliche 100 fl. zur Reise hier aufzunehmen, denn meine Schwiegermutter kann uns jetzt kein Geld geben, weil sie wegen einer unsichern Schuld, um ihr Geld nicht zu verlieren, eine Wiese hat kaufen, und neue Livreen hat machen lassen müssen. Aber noch müssen wir eine andere [sic] Hinderniß aus dem Wege räumen, zu der ich SIE uns behüflich zu seyn bitte. Meine Frau hat schon vor 10. Iahren ihrer Cousine, der Frl. von Hoen, versprechen müssen, sie wenn wir einmahl nach Sachsen reisten, mit zu nehmen, und hat seitdem ihr Ansuchen wiederholt so oft sie uns gesehen hat, und versprochen, 20. Carolinen zur Reise zu geben. Nun können wir uns aber leicht vorstellen, daß diese IHNEN ganz fremde Person SIE sehr *geniren* würde, und auch uns wäre es weit angenehmer, allein zu reisen, zumahl da wir unsere ganzen Reiseanstalten ändern müßten, ich ersuche SIE daher, in IHREM nächsten Briefe an mich mit einfließen zu lassen, daß es IHNEN zwar eine herzliche Freude seyn würde, die Frl. von Hoen, als eine nahe Verwandte meiner Frau bey sich zu sehen, und kennen zu lernen, daß SIE aber bey den | theuern Hauszinsen in Leipzig mit IHREM *Logis* so eingeschränkt wären, daß SIE bedauern müsten, daß der Mangel an Platz SIE dieses Vergnügens beraubte u. dergl. Wir werden vermuthlich Pfeifern mitbringen, weil es sich nicht schicken würde, ohne Bedienten zu erscheinen, und der arme Teufel sich auf diese Reise freuet, wie ein Kind. Uebrigens aber erwarten SIE uns in keinem glänzenden Aufzuge, und ich bin von IHNEN versichert, daß wir IHNEN eben so lieb seyn werden, als wenn wir prächtig angezogen kämen. Meine Frau ist zwar durch ihrer Mutter Kleider, die sie ihr vor 2. Iahren alle geschenkt hat, so versehen, daß sie sich kann sehen lassen, aber meine Garderobe ist von Herzen schlecht bestellt, doch bringe ich Tuch mit zu einem neuen Kleide, das ich gegen ein Kleid von meinem sel. Schwiegervater eingetauscht habe, und welches ich mir in Leipzig will machen lassen. Versehen SIE indeßen nur Ihren Weinkeller recht gut für IHRE Gäste aus dem Weinlande.

Meine Frau u. Schwiegermutter empfehlen sich IHNEN. Leben SIE recht wohl, u. seyn SIE versichert, daß ich nie aufhören werde, mit der vollkommensten Hochachtung u. Ergebenheit zu seyn

Ihr

unterthäniger Diener u. Neveu.  
Fr. v. Zinck.

[\*quer am linken Rand:\*) Die alte Fr. von Hoen, von der ich IHNEN einmahl schrieb, ist nun in ihrem 81sten Jahr gestorben, und wir hoffen, daß die Fr. v. Hoen nun einen Theil von der Zeit unserer Abwesenheit bey meiner Schwiegermutter zubringen wird. Meiner sel. Schwester Tod hat ihr wieder viel zu schaffen gemacht. |

An die Fr. v. Münchhausen.

**61**

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen  
Empfänger: Christian Friedrich Eberhard in Leipzig  
Datum: 29. März 1784  
Quelle: A (Nr. 55), fol. 107r&v

Emmendingen, den 29sten März, 1784.

Liebster Freund!

Deine Aufträge werde ich iederzeit recht gern besorgen, und du bedarfst keiner Entschuldigungen, wenn du mir welche zu geben hast. Ich habe bereits den 3ten Länner a[nn]o c[urrente] wegen der Forderung des Schreiner Gams an den Oberbeamten zu Carlsruhe, den Geheimen HofRath Preuschen, geschrieben, aber ich bin nicht so glücklich gewesen, eine Antwort zu erhalten. Dieser Umstand hat auch die Beantwortung deines letzten mir so angenehmen Briefs verzögert, weil ich dir gern recht gründliche Nachricht verschaffen wolte. Auf den Advokat Herzberg kanst du dich sicher verlassen; er hat den Ruf eines geschickten und gewissenhaften Sachwalters, und überhaupt hast Du eigennützigte Verzögerungen und überflüssige Proceßvermehrungen bey unsern Gerichten nicht zu fürchten, weil die Oberbeamten keinen andern Vortheil davon haben würden, wenn sie dergleichen gestatteten, als mehrere Geschäfte, denn die wenigen gerichtlichen Sporteln, welche etwa fallen, müssen dem Markgrafen verrechnet werden. Ich hoffe, wenn keine erheblichen<sup>268</sup> Hin-|dernisse dazwischen kommen, in 4. Wochen das Vergnügen zu haben, dich zu sehen und zu umarmen. Da werde ich bey meiner Durchreise durch Carlsruhe Gelegenheit nehmen, mit dem Advokat Herzberg selbst von Deiner Angelegenheit ausführlich zu sprechen. Ich freue mich außerordentlich, mein Vaterland und meine Freunde wieder zu sehen, hätte mir nur Gott nicht durch den Tod meiner Schwester, der mir sehr weh gethan hat, diese Freude zum Theil verbittert. Mein erster Gang in Leipzig soll zu Dir seyn. Dein freundschaftlicher Rath soll mich in allen meinen Angelegenheiten leiten. Wir wollen alsdenn unsere iugendliche Freundschaft als Männer erneuern, und auf unsere ganze übrige Lebenszeit befestigen. Für meine und meiner Frau, die schon unbekant Deine Freundin ist, Unterhaltung durch Bücher während unsers Aufenthalts bey unserer Tante wirst Du schon sorgen. Lebe recht wohl und sey versichert, daß ich nie aufhören werde, mit der wärmsten Freundschaft zeitlebens zu seyn

---

<sup>268</sup> Am unteren Rand von anderer Hand (Eberhard?): „z. 6. porto“; am oberen Rand, von anderer Hand: „Emmendingen d. 4. April 1784. H. Hofr. v. Zinck.“

Dein

aufrichtiger Freund  
Fr. v. Zinck.

62

Absender: Wilhelmine von Zinck in Leipzig  
Empfänger: Christian Friedrich Eberhard in Leipzig  
Datum: 1. Juli 1784  
Quelle: A (Nr. 56), fol. 108r&v

Lieber Eberhardt! gestern da ich von unserm Spatziergang [sic] in mein Zimmer kam, fand ich eine ganze Menge solcher Fratzengesichter – mein Mädchen schielt beständig auf mein Papier, ietzt macht er ein entsetzliches Gesicht, vermutlich, weil ich sein Gesichtchen mit dem meinigen in eine Claße gesetzt habe, aber schon recht warum hast du geschielt. – Nun war meine erste Sorge, wie ich {die} Bilderchen in der Geschwindigkeit wieder los werden will – den [sic] welches Frauenzimmer liebt den Zeugen der ihm so offenbahr alle Schönheit abspricht? Zum Glücke fiel mir so gleich unser guter Eberhardt ein, von dem ich überzeugt bin daß er diesen zwey schwarzen Figuren gerne ein Plätzchen in seinem Zimmer einräumt, und ihren Originalen zu Zeiten ein freundschaftliches Andenken schenkt. Hängen Sie heute meinem Manne kein Räuschchen an, und behalten Sie ihn mir nicht zu lange, ich bin Ihre

Freundin v. Zinck

Leipzig d. 1ten Julii  
1784.<sup>269</sup>

63

Absender: Friedrich von Zinck in Leipzig  
Empfänger: Christian Friedrich Eberhard in Leipzig  
Datum: 2. Juli 1784  
Quelle: A (Nr. 57), fol. 109r

Liebster Freund!

Im Anschluß schicke ich Dir den Brief, deßen *Vidimirung* Du gütig übernommen hast. Die erste Seite deßelben gehört eigentlich nicht zur Sache, und du könntest sie, wrens anders die Ordnung erlaubt, weglassen.

Für die gestrige Bewirthing danke ich nochmals aufs verbindlichste. Meine Frau empfiehlt [sic] sich. Wenn Du mir versprochener maßen heute das Vergnügen machen wilt, mich zu besuchen, so bitte ich Dich, nicht spät zu kommen, damit wir noch Zeit haben, einen Spatziergang zu machen. Leb wohl. Ich bin

Dein

aufrichtiger Freund  
Fr. v. Zinck.

v Hs<sup>270</sup>, den 2ten Iul. 1784.<sup>271</sup>

---

<sup>269</sup> Auf fol. 108v von anderer Hand (Eberhard?): „d. 1. Jul. 1784. Fr. Hofr[ätin] von Zinck.“

**64**

Absender: Wilhelmine von Zinck in Emmendingen  
 Empfänger: Zwei nicht näher identifizierte Tanten in Leipzig<sup>272</sup>  
 Datum: 17. Juli 1784  
 Quelle: A (Nr. 58), fol. 110r&v

Gnädige Tantens!

Jch halte es für meine Schuldigkeit Jhnen beyderseids [sic] unterthänigen Dank abzustatten vor [sic] die Gnade die Sie mir, wie ich das Glück hatte, bey Jhnen zu seyn, erwiesen haben. Setzen Sie mich durch einen gnädigen Besuch bey uns in den Stand, Jhnen meine Dankbahrkeit thätig zu beweisen. Sie können gewiß versichert seyn, daß ich die Pflicht, Jhnen mein Vaterland, und Jhren Aufenthalt in demselben, so angenehm wie möglich zu machen, mit Vergnügen erfüllen | werde. Wenn Sie der Frau von Natzmer schreiben, so haben Sie die Gnade mich ihr unterthänig zu empfehlen, ich werde aber so bald als möglich, selbst an sie schreiben.

Meine gute Mutter empfiehlt sich Jhnen, und dankt Jhnen für die Gnade die Sie ihrer Tochter erwißen haben welche die Gnade hat, mit schuldigsten [sic] Respekt zu seyn

Dero

Emmendingen d. 17te Julius  
1784  
 Nichte

unterthänige

von Zink.

**65**

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen  
 Empfänger: Christian Friedrich Eberhard in Leipzig  
 Datum: 24. Juli 1784  
 Quelle: A (Nr. 59), fol. 111r-112v

Emmendingen, den 24sten Iulius, 1784.<sup>273</sup>

Liebster Freund!

Ich hatte Dir zwar versprochen, gleich nach meiner Ankunft zu schreiben, wenn Du aber meine Entschuldigungen, warum ich es erst 10. Tage nachher thue, hören wirst, und wenn Du wüßtest, mit wie viel Beschwerlichkeit ich diesen Brief wegen der Rückenschmerzen, mit welchen ich seit etlichen Tagen geplagt bin, schreibe, so daß ich noch nicht einmahl weiß, ob ich ihn werde endigen können, daß er mit der morgenden Post fort kommt, so wirst Du mir diesen Verzug gern verzeihen. Daß ich in den ersten Tagen nach meiner Ankunft nicht gleich schreiben konte, wirst Du mir

<sup>270</sup> v Hs: nicht aufgelöst.

<sup>271</sup> Auf fol. 109v von anderer Hand (Eberhardt?): „d. 2. Jul. 1784. H[err] Hofr. v. Zinck.“

<sup>272</sup> Louise Juliane von Münchhausen und Erdmuthe Helene von Zinck?

<sup>273</sup> Am linken oberen Rand von anderer Hand (Eberhardt?): „pr. d. 2. Aug. 1784.“

gern glauben. Man will nach einer so langen und durch Hitze und Staub beschwerlichen Reise gern wieder ausruhen, man findet nach einer so langen Abwesenheit alles in Unordnung, muß auspacken und die alte Ordnung wieder herstellen, man erhält Besuche, und kann also unmöglich schreiben; auch fehlte es mir an allen zum Schreiben erforderlichen Materialien, die Dinte war eingetrocknet, und die, mit welcher ich jetzt schreibe, habe ich wirklich von unserm Stadtschreiber gebettelt, denn hinter dem Ofen steht ein großer Topf voll embryonischer Dinte, ich hatte kein Blatt unbeschriebenes Papier im Hause, und wo meine zurückgelaßenen Federn unterdeßen hingekommen waren, das weiß der Himmel. Daß mein erster Brief an meine Tanten seyn mußte, das kanst Du Dir leicht vorstellen. Nun solte mein zweyter an Dich seyn, aber da wurde ich durch ein Verzeichniß von Münzen, das ich von Leipzig mitgenommen hatte, in einen Briefwechsel mit dem Herrn von Günderode [sic] in Carlsruhe verwickelt,<sup>274</sup> und mußte wegen der Aufträge, die ich von diesem erhielt, sogleich an | Wolf und Thiele schreiben. Diß geschah bis den 21sten, den Tag darauf wolte ich an Dich schreiben, aber da stund ich sehr unpaß auf, so daß den ganzen Nachmittag auf dem Bette zubringen, und es bis heute verschieben mußte. Ueberhaupt habe ich meine alte unerschütterliche Schwäbische Gesundheit noch nicht wieder erlangt, und meine Kränkeleyen machten mir auch die Reise sehr beschwerlich. — Jetzt ein Paar Worte von dieser Reise. Ich habe sie zwar schon H[errn] Wolfen erzählt, ich weiß aber nicht, ob ich Dir das nämliche erzählen werde, oder nicht, ob mir mein Gedächtniß mehr oder weniger treu seyn wird, als vor 4. Tagen, denn ein Tagebuch meiner Reise habe ich nicht geführt. Zuförderst danke ich Dir für die Freundschaft, welche Du mir in Leipzig erwiesen hast, und meine Frau stimmt nebst einer herzlichen Schwäbischen Empfehlung in meinen Dank mit ein. Ich denke recht oft an den Cirkel von Freunden zurück, die ich in Sachsen verlaßen habe, und wünschte sie mir hieher, ein Wunsch, der freylich ein wenig Eigennutz und Egoismus verräth. Besonders werde ich den 1sten September mit einem Glase Bischoffinger, der immer so viel wert ist, als der Rheinwein, den Du bey Ernstern trinken wirst, in der Hand in der Stille feyern. In Merseburg traf ich Klinkhardten zu unserer Begleitung völlig reisefertig an. Er stellte mir eine nach einer Bergerischen *Cautel*, die er mir zeigte, eingerichtete Schuldverschreibung seiner Frau zu, welcher er eine Bürgschaft als Selbstschuldner und *correus* beygefügt hatte, und wodurch ich hinlängliche Sicherheit erhalten zu haben glaube. Während meiner Anwesenheit bekam er einen Brief von Helden, worinnen er sehr wehklagte, daß er kein Geld habe, und ihn bittet, daß er mir zureden möchte, daß ich ihm die Schuld schenken soll. Diß bin ich denn nun aber nicht gesonnen zu thun. Du wirst von Klinkhardten einen Brief erhalten haben, daß Du mit der Klage inne halten solst. Dieß habe ich deswegen für gut gefunden, weil das Dokument, welches Du in Händen hast, nur auf 150 rh. gestellt ist, Held aber glaubt, 180 rh. schuldig zu seyn. Du wirst also so gut seyn, und ihn erst durch ein Privatschreiben *avertiren*, daß Du Vollmacht hast zu klagen, vielleicht erhalten wir ohne Proceß mehr von ihm als durch denselben. Zahlt er aber nicht bald, so mache in Gottes Nahmen ein Zinck *contra* Held. Wir hielten uns ohngefähr eine Stunde bey Klinkhardten auf, er begleitete uns 1. Stunde weit zu Pferde, und wir kamen gegen Mittag in Freyburg<sup>275</sup> an. Wir blieben hier wegen der Hitze liegen, konten aber wegen der geräuschvollen Nachbarschaft eines Schmidts nicht schlafen, und fuhren Abends um 6. Uhr von

---

<sup>274</sup> Herr von Günderode: vgl. Briefe 17, 31, und 33.

<sup>275</sup> Freyburg: Freyburg an der Unstrutt.

Freyburg ab, nachdem wir einen ziemlich langweiligen Nachmittag da zugebracht und die sehr häßliche Stadt ein wenig besehen hatten. Wir hatten von Hitze und Staub noch viel auszustehen, kamen mir Sonnenuntergang nach Kloster Häßler<sup>276</sup>, um Mitternacht nach | Großneuhäusen, und früh um 3. Uhr nach Weißensee. Diese Nachtreise war sehr angenehm, nur für schläfrige Augen nicht. In Weißensee fanden wir keine Pferde, und suchten also auf einige Stunden Ruhe, reisten aber um 6. Uhr schon weiter. Bey Lennstädt kamen wir in ein starkes Gewitter, welches wir in einer elenden Dorfschenke – den Namen des Dorfs habe ich vergessen, so gehts, wenn man kein Tagebuch der gesehenen Merkwürdigkeiten führt! – vorbeigehen ließen, und kamen bey gelöschtem Staube und abgekühlter Luft zum MittagEßen nach Langensalza. Die Gegend bis hierher war schön, besonders hat Langensalza eine sehr angenehme Lage. Gegen 4. Uhr kamen wir nach Mühlhausen, welches mit seinen vielen Thürmen viel Wind macht. Bis hierher hatten wir gute Wege, weil sie trocken waren, denn sie waren der Mutter Natur völlig überlassen, und wo die Kunst etwas daran gethan hatte, so wars selten Verbeßerung. Aber von Mühlhausen kamen wir über sehr bergichte und steinichte Wege, die mich mehr als einmahl für unsere Chaise besorgt machten, durch ein elendes, armes Land, das unmöglich seinen sehr sparsamen Bewohnern den Steinen anvertrauten Saamen wieder einbringen konte, sehr ermüdet Abends spät nach Wahnfried<sup>277</sup>, der ersten hessischen Station, wo wir von unserm Mitgebrachten zehren musten, und ein elendes Nachtlager fanden. Von Wahnfried aus kamen wir den 9ten durch eine paradiesische Gegend. Zwar stacken wir beständig zwischen Bergen, aber fruchtbarere Thäler habe ich nie gesehen als hier, auch waren die Wege gut. Wir kamen über Bischhausen und Helsa gegen 5. Uhr nach Kassel. Es liegt in einem schönen Thale, und stellt sich dem Auge von der Seite, von welcher wie es sahen, sehr schön dar, aber die Stadt selbst ist häßlich, die neue Stadt ausgenommen, welche aber doch auch nicht vorzüglich ist. Es hat einige sehr schöne Plätze, so wie auch die Häuser einiger Generals schön sind. Wir nahmen gleich einen Lohnlakay an, einen unausstehlichen Kerl, der Kassel für das *non plus ultra* irdischer Schönheit hielt. Wir besahen unter seiner Anführung zuerst das Musäum, das Du schon aus [einer] vollständigern Beschreibung [sic] kennen wirst, als die meinige seyn könnte, da ich alles nur flüchtig u. ohne Kennerauge sah. So viel ich kann ich [sic] Dir sagen, daß es sehr sehenswerth ist. Die Bildhauerkunst findet besonders hier viel Nahrung, ohnerachtet ich hier Stücke vermißte, die ich bey Verschaffelt<sup>278</sup> in Mannheim sahe, als einen Herkules, Laokoon u. a. m. Unter den Werken neuer Künstler gefielen mir besonders bey zwey Göttinnen von Cavaceppi<sup>279</sup>, deren Gewand naße, durchsichtige Badkleidungen schienen, und Büsten u. eine große Statue des Landgrafen auf einen öffentlichen Platze<sup>280</sup>, die

---

<sup>276</sup> Kloster Häßler: Klosterhäseler im heutigen Sachsen-Anhalt

<sup>277</sup> Wahnfried: Wanfried in Hessen, an der Grenze zum Bundesland Thüringen.

<sup>278</sup> Verschaffelt: Peter Anton von Verschaffelt (1710-1793) wirkte als kurpfälzischer Hofbildhauer in Mannheim.

<sup>279</sup> Cavaceppi: Bartolomeo Cavaceppi (1717-1799) italienische Bildhauer, berühmt als Restaurator antiker Plastiken. Die von Zinck erwähnten „Göttinnen“ sind möglicherweise ein oft kopiertes Skulpturenpaar, das eine Vestalin und eine Isispriesterin zeigt. Beider Gewandung sticht durch einen überaus reichen und feinen Faltenwurf hervor; daß außerdem beide ein Gefäß in den Händen halten (die Vestalin einen Krug, die Isispriesterin eine Libationskanne), hat Zinck vermutlich an Badekleidung denken lassen.

<sup>280</sup> Statue des Landgrafen ... Platze: das von Johann August Nahl (1710-1781) und seinem Sohn 1778-1783 geschaffene Standbild Landgraf Friedrichs II. von Hessen-Kassel auf dem Friedrichsplatz.

etwas vorzüglicher waren, als Oesers Churfürst vor dem PetersThore<sup>281</sup>. Das Naturalienkabinet, das Thierreich ausgenommen, schien mir nicht so vorzüglich zu seyn, als das Mannheimer. Wir gingen von da in den sogenannten Augarten, welcher schön ist, ich kann aber nicht sagen, daß ich nicht, die Orangerie ausgenomme, schon mehrere eben so schöne und schönere Gärten gesehen hätte. Wir wolten den folgenden Tag früh den berühmten Weißenstein<sup>282</sup> besehen, weil es aber regnete und ich sehr unpäßlich war, so setzten wir unsere Reise fort, um dem Ziele derselben näher zu kommen, und kamen über Wabern u. Jeßberg nach Halsdorf.<sup>283</sup> | Den 11ten machten wir eine starke Tagreise über Marpurg, Gießen, Butzbach und Friedberg nach Frankfurth, welches wir erst Abends um 10. Uhr erreichten. Bis Marpurg fanden wir schlechten Weg, doch fanden wir durch das ganze Hessen löbliche Anstalten zu baldigen Verbeßerungen der Wege durch Anlegung neuer und Ausbeßerung alter ausgefahrener Chausseen. Marpurg ist äußerlich schlecht, Gießen hingegen, wo wir *à table d'hote* aßen, ganz artig. Ich erkundigte mich nach Schlettwein, deßen Schwester des hiesigen Landbaumeisters Meerwein Frau ist, weil er aber zu weit von der Post wohnte, und ich mich nicht aufhalten konte und mochte, so gieng ich nicht zu ihm. Eine Stunde vor Frankfurth kamen wir auf die herrlichen Chausseen, welche wir zu unserm nicht geringen Troste bis hierher nicht wieder verlassen solten. Den 12ten kamen wir von Frankfurth über Haddersheim<sup>284</sup> nach Maynz, über eine schöne Schifbrücke über den Rhein, welcher mit Schiffen von mancherley Größe bedekt war. Wir waren ietzt in der Gegend, wo der eigentliche Rheinwein wächst und waren durch Hochheim<sup>285</sup> durchgefahren. Maynz liegt sehr reizend. Wir wurden hier beynahe 3. Stunden aufgehalten, und konten deswegen Mannheim nicht erreichen, weil es um 10. Uhr schon geschlossen wird, sondern kamen über Oppenheim nur bis Worms. Den 13ten kamen wir früh um 6. Uhr nach Mannheim, hielten uns aber nicht auf, sondern ritten nach Carlsruhe, welches wir bey guter Zeit erreichten, und den 14ten Abends um 9. Uhr unsere Reise hier endigten. Ich hatte von Carlsruhe aus einen Laufzettel vorangehen laßen. Dieser war durch einen Zufall hierher gekommen, und hatte hier die Vermuthung erregt, daß wir es wären, daher kam uns der OberAmtsaktuarus Albrecht 1 ¼ Stunden von hier auf einem Pferde von meiner Schwiegermutter entgegen u. eine Viertelstunde vor der Stadt erwartete uns ein ganzer Cirkel von Freunden. Ietzt leben wir wieder in unserm alten Kreiß von Beschäftigungen und Vergnügungen, welche wenigstens den Vorzug haben, daß sie herzlicher sind und ohne Zwang genoßen werden können. Ich kann Dir nicht sagen, wie sehr ich mich wieder nach Hause sehnte, und nur diese Sehnsucht konte mir den Abschied, vielleicht auf lange, vielleicht gar auf ewig, von Dir und meinen übrigen Freunden erträglich machen. Ich wünschte mir aus Sachsen

---

<sup>281</sup> *Oesers Churfürst*: Adam Friedrich Oeser (1717-1799), Maler und Bildhauer, Direktor der Kunstakademie. Er schuf für die Leipziger Esplanade (heute der Wilhelm-Leuschner-Platz) ein Standbild des sächsischen Kurfürsten Friedrich August III. Das erwähnte Peterstor (niedergelegt 1859) war ein Werk Matthäus Daniel Pöppelmanns (1662-1736).

<sup>282</sup> *Weißenstein*: Das Jagdschloß Weißenstein wurde zwei Jahre später abgerissen, um Platz für den klassizistischen Neubau von Schloß Wilhelmshöhe zu machen. Mit „Weißenstein“ meint Zinck aber vermutlich nicht das Schloß selbst, sondern den dahintergelegenen Bergpark mit Herkules und Kasakade.

<sup>283</sup> Am oberen Rand von anderer Hand (Eberhard?): „Leipzig [\*ausradiert\*] Emmendingen d. 2ten Aug. 1784. H[err] Hofr. v. Zinck.“

<sup>284</sup> *Haddersheim*: Hattersheim am Main.

<sup>285</sup> *Hochheim*: Hochheim am Main war bereits im 18. Jahrhundert für seinen Wein berühmt.

nichts als den Cirkel hieher, den ich verlassen habe, und nicht einmahl genoßen habe, und welchen ich hier freylich entbehren muß und ungern vermiße.

Hier hast Du einen langen Brief, der die 2. g. 3. d. nicht werth ist, die er Dich kostet. Antworte mir bald und eben so weitläufig. Empfiel mich allen Bekanten, besonders dem Hn. D. Pohl, den ich sehr schätze. Sage ihm und dem Hn. D. Gehler, daß ich es recht sehr bedaure, daß ich ihren Umgang nicht so hätte genießen können, wie ich gewünscht hätte, aber Du weißt selbst, wie eingeschränkt ich in Leipzig war. Lebe recht wohl, und sey versichert, daß ich bis ins Grab seyn werde

Dein  
Freund

wahrer, aufrichtiger

Fr. v. Zinck.

## 66

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen  
Empfänger: Christian Friedrich Eberhard in Leipzig  
Datum: 1. September 1784  
Quelle: A (Nr. 60), fol.113r-114v

Emmendingen, den 1sten September, 1784.

Liebster Freund!

Die überschickte Uhr und Schnallen habe ich mit dem letzten Postwagen richtig erhalten. Für Deine Bemühungen in dieser Sache danke ich Dir vielmals. Freylich wäre mir baar Geld lieber gewesen, zumahl da beydes viel zu hoch angeschlagen ist. Die Uhr ist schön, aber um 6. Carolinen allenthalben zu kaufen, und mir ist sie, da ich keine brauche, noch weniger werth. Die Schnallen sind schlecht, und ich hätte es gern gesehen, wenn Du sie, um mir das Postgeld zu sparen, *à tout prix* verkauft hättest. Um einen Dukaten, vielleicht auch noch wohlfeiler, soll sie der erste beste Iude haben. Das Silber, in welche sie gefaßt sind, ist keinen Gulden, und die Steine sind gar nichts werth. Du siehst also, daß ich kaum 40 rh. habe, doch bin ich, bey so bewandten Umständen, froh, daß ich nur so viel erhalten habe. Meine alte Uhr will ich verkaufen, und die Schuhschnallen dazu, denn die sind mir nun zu gar nichts nütze. Es thut mir nur leid, daß auf diese Art ein Projekt gescheitert ist, das ich gemacht hatte. Ich wolte Dich nemlich bitten, wenn Held bezahlen würde, meine und meiner Frau Silhouetten von Holbergen auf Perlenmutter machen, und sie nur in Ringe faßen zu laßen. Das fällt aber nun weg, denn von meinen ordinären Einkünften mag und kann ich nicht so viel darauf verwenden. Wenn Du allenfalls von Helden noch so viel herauspressen könntest – aber was ist aus einer ausgedrückten Citrone noch herauszupressen? Auf seinen Brief wünschte ich wohl daß Du ihn fragtest, was denn das eigentlich für | Dienste seyen, die er mir will gethan haben, und ob er nicht von seinen Negotiationen für mich bey dem Hn. Hommel, dem Iuden Levi und dem StiftsRath Marschall Vortheil genug und mehr gehabt habe, als sich mit meinem Interesse vertragen hätte. Ob er das auch unter seine guten Dienste, die mir kein anderer thun konte, rechne, daß er den Domprobst A[nn]o 1779. noch mehr gegen mich aufgebracht habe? Ob ich damit zufrieden seyn könne, daß ich anstatt 428 rh., die ich an ihn zu fordern gehabt hätte, ietzt mit 140 rh. vorlieb nehmen müße? Hätte er sein Glück auf den Wegen der Ehrlichkeit gesucht, so würde ers, wie Du und mancher andre auch ohne eignes großes

Vermögen eher gefunden haben, als auf den Wegen, die er eingeschlagen ist [sic]. Sage ihm ein meinem Nahmen, daß keine Sache so verzweifelt sey, die nicht durch gute Oekonomie, Fleiß und Rechtschaffenheit wieder herzustellen wäre. Doch ich habe mich hierbey zu lange und länger aufgehalten, als ich Anfangs Willens war.

In Badenweiler, 5. Meilen von hier, wo ein stark besuchtes Bad ist, sind Römische Bäder entdeckt worden, die sehr schön und größtentheils wohlerhalten seyn sollen. Wenn meine Reise nach Sachsen meinen Geldbeutel nicht so sehr entkräftet hätte, so machte ich eine Reise hin, um sie zu sehen. Der hiesige Landbaumeister Meerwein hat eine Zeichnung davon gemacht. Man sagt auch, daß der Markgraf selbst noch dieses Jahr eine Reise nach Badenweiler machen werde, um sie zu besehen. Ich war vor 4. oder 5. Jahren mit meiner Frau u. meinem sel. Schwiegervater 3. Wochen da, und ich habe auch, wenn ich mich nicht irre, Dir von daher meine Reise in die Schweitz beschrieben. Wenn Du künftiges Jahr zu uns komst, so soll dieß eine von den Parthien seyn, die wir mit einander machen wollen. Ich habe dich schon oft auf meinen Spatziergängen in Gedanken bey mir, und zeige Dir die Schönheiten und Schätze des Breisgau. Wein wird es dieß Jahr wenig und schlecht geben, komm Du aber nur, Du solst keinen 84ger zu trinken kriegen.

Ich lege Dir im Anschluß auch eine Abschrift von dem Reskript bey, durch welches im vorigen Jahre die Leibeigenschaft ist aufgehoben worden. Du kanst daraus sehen, worinnen eigentlich diese Aufhebung bestehe, und was in unsern Canzleyen für ein Styl herrsche. Es gehören | eigentlich dazu noch ein Reskript an die OberAemter und Aemter Kirchberg, Sprendlingen, Birkenfeld, Herrsten, Naumburg, Winterburg, Winnigen, Gräfenstein und Rhodt, ingleichen ein Cammer-Dekret an die Verrechnungen. Da aber der Inhalt des erstern schon in dem General-Reskript *sub N[ume]ris*. 2. u. 3. begriffen ist, und das letztere nur eine beziehende Weisung an die Cameralbedienten ist, so habe ich nicht für nöthig gehalten, sie abzuschreiben.

Ich habe bey meiner Anwesenheit in Sachsen vergeßen, Dir von einer Lustizanstalt Nachricht zu geben, die vor 2. Jahren gemacht worden ist. Es ist dieß eine *Consultations-Deputation*. Sie besteht aus 3. Mitgliedern des Hofgerichts, und 2. Advokaten und noch einem Advokaten, der als Sekretair dabey angestellt ist. Wenn eine Parthey sich durch den Spruch der ersten Instanz *gravirt* glaubt, so kann sie sich gegen Erlegung einer Relationsgebühr von 10. fl. oder 2. Dukaten von der *Cons. Deputat.* belehren lassen, ob es rathsam sey zu *appelliren* oder nicht. Das *fatale* bleibt unterdeßen offen. Auch können, welches ich aber nicht ganz billige, die Partheyen gleich in erster Instanz von der Deputation sprechen lassen. Die Deputation giebt ihre *informatorias* mit Zweifels- u. Entscheidungs-Gründen. Du siehst also, daß es eine Art von Iuristenfakultät ist, die zu Vermeidung unnöthiger Proceße bey dem Hofgericht und Ersparung vieler Proceßkosten für die Unterthanen sehr heilsam ist. Ich erwarte einen Besuch, und muß daher hier abrechen. Meine Frau empfiehlt sich Dir aufs freundschaftlichste, und läßt Dich erinnern, Dein Versprechen eines längeren Briefs bald zu erfüllen. Empfiel mich allen, die sich meiner freundschaftlich erinnern, lebe recht wohl, und sey versichert, daß ich nie aufhören werde zu seyn

Dein

aufrichtiger, wahrer Freund

Fr. v. Zinck.

N. S. Die OberAemter sollen über die Nützlichkeit der *Cons. Dep.* gutächtlich berichten, denn bisher hat sie nur ein einstweiliger Versuch seyn sollen. Wenn ich

des HofRath Schlossers, der nicht damit zufrieden ist, Bericht bekommen kann, so will ich ihn für Dich abschreiben.<sup>286</sup>

## 67

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen

Empfänger: Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck, in Leipzig

Datum: 15. Januar 1785

Quelle: A (Nr. 61), fol. 115r-116v

zu Emmendingen, den 15ten Jänner, 1785.

Gnädige Tante!

Ich würde *Ihnen* schon längst wieder geschrieben, und zugleich meinen Glückwunsch zum Antritt des neuen Jahres abgestattet haben, wenn ich nicht seither mit Geschäften so überhäuft gewesen wäre, daß ich unmöglich eher dazu kommen konte, als heute. Auch ietzt hätte ich noch einen Packbrief aufzusetzen, und eine Beschreibung des Bamlacher Zehenden aus den Akten auszuziehen, aber ich konte es unmöglich länger aufschieben, *Ihnen* zu schreiben. Hören *Sie* ietzt zuerst meine bisherigen Beschäftigungen. Am 13ten December haben wir unsere alten Meubles, wovon das ganze Haus so voll war, daß wir zu denen, die wir bisher in unserm Hause in der Vorstadt hatten, keinen Platz hatten, verkauft durch eine Auction, in welcher wir 516 fl. gelöset haben. Da gab es denn hinterher Auszüge zu machen, Ausschreiben zu Eintreibung der Ausstände zu erlassen u. dergleichen Sachen mehr, und doch stehen mir noch ganze 50 rh. aus. Den 2ten Jänner giengen wir nach Strasburg in die Meße, um uns mit neuen Meubles zu versehen, indem wir von unsern bisherigen nur die besten und nothwendigsten behal-|ten hatten. Schon seit 6. Wochen hatte ich mit [der] Wittwe des ehemaligen Stadtschreiber [sic] Eisenlohr wegen ihrem Hause in Tractaten gestanden, und immer mit diesem wunderlichen Weibe, die ärger ist als 10. Advokaten, nicht überein kommen können, bis endlich am vergangenen Montag, da ich mir eben vorgenommen hatte, an *Sie* zu schreiben, der Hofrathssekretarius u. Stadtschreiber Baurittel, der die bisherigen Unterhandlungen besorgt hatte, zu mir kam, und mir sagte, daß ietzt alles richtige sey, und ich in die Stadtschreiberey kommen möchte, damit der Kauf protokollirt würde. Es ist ein geräumiges wohlgebautes Eckhaus in der Vorstadt, bey welchem noch über 3. Morgen Garten, Feld von der besten Qualität, Grasplatz, und ein neu angelegter Weinberg ist. Es liegt alles an einander, gerade hinter dem Hause. Dafür bezahle ich 9000 fl. (3000 Sächsische Thaler) baar Geld, und muß der Verkäuferin noch ein *Logis* auf 3. Jahre um jährliche 30 fl. Hauszins im Hause geben. Den oberen Stock bewohnt der Forstverwalter um 10. Carolinen, und da dieser nicht ausziehen zu wollen sich erklärte, so besprach ich mich deswegen mit dem Geheimen HofRath

---

<sup>286</sup> Auf fol. 114v, quer zur Schreibrichtung der Vorderseite, von anderer Hand (Eberhard?): „Emmendingen, d. 10. Septbr. 1784. H. Hofr. v. Zinck.“ Weiter in Schreibrichtung der Vorderseite: „v. Turkheim [\*ein unidentifiziertes tachygraphisches Kürzel\*] der Elsaß. Der Dom Capittular in Speyer Frhr. v. Beroldingen, läßt ein blindes frauenzimmer v. Bruchsal Mlle Kirchgaßerin [recte: Kirchgeßner] bey Schmittbauer in Carlsruhe di von ihm erfundene *Harmonica* lernen. Sie ist eine Enkelin des Capellmeisters Wasmuth in Würzburg u. Schmittbauer hat ihrem Großvater seine musicalische Kentniß und Glück zu verdanken“.

Schlosser, mußte etliche Briefe an den Cammerpräsidenten von Gayling und den Geheimen HofRath Meyer nach Carlsruhe schreiben, eine Supplik machen um die Erlaubniß, dieses Haus kaufen zu dürfen – denn das darf kein Fürstlicher Bedienter ohne herrschaftliche Concession – und diese Supplik mit einem Briefe an den Präsidenten von Hahn schicken. Gleich drauf erhielt ich von verschiedenen Orten Nachricht, daß einige Bürger damit umgingen, mir das Haus auszuloosen. Diesem zuvorkommen, wußte ich kein besseres Mittel, als selbst Bürger zu werden. Ich gieng deswegen vorgestern in aller Frühe wieder zum Geh. HofR. Schlosser, welcher mein Vorhaben billigte, | und Nachmittags gleich eine außerordentliche Raths-Session hielt, wo die Stadt ihre Einwilligung zu meiner Annahme ohne Wiegung ertheilte. Ich machte deswegen gleich eine Supplik und der Geh. HofRath Schlosser einen OberAmtsBericht dazu an die Regierung nach Carlsruhe, schickte beydes an den Präsidenten von Hahn, und in diesem Augenblick wird vielleicht meine Annahme als Bürger zu Emmendingen beschloßen. In einiger Zeit aber kann ich dieses Bürgerrecht, wenn es mir beschwerlich fallen sollte, wieder aufgeben. Mit dem Forstverwalter bin ich zwar noch nicht zu Stande, aber er sieht sich doch schon, wie ich höre, nach einem andern *Logis* um. Wir werden künftiges Früh-Iahr und Sommer mit der Einrichtung unsers neuen Hauses, dem Verkauf des alten und unserer Aecker und Gärten, die Wiesen behalten wir der Pferde wegen, alle Hände voll zu thun haben. Wie groß würde unsere Freude seyn, wenn *Sie* und die gnädige Frau Tante uns in unserm neuen Hause besuchten! Wir können ietzt eine solche Einladung ruhiger an *Sie* ergehen lassen, weil wir ietzt Platz genug haben, *Sie* zu *logiren*. Nehmen *Sie* diese Einladung nicht als ein leeres Compliment an, sie ist unser beyder wahrer Ernst, und wir unterhalten uns oft mit einander davon. Unsere Haushaltung besteht ietzt aus einem Bedienten, den ich erst an Weynachten bekommen habe, denn der, den meine sel. Schwiegermutter hatte, war nicht mehr u. nicht weniger als ein Bauerknecht in Livree, er ist Pfeifers Schwager, ein iunger flinker Bursche von 18. Jahren, kann frisiren u. rasiren, und würde *Ihrer* Christine nicht übler gefallen, als Kärcher, einem Kutscher, einer Köchin, einer Viehmagd, 2. Pferden, 3. Kühen, 3. Schweinen und meinem ehrlichen *Cartouche*<sup>287</sup>, welcher täglich 2. große Schüsseln voll Suppe ausfrißt, dick und fett dabey wird, die Leipziger Jungfern fleißig nachahmt, und so sehr an mich *attachirt* ist, daß er mir nicht von der Seite weicht. Von unsern Grundstücken werden wir noch einen Garten von 1 ½ Morgen behalten, und ihn bis auf ein Grasstück ganz zu Feld machen. *Sie* sehen, daß ich schon anfangs, | ein ganzer Landoekonom zu werden. Ich werde dieses Iahr Hanf, Weitzen, Cartoffeln, Kraut, Rüben u. Türkisch Korn bauen, von meinen Reben aber noch wenig Nutzen haben, weil sie erst seit 2. Jahren angelegt sind. Auch werde ich noch eine neue Beschäftigung erhalten, indem mir der Geh. HR. Schlosser den Antrag gemacht hat, von einer Privatgesellschaft, die er zur Aufsicht über das neue Waisenhaus und zu Versorgung der Armen in der ganzen Markgrafschaft Hochberg errichtet hat, Mitglied zu werden, und in seiner Abwesenheit das Direktorium zu führen.

Für *Dero* gnädige Bereitwilligkeit, dem Sekr. Thiele für mich 42 rh. auszuzahlen, danke ich Ihnen unterthänig. Ich erhielt das Geld aus der hiesigen Einnehmerey den nemlichen Tag ausgezahlt, da ich Abends *Ihren* Brief erhielt. D. Klinkhardt wird

---

<sup>287</sup> *Cartouche ... die Leipziger Jungfern fleißig nachahmt*: Wohl ein Hund, der sich viel putzt. Cartouche war der Spitzname Louis Dominique Bourguignons (1693-1721), eines für seine Streiche berühmten Pariser Räuberhauptmanns.

*Ihnen* hoffentlich die 25. rh. schon zurück bezahlt haben, und wegen des Rests habe ich bereits vor 4-5. Wochen an meinen Schwager geschrieben.

Die Anstalten in unserer Nachbarschaft werden sehr kriegerisch. Während unsers Aufenthalts in Strasburg wurden alle *Galeriens* in Freyheit gesetzt, und die zum Dienst tauglichen wieder als Soldaten angenommen, die *Officers*, welche in Urlaub da waren, giengen alle bereits zu ihren entfernten Regimentern ab, und die gute Frau von Hoen ist fast untröstlich, weil 4. von ihren Söhnen, welche *Officers* sind, wieder fort müssen, da sie erst vor kurzem die Freude gehabt hat, drey davon glücklich aus Amerika zurückkommen zu sehen. Den Tag vor Weynachten marschirte das Kayserliche Regiment *Migazzi*, welches schon nach den Niederlanden auf dem Marsch war, hier durch nach Freyburg, vermuthlich weil der Kayser seine Vorderösterreichischen Staaten nicht ganz entblößen mag. Wir haben Gott Lob! nichts zu fürchten, denn wir sind Iedermanns Freund. Einer von unsern Prinzen ist Kayserlicher General, und 2. sind in Holländischen Diensten.

Entschuldigen *Sie* mich nebst unterthäniger Empfehlung von mir u. meiner Frau bey der gnädigen Frau Tante, daß ich ihr nicht auch schreibe. Ich habe ietzt wahrhaftig nicht Zeit, es soll aber nächstens geschehen. Auch der Frau Tante in Magdeburg empfehlen *Sie* uns zu Gnaden. Wir bedauern sie recht sehr wegen ihrer Unpäßlichkeit, und wünschen ihr von ganzem Herzen eine dauerhafte Gesundheit. Meine Frau wünscht besonders zu wissen, was ihre Nase macht, denn sie ist sehr besorgt deswegen.

Empfehlen *Sie* mich allen, die sich meiner erinnern, leben *Sie* recht wohl, und seyn *Sie* versichert, daß ich nie aufhören werde, mit der vollkommensten Hochachtung und Ergebenheit zu seyn

*Dero*

unterthäniger Diener und Neveu  
Fr. von Zinck.

N.S. Meine Frau empfiehlt sich *Ihnen* zu Gnaden.

## 68

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen

Empfänger: Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck, in Leipzig

Datum: 19. März 1785

Quelle: A (Nr. 62), fol. 117r-118v

NiederEmmendingen, den 19ten März, 1785.

Gnädige Tante!

Hier schicke ich *Ihnen* einen leibhaftigen Emmendinger, den ältesten Sohn unsers Stadtpfarrers Gokeel [sic]. Er kommt auf das Waisenhaus nach Halle<sup>288</sup>, und ist durch den Geheimen HofRath Schlosser an einen Frankfurter Kaufmann empfohlen worden, der ihn mit nach Leipzig nehmen soll, wenn er auf die Messe geht. Ich habe diese Gelegenheit nicht vorbegehen lassen wollen, theils *Ihnen* zu schreiben, theils *Ihnen* iemanden aus unserer Haupt- und Residenz-Stadt Emmendingen zu präsen-

---

<sup>288</sup> auf das Waisenhaus nach Halle: die heute als „Franckeschen Stiftungen“ bekannte, 1695 von August Hermann Francke (1663-1727) gegründete pietistische Schulanstalt.

tiren. *Sie* werden zwar diesen Brief ein wenig alt und wohlbetagt erhalten, weil der junge Mensch vorher zu seinem GroßVater, einem Pfarrer | im Elsas reiset, und vielleicht auch in Frankfurth sich einige Tage wird aufhalten müssen, aber zum Glück habe ich *Ihnen* auch eben keine so wichtigen Sachen zu schreiben, daß dieser Brief nicht allenfalls in der Briefftasche des jungen Gockeel noch größere Umwege machen dürfte.

Zuförderst wünsche ich *Ihnen* zu *Ihrem* Geburtstage – denn um diese Zeit ohngefähr werden *Sie* meiner Rechnung nach diesen Brief erhalten – von ganzem Herzen Glück. Erleben *Sie* denselben noch oft in Gesundheit und Ruhe und Zufriedenheit der Seele, und laßen *Sie* mich *Ihnen* wie bisher empfohlen seyn.

Auch wir haben hier einen harten, langen, ungesunden Winter gehabt. Es sind viele Leute, besonders am Scharlachfieber krank gewesen, und auch wir, besonders meine Frau, sind von allerhand Zufällen nicht ganz verschont geblieben.

Empfehlen *Sie* mich der gnädigen Frau Tante unterthänig zu Gnaden, leben *Sie* beyderseits recht wohl, und seyn *Sie* versichert, daß ich unausgesetzt verharre

*Dero*

unterthäniger Diener u. Neveu  
Fr. von Zinck.

N.S. Meine Frau empfiehlt sich *Ihnen* u. der gnädigen Frau Tante unterthänig. Wir haben gestern beyde Gevatter gestanden, bey dem HofRathsSekretair u. Stadtschreiber Baurittel, und zwar ganz allein. Viele Empfehlungen an H. Wilhelms, u. den Hn. Hauptmann von Schönfeld. | [\*eine leere Seite\*] |

An

die verwittwete Frau Hauptmännin von  
Münchhausen, gebohrene Freyin von Zinck,

*pr. favens.*

Abzugeben auf dem Ranstädter  
Steinwege über dem Mühlgra-  
ben im blauen Lämmchen, 2.  
Treppen hoch.<sup>289</sup>

zu

Leipzig.

69

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen  
Empfänger: Christian Friedrich Eberhard in Leipzig  
Datum: 19. März 1785  
Quelle: A (Nr. 63), fol. 119r-120v

NiederEmmendingen, den 19ten März, 1785.<sup>290</sup>

Liebster Freund!

<sup>289</sup> Am Rand des Bogens, der als Couvert gedient hat, Reste von Zincks Siegel in schwarzem Siegellack.

<sup>290</sup> In der linken oberen Ecke in anderer Hand (Eberhard?): „pr. d. 15. April 1785.“

Ohngeachtet du es eigentlich nicht um mich verdient hattest, daß ich dir mit einem Briefe zuvorkäme, so schicke ich dir doch einen durch einen leibhaftigen, eingefleischten Emmendinger, den Sohn des hiesigen Stadtpfarrers Gockel, welcher nach Halle auf das Waisenhaus geht.

Es ist deine eigne Schuld, wenn du noch nicht weißt, daß schon am 11ten September a[nn]i pr[ae]cedentis \*oder\* praeteriti] meine sel[ige] Schwiegermutter gestorben ist, daß ich seitdem hier – geschwind nach dem datum gesehen! – in meinem eignen Hause wohne, daß ich durch diesen Todesfall in mancherley Geschäfte und Zerstreungen verwickelt worden bin, daß ich ein Haus in der Vorstadt nebst Garten, Feld und Reben für 9000 fl. gekauft habe, welches ich künftigen Sommer zu beziehen | hoffe, daß ich viel zu bauen, viel zu kaufen und überhaupt viel Geld auszugeben habe, daß ich mein hiesiges Haus und Grundstück zu verkaufen gedenke, daß ich ein Mitglied der neuen Armen- und Waisenhaus-Commission bin, welche der Geh. HofRath Schlosser errichtet hat u. dergl. weil du seit länger als einem halben Jahr nicht an mich geschrieben hast.

Ich schreibe ietzt nicht mehr, 1., weil ich keine Zeit habe u. 2., weil ich erst sehen will, ob du dich beßern wirst. Leb wohl, empfiehl mich allen, die sich meiner in Freundschaft erinnern. Ich bin ungeachtet deiner unverantwortlichen Nachlässigkeit

Dein

alter aufrichtiger Freund  
Fr. v. Zinck.

P.S. Von meiner Frau, die sehr böse auf dich ist, keine Empfehlung. Wie steht es denn mit der Perpedesapostolorum-Reise nach Emmendingen? Das wäre noch ein Mittel, die begangene Sünde abzubüßen! | [\*eine leere Seite\*] |

An  
Herrn Advokat Eberhardt,

*pr. favens.*

Abzugeben in Homanns Hofe  
auf der Petersstraße, nach dem  
Neuen Neumarkt hinaus  
2. Treppen hoch.<sup>291</sup>

zu

Leipzig.

---

<sup>291</sup> Am Rand des Bogens, der als Couvert gedient hat, wohlerhalten Zincks Siegel in schwarzem Siegelack.

70

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen  
Empfänger: August Johann von Hahn in Karlsruhe  
Datum: 4. März 1786  
Quelle: C, fol. 7r-8r

*ReichsFrey Hochwohlgeborener Herr,*  
Insonders Hochgeehrtester Geheimer Rath und Präsident!

Ich bin abermals so frey, mich in einem meiner Anliegen an *Ew. Excellenz* zu wenden. Der sel. Domprobst von Zinck in Merseburg, deßen Tod *Ew. Excellenz* vermuthlich wird notificirt worden seyn, besaß unter andern auch Salzkothe und andere Güterstücke in Staßfurth, einem Brandenburgischen Städtchen. Auf diese waren meine Vorfahren mit belehnt, allein mein sel. Vater und seine Brüder versäumten, die Mitbelehnung darauf zu suchen, weswegen mir, da der sel. Domprobst während meiner Minderjährigkeit darum ansuchte, die Belehnung versagt und auch ein Anerbieten von 50 rh. *redimenda feloniam* von der Magdeburgischen Regierung ausgeschlagen wurde. Ich habe mir aber deßen ungeachtet vorgenommen, ietzt da das Lehen apert geworden ist, einen Versuch zu machen, ob ich nicht *per viam gratiae* die Belehnung erhalten könnte, und mich deswegen unmittelbar an den König selbst zu wenden. Dazu könnte mir aber ein Vorschreiben *Serenissimi* viel helfen, und ich habe daher *Ew. Excellenz* ersuchen wollen, mir die Gnade zu erweisen und mir dazu zu verhelfen, auch mich anzuweisen, ob ich unter Beylegung meiner Supplik an den König und bey welchem *Collegio* ich darum *suppliciren* soll. Ich glaube immer, daß ich diesen Versuch, wenn er auch nicht *réussiren* sollte, mir schuldig bin. Ich bin halb entschlossen, diesen Sommer noch eine Reise nach Sachsen zu machen, theils um in Bernburg die Lehn wegen Oßmarsleben zu nehmen, theils um meine Differenzien wegen dieses Gutes mit dem Hrn. Minister von Wurmb wo möglich in der Güte abzumachen. Ich würde alsdann, wenn ich so glücklich wäre, von Se[renissi]mo ein Vorschreiben zu erhalten, selbst nach Potsdam gehen, und Supplik | und Vorschreiben dem Könige selbst überreichen. Solten mir aber Verhinderungen vorfallen, welche mir diese Reise für dieß Jahr unmöglich machten, so habe ich *Ew. Excellenz* noch ersuchen wollen, ob *Sie* mir nicht einen Canal angeben könnten, etwa Se[renissi]mi Residenten zu Berlin, durch den ich meine Supplik könnte überreichen laßen. Ich bitte *Ew. Excellenz* um Verzeihung, daß ich mir so oft die Freyheit nehme, *denenselben* mit meinen Angelegenheiten beschwerlich zu fallen, und verharre mit der vollkommensten Hochachtung

*Ew. Excellenz*

unterthänigster Diener  
Fr. von Zinck

Emmendingen, den 4ten März, 1786.<sup>292</sup>

---

<sup>292</sup> Wie dem diesem Brief beigehefteten Protokollauszug (Quelle C, fol. 9r) entommen werden kann, wurde dem Gesuch in Karlsruhe stattgegeben: „*Extractus Geheimen Kabinets Protocollis* vom 6.t März 1786. Intercessionalien betr. [\*Protokollnr.\* 1]241. In einem *privat* Schreiben an den geheimen Rath und Präsidenten von Hahn bittet der zu Emmendingen sich enthaltende Hofrath von Zinck um Auswirkung eines Vorschreibens, da er sich an des Königs in Preussen Maj[estät] zu wenden gedenke, um *ex capite gratiae* die Belehnung über Salzkothe und andere Güterstücke in Stasfurt, einem Brandenburgischen Städtgen nachzusuchen, worauf sein Vater und dessen Bruder ehehin die

71

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen  
Empfänger: Carl Friedrich Markgraf von Baden in Karlsruhe  
Datum: 15. April 1786  
Quelle: C, fol. 10r

*Durchlauchtigster Markgraf,  
gnädigster Fürst und Herr!*

Da *Ew. HochFür[st]l[iche] Durchlaucht* gnädigst gewährt haben, mir zu meinem Lehns gesuch bey des Königs von Preußen Majestät ein Empfehlungs-Schreiben an das Berliner *Ministerium* zu ertheilen, welches ich mit dem unterthänigsten Dank erkenne, so überreiche ich im Anschluß *HöchstDenenselben* meine desfallsige Supplik an des Königs von Preußen Majestät in derienigen tiefsten Verehrung, mit welcher ich ersterbe

*Ew. HochFür[st]l[ichen] Durchlaucht*

unterthänigst-gehorsamster  
Friedrich von Zinck.

Emmendingen, den 15ten April, 1786.<sup>293</sup>

---

Mitbelehrung zu suchen unterlassen hätten. S[erenissi]mus haben *vi Resoluti* die Ertheilung eines Empfehlungs Schreibens an das Berliner *Ministerium* bewilligt, welches sodann wann der Hofrath von Zinck sein Vorstellungs Schreiben an des Königs Maj[estät] einsenden werde, auszufertigen wäre. *fiat Extr[actus] Prot[ocolli]* an Hn. Geh. Rath und Präsidenten von Hahn, um den Hofrath von Zinck hiernach zu bedeuten.“

<sup>293</sup> Auch diesem Brief ist, wie dem vorhergehenden, der Protokollauszug des Geheimratskollegiums und der Entwurf des Begleitschreibens nach Berlin beigeheftet (Quelle C, 11r&v): „Extractus Geheimen Raths Protocolli v. 18. April 1786. Lehensache in specie *Intercessionalie* betr. [\*Protokollnr.\*] 1254 Vorstellung des ~~Kammerherrn~~ {HR} v. Zinck zu Emmendingen vom 15ten dieses, womit gebetten [sic] wird, das beigelegte Schreiben an des Königs in Preussen Majestät in betreff der *condonation* eines vorgegangenen Lehnfehlers mit einem Vorschreiben an das Berliner Ministerium gelangen zu lassen; *Secundum Resolutum* solle das schon vorhin bewilligte Vorschreiben [zwei Zeichen unleserlich] minister[i]u[m] erlassen und dem ~~KH~~ HR v. Zinck per extr[actum] protoc[olli] davon Nachricht gegeben werden; [\*von anderer Hand:\* „gesch. 26. do“] *Fiant inde litterae*: An das königl. Preussische ~~Etats~~ Minister[i]u[m] in Berlin. Des Herrn Markgrafen U. G. H. Hochf. D[ur]ch[au]cht hat der ~~Kammerherr~~ HRath von Zinck die Anlage mit der Bitte überreicht, solche mit ihrem Vorwort an Eure p[er]ge gelangen zu lassen. Höchstdieselben haben uns daher aufgetragen, diese Angelegenheit besagt ihres ~~Kammerherrn~~ HofRaths v. Zinck Euer p. zu geneigtem Vortrag bei des Königs, dero allergnädigst[em] Herrn, Majestät bestens zu empfehlen, indem Sie von Hochderoselben billigen Gesinnungen und der Ihnen Selbst bisher gewidmeten rücksicht eben so als von der königl. Grosmuth überzeugt, sich eine huldvolle Entschliessung für {gedacht} Ihren | ~~Kammerherrn~~ HofRath glauben versprechen zu dürfen. Wir verbleiben dagegen etc. Carlsruh d. 18. April 1786.“

Absender: Friedrich von Zinck in Bernburg  
 Empfänger: Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck, in Leipzig  
 Datum: 21. Juni 1786  
 Quelle: A (Nr. 64), fol. 121r-122v

Bernburg, den 21sten Junius, 1786, früh um 5. Uhr.

Gnädige Tante!

Ich muß *Ihnen* doch, meinem Versprechen gemäß, von unserer Reise und hiesigen Aufenthalt Nachricht geben. Von Leipzig bis Halle, wo wir  $\frac{1}{2}$  10. Uhr ankamen, *incommodirte* uns der Staub sehr wenig, und da wir einen ziemlich frischen Wind von der Seite hatten, so war unsere Reise ganz angenehm. Das Getraide sahe frischer und besser aus, als ich erwartet hatte. In Halle traten wir im Kronprinzen ab, musten aber heilig versprechen, nichts weiter aus der Chaise zu nehmen, als die Chatouille. Wir giengen vor das Thor, um das Waisenhaus zu besehen, aßen zu Mittag, und fuhren um 12. Uhr wieder von Halle weg. Von Halle bis Könnern stunden wir viel vom Staube aus. Wir waren von 3. Uhr schon in Könnern, ohngeachtet die Station erstaunlich stark ist, denn das muß ich den Preußischen Postillons zum Ruhme nachsagen, | daß sie fahren, wie die Teufel. In Könnern wurden wir eine Stunde aufgehalten, weil der Postmeister erst Pferde aus dem Felde muste holen lassen, doch waren wir, da der Postillon sich gut hielt, vor 6. Uhr hier. Wir stiegen in der goldnen Kugel ab, weil man uns in Halle u. Könnern dieses als das beste Wirthshaus empfohlen hatte. Allein Anfangs wolte es uns gar nicht gefallen, ich nahm daher meinen Stock, und gieng, fingers dick mit Staub bedeckt, in die Stadt – denn die goldne Kugel liegt in der Vorstadt – um ein besseres Wirthshaus ausfindig zu machen. Ich gieng in den Schwan und in den goldnen Löwen, fand aber nicht, was ich suchte, schlich daher ganz traurig in die goldne Kugel zurück, und ließ abpacken. Unterdeßen machten wir die Entdeckung, daß ein besseres Zimmer im Hause war, und wir waren so frey, uns dieses auszubitten, und so wurde ein Auszug vorgenommen. Ietzt sind wir mit unserm *Logis* und auch mit der Bedienung ganz wohl zufrieden. Den Landrenthmeister Spiegel ließ ich gleich meine Ankunft wissen und ihn bitten, den andern Morgen zu mir zu kommen. Er kam aber noch den nemlichen Abend, und sagte mir, daß ich den andern Morgen die Lehn nehmen könnte. Ich setzte mich daher gestern früh in Pomp, gieng um  $\frac{1}{2}$  11. Uhr mit dem Landrenthmeister Spiegel auf die Regierung, und schwur den Vasallen-Eid, muste aber vorher versprechen, den Todtes-Schein wegen des sel. Majors zu schaffen, weil bey der Regierung von deßen Tode nichts bekant wäre, und er mir in der Lehensfolge vorgienge. Von meinem Vergleiche mit dem Minister nahmen sie eine Abschrift *ad Acta*, und die Cession der | 400 rh. versprachen sie Lehnsherrlich zu bestätigen. Der Landrenthmeister Spiegel macht mir Hofnung, daß ich für Geld und gute Worte die Erlaubniß erhalten werde, Osmarsleben verkaufen zu dürfen, hat auch schon einen Käufer für mich auf dem Rohre, einen Hauptmann von Stein, der erst 40000 rh. geerbt hat, und sich anzukaufen sucht, denn der Fürst kauft nichts. Nachmittag um 3. Uhr gieng ich zu dem Geh. Rath v. Sonnenberg. Er war aber den Abend vorher nach Ballenstädt verreist. An seiner Frau fand ich eine sehr artige, noch iunge Frau, und ich merkte an ihr und an dem Landrenthmeister, daß meine Geschichte hier eben so viel Aufsehen macht als in Sachsen, und daß das Andenken

des sel. Domprobsts hier eben so wenig in gutem Geruch steht, als in Sachsen. Auch für den Minister Wurmb scheint man hier nicht sonderlich eingenommen zu seyn, und die Regierung hat, wie mich Spiegel versicherte, über das bewuste Dokument die Köpfe gewaltig geschüttelt, und es gar nicht für so ächt gehalten, wie mir der Minister schrieb. Auf heute früh hat der Landrentmeister die Osmarslebischen Pächter [sic] hieher bestellt, morgen haben wir vor, nach Staßfurth zu reisen, und auf den Sonnabend nach Osmarsleben, und am Freytage wird meine Frau der Fr. Geheim-Räthin ihre Aufwartung machen. Ob ich am Montage von hier nach Köthen oder nach Ballenstädt gehen werde, das weiß ich noch nicht. Die Herren von der Regierung, die überhaupt sehr höflich und gefällig sind, haben mir versprochen, mir die Lehnsbriefe noch diese Woche ausfertigen zu lassen. Der Fürst ist erst kürzlich 10. Tage hier gewesen, und Spiegel hat ihm meine Supplik selbst überreicht. Gestern Abend giengen wir spazieren, und sahen 4. ziemlich große Schiffe ankommen und unter der Brücke durchpassiren. Bernburg | gefällt uns recht wohl, besonders wegen seiner angenehmen Lage an der Saale. Es ist aber größer als ich es mir nach der Beschreibung der Frau Tante vorgestellt habe, und nach dem Hause des Geh. R. Sonnenberg hatte ich gestern einen ziemlich beschwerlichen Gang. Ietzt habe ich Ihnen alles geschrieben, was ich vor der Hand zu schreiben weiß. Wir empfehlen uns *Ihnen* und der Frau Tante zu Gnaden, *Ihren* beyden Herren Hauptleuten aber und sonst allen, die sich unserer erinnern, zu gütigem Andenken, Leben Sie recht wohl, und seyn *Sie* versichert, daß ich nie aufhören werde, mit der vollkommensten Hochachtung zu verharren

*Dero*

unterthäniger Diener u. Neveu  
Fr. von Zinck.

Cartouche empfiehlt sich zu Gnaden, und der Freundschaft aller vierfüßigen Geschöpfe seiner Art, die sich Abends in Ihrem Hause zu versammeln pflegen.

**73**

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen  
Empfänger: Christian Friedrich Eberhard in Leipzig  
Datum: 28. Juli 1786  
Quelle: A (Nr. 65), fol. 123r-124r

Emmendingen, den 28sten Iul. 1786.<sup>294</sup>

Werthester Freund!

Gestern Abend bin ich glücklich hier wieder angekommen, und daß ich ietzt früh um 6. Uhr schon hier sitze, um an Dich zu schreiben, das kanst Du als einen großen Beweis meiner Freundschaft ansehen. Ich habe vorgestern den Adv. Herzberg in Carlsruhe gesprochen. Er versicherte mich, daß es ihm sehr leid sey, daß die bewuste Sache sich ohne sein Verschulden so ungewöhnlich verzögert habe, aufs

---

<sup>294</sup> Unter dem Datum von anderer Hand (Eberhard?): „pr. d. 7. Aug. 1786.“ Auf oberem linken Rand, in roter Tinte: „Der Philosophische Bauer in Zürich.“ Darunter in schwarzer Tinte: „Oct. Heidelberg 400. Jubil.“

längste in 4. Wochen aber werde die Sache ganz beendigt seyn, und er alsdenn das Geld überschicken. Er habe um des willen unterlaßen, früher zu schreiben, weil er den Leuten die unnöthigen Kosten gern hätte ersparen wollen. Dieß also einstweilen *ad notitiam*, bis die Zwozeln<sup>295</sup> nachkommen.

In Poserne, wo ich Deinen Brief richtig aber erst den Tag von meiner Abreise erhalten habe, hatten wir wegen des übeln Wetters unerträgliche Langeweile. Den 19ten reisten wir daher ab nach Merseburg, aßen da zu Mittag, und fuhren nach dem Eßen nach Lauchstädt und Abends um 8. Uhr wieder zurück nach Merseburg. Lauchstädt hat uns sehr wohl gefallen, und wir hätten uns gern einige Tage da aufgehalten, wenn wir unsere Einrichtung hätten ändern können. Die Gesellschaft war sehr glänzend, und in gewißem Betracht war sie es für ein Bad zu sehr. Ich sprach da auch den iüngsten Griesheim, der sich recht gut gebildet zu haben scheint. Den 20sten fuhren wir früh von Merseburg ab, und kamen, weil wir an den meisten Orten *Sächsischen Weg* antrafen, auch in Buttelsstädt aufgehalten und schlecht gefahren wurden, erst Nachts um 10. Uhr nach Erfurth. Den 21sten giengen wir nicht weiter als bis Eisenach. Wir hatten viel Regen, und bis Gotha übeln Weg. Gotha fanden wir sehr lebhaft, weil eben Jahrmarkt war. Den 22sten hatten wir bis Vach eine sehr unangenehme Reise. Es regnete unaufhörlich, und den gefährlichen Weg von Berka nach Vach musten wir mit einem Knaben | von 14. Jahren machen, der aber beßer und sicherer fuhr, als mancher alte Postillon. In Vach trafen wir mit Lavatern zusammen, der von Bremen zurück reiste. Wir musten uns in eine Art von Stammbuch schreiben, das er sich auf der Reise hielt, und stachen mit ihm eine Bouteille von dem alten Rheinwein aus, den er in Bremen zum Geschenk erhalten hatte, und fanden ihn köstlich. In Hünfeld rasirte er sich mit meinem Rasiermesser, welches, wenn er einmahl heilig gesprochen wird, eine unschätzbare Reliquie geworden. Wir reisten diesen Tag bis Fulda, und die herrliche Chaussee, auf die wir von Vach aus kamen, behagte uns nicht wenig. Den 23sten trennten wir uns von Lavatern, weil er 2. Stunden früher abreiste, als wir, und kamen, weil ich den Postillons durch gute Trinkgelder Muth zu machen wuste, bey gute Zeit in Hanau an. In Hanau hatten wir uns vorgenommen, recht auszuschlafen, allein zum Unglück fanden wir in dem Wirthshause, wo wir einkehrten, eine Hochzeit, die uns eine so unangenehm unruhige Nacht machte, daß sie für Braut und Bräutigam wohl schwerlich unruhiger kann gewesen seyn. Den 24sten giengen wir nur bis Maynz, nachdem wir in Frankfurth zu Mittag gezeßen und meinen alten Freund, den Baron v. Ulmenstein gesprochen hatten. In Maynz giengen wir an die Schifbrücke spatzieren und *divertirten* uns an dem Gewühl von Menschen, die mit Aus- und Einladen der Schiffe beschäftigt waren. Abends aßen wir in der Gesellschaft eines holländischen Bürgermeisters und seiner Frau und seines Sohnes *à table d'hote*. Auch lernte ich da einen sehr artigen Mann kennen, den Cammerherrn von Hagen, der vor 14. Jahren in Halle studirt und in der Gegend von Langensalza Güter hat. Den 25sten hatten wir von Maynz über Oppenheim, Worms u. Mannheim, wo wir zu Mittag aßen, und die gröste Hitze abwarteten, bis Heidelberg eine sehr angenehme Reise. Heidelberg liegt in einer sehr schönen u. romantischen Gegend am Neckar, und ist eine der artigsten u. lebhaftesten Städte, die wir auf der ganzen Reise gesehen haben. Wir giengen ein wenig spatzieren, und fanden an der *table d'hote* einen sehr artigen iungen Mann, der aus Frankreich zurück kam, und den ich der Sprache nach für einen Nieder-Sachsen hielt. Den 26sten giengen wir über Wisloch,

---

<sup>295</sup> Lesung unzweifelhaft, Bedeutung unklar.

Bruchsal und Durlach nach Karlsruhe. Hier besorgte ich meinen Auftrag an den Adv. Herzberg und einen Brief von *Torchiana*<sup>296</sup> an den Hofrath Molter, besuchte den Präsidenten von Hahn und einige alte Bekante, und weil uns ein Gewitter abhielt, noch bis Rastatt zu gehen, wie wir uns erst vorgenommen | hatten, so blieben wir in Karlsruhe über Nacht. Gestern früh 3. Uhr giengen wir endlich von Karlsruhe weg, und kamen, weil ich wieder gegen die Postillons nicht geitzig war, noch vor 7. Uhr hier an. Wir hatten durch die schöne Ortenau und das paradiesische Breisgau eine angenehme und auf guten Wegen gar nicht beschwerliche Reise, ohnerachtet wir 29. Stunden zu machen hatten, die aber freylich so stark nicht sind wie in Sachsen. Wir trafen unsere Freunde hier wohl und vergnügt und über unsere Rückkunft sehr erfreut an. Es steht hier alles in den Feldern und Reben sehr schön, besonders ist der Hanf wohl gerathen.

Hier hast Du also eine kleine Beschreibung meiner uninteressanten Reise, die im Ganzen glücklich und angenehm war. Ich habe noch viel Briefe zu schreiben, viel in Ordnung zu bringen, daher must Du mir diß mahl verzeihen, daß ich Dir einen Brief schicke, der nicht von einem Ende zum andern vollgeschrieben ist.

In Cöthen habe ich keinen Advokaten, sondern der Landrenthmeister Spiegel zu Bernburg besorgt auch meine dortigen Angelegenheiten. Leb wohl, meine Frau empfiehlt sich, ich bin

Dein

aufrichtiger Freund  
Fr. v. Zinck.<sup>297</sup> [

#### 74

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen  
Empfänger: Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck, in Leipzig  
Datum: 29. Juli 1786  
Quelle: A (Nr. 66), fol. 125r-126v

Emmendingen, den 29sten Iul. 1786.

Gnädige Tante!

Ich hoffe, *Sie* werden uns die Art unseres Abschieds verzeihen. Es war uns unmöglich, förmlich Abschied zu nehmen, und *Sie* müssen mir den ganzen Nachmittag an der Unruhe und Hastigkeit, mit welcher ich sprach, angemerkt haben, daß ich nur mich selbst zu betäuben suchte. Es gefiel uns in Lauchstädt sehr wohl, allein der bevorstehende Abschied, der doch unvermeidlich war, verbitterte uns den sonst so angenehmen Tag. Wir danken Ihnen tausendmahl für alle die Gnade, Liebe und Freundschaft, welche *Sie* uns während unsers Aufenthalts in Sachsen erwiesen haben, u. ich kann den Wunsch nicht unterdrücken, *Sie* auch einmahl bey uns in Emmendingen zu sehen. Heute reißt eine Frau von 70. Jahren von hier nach Iena zurück, und zwar mit zum Theil auf dem Postwagen und über den Thüringer Wald, wo die Wege noch viel schlimmer sind, als auf der *Tour*, die ich *Ihnen* anweisen

---

<sup>296</sup> Nicht ermittelt.

<sup>297</sup> Unter Zincks Signatur in Bleistift von anderer Hand (Eberhardt?): „Franz Kinsky tod Reg. in Prag“; auf fol. 124v: „Emmendingen d. 7. Aug. 1786 H. Hofr. v. Zinck beantw. d. 5. Septbr.“

wolte. Ueberlegen *Sie* es recht, und noch dieß dabey, daß *Sie*, da *Sie* keine Haushaltung haben, die in Ihrer Abwesenheit fortgeht, zu Hause fast so viel ersparen, als *Sie* die Reise kosten würde.

Ietzt will ich Ihnen auch unsere Reise beschreiben. Da wir nach Merseburg zurück kamen, so fanden wir unser Eßen schon parat, und da ich in Lauchstädt nicht recht wuste, was ich that, so aß ich noch einmahl und meine Frau sahe mir zu. Der HofRath von Langen kam noch zu uns, und blieb ohngefähr eine halbe Stunde. Auch Klinkhardt war, wie wir den andern Morgen | erfuhren, um  $\frac{1}{2}$  10. Uhr da gewesen, da lagen wir aber schon im Bette. Den 20sten ganz früh fuhren wir von Merseburg weg, und kamen, weil der Weg dahin trocken war, und der Postillon sehr gut fuhr, bey Zeiten nach Naumburg. Auf der Hälfte der Station begegnete uns der Fürst von Dessau, welcher von Weimar zurückkam, wohin er den berühmten Lavater von Zürich begleitet hatte. Von Naumburg aus hatten wir schlechten Weg bis Auerstädt, ohnerachtet hin und wieder an einer neuen Chaussee gearbeitet wurde. In Auerstädt aßen wir in der Geschwindigkeit ein Stück gewärmten Sauerbraten, tranken ein Paar Gläser Meißner, und kamen, weil der Weg hier wieder etwas besser war, zeitig nach Butteltstädt. Hier musste der H. Postmeister erst Pferde aus dem Felde holen lassen, und da der Weg schlecht war und der Postillon auch, so kamen wir erst kurz vor 10. Uhr nach Erfurth. Den 21sten hatte der Regen, den wir in der Nacht gehabt hatten, und der uns auch die Ehre erwies, uns zu begleiten, den Weg schlecht gemacht, welches wir um so mehr bedauerten, weil wir einen Postillon hatte, der gut gefahren seyn würde, wenn er gekont hätte. Wir aßen in Gotha, wo eben Jahrmarkt war, zu Mittag, und fuhren Nachmittag auf einer guten Chaussee bis Eisenach, hatten aber immer abwechselnde Strichregen zu Begleitern. Den 22sten fuhren wir in einem anhaltenden kalten Regen nach Berka, wohin wir theils Chaussee, theils Anstalten dazu hatten. Hier hatten wir nun die übelste Station vor uns, und *Sie* können sich also leicht einbilden, wie uns zu Muthe war, als ein Iunge von 14. Jahren 3. elende Schindmähren vor unsere Chaise spannte, zumahl da der Regen noch immer anhielt, und uns also das zu Fuße gehen unmöglich machte. Ich zankte ein wenig, allein was war zu thun? Wir setzten uns mit dem Zutrauen in die Chaise, daß Gott der beste Fuhrmann seyn werde, und vertrauten uns so der Leitung eines Kindes. Unser kleiner Postillon hielt sich gut, u. da wir an die böseste Stelle des Weges kamen, stiegen wir aus. Zum Glück hatte der Regen auf die Viertelstunde, da wir den Berg herunter zu gehen hatten, nachgelaßen, allein kaum saßen wir wieder in der Chaise, so regnete es wieder als wenn es noch nie geregnet hätte, und wir kamen glücklich nach Vach. Hier hatten wir das Vergnügen, mit Lavatern zusammen zu treffen. Er präsentirte uns nach einer kurzen Unterhaltung eine Art von Stammbuch, das er auf der Reise führte, um unsre Nahmen hineinzuschreiben, und wir stachen mit einander bey einem Stück kalten Braten, den wir von Eisenach mitgenommen hatten, eine Bouteille von dem alten köstlichen Rheinwein aus, den er, wie *Sie* in den Zeitungen werden gelesen haben, in Bremen geschenkt erhalten hatte. Nun hatten wir die herrlichen Fuldischen Chausseen vor uns, die ihres gleichen in ganz Deutschland nicht | haben. Auf diesen rollten wir über Berg und Thal ganz vergnügt obgleich in beständigem Regen über Hünfeld, wo Lavater sich mit meinem Rasiermesser rasirte, nach Fulda. Hier trennten wir uns von Lavatern, weil in dem Wirthshause, wo wir miteinander zu bleiben verabredet hatten, zwar für ihn aber nicht für uns Platz war, und er den andern Morgen früh um 2. Uhr schon weiter wolten [sic]. Auch wir machten uns um 4. Uhr wieder auf, und kamen den 23sten über Neuhof, Schlüchtern, Salmünster und Gelnhausen bey guter Zeit nach Hanau. In

Schlüchtern aßen wir um 10. Uhr Forellen u. Bratwürste. In Salmünster richtete uns der Postmeister eine Empfehlung von Lavatern aus, allein hier hatten auch die Fuldischen Chausseen ein Ende, und wir hatten bis Gelnhausen wieder bösen Weg. In Gelnhausen hingegen bekamen wir einen Postillon, der uns, durch die guten Trinkgelder, die ich den vorhergehenden Postillons gegeben hatte, angefeuert, die 3. Meilen bis Hanau in weniger als 2. Stunden fuhr, ohngeachtet er auch noch ein Stück übeln Weg hatte. In Hanau hatten wir uns vorgenommen recht auszuruhen, weil wir wusten, daß wir in ein gutes Wirthshaus kamen, allein zum Unglück war eine Hochzeit im Hause, wo in dem Saale neben uns bis um 1. Uhr getanzt wurde. Den 24sten fuhren wir erst um 8. Uhr von Hanau weg. Heute legte meine Frau zum erstenmahle den Pelzmantel und ich den Überrock ab. Wir hatten schönes Wetter, und fanden hier volle Erndte, und die meisten Kornfelder schon wieder umgepflügt und mit Rüben eingesäet. In Frankfurth aßen wir, besorgten die Transportirung der *Toilette*, die ich in Leipzig gekauft habe, sprachen den Hn. v. Ulmenstein und den Schwager des D. Kadelbach, den Kaufmann Pascha, und fuhren um 17. Uhr weiter. In Hattersheim wurden wir eine Stunde aufgehalten, weil der Landgraf von Hessen-Cassel vor uns reiste, allein die Unterhaltung der Töchter des Postmeisters, zwey schöne und sehr artige Mädchen, hielt uns schadlos. Wir kamen bey guter Zeit nach Maynz, giengen an die Schifbrücke, die hier über den Rhein geschlagen ist, und sahen dem Gewühl von Menschen zu, die hier mit Aus- u. Einladen der Schiffe beschäftigt waren. Abends aßen wir *à table d'hote* in Gesellschaft eines Bürgermeisters aus Holland, seiner Frau u. seines Sohns. Auch lernte ich einen sehr artigen Mann kennen, den Cammerherrn von Hagen, der vor 14–15. Jahren in Halle studiert [sic] und bey Langensalza auf dem Eichsfelde Güter hat. Den 26sten machten wir uns wieder früh auf den Weg, und reisten über Oppenheim u. Worms nach Mannheim, wo wir etwas spät zu Mittag aßen, die gröste Hitze abwarteten, und noch bis Heidelberg fuhren. Heidelberg ist eine sehr artige Stadt, und liegt in einer herrlichen ganz romantischen Gegend am Neckar. Wir gingen eine Stunde spatzieren [sic] u. aßen *à table | d'hote* in Gesellschaft eines artigen iungen Mannes, der aus Frankreich zurück kam. Den 26sten reisten wir durch eine herrliche Gegend über Wisloch u. Bruchsal nach Durlach, wo wir aßen und nach Tische fuhren wir nach ~~Durlach~~ Carlsruhe. Ich gieng gleich zum Präsidenten von Hahn, den ich sehr wohl u. munter fand. Ich fragte ihn wegen Raschhaus Ansprüche [sic] um Rath, und er versicherte mich, ich hätte vollkommen Recht, und keine Juristenfakultät würde das Testament anders erklären können, als ich es erklärte. Ich besuchte auch meinen alten Hausgenossen, den Rittmeister von Geyer. Wir hatten uns vorgenommen, noch bis Rastatt zu gehen, allein ein Gewitter hielt uns davon ab. Wir hatten bis ½ 10. Uhr Besuch von dem Hn. v. Geyer, Pfeifern und seinem Herrn, dem Cammerherrn von Kniestädt. Ich ließ von Carlsruhe einen Laufzettel abgehen, und durch diesen auch unsere Ankunft in Emmendingen *avertiren*, allein da wir um 3. Uhr schon von Carlsruhe abgiengen, und ich die Postillons durch gute Trinkgelder anfeuerte, so kamen wir mir der Nachricht, daß wir kommen würden, fast zugleich an, und waren von 7. Uhr schon hier, wo uns unsere Freunde sehr vergnügt über unsere Zurückkunft empfiengen. Wir fanden auf der ganzen Reise alles sehr schön, und besonders von Carlsruhe aus den Hanf von außerordentlicher Schönheit. Unsere Gerste ist schon seit 8. Tagen in der Scheuer, und heute kommt auch unsere ganze Weitzenerndte nach Hause. Mein Kutscher ist sehr stolz darauf, daß auf einem von unsern Ackern [sic] der schönste Weitzen in der ganzen Flur gestanden hat. Allein Obst giebts bey uns sehr wenig, und wir werden den Überfluß des vorigen lahrs sehr

entbehren müssen. Hingegen versprechen die Reben so wohl hier als im Rheingau [,] am Neckar, an der Bergstraße und in der gesegnete Ortenau, wenn der künftige Monath gut ist, eine reichliche u. gute Weinlese. Und so sind wir denn glücklich wieder hier angekommen, und die Ruhe schmeckt auf das lange Herumreisen wieder recht gut.

Wir wünschen Ihnen eine recht gesegnete Wirkung der Badkur, und empfehlen uns der Fortdauer *Ihrer* Gnade. Leben *Sie* recht wohl, empfehlen Sie uns allen, die so gütig sind, sich unserer zu erinnern, besonders dem braven rechtschaffenen Hn. Hauptmann von Schönfeld u. H. Wilhelms, und seyn *Sie* versichert, daß ich nie aufhören werde, mit der vollkommensten Hochachtung zu seyn

Ihr

unterthäniger Diener u. Neveu  
Fr. von Zinck.

75

Absender: Carl Georg Lebrecht Fürst zu Anhalt-Köthen<sup>298</sup> in Köthen  
Empfänger: Carl Friedrich Markgraf von Baden in Karlsruhe  
Datum: 7. Februar 1787  
Quelle: C, fol. 12r-13r

*Durchlauchtigster Fürst,*  
Freundlich vielgeliebter Herr Vetter!<sup>299</sup>

Ew. L[ie]BD[en] von HochDERO Hofrath *von Zink* ausgewürcktes Empfehlungsschreiben, Seine hiesigen Lehns-Angelegenheiten, habe zu erhalten, die Ehre gehabt;

Wann es einiger maaßen thunlich fiele, *Extrahenten* ohne mein *Praejudiz* in Ansehung meiner Ansprüche, gegen die Zinckische *Allodial*-Erben, zu *gratificiren*; So würde Ew. Lbd. Vorschreiben, Ihm mit Vergnügen nützlich zu machen suchen; Ew. Lbd. werden aber aus der kurzen Sachen-Geschichte erleuchtet ermeßen, daß meine Lehns*Curie* in Rücksicht auf die Zinkische *Allodial*-Erben, nicht anders, als geschehen, verfügen können;

Die *Familie* der *von Zinck* hat seit *Seculis* her, von meinem Fürstlichen Hause verschiedene Güther als Mannlehn, außerdem aber auch noch 11. Morgen Acker, als Erbzins Lehn in Genuße gehabt;

Als der letztere Lehmann [sic], der meiner Lehns*Curie* bekannt war, und die Lehn verfolgt hatte, der | Dom Probst *von Zink*, mit Tode abgieng, fand sich, daß kaum die Hälfte der Mannlehnstücke in der *Zinkischen Familie* Händen, und das übrige von Handen gebracht habe.

Ich ließ dahero, die noch vorgefundene [sic] Güther als *apert* in Besiz nehmen, und wegen der erfehlenden [sic] Stücke blieb mir nichts, als der *Re[g]resso* [sic] an die Zinkische [sic] *Allodial*-Erben übrig.

---

<sup>298</sup> Carl Georg Lebrecht Fürst zu Anhalt-Köthen (1730-1789)

<sup>299</sup> Am oberen Rand von anderer Hand: „[\*Protokollnr.\*] 673. pr. d. 26t febr. 1787.“

Es meldete sich bald hierauf Ew. Lbd. Hofrath von Zinck und gab an: daß 31. Morgen von denen in Besitz genommenen Aeckern ihm zu stünden, auch durch Schuld seiner A[h]nherren nur seine Mitbelehnenschaft auf die Mannlehngüther versäumt wäre.

Bey Nachsehung der *Acten*, und aus dem von Meiner Lehns*Curie* darüber erstatteten Berichte ergab sich, daß die Vorfahren Hochdero Hofraths von Zinck nur über 11. Morgen Erbzinß Guth seit langen Jahren, bey vielen Fällen aber, über die Mannlehnstücke gar nicht, die Lehn befolget hätten, ja, das Erbzinß Stück nicht mehr in Ihren Händen, sondern veräusert worden wäre. | Nach dieser der Sachen Lage nun, konnte *Implorant* Hofrath von Zinck, wann man sich gegen die von Zinckische [sic] *Allodial*-Erben nicht *praejudiciren* wolte, denen Rechten nach keine andre, als die *Resolution* erhalten, welche Ew. Lbd. Er unterthänigst vorgetragen hat.

Ew. Lbd. können versichert seyn, daß wann H. von Zinck sothane *Resolution* befolget, ich ihm prompteste [sic] *Justiz administriren* laßen, und Ihm, was Er darbey ausführt, gern gönnen, sodann aber meine *Jura* gegen von Zinckische *Allodial*-Erben, *prosequiren* werde.

Ew. Lbd. mich ganz ergebenst empfehlend, beharre unter Versicherung vollständigster Freundschaftlicher Ergebenheit in ganz besonderer Hochachtung

Cöthen, den 7ten *Febr[uarii]* 1787.

[\*andere Hand (Carl Georg zu Anhalt?):\*] ew. Lbd. Dienstwilliger Vetter und Diener  
Carl G F z Anhalt<sup>300</sup>

## 76

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen

Empfänger: Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck, in Leipzig

Datum: 31. März 1787

Quelle: A (Nr. 67), fol. 127r-128v

Emmendingen, den 31sten März, 1787.

Gnädige Tante!

Unser Briefwechsel, welcher doch unter allen denen, die ich ietzt habe, der älteste ist, ist seit einiger Zeit stark unterbrochen worden. Immer wenn ich mir vorgenommen hatte, auch wieder einmahl an *Sie* zu schreiben, kam mir etwas anders drein, und auch ietzt bin ich abgehalten worden, vorgestern zu schreiben, und *Sie* erhalten daher diesen Brief einige Tage später als ich gewollt habe, denn

---

<sup>300</sup> Die Reaktion des Karlsruher Hofes erhellt der diesem Schreiben beigeheftete Protokollauszug (Quelle C, fol. 14r): „*Extractus GeheimenRaths Protocoll* vom 26t febr 1787. *Intercessionalien* betr. 673. AntwortSchreiben des H. Fürsten von AnhaltKöthen vom 7den dieses [Monats]in betref der dortigen Lehens Angelegenheiten des Hofraths von Zinck. Resolutum. Seie eine Abschrift dieses AntwortSchreibens dem geh. Rath und Präsidenten von Hahn zur Mittheilung an den Hofrath von Zinck, *per Extr[actum] Prot[ocolli]* zuzustellen. [\*Am linken Rand von anderer Hand\*:] gesch. d. 6tn Merz.“

meiner Absicht nach solten *Sie* ihn den 3ten oder 6ten April erhalten. Könnte ich doch an diesem Tage selbst bey *Ihnen* seyn, um *Ihnen* durch einen treuherzigen Händedruck zu sagen, wie viel Gutes ich *Ihnen* wünsche. Leben *Sie* noch recht lange gesund und in ungestörter Ruhe der Seele ein glückliches, vergnügtes Alter, und schenken *Sie* mir und meiner Frau, die ihre Wünsche mit den meinigen vereinigt, noch ferner *Ihre* | Gnade und Liebe, die *Sie* mir von meiner zartesten Kindheit an geschenkt haben. Ich sehe oft mit Vergnügen in jene Zeiten zurück, die mir wie ein Morgentraum in der Ferne verschwinden, denn auch ich habe nun schon wahrscheinlich die Hälfte meiner Laufbahn durchlaufen, und wer weiß, wie nahe ich vielleicht bey meiner blühenden Gesundheit am Ziele derselben stehe. Dann sehen wir uns in einer glücklichern Ewigkeit wieder, und freuen uns vor dem Throne der Gottheit der Verbindungen, in welchen wir hier stunden, und ich danke *Ihnen* in den Versammlungen der seligen Geister für die Liebe und Treue, die *Sie* mir als Kind, als Lüngling und als Mann bewiesen haben. Verzeihen *Sie* mir den düster scheinenden Ton, in welchen ich gefallen bis, indem ich *Ihnen* zu Ihrem Geburtstag Glück wünschen wolte, es sind Empfindungen und Gedanken, mit denen ich mich in meinen Einsamkeiten oft und gern unterhalte, und in welchen ich mich den Geistern der voraus gegangenen näher fühle. Gern wolte ich diesem allen meinen und meiner Frau sehnlichsten Wunsch anhängen, die Bitte um einen Besuch in Emmendingen, wenn ich mir nur Hofnung machen könnte, sie gewährt zu sehen. |

Vorige Woche hatten wir Besuch von zwey Herren von Hoen. Sie hatten vorgehabt, uns alle eher und auf eine längere Zeit zu besuchen, allein ihre Mutter hat das Unglück gehabt, vor einiger Zeit ein kleine Treppe hinunter zu fallen, und den Arm zu brechen. Wir werden künftigen Monat eine kleine Reise ins Elsas machen, wo ich seit meiner sel. Schwiegermutter Tode nicht gewesen bin.

Wir haben hier ein so gutes Früh-Iahr bisher gehabt, als wir in vielen Iahren nicht gehabt haben. Wirklich ist auch schon der Preiß der Weine wieder um einige Gulden gefallen, weil die Reben sich so gut anlaßen, daß sie eine reiche Weinlese versprechen. Die Gärten sind ietzt schon grüner, als voriges Iahr im May. Wir können hoffen, daß die ziemlich hoch gestiegenen Preiße von allen Sachen wieder merklich fallen werden. Wenn nur die Franzosen und Schweitzer uns unsere fetten Ochsen nicht aus dem Lande wegkauften. An dem letzten hiesigen Viehmarkte sind vor 82000 fl. Ochsen verkauft worden. *Sie* können sich daraus einen kleinen Begriff von unsern Viehmärkten machen, deren wir jährlich 12. haben.

Der geheime HofRath Schlosser geht künftigen Sommer von hier weg, als Geheimer Rath nach Carlsruhe, wo er erst kürzlich ein Haus vor 17000. fl. gekauft hat. Wer an | seine Stelle hieher kommen wird, ist in dem Rathe der Carlsruher Götter noch nicht ausgemacht, aber wer es auch seyn wird, ein Schlosser wird er nicht seyn.

In Freyburg hat der Baron Pfürth, ein Mann von 76. Iahren und 20000 fl. Einkünften die Frl. von Goldegg, ein Mädchen von 21. Iahren, geheyrathet. Sie passirte für die größte Schönheit in Freyburg, und was das lustigste ist, ihr Liebhaber war ihr nunmehriger Enkel, ein iunger Baron von Andlau. Mangel an Vermögen hat sie zu dieser äußerlich glänzenden Parthie genöthigt, und der Enkel muste dem Großvater Platz machen.

Wir empfehlen uns der gnädigen Frau Tante zu Gnaden, und bitten *Sie*, uns allen, die sich unserer erinnern, besonders dem Hn. Hauptm. v. Schönfeld, *Anselme*, Arnswald, Gablenz, der Frl. von Adlerstein und Herr [sic] Wilhelms vielmals zu empfehlen. Leben *Sie* recht wohl, und seyn *Sie* versichert, daß ich nie aufhören werde, mit der vollkommensten Hochachtung zu seyn

Ihr

unterthänigster Diener u. Neveu  
Fr. von Zinck.

77

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen  
Empfänger: Christian Friedrich Eberhard in Leipzig  
Datum: 18. April 1787  
Quelle: A (Nr. 68), fol. 129r-130v

Emmendingen, den 18ten April, 1787.<sup>301</sup>

Werthester Freund

Zu früh wird es denn nun wohl nicht seyn, wenn ich diesen Vormittag dazu anwende, Deinen letzten Brief vom 5ten Sept. 1786. – Du siehst, wie sorgfältig ich ihn aufbewahrt habe – zu beantworten. Nun weißt Du doch aus der Erfahrung, wie angenehm es ist, wenn einem seine Freunde nicht antworten. Zur Entschuldigung muß ich anführen, daß ich mit Deinem Briefe zugleich ein Paket von dem Minister Wurmb erhielt, welches das Concept zu dem zwischen uns getroffenen Vergleich enthielt. Dieses bedurfte verschiedener Abänderungen Berichtigungen u. dergl. und darüber entstand ein Briefwechsel, der die Beantwortung Deines Briefs verschob. Darauf folgte ein Briefwechsel in meinen Angelegenheiten zu Bernburg und Cöthen, bis weilen Besuche uns so kam endlich die Carnevals-Zeit heran, ohne daß ich an Deinen Brief kommen konte, und es ist nun einmahl meine üble Gewohnheit, daß wenn ich einen Brief nicht in den ersten 8. Tagen beantworte, er hernach auf lange Zeit gut liegt. Den Fürsten von Cöthen werde ich jetzt bey dem Reichscammergericht zu Wezlar belangen. Ich erwarte deswegen mit iedem Posttage von meinem Agenten zu Bernburg die zurückgelaßenen Schriften. Für die Erlaubniß, mein Gut verkaufen zu dürfen, fordert die Regierung zu Bernburg nur 5000 rh. Lauter *odiosa!* |

Meine Unterhaltung mit Lavatern, der seinen Ruhm wohl durch mehr als Einen Flecken verdunkelt hat, will ich Dir ausführlich erzählen. Ich weiß nicht mehr, was ich Dir in meinem ersten Briefe davon geschrieben habe, daher wirst Du mir verzeihen, wenn ich mich vielleicht hin und wieder wiederhole. Wir waren in Eisenach in einem Wirthshause über Nacht gewesen, ohne etwas von einander zu wissen, weil er vor uns angekommen war, und es in den Sächsischen Wirthshäusern selten gewöhnlich ist, in Gesellschaft zu eßen. Wir fuhren den andern Morgen bey sehr üblem Wetter vor Lavatern von Eisenach ab, da wir aber in Berka, nach der löblichen Gewohnheit der Sächsischen Posten, lange aufgehalten wurden, ehe wir auf die übelste Station unserer ganzen Reise einen Jungen von 15. Jahren mit 3. elenden Pferden bekommen konten, und unser Postillon für Lavatern die Pferde bestellt hatte, so kamen wir zu gleicher Zeit in Vacha an. Er trat nach uns in die Passagierstube. Ich sahe an seiner schwarzen Weste wohl, daß er ein Geistlicher war, aber daß er Lavater wäre, das muthmaste ich nicht. Unsere erste Unterhaltung betraf die unter Reisenden gewöhnlichen und auf einer langen Reise nicht unwichtigen Materien über Weg und Wetter. Ich fand gleich, daß er auf dieser Route unbekant war, und sagte ihm daher, daß wir jetzt bis Salmünster die herrlichsten

---

<sup>301</sup> Unter dem Datum von anderer Hamd (Eberhardt?): „pr. d. 1. May 1787“.

Chausseen vor uns hätten, und weil wir von Eisenach einen gebratenen Hahn mitgenommen hatte, weil in dem Posthause zu Vach nichts zu bekommen ist, so lud ich ihn zu unserer Mahlzeit und zu unserm von Leipzig mitgenommenen Meißner ein. Darauf sagte er, er habe auch Wein bey sich, wir wolten ihn gegen einander versuchen. Er gieng hinaus, und unterdeßen kam unser Bedienter in die Stube, und sagte uns, dieß sey Lavater. | Als er wieder herein trat, so ließ ich mir noch nicht merken, daß ich ihn kenne, sondern sagte zu ihm, der Sprache nach hätten wir einerley Weg vor uns. Er antwortete darauf: Er sey ein Schweitzer, ob wir weiter giengen, als nach Frankfurth? Da ich ihm darauf Emmendingen als das Ziel unserer Reise nannte [sic], so fragte er: So werden Sie auch Schlossern kennen? und nun entspann sich bey einer Bouteille von seinem alten Rheinwein ein Gespräch über Schlossern, Sander, Wörlitz, Zollikofer u. dergl. Während dieses Gesprächs brachte eine Magd ein Schreibzeug, das er bestellt hatte. Er zog ein kleines Buch heraus, und sagte, er habe auf seiner Reise kein Tagebuch geführt, sondern wenn er eine interessante – was ihm an uns interessant seyn konte, möchte ich wohl daß er gesagt hätte – Bekantschaft gemacht habe, so habe er sie gebeten, ihren Nahmen in dieses Buch zu schreiben. Er setzte also voraus, daß wir den großen, berühmten Lavater kanten. Viel Eitelkeit! Denn wenn ich nicht von ungefähr durch meinen Bedienten erfahren hätte, wer er war, so würde dieß Verfahren mich nicht wenig befremdet und in Verlegenheit gesetzt haben. Ich schrieb ihm ein Compliment hinein, bey welchem ich zum Glück weder an Gaßnern, noch an den wunderthätigen Glauben, noch an Sailers Gebetbuch dachte, welches meine Frau mit unterschrieb, und er mit vieler Behaglichkeit durchlas. Bald darauf waren die Chaisen angespannt, und wir fuhren weiter. Auf der nächsten Station in Hünfeld rasirte er sich mit einem von meinen Rasiermeßern, und wir sprachen nur sehr wenig und sehr unbedeutende Dinge mit einander. In Fulda wolten wir in Einem Wirthshause über Nacht bleiben, fanden aber für uns keinen Platz, sondern musten in eine anderes fahren. Da er den andern Morgen schon um 2. Uhr weiter reiste, wir aber erst um 4. Uhr Fulda verließen, so wurden wir getrennt, hatten aber von ihm den Vortheil, den er den Tag vorher von uns gehabt hatte, daß er uns die Pferde bestellte. In Salzmünster, wo ihm der Postmeister das dritte Pferd aufgedrungen hatte, hatte er ein Compliment an uns zurückgelaßen. Wir verlohren von Gelnhausen an seine Spur, und erst in Mannheim fanden wir sie wieder, wo wir erfuhren, daß er den Weg über Landau genommen hatte. Durch den Geh. HofRath Schlosser, der vorigen Herbst in der Schweiz gewesen war, welche Reise zu ienem fameusen Schreiben an Leuchsenring, das im Ianuar des deutschen Museum [sic] steht, Anlaß gegeben hat, ließ er mich grüßen. So viel kann ich Dir von dem Manne schreiben, der in unserm Zeitalter von vielen, so gar Fürsten, beynahe angebetet wird, und so viele Schwachheiten und Thorheiten begeht, zu welchen ihn Schwärmerey, Mangel an Philosophie und Eitelkeit verleiten.

Von Deinen gelehrten Bauern kann ich Dir weiter keine Nachricht geben, außer daß der Nahme Kleiniogg würlklich ein verstümmelter Beynahme ist, nur daß er nicht von Ioachim, sondern von Iakob herkommt.

Der gewesene Advokat Herzberg ist seit dem Monath September hier als OberAmts-Assessor angestellt, und ist mein nächster Nachbar. Schlosser geht künftigen Sommer von hier weg nach Carlsruhe, wo er schon ein eigenes Haus gekauft hat. Zu was für Geschäften er da wird gebraucht werden, und wer an seine Stelle hieher kommt, ist wohl nicht ausgemacht.

Noch eins habe ich von Lavatern vergeßen. Er hat unsern Markgrafen so sehr für seinen Magnetismus eingenommen, daß in Carlsruhe diese Charlatanerie stark getrieben wird. Durch was für Thorheiten wird sich noch das 18te Jahrhundert, deßen Mittelalter so schön sich anließ, auszeichnen!

Die Nachricht von dem Hauptm. von Zinck, der im letzten 78ger Krieg bey einem Freycorps gestanden hat, habe ich schon vorher von einem Officier in Freyburg erhalten. Er kann nicht von meiner Familie seyn.

Meine Frau empfiehlt sich Dir vielmals, lebe recht wohl, antworte mir bald, und sey versichert, daß ich nie aufhören werden zu seyn

Dein

aufrichtiger Freund  
Fr. von Zinck.

## 78

Absender: Sophia Friederica Wilhelmina, geb. Wagner, verw. Willius

Empfänger: Markgräfliches Oberamt Hochberg zu Emmendingen

Datum: 25. Oktober 1787

Quelle: Akte der Nachlaßsache Willius, GLA Karlsr. Best. 198, Nr. 165<sup>302</sup>

Hochfürstlich-Hochloebliches Ober-Amt!

Auf den gefälligen Erlaß vom 19ten huj[us] O[ber]A[mts]N[ummer] 3291. habe ich Einem Hochfürstl.Hochlöbl. Ober-Amt hiermit anzeigen sollen, daß ich dem gnädigsten Befehl Se[renissi]mi zu Folge zum Pfleger meiner beyden minderjährigen Töchter den Hn. Engelwirth Andreas Trautwein dahier erwählt habe, solcher sich auch zu Uebernehmung dieser Pflugschaft bereitwillig finden laßen. Ich verharre mit gebührender Hochachtung

Euer HochFürstl.Hochlöblichen OberAmts

gehorsamst-ergebenste  
[\*von S.F.W.Willius' Hand\*] Williusin Wittib

Emmendingen, den 25sten Oktober, 1787.

---

<sup>302</sup> Die umfangreiche Akte ist unfoliiert. Die Eingabe der Wittve Willius (Aktenzeichen 3868) wird hier eingerückt, da sie mit Ausnahme der Signatur in der Handschrift F. v. Zinks aufgesetzt ist und belegt, daß dieser in einigen Fällen als Rechtsbeistand seiner Emmendinger Freunde und Nachbarn fungierte. Bereits auf dem amtlichen Besitzinventar des verstorbenen Emmendinger Stadtphysikus vom 22. April 1786 wird vermerkt: „Die Frau Wittve aber hat sich Tit. Herrn Hofrath Baron von Zinck zu ihrem Beistand ausersehen, der ebenfalls bei diesem Geschäft gegenwärtig gewesen.“ Zinck hat das Aktenstück als Zeuge eigenhändig unterschrieben. Nach dem Tode Willius' hatte es Unstimmigkeiten mit dem noch an dessen Sterbebett bestellten Pfleger seiner drei Töchter gegeben. Dieser legte die Pflugschaft schließlich nieder. Der Engelwirth Trautwein war ein Nachbar Zincks. Die Witve Willius lebte bis 1802 mit ihrer jüngsten, körperlich und geistig behinderten Tochter im Erdgeschoß des Zinckschen Hauses.

79

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen  
Empfänger: Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck, in Leipzig  
Datum: 26. März 1788  
Quelle: A (Nr. 69), fol. 131r-132v

Emmendingen, den 26sten März, 1788.

Gnädige Tante!

*Sie* werden sich gewundert haben, daß *Sie* in so langer Zeit nichts von mir gehört haben. Ich habe aber dießmahl leider! eine Entschuldigung, die bey mir seit mehrern Jahren etwas seltenes ist. Ich bin den ganzen Winter über mit Husten, Schnupfen und andern catharratischen [sic] Beschwerlichkeiten so geplagt gewesen, daß ich sogar einmahl eine Woche im Bette zubringen muste, und kaum im Stande war, meine nothwendigsten Geschäfte zu besorgen. Ich habe laxirt, Adergelaßen, Tisane getrunken Arzneyen genommen, und noch kann ich nicht sagen, daß ich ganz wiederhergestellt wäre. Mehrere Wochen habe ich sehr schwer gehört, und jetzt würklich habe ich ein geschwollenes Auge, und einen geschwollenen Fuß. Ich erwarte meine Wiederherstellung bloß von der Bewegung, die ich mir bey dem herannahenden Frühling zu machen denke, denn bloß dem Mangel an Bewegung diesen so verdrüßlichen naßen Winter über schreibe ich alle meine Unpäßlichkeiten zu. Wir haben seit Neulahr fast nie Schnee und Frost, und den ganzen Februar nur 2mahl Reif sondern beständiges Regenwetter gehabt. Wir hatten viele Kranken [sic], besonders am Fleckfieber, und ein Opfer dieser Krankheit wurde auch erst vor 8. Tagen unser guter, braver D. Hoyer | im 44sten Jahr seines Alters. Er *accouchirte* eine Frau auf einem benachbarten Dorfe, die das Fleckfieber hatte, nahm sich aber wegen seiner Thätigkeit und unermüdeten Eifer [sic] nicht die Zeit, die gehörigen Präservations-Mittel zu brauchen, und ward so ein Opfer seiner Menschenliebe. Die Frau starb zwar, wie er voraussah, den nemlichen Tag, allein das Kind, zu deßen Rettung der gewissenhafte Mann die gefährliche Operation unternahm, lebt noch. Er war so allgemein geliebt und geschätzt, daß bey seiner Beerdigung die ganze Stadt in ein lautes Klaggeschrey ausbrach, und sogar in 3. katholischen Kirchen in der Nachbarschaft für seine Wiederherstellung gebeten wurde. Ein Beyspiel, das gewiß seit der Reformation das einzige in seiner Art ist! Er hinterläßt 4. lebendige Kinder und eine Wittve von 37. Jahren, die in 4. Wochen niederkommen wird. Einen solchen Mann bekommen wir nicht wieder an seine Stelle, und mir und meiner Frau wird er ewig unvergeßlich bleiben.

Von Bernburg habe ich noch keine weitere Nachricht. Doch ist mir eben dieß ein Beweiß, daß sich in dem Termin den 4ten März, niemand muß gemeldet haben, weil mir sonst der Landrenthmeister Spiegel hätte davon Nachricht geben müssen. Die ~~Nach~~ Regierung hat dem Amtmann zu Plötzkau den Auftrag gegeben, Osmarsleben zu taxiren. Der Landrenthmeister hofft immer noch, mit der Lehnscurie eine Übereinkunft treffen zu können, und als denn hoffe ich immer noch, mein Gut vortheilhafter verkaufen zu können, als durch den Iuden, der auch erst die Taxation abwarten will. |

In meiner Sache gegen den Fürsten von Anhalt-Cöthen ist bereits den 19ten Februar Rescript um Bericht erkant worden. Der Reichshofrath hat zwar meine Klage völlig fundirt gefunden, hat aber doch geglaubt, weil ich als ein Vasall des Fürsten anzusehen sey, nach der Wahlcapitulation die Berichts-Erforderung nicht umgehen

zu können. Enthält der Bericht des Fürsten nichts, das meinen angeführten Thatsachen widerlegt, wie er denn nichts dergleichen enthalten kann, so wird hernach gleich das gebetene Rescript um Wiedereinsetzung in meine vorigen Rechte erkant, und dieß soll hoffentlich längstens in Jahr und Tag geschehen seyn.

Die Osmarslebischen Pachter sind dießmahl in Abtragung des Pachtgeldes ziemlich saumselig. Bitten *Sie* doch die gnädige Frau Tante, nebst mein und meiner Frau unterthänigen [sic] Empfehlung, in meinem Nahmen, daß sie Fischern schriftlich erinnert. Es thut mir leid, daß *Sie* alle, an die ich Zahlungen zu thun habe, so lange warten müssen.

Meine Frau bittet nebst ihrer unterthänigen Empfehlung um folgende Gefälligkeit. Sie hat den vor 2. Jahren mitgenommenen Zwirn bereits verarbeitet, und da sie in der hiesigen Gegend keinen von dieser Qualität erhalten kann, so bittet sie unterthänig, ihr für ungefähr 4 rh. zu kaufen, doch nicht von der allerfeinsten Sorte. Schicken *Sie* das an mich *adressirte* Päckchen an den Buchhändler Hofcammerrath Schwan von Mannheim in die kleine Feuerkugel auf dem Neuen Neumarkt, so erhalte ich es auf diese Art ohne große Kosten. Er hat von | mir den Auftrag, *Ihnen* das dafür ausgelegte Geld auszuzahlen. Ich stehe mit diesem Mann wegen der Lesegesellschaft, die ich hier errichtet habe, in ziemlich starkem Verkehr, und er hat wirklich für mich verschiedene Aufträge nach Leipzig.

Noch eins! Könnten *Sie* mir nicht für einen hiesigen Münz-Liebhaber einen Friedrich *d'or* von dem ietzigen König von Preußen mit der deutschen Umschrift und einen Chur-Hannöverischen *Louis d'or*, wenn es dergleichen giebt, verschaffen, und mit der nächsten Geld-*Rimes*[*se*] überschicken? H. Hauptmann von Schönfeld, dem ich mich mit meiner Frau zu gütigem Andenken empfehle, übernimmt wohl aus Freundschaft für mich diesen Auftrag zur Besorgung.

Wir wünschen übrigens, daß *Sie* den 6sten April in Gesundheit und Vergnügen feyern und noch viele Jahre erleben mögen und bitten um die Fortsetzung *Ihrer* Gewogenheit und Gnade. Empfehlen *Sie* uns sonst allen, die sich unserer [sic] freundschaftlich erinnern, und seyn *Sie* versichert, daß ich nie aufhören werde, mit der vollkommensten Hochachtung und Ergebenheit zu seyn

Ihr

unterthäniger Diener u. *Neveu*  
Fr. von Zinck.

## 80

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen  
Empfänger: Carl Friedrich Markgraf von Baden in Karlsruhe  
Datum: 20. Oktober 1788  
Quelle: C, fol. 15r (Geheimrats-Protokoll-Nr. 3814)

*Durchlauchtigster Markgraf,*  
Gnädigster Fürst und Herr!

Emmendingen, den 20ten Oktober, 1788.<sup>303</sup>

---

<sup>303</sup> Am oberen Rand von anderer Hand: „3814 prs. d. 27t 8br. 1788.“ Das Schreiben bezieht sich auf die von Zinck bei der Anhalt-Bernburgischen Lehenskurie gesuchte Erlaubnis zur Veräußerung des ererbten Gutes in Osmarsleben bei Güsten im heutigen Sachsen-Anhalt. Da der Ratspräsident August

Der HofRath von Zinck bittet unterthänigst um ein Vorschreiben an des regierenden Herrn Fürsten von Anhalt-Bernburg Hochfürstl. Durchlaucht.

*Ew. Hochfürstl. Durchlaucht* nehme ich die Freyheit angeschlossene Supplik an des regierenden Herrn Fürsten von Anhalt-Bernburg HochFürstl. Durchlaucht mit der unterthänigsten Bitte vorzulegen, solche mit einem Vorschreiben gnädigst zu begleiten. Da ich die Gesinnungen der vorzüglichsten Hochachtung und Freundschaft meines gnädigsten Lehensherrn gegen *Ew. Hochfürstl. Durchlaucht* kenne, so verspreche ich mir von *HöchstDero* gnädigen Vorsprache die erwünschtesten Wirkungen um so mehr, da die Gewährung meines Gesuchs blos von der Gnade Sr. Durchlaucht des Herrn Fürsten abhängt, und ich mir schmeichle, nicht ganz unerhebliche Gründe zu Erhaltung derselben angeführt zu haben. Die gnädigste Gewährung meiner unterthänigsten Bitte werde ich Zeitlebens in derienigen tiefsten Verehrung dankbar erkennen, mit welcher ich ersterbe

*Ew. Hochfürstl. Durchlaucht*

unterthänigster  
Friedrich von Zinck.<sup>304</sup>

---

Johann von Hahn im April desselben Jahres gestorben war, konnte Zinck ihn nicht mehr wie bei seinen vorigen Anliegen um Vermittlung bitten (vgl. Nr. 70).

<sup>304</sup> Zincks Gesuch wird in Karlsruhe stattgegeben, das Schreiben des Markgrafen datiert vom 27. Oktober 1788 (fol. 16r-17r): „*Extractus Geheimenraths Protocolli* vom 27. Octobr. 1788. *Intercessionalien* betr. [\*Protokollnr.\*] 3814. Bitte des Hofraths von Zinck & zu Emmendingen um Ertheilung eines Vorschreibens zu der beigelegten Bittschrift an den Herrn Fürsten zu Anhalt Bernburg, die gegen eine billige und proportionirte Abgabe suchende Erlaubnis zu Verkaufung seines Lehngutes zu Osmarsleben betr. *vi Resoluti* wurde das gebethene Vorschreiben bewilligt, und ist sofort solches nebst einer Abschrift davon dem GeheimenRath von Edelsheim *per Extr[actum] Prot[ocolli]* zu zustellen, um die Übermachung an den Hofrath von Zinck zur vorhabenden SelbstSpedirung zu besorgen. [\*von anderer Hand:\*) gesch d 28 dis P.P. An d. H. Fürsten zu Anhalt Bernburg Hfst. Dhlt. Es hat mir mein Hofrath von Zinck die hier anliegende an Euer Lbd. gerichtete Bittschrift um Erlaubnis zu Verkaufung seines Lehnguthes zu Osmarsleben gegen eine billige verhältnismäßige Abgabe, mit dem Ansuchen eingereicht, solche mit meinem Vorworte zu begleiten. Ich möchte ersagtem von Zinck die Erreichung des beendzweckenden Vorthails allerdings gerne gönnen, wann zumahlen Euerer [sic] Lbd. eignen Gesinnungen | damit übereinstimmen, und in dieser Voraussetzung habe ich die Ehre *denenselben* das von Zinckische Anliegen zu milder Beherzigung in jener vollkommenen Hochachtung zu empfehlen, womit stäts verbleiben werde, pp Karlsruhe, den 27t 8br. 1788. [\*von anderer Hand:\*) Wäre das Schreiben versiegelt b[is] m[orgen] dem geh[eimen] r[at]h zuzustellen, um solches an den HofRath von Zinck in Emmendingen zu *spediren*. | *Extractus geheimen Raths Protocolli* vom 27. Oct. 1788. *Intercessionalien* betr. 3814. Bitte des Hofraths von Zinck zu Emmendingen um Ertheilung eines Vorschreibens zu der beygelegten Bittschrift an den Herrn Fürsten zu Anhalt Bernburg, die gegen eine billige und *proportionierte* Abgabe suchende Erlaubniß zu verkaufung seines Lehnguts zu Osmarsleben betr. *Vi Resoluti* wurde das gebettene Vorschreiben bewilligt, und ist sofort solches nebst einer Abschrift davon dem geh. Rath von Edelsheim *per Extr. prot.* zuzustellen, um die Uebermachung an den Hofrath von Zinck zu vorhabenden SelbstSpedirung zu besorgen. v. Wielandt“.

Die Replik des Anhalt-Bernburgischen Fürsten vom 21. November 1788 ist abschlägig: Zinck habe sich nicht auf eine Einigung einlassen wollen (fol. 18r-19r): „[\*von anderer Hand:0\*) 4273 pres den 4 decembr 1788. [\*Beginn des Dokuments:\*) *Durchlauchtigster Fürst*, Freundlich geliebter Herr Vetter! *Ew. Liebdt.* mich gefällig zu erzeigen, würde bey jeder Gelegenheit mein größtes [sic] Vergnügen seyn, und ich würde in dieser Rücksicht dem Gesuch des Hofraths von Zinck, wofür Dieselben durch Dero Zuschrift vom 27n October d.J., die aber erst den 17n dieses Monats hier eingetroffen ist, Sich zu verwenden belieben, sehr gern willfahren, wenn es lediglich von mir abhienge. Allein ich habe dem

81

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen  
Empfänger: Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck, in Leipzig  
Datum: 10. Dezember 1788  
Quelle: A (Nr. 70), fol. 133r-134r

Emmendingen, den 10ten December, 1788.

Gnädige Tante!

*Ihr* letzter heiterer Brief, welcher aber mit dem Zwirnkistchen etwas spät erst ankam, hat uns ungemein erfreuet, und wir wünschen von Herzen, daß *Sie* mit dieser heitern Laune noch viele Jahre in Gesundheit und Zufriedenheit durchleben mögen. Meine Frau stattet *Ihnen* für den Einkauf des Zwirns den unterthänigsten Dank ab. Es ist schon fast ein Paar Strümpfe davon fertig.

*Sie* haben uns mit *Ihren* Beschreibungen *Ihrer* Meß-Vergnügungen das Maul ziemlich wäßrig gemacht. Wir hätten uns allerdings gern in den angenehmen Cirkel gewünscht, den *Sie* mir beschrieben haben, und wenn nur das verzweifelte Geld nicht wäre, so achteten wir die Entfernung und Reise wenig, zumahl da, wie uns ein Preußischer Husaren-Rittmeister, der sich hier bey seinem Schwager, dem Burgvogt Reich, aufhält, erzählt hat, die Straßen in Sachsen hin und wieder anfangen besser zu werden.

Der Wein ist bey uns auch sehr gut gerathen, und doch ist der alte Wein noch theuer, und auch der neue steigt täglich im Preise, weil wegen der vorhergegangenen Miß-Jahre viele Keller leer waren. Ich habe keinen gekauft, sondern nur mei-|nen Zinß-Wein von Eichstätten und Bötzingen nebst 2. Saum eigenen [sic] Gewächs in Summa 33. Saum (den Saum zu 160. Sächsischer Maas) eingelegt, doch habe ich in Willens, nach dem ersten Ablaß im Früh-Jahr ein Faß voll recht *extra* guten zu kaufen. Sagen *Sie* nur der gnädigen Frau Tante, welcher wir uns zu Gnaden empfehlen, sie soll nur recht viel Geld von Osmarsleben dazu schicken.

*Sie* haben mir recht viele und angenehme Neuigkeiten geschrieben, und ich kann *Sie* dagegen mit nichts regaliren als mit der Nachricht, daß heute der älteste und fast auch reichste Mann von hier, der Bürgermeister Zimmermann, im 89sten Jahr seines Alters begraben wird,<sup>305</sup> und daß am Sontage vor 8. Tagen im Kloster Thenenbach,

---

von Zinck zu Erreichung seines Endzwecks durch meine Lehns-Curie bereits Bedingungen vorschlagen laßen, die meiner Meynung nach billig sind; die aber derselbe nicht angenommen hat: und außerdem würde zur Vollendung der Sache die Einwilligung der *appanagirten* Fürstlichen Linie, wobey ein *minorenner* Prinz sich befindet, nothwendig seyn, womit es aber die mehrsten Schwierigkeiten haben mögte. Ich beklage also unendlich, daß ich bey dieser Angelegenheit auf das Vergnügen entsagen muß, Dero Verlangen ein Genüge zu thun, und wünsche um so mehr, bey anderen Vorfällen die vollkommenste Hochachtung besser an den Tag legen zu können, womit ich die Ehre habe zu seyn [andere Hand:] Ew. Liebdt. Dienstwilligster Vetter und Diener C A S z Anhalt, Ballenstedt, den 21t. *Novbr.* 1788. | Extractus Geh[eim]rathsprotoc. vom 4. December 1788 Intercessionalien 4273 Antwort Schreiben des H. Fürsten von AnhaltCöthen auf Se[renissi]mi Vorschreiben zu gunsten des HofRaths von Zinck, seine dortige LehensVeräußerung b. Concl[usum] Seye hievon gedachtem HR von Zink Abschrift per extr. prot. mitzuthemen. [andere Hand:] gesch. d. 12tn“.

<sup>305</sup> *Bürgermeister Zimmermann*: Johann Wilhelm Zimmermann (1700-1788) – Metzger, Gastwirt, Zunftmeister der Hochberger Metzger, Emmendinger Ratsmitglied und ab 1750 mit Unterbrechungen bis 1775 Bürgermeister – bezahlte tatsächlich, wie Michaela Schmölz-Häberlein anhand der erhaltenen Umlageregister nachgewiesen hat, stets eine der höchsten Steuersummen. In einem Inventar von 1782 wird sein gesamter Besitz auf weit über 85.000 Gulden geschätzt. Er war

einer Stunde von hier, eine starke Feuersbrunst war, wodurch ein ganzer Flügel der beträchtlichen Wirtschaftsgebäude des Klosters in Asche gelegt wurde. Und nun muß ich *Sie* mit meinen Anhänglichen Angelegenheiten unterhalten.

Am 6ten November ist von dem Reichshofrath zu Wien gegen den Fürsten von Cöthen das Kayserliche Rescript erkant worden, daß er mich wieder in Besitz der *spoliative* weggenommenen 31. Morgen Acker mit allen erhobenen Nutzungen setzen, und sich, wenn er mich des rechtlichen Anspruchs nicht entlassen wolle, an dem Weg Rechtens – dieß sind die Ausdrücke des Rescripts – ersättigen, und binnen 2. Monathen anzeigen solle, wie er dieses befolgt habe, oder zu befolgen gedenke. Von dem Regierungs-Rath Salmuth habe ich auf meinen letzten Brief noch keine Antwort. Ich hoffe, das Kayserliche Rescript soll nun die Regierung dieses kleinen Despoten geschmeidiger machen. Es ist doch gut, daß es in Deutschland noch Reichsgerichte giebt, wo ein Privatmann allenfalls gegen einen ungerechten Fürsten Recht erhalten kann. |

Wegen Osmarsleben wünschte ich, *Ihnen* eben so gute Nachrichten melden zu können, allein da erhielt ich vor 8. Tagen ein ungemein höfliches Handschreiben von dem Fürsten, worinnen er mich mit vieler Politesse versichert, daß es ihm sehr empfindlich sey, mir nicht willfahren zu können, sondern es lediglich bey der Resolution seiner LehnsCurie bewenden lassen zu müssen. Was ich ietzt anfangen soll, weiß ich nicht: es gehen zwar ein Paar Projekte in meinem Kopfe herum, sie sind aber noch nicht recht ausgebrütet, und ich erwarte erst noch Antwort von dem Landrentmeister Spiegel.

Ich brauche seit 5. Wochen die Gyserischen Pillen, und finde einen recht guten Effekt davon, besonders ist mein Bauch ziemlich geschmolzen. Ich werde sie noch 8. Tage nehmen, und dann aufs Früh-Jahr wieder 6. Wochen brauchen. Diese Pillen hat der Hofrath Gyser zu Pforzheim, einer der geschicktesten Ärzte in unserm Lande, erfunden, und bey Verstopfungen der Leber und der Drüsen des Unterleibes schon große Curen damit gethan.

Dieß sind meine Neuigkeiten alle. Wir haben seit 14. Tagen schon einen sehr strengen Winter, und es geht hier rasch mit Schlittenfahren, das Getraide steht hier sehr hoch im Preise, welches wir dem leidigen Türkenkriege zu danken haben, der Dresdener Scheffel Weitzen gibt 5 rh. 8 g., und das Geld ist wegen des veränderten Münz-Fußes in Frankreich und wegen der Staats-Anleihen, welche Necker macht, so rar, daß ich von 1200 fl., die ich an *Martini* hätte einnehmen sollen, noch keinen Kreuzer habe.

Leben *Sie* recht wohl, empfehlen *Sie* uns allen Bekanten und Freunden, und seyn *Sie* versichert, daß ich nie aufhören werde, mit der vollkommensten Hochachtung und Ergebenheit zu seyn

Dero

unterthäniger Diener u. Neveu  
Fr. von Zinck.

---

damit wahrscheinlich die reichste Einzelperson der Markgrafschaft; sein Vermögen überstieg noch deutlich das der wohlhabenden adeligen Familie Teuffel von Birkensee, der Friedrich v. Zincks Schwiegermutter entstammte. Das Leben Zimmermanns ist aktenmäßig so gut dokumentiert, daß Schmölz-Häberlein es zum Gegenstand einer mikrohistorischen Studie gemacht hat: vgl. Schmölz-Häberlein (2000); hier besonders 80 bzw. 87.

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen  
 Empfänger: Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck, in Leipzig  
 Datum: 30. März 1789  
 Quelle: A (Nr. 71), fol. 135r-136v

Emmendingen, den 30sten März, 1789.

Gnädige Tante!

*Vivat* der 6ste April! Erleben *Sie* ihn noch so oft, als ich es von Herzen wünsche, und mit aller der Gesundheit, Ruhe, Zufriedenheit und Heiterkeit, welche das Leben und vorzüglich ein hohes Alter erst recht wünschenswerth machen, so wird *Ihnen* von dieser Seite nichts mehr zu wünschen übrigbleiben. Meine Frau vereinigt ihre Wünsche mit den meinigen, und empfiehlt sich nebst mir *Ihrer* fernern Liebe, Gewogenheit und Gnade. Wir werden am 6. April *Ihre* Gesundheit in einem Glase 74ger Bischoffinger trinken, und wenn *Ihnen* dann das rechte Ohr nicht klingelt, so trägt zuverlässig die gemeine Meynung von der Bedeutung des Klingeln [sic] der Ohren. Wenn nur aber unser Geburtsmonath auch besser Wetter bringt, als sein Vorgänger! Der Boden ist doch alle Morgen hart gefroren, das Obst aller Wahrscheinlichkeit nach verlohren, und die Arbeit im Feld, in den Weinbergen und in den Gärten wird außerordentlich verspätet. |

Von Cöthen habe ich auf meine letzten Vergleichs-Vorschläge noch keine Antwort, aber auch die angedrohte fiskalische Klage noch nicht erhalten. Ich habe bey dem ReichsHofRath im eine weitere 2monathliche Frist angesucht, und wenn diese fruchtlos verstreicht, werde ich dem Herrn Fürsten erst die Zeche machen.

Ietzt habe ich *Ihnen* einen Auftrag zu geben, der sich zwar eigentlich für eine Dame nicht schickt, deßen Besorgung aber der H. Lieut. von Gablenz, dem ich mich vielmals zu empfehlen bitte, gern übernehmen wird. Ich möchte gern einen guten meerschäumen Pfeifen-Kopf haben, und da kann ich mich wohl an niemand besser adressiren, als an einen Kenner dieser Waare, wie der H. von Gablenz ist. Ich wünschte ihn nicht ganz braun geraucht, aber auch nicht ganz neu zu haben. Den Preiß schreibe ich nicht vor, aber ich dächte, vor 5-6 rh. könnte man schon einen guten Pfeifen-Kopf bekommen, und auf Güte der Materie kommt es mir am meisten an, da mir schon etliche Köpfe hinter einander zersprungen sind, denen diese Eigenschaft fehlte. *Sie* haben hernach die Gnade, mir denselben durch den nemlichen Kanal zu schicken, durch welchen ich voriges Jahr das Strumpfgarn erhalten habe. Könnten *Sie* ein Rohr von türkischem Holz, das aber nur kurz zu seyn braucht, und etliche Mundstücke dazu packen, so würde es mir desto angenehmer seyn. Das Geld dafür laßen *Sie* sich nur von der gnädigen Frau Tante, welcher ich mich nebst meiner Frau zu Gnaden empfehle, von den Geldern bezahlen, | welche sie auf die bevorstehende Oster-Messe für mich einnehmen wird.

An Neuigkeiten bin ich so arm, als jemals. Ich komme bey dem übeln Wetter, das wir bisher gehabt, haben, wenig aus dem Hause, und noch weniger aus der Stadt. Wir haben vor einigen Wochen unsere Köchin aus dem Dienst schicken müssen, weil sie sich von unserm Bedienten in gesegneten Umständen befand, und ietzt muß meine Frau alle Bißen selbst kochen, welches vielleicht bis Weynachten dauern kann, ehe wir wieder ein taugliches Subiekt bekommen. Lebt denn auch *Ihr* Geßner noch, und ist *Ihre* Christiane noch bey *Ihnen*? *Marquis* wird wohl noch fleißig den

Wurstschaalen und der Caressie<sup>306</sup> | nachgehen. Mein *Cartouche* ist dick und fett, und erwartet nur wärmeres Wetter, um seinen Winter-Rock auszuziehen.

Empfehlen *Sie* mich allen, die sich meiner erinnern, leben *Sie* recht gesund und wohl, und seyn *Sie* versichert, daß ich mit der vollkommensten Ergebenheit und Hochachtung zeitlebens seyn werde

*Ihr*

unterthäniger Diener u. Neveu  
Fr. von Zinck. |

N.S. Ich bin so frey, *Ihnen* mit noch einem Auftrage beschwerlich zu fallen, den meine Frau und ich erst bey dem Mittagessen ausgemacht haben. Dieser besteht in der Bitte, mir eine Webe feine Leinwand im Preiß von 39. bis 40 rh. zu kaufen, und durch den schon angegebenen Kanal zu überschicken, und die Auslage sich gleichfalls von der gnädigen Frau Tante wieder erstatten zu lassen. Verzeihen *Sie* mir meine Freyheit, und leben *Sie* noch einmahl recht wohl.

### 83

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen

Empfänger: Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck, in Leipzig

Datum: 12. April 1789

Quelle: A (Nr. 72), fol. 137r&v

Emmendingen, den 12ten April, 1789.

Gnädige Tante!

Ich ergreife diese Gelegenheit mit Freuden, um mich nach *Ihrem* und der gnädigen Frau Tante Befinden zu erkundigen, und *Ihnen* die Versicherungen der unverbrüchlichsten Ergebenheit zu erneuern, von deren Aufrichtigkeit *Sie*, wie ich hoffe, ohnehin überzeugt sind, welche mir die Reise des Preußischen Rittmeisters von Prinksauf darbietet, ungeachtet ich voraussehe, daß dieser Brief ein ziemliches Alter erreichen wird, ehe er zu *Ihnen* kommt, da der H. Rittmeister mit eignen Pferden und also sehr langsam reisen, und sich noch überdem an verschiedenen Orten unterwegs aufhalten wird. Dieser Rittmeister von Prinksauf hat sich fast den ganzen Winter bey seinem Schwager, dem Burgvogt Reich, hier aufgehalten, | und geht jetzt zu seinem Regiment nach Schlesien zurück. Sein Vater war Pfarrer zu Vörstätten, 2. Stunden von hier. Er selbst studierte zu Anfang des siebenjährigen Kriegs in Iena Theologie, da er aber mehr Neigung für den Säbel hatte, als für die Kanzel, so gieng er Anno 1759. von Iena nach Leipzig, und wurde Preußischer Husar. Er distinguirte sich bey verschiedenen Gelegenheiten, besonders in dem letzten Bayerischen Successions-Kriege, und wurde deswegen von dem König in den Adels-Stand erhoben. *Sie* werden an ihm einen sehr feinen Mann finden, den ich *Ihrer* guten Aufnahme besonders empfehle.

In meinen Angelegenheiten hat sich unterdeßen nichts verändert, und da ich *Ihnen* auch nichts Neues zu schreiben weiß, so schließe ich mit dem herzlichen Wunsch

---

<sup>306</sup> Caressie: Schmeicheln, Liebkosen; bei „Marquis“ handelt es sich wohl ebenso wie bei „Cartouche“ um einen Hund.

eines ununterbrochenen Wohlbefindens und der Versicherung, daß ich mit der vollkommensten Hochachtung unverändert bin

*Ihr*

unterthäniger Diener u. Neveu  
Fr. von Zinck.

N.S. Meine Frau empfiehlt sich *Ihnen* beyderseits zu Gnaden.

#### 84

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen

Empfänger: Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck, in Leipzig

Datum: 24. Juni 1789

Quelle: A (Nr. 73), fol. 139r-140v

Emmendingen, den 24sten Iunius, 1789.

Gnädige Tante!

*Ihr* vorletzter Brief vom 14ten April hatte eine kleine Spazierreise in die Schweitz gemacht, und war gerade 3. Wochen alt, da ich ihn erhielt. Ein Besuch von unsern Verwandten aus dem Elsas hielt mich ab, ihn gleich zu beantworten, und hernach wartete ich von einem Postwagen zum andern auf ein Paquet von Hn. Schwan von Mannheim. Vorgestern kam dieses endlich an, und ich habe Geld und Leinwand richtig erhalten. Meine Frau dankt *Ihnen* mit mir unterthänig für *Ihre* desfallsigen Bemühungen, und ist mit der Qualität der überschickten Leinwand außerordentlich wohl zufrieden. Der gnädigen Frau Tante, welcher wir uns zu Gnaden empfehlen, werde ich nächstens besonders schreiben, denn ungeachtet heute Iohannistag ist, so werden doch die Osmarslebischen Pächter keine besondere Eile nöthig machen.

Unsere gewesene Köchin ist noch nicht niedergekommen. Sie ist sehr schön, und also wäre der Verdacht, den *Sie* in *Ihrem* vorigen Briefe im Scherz äußern, so gar unwahrscheinlich eben nicht, allein meine Frau ist überzeugt, daß ich vollkommen unschuldig bin, und das Mädchen selbst, deßen Familie hier in einigem Ansehen steht, weil der Vater Rathsherr ist, und die Mutter eines ehemaligen hiesigen Stadtschreibers Tochter war, hat durch seine Erklärungen alle Raisonsnements, zu denen man hier so geneigt ist als an andern Orten, niedergeschlagen. Heute bekommen wir eine neue Köchin, die außerordentlich brav seyn soll, und schon ein Kind gehabt hat, daher vorsichtiger seyn wird, als eine andre, die diese Erfahrung noch nicht gemacht hat.

Den sel. Geßner hätte ich für älter gehalten, woran sein gravitäisches Aussehen Schuld gewesen seyn mag. Wir erinnern-|ten uns bey der Nachricht von seinem Tode wieder an die Dinten-Bouteille, die er meiner Frau statt der Essigbouteille brachte, und lachten noch einmahl herzlich über dieses lächerliche Versehen. Christianen sagen Sie nur, sie soll nur hieher kommen, Kärcher sey seinem Vater adiungirt, habe sich sehr gut formirt, und werde bald eine Frau Försterin brauchen. Wenn er mit der Zeit seines Vaters Dienst bekommt, so ist er sehr gut versorgt. Es ist ietzt ein iüngerer Bruder von ihm hier, um die Feldmeßkunst zu lernen.

Raschau hat mir die Interessen richtig geschickt, aber einen Brief voller Klagen dabey geschrieben, ich bin aber in meiner Antwort einer künftigen Betteley zuvor-gekommen, indem ich ihm unsere Lage so wie sie ist geschildert habe. Er glaubt wir

dürften nur Geld einstreichen, um es nach unserm Wohlgefallen wieder auszugeben. Darin irrt er aber gewaltig. Der strenge Winter hat vielleicht uns nach Proportion mehr Schaden gethan als ihm. Der Bamlacher Zehende, unsere vornehmste Einnahme, wird vielleicht, denn er ist noch nicht verpachtet, dieses Jahr kaum halb so viel ertragen, als sonst, weil die Reben durch die grimmige Kälte so viel gelitten haben, daß es sehr wenig Wein geben wird. An unsern Wein-Zinßen zu Eichstätten, Bötzingen und Oberschaffhausen werden wir wenigstens ein Drittheil nachlassen müssen, unsere eigenen Reben tragen höchstens so viel, daß wir uns satt essen können, und an Obst dürfen wir unter 8.–10. Jahren nicht denken, denn die Bäume stehen da wir im Winter. Wir haben voriges Jahr 216. Maaß Zwetschkenbrandtwein brennen lassen und noch ohne die Consumption im Hause für 2. Laubthaler Zwetschken an den Bäumen verkauft. Auf diese nicht unbeträchtliche Einnahme müssen wir jetzt lange Zeit Verzicht thun. Dazu kommt noch, daß ich diesen Sommer mein Dach muß umdecken und in Bötzingen und Oberschaffhausen ein neues Zinßbuch machen lassen, welches zwey wichtige Artikel in der Ausgabe sind. Endlich haben den 13ten u. 20sten dieses 2. Hagelwetter auf unserm kleinen Gütchen, dem Schlatthof bey Freyburg alles zerschlagen, so, daß ich nicht glaube, daß wir dieses Jahr einen Kreuzer Pachtgeld bekommen. Die Gewitter haben seit 14. Tagen in unserer Gegend außerordentlich viel Schaden gethan. Freyburg ist am Sontage, den 20sten, ordentlich verwüstet worden. Kein Dach und kein Fenster sind ganz geblieben, und die Einwohner sind in grosser Verlegenheit, wo sie Ziegeln und Maurer genug her bekommen sollen. Da das schreckliche Wetter auch 3. Badische Ortschaften betroffen hat, so hat sich das OberAmt genöthigt gesehen, allen Zieglern bey 10 rh. Strafe zu verbieten, daß sie keine Ziegeln außerhalb Landes verkaufen, bis die Inländer versorgt sind. Ein hiesiger Kaufmann, der mit seiner Frau gerade in Freyburg war und sich vor dem Wetter in die Capuziner-Kirche retiriren muste, kann den schrecklichen Auftritt nicht fürcherlich genug beschreiben, und hat eine Schloße mitgebracht, welche nach 4. Stunden noch so groß war wie ein Truthühner-Ey. Zu Vörstätten, einem Badischen Dorfe 1 ½ Stunden von hier haben 5. Schloßen 1 [\*Kürzel:\* Pfund] gewogen, und auf dem Schwarzwald sind pfündige Schloßen gefallen. Es ist hier schon alles sehr theuer, und wird noch theurer werden, da unsere vornehmsten Ortschaften im Getraidebau, Denzlingen, Gundelfingen und Vörstätten, ganz ruinirt sind, und der leidige Türkenkrieg die Zufuhr aus dem Würtembergischen, Vorder-Österreichischen und der Pfalz hemmt. Bey uns steht das Getraide sehr schön, aber was kann ein so kleiner Distrikt in einer so bevölkerten Gegend nutzen? Gestern waren wir seit dem 11ten dieses zum erstenmahl ganz von Gewittern frey. In Pforzheim sind vor 4–5. Wochen 46. Gebäude nebst der Stadtkirche abgebrannt. Daran trifft es mich wenigstens auch 50 fl. in die Brandversicherung zu zahlen. *Sie* sehen aus diesem allen, daß ich Stof genug zu Klagen hätte, allein man muß bessere Zeiten hoffen und sich manches versagen, das man sich sonst hätte verstatten können. Das Holz ist bey uns nicht theurer geworden. Wir bekommen wenigstens 10. Klafter von erfrornen Obstbäumen, das ist aber theures und trauriges Brennholz. |

Zu *Ihrer* vorhabenden Bad-Cur wünschen wir von ganzem Herzen Glück, und die gesegnetsten Wirkungen. Ich werde diesen Brief nach Leipzig gehen lassen, Christiane oder H. Wilhelm werden ihn schon nach Lauchstädt schicken. Empfehlen *Sie* uns in Kriegstädt zu fortdauerndem gütigen Andenken, und wer sich sonst noch unserer etwa erinnert, dem werfen *Sie* nur gleich eine Empfehlung an den Hals. Leben *Sie* recht wohl, und beehren *Sie* noch ferner mit *Ihrer* Gewogenheit und Gnade

*Ihren*

unterthänigen Diener und Vetter  
Fr. von Zinck.

85

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen  
Empfänger: Carl Friedrich Markgraf von Baden in Karlsruhe  
Datum: 16. Dezember 1789  
Quelle: C, fol. 20r (Geheimrats-Protokoll-Nr. 9)

*Durchlauchtigster Markgraf,  
Gnädigster Fürst und Herr!*<sup>307</sup>

Emmendingen, den 16ten December, 1789.

Der HofRath von Zinck bittet unterthänigst um ein Vorschreiben an die Herren Fürsten von Anhalt-Bernburg-Schaumburg.

Kaum würde ich es wagen, *Ew Hochfürstl. Durchlaucht* Gnade durch abermalige Vorlegung der angeschloßnen Bittschriften mit der unterthänigsten Bitte um Begleitung derselben mit einem gnädigsten Vorschreiben zu ermüden, wenn ich nicht von Bernburg aus selbst dazu wäre veranlaßt worden. *Ew. Hochfürstl. Durchlaucht* bekante gnädige Denckungs-Art läßt mich dieser meiner unterthänigsten Bitte gnädigste Gewährung hoffen, welche ich Zeitlebens mit dem unterthänigsten Dank in derienigen tiefsten Verehrung erkennen werde, mit welcher ich ersterbe

*Ew. HochFürstl. Durchlaucht*

unterthänigster  
Fr. von Zinck.<sup>308</sup>

---

<sup>307</sup> Am oberen Rand: „G[eheim]Rath[s-Protokollnummer] 9[.] P. d. 4. Jan. 1789.“ [recte: 1790].

<sup>308</sup> Der Karlsruher Hof entsprach Zincks Bitte; den Geheimratsbeschluß und den Entwurf für das entsprechende Begleitschreiben bewahrt Quelle C, fol. 21r: „Extractus GeheimenCabinets *Protocolli* vom 4. Januar 1790. *Intercessionalien* ~~Kammerh. und~~ Hofrath v. Zink bitte unterm 16. m. p. beide begeschlossnen Bittschriften an die Herrn Fürsten von Anhalt Bernburg Schaumburg um verstattende Veräußerung [sic] seines lehnbaren Ritterguts zu Osmarsleben mit einem fürstl.en Vorschreiben zu begleiten; *Sic. Resolutum* wollen S[erenissi]mus damit willfahren. *Expediatur ergo* das gebettene Vorschreiben *idq[ue] notificatur* dem Kammerh. und Hofrath v. Zink p. xtr. pr. [= per extractum protocoll]; \*am Rand von anderer Hand:\* „gesch d. 7 dt“] An den Herrn Fürsten Friedrich Ludwig Adolph und Carl Ludwig von Anhalt Bernburg Schaumburg zu Dietz Schaumburg[.] Es hat mir mein ~~Kammerh. und~~ Hofrath von Zink anliegend an euer L[ieb]den. gerichtete Bittschrift überreicht, um sie mit meinem Vorwort zu begleiten. Da ich nun demselben den Vortheil, welchen er durch die Veräußerung [sic] seines Lehnguts zu Osmarsleben zu erhalten sucht, unter den von ihm selbst bemerkten Verhältnissen gerne gönnen möchte, so nehme ich keinen Anstand, Euer L[iebd]den sein Gesuch in soweit es die Umstände erlauben, zur hochgeneigten Willfahr hiedurch bestens zu empfehlen. Ich ergreife zugleich diese Gelegenheit, um die Vorführung jener vollkommenen Hochachtung und Ergebenheit zu erneuern, mit welcher ich stets beharre Euer L[ieb]den etc

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen  
 Empfänger: Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck, in Leipzig  
 Datum: 26. Dezember 1789  
 Quelle: A (Nr. 74), fol. 141r-142r

Emmendingen, den 26sten December, 1789.

Gnädige Tante!

Nur mit einigen Zeilen – denn ich bin durch den Besuch des Officiers, deßen ich in meinem Briefe an die Frau Tante<sup>309</sup> gedacht habe, vom Schreiben abgehalten

---

Karlsruhe den 4. Januar 1790 (adv. die Bittschriften) [\*am linken Rand von anderer Hand:\* abg. d. 8 dt.]“.

Das vorläufige Antwortschreiben der Fürsten von Anhalt-Bernburg ist beigeheftet (fol. 22r&v): [\*von anderer Hand am oberen Rand:\* „GRath[sprotokollnummer] 388. Praes. d. 25. Febr. 1790.“] „DURCHLAUCHTIGSTER FÜRST, hochgeehrtest und freundlich vielgeliebter Herr Vetter! Da die Bewandniß des von Zinckischen Gesuchs, zu dessen Gunsten EUER LIEBDEN mit DERO hochgeehrtester Zuschrift vom 4ten Jenner dieses Jahres mich beehrt haben, mir gänzlich unbekant ist; so habe ich darum zwar Erkundigung eingezogen, aber noch nicht erhalten. EUER LIEBDEN bitt ich daher, dieserwegen sowohl, als wegen einer mit zugestoßenen Unpäßlichkeit mein bisheriges Stilleschweigen gütigst zu entschuldigen, und die | Versicherung anzunehmen, daß ich nach genommener Rücksprache mit meinen Herrn *Agnaten* mir alles dasjenige, was ich in Rücksicht auf DERO Empfehlung den Umständen nach beywürcken kann, zum ausnehmenden Vergnügen rechnen werde, der ich in Vollkommenster Hochachtung zu harren die Ehre habe Diez d. 18ten Febr. 1790. [andere Hand:] Ew. Liebden Dienstwillig ergebenster Vetter und Diener Friedrich Prinz zu Anhalt.“

Laut Geheimkabinetts-Protokoll (Nr. 388, fol. 23r) wurde Zinck am 4. März 1790 über die Lage der Dinge informiert: „Extractus GeheimenCabinets *Protocolli* vom 25. Febr. 1790. *Intercessionalien* 388 Vorläufiges Antwortschreiben des Prinzen Friedrichs [sic] von Anhalt Bernburg Schaumburg H. D. dd. Dietz den 18. huj[us] auf S[erenissi]mi Vorschreiben vom 4. m[ensi] p[raecedentis] für den HR von Zink wegen suchender Erlaubniß zu Veräußerung [sic] seines lehnbaren RitterGuts zu Oßmarsleben; wornach [sic] h[öchst]dieselben, die Bewandniß dieses Gesuchs nicht kennen aber nach darüber genommener Rücksprache mit Ihren Herrn *Agnaten* alle thunliche Rücksicht auf S[erenissi]mi Empfehlung nehmen werden; *Conclusum Notificatur* der Inhalt dieser VorAntwort dem H. v. Zink p. xtr. pr. [= *per extractum protocolli*; \*am linken Rand von anderer Hand:\* „Gesch. d. 4ten März“]“

An eben diesem Tag wurde auch die entzwischen eingegangene, endgültig abschlägige Antwort aus Anhalt-Bernburg im Karlsruher Geheimen Kabinett behandelt (fol. 24r): „[Protokollnr.] 423. Präs. den 4. März 1790 DURCHLAUCHTIGSTER FÜRST, freundlich vielgeliebter Herr Vetter! EURE LIEBDEN verehrliche Zuschrift vom 4ten vorigen Monats in Ansehung DERO Hofraths von Zink, würde ich eher schuldigst beantwortet haben, wenn ich nicht vorher mich um die Lage der Sache näher hätte erkundigen wollen. Da ich nun vernehmen müssen, daß Unseres Hochgeehrten Herrn Vetter[n] [sic] des Fürsten zu Anhalt Bernburg Lbd. in die Veräußerung der Zinkischen Mannlehngüter zu Oßmarsleben ebenfalls nicht eingewilligt haben, auch für meine Person noch besondere Ursachen dagegen vorwalten; So bedaure ich sehr, dem Herrn von Zink in der Anlage abschlägige Antwort haben ertheilen zu müssen, und also dermalen außer Stande zu seyn, durch Respicirung EURER LIEBD. sonst bey mir alles vermögenden hohen Vorworts DENSELBEN dieienige vollkommenste Hochachtung und Ergebenheit zu bethatigen [sic], womit ich stets seyn werde Schaumburg den 27. Februar 1790. [andere Hand] Ewe. Lbd. Dienstwilligst ergebenster Vetter und Diener Carl Ludwig F. z. Anhalt.“ Laut beigeheftetem Kabinettsprotokoll (fol. 25r) wurde Zinck am 10. März 1790 über diese Entwicklung informiert: „Extrait GehCabProtocols vom 4. Marz [sic] 1790. *Intermissionalien* bef. GCN 423. AntwortSchreiben des H. Fürsten von Anhalt Schaumburg auf Se[renissi]mi Verwendung vor den HR von Zink wegen seiner Veräußerung der Zinkischen MannlehnGüter zu Osmarsleben. Concl[usum] nebst dem beyliegenden Schreiben {seye dem HR v Zink} eine Abschrift {von} obiger Antwort per extr. prot. mitzutheilen, [\*unleserlich:\*] (add. all .. et .. all ..) [\*am linken Rand von anderer Hand:\* „Gesch. d. 10. d“].“

<sup>309</sup> *die Frau Tante*: es bleibt unklar, welche Tante hier gemeint ist.

worden – will ich *Ihnen* für die gütige Besorgung meiner Aufträge unterthänig danken, denn alles übrige, was ich gewußt habe, welches freylich wenig ist, habe ich in ienem Briefe geschrieben. Sie haben gar nicht zu besorgen, abgesetzt zu werden, wenn nur der verzweifelte Geldbeutel nicht verböte, Ihnen mit mehrern Aufträgen beschwerlich zu fallen. Der Pfeifenkopf ist schön, aber freylich theurer, als ich erwartet hatte, es wundert mich aber, daß ihn der H. Lieut. von Gablenz um diesen Preiß erhalten habe, den ich ehe ich die Rechnung las, um ein Drittheil höher vermuthete. Machen *Sie* dem Hn. von Gablenz in meinem Nahmen viele Danksagungen für seine Bemühung. *Ihren* Brief erhielt ich erst 8. Tage später mit einem andern Paket von Hn. Schwan. Ich mache iährlich für mehr als 40. Dukaten Geschäfte mit ihm, weil ich Directeur der hiesigen Lesegesellschaft bin, und alle Bücher von ihm nehme, auch sonst Comissionen besorge. Der Zwirn ist schön, war aber auf der Reise naß geworden, der warme Ofen machte aber alles wieder gut. | Mit Holz bin ich ziemlich versehen. Ich habe 26. Klafter büchenes Holz gekauft, wo das Klafter ohngefähr 3 rh. 7 g. Sächsisch Geld kostet, u. 12–14. Klafter habe ich von erfrorenen Obstbäumen auf dem Hofe stehen. Das ist theures Holz! Und was das übelste ist, so sind die iungen Bäume so rar, daß ich genöthigt seyn werde, sie künftiges Früh-Iahr von Metz kommen zu laßen. Wir haben seit 14. Tagen sehr gelinde Witterung. Vorgestern ist hier noch Weitzen gesäet worden.

Meine Frau empfiehlt sich *Ihnen* zu Gnaden, und wünscht *Ihnen* nebst mir Glück und Gesundheit zum neuen Iahr. Empfehlen *Sie* mich allen, die sich meiner erinnern, besonders Hn. u. Fr. Wilhelm, und seyn *Sie* versichert, daß ich nie aufhören werde, mit der vollkommensten Hochachtung zu seyn

*Ihr*

unterthäniger Diener u. Neveu  
Fr. von Zinck.

N.S. Der Fr. Tante in Magdeburg habe ich in meinem Briefe an den Major von Marschall zu ihrer Wiederherstellung Glück gewünscht. |

Für die Frau von Münchhausen.

**87**

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen

Empfänger: Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck, in Leipzig

Datum: 31. März 1790

Quelle: A (Nr. 75), fol. 143r-144r

Emmendingen, den 31sten März, 1790.

Gnädige Tante!

Unser beynahe 16iähriger Briefwechsel stockt seit einiger Zeit oft, weil ich schon seit mehrern Iahren mehr in Geschäften zu schreiben habe, als zu einer freundschaftlichen Unterhaltung, und weil es mir, wie ich freymüthig gestehen will, auch oft an Stof zu Briefen von der gehörigen Länge fehlt, in welchen man für sein gutes Postgeld auch etwas zu lesen bekommt. Schon oft wolte ich in meine Briefe an die

gnädige Frau Tante auch einen besonders an *Sie* einschließen, wenn ich etwas zu schreiben gewußt hätte, das *Sie* nicht schon aus dem ersten Briefe gelesen hätten: jetzt aber habe ich eine Gelegenheit zu einem besondern Briefe an *Sie*, die ich jedes Jahr mit ausnehmendem Vergnügen ergreife, um *Ihnen* aufrichtige Beweise meiner vollkommenen Ergebenheit und Verehrung zu geben. Diese Gelegenheit bietet mir *Ihr* Geburtstag dar. Möchten *Sie* diesen mir immer wichtigen Tag noch viele Jahre in Gesundheit, Ruhe und Zufriedenheit erleben! Möge nichts diese vorzüglichen Güter des menschlichen Lebens weder von innen noch von außen stören, | bis *Sie* auf der höchsten Stufe des menschlichen Alters mit zufriednem Lächeln auf eine lange Reihe durchgelebter Jahre zurücksehen können! Meine Frau vereinigt ihre Wünsche mit den meinigen für die Erhaltung und Glückseligkeit *Ihres* uns so schätzbaren Lebens, und empfiehlt sich mit mir der Fortdauer *Ihrer* Gewogenheit Gnade und Liebe.

Nach den Zeitungs-Nachrichten scheint der Ruhe des Churfürstenthums Sachsen ein neuer Sturm zu drohen, denn an die Neutralität des Churfürsten, von welcher verschiedene Zeitungsschreiber schwatzen, glaube ich für mein Theil nicht, weil ich nicht einsehe, wie Sachsen bey einem Kriege zwischen Österreich und Preußen neutral bleiben kann. Ich wünsche nur, daß diese Unruhen keinen nachtheiligen Einfluß auf *Ihre* Ruhe haben möge. Könnten *Sie* nur, wenn Krieg ausbrechen solte, zu uns kommen, denn bey der gegenwärtigen Verfaßung von Frankreich haben wir in unsern Gegenden wohl auf ein ganzes Menschen-Alter hinaus nichts von Kriegs-Unruhen zu befürchten.

Wir haben seit einigen Tagen sehr kaltes und rauhes Wetter auf die vorhergegangnen [sic] schönen und warmen Tage, und es ist zu befürchten, daß der Rübsaamen, welcher am Aufblühen steht, die Weinstöcke und die wenigen übriggebliebenen Obstbäume, so wie das Getraide auf den Anhöhen von den scharfen Nord-Ost-Winden Schaden leiden möchten. Die Getraide-Preiße stehen noch immer hoch. |

Von meinen Angelegenheiten kann ich noch immer nichts melden. Es heißt da: Geduld ist euch vonnöthen, besonders wenn man mit Fürsten und Regierungen zu thun hat. Vergangenen Sonntag vor 8. Tagen hat meine Frau bey dem HofRath Vogel Gevatter gestanden. Es war erst das 18te kind, welches er hat taufen lassen: von diesen starb die älteste Tochter, ein braves Mädchen von 22. Jahren, voriges Jahr an einem Nerven-Fieber, und 10. leben noch. Sehen *Sie*, das sind die Neuigkeiten, die *Sie* von Emmendingen erwarten können, denn wo solten wir andre hernehmen können? Wir empfehlen uns der gnädigen Frau Tante unterthänigst, und wünschen bald gute Nachrichten von dem Zustande ihrer Gesundheit zu erhalten, empfehlen *Sie* uns auch sonst allen, die sich unserer erinnern, zu gütigem Andenken, und seyn *Sie* von der vollkommensten Hochachtung und aufrichtigsten Ergebenheit versichert, mit welcher ich bin und Zeitlebens seyn werde

*Ihr*

unterthäniger Diener u. Neveu  
Fr. von Zinck.

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen  
 Empfänger: Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck, in Leipzig  
 Datum: 6. April 1791  
 Quelle: A (Nr. 76), fol. 145r-146r

Emmendingen, den 6sten April, 1791.

Gnädige Tante!

An einem schönen heitern Frühlings-Morgen, der auf das erste Gewitter, welches wir gestern Abend hatten, gefolgt ist, ergreife ich die Feder, um mich an dem heutigen Tage zuerst und ganz ungestört, denn es ist noch sehr früh, mit *Ihnen* und *Ihrem* Andenken zu beschäftigen. Ich habe mich mit Dank und Rührung der vielen Gnade und Liebe erinnert, welche *Sie* mir in meinem ganzen nun auch nicht mehr kurzen Leben bewiesen haben. Gott sey *Ihr* Vergelter dafür in *Ihrem* Alter, welches er mit allen seinen Segnungen beglücken und bis in das späteste Ziel des menschlichen Lebens verlängern wolle. Meine Frau und ich empfehlen uns auch bey dieser Gelegenheit der fernern Fortdauer *Ihrer* Gnade und Liebe. Wie gern bäten wir in etlichen Wochen persönlich darum, allein es scheint nicht, daß das Schicksal uns für dieses Jahr dieses Glück und diese Freude gewähren wolte. Ich schrieb in meinem letzten Briefe an die gnädige Frau Tante, welcher wir uns unterthänig zu Gnaden empfehlen, daß ich noch 2. Umstände erwartete, von deren günstiger Entscheidung unsere Reise nach Sachsen abhänge. Einer davon ist jetzt, aber sehr ungünstig, entschieden. Wir haben unsern Schlatthof verkauft. Ich hoffte wenigstens 7000 fl. daraus zu lösen, und hatte beschlossen, das was über 7000 fl. erlöst werden würde, zu einer Reise nach Sachsen anzuwenden, allein bey der Versteigerung traten die Vorgesetzten der Gemeinde Thiengen, in deren Gemarkung der Schlatthof liegt, mit einer Pro-|testation gegen die Weidgerechtigkeit des Schlatthofbesizers auf, weil die Gemeinde den Hof gern um einen ~~billigen~~ wohlfeilen Preis selbst gekauft und zu Wald angelegt hätte, und dadurch die Liebhaber abzuschrecken suchte. Dieser Kunstgrif gelang auch, es wurden nicht mehr als 5500 fl. geboten, und wir musten unverrichteter Dinge wieder nach Hause reisen. Nach einigen Tagen wurde uns von einem Mann aus der hiesigen Gegend 6300 fl. geboten, und nachdem wir mit sachkundigen Männern alles wohl überlegt hatten, so schlugen wir ein, und gestern ist der neue Käufer aufgezogen. Mein sel. Schwiegervater hatte diesen Hof A. 1766. um 4000 fl. gekauft. Er ist groß, hat aber schlechten Boden und der 4te Theil desselben liegt ganz öde. Der erste Termin wird auf *Martini* d. I. ausbezahlt, und wenn mein Schwager bis dorthin inne hält, so bleibe ich auf mein Haus nur noch 1400 fl. schuldig. Ich habe dem Käufer eine 25jährige Freyheit von allen Abgaben ausgewürkt, welche nach dem Kaufbriefe v. I. 1766. von dem Besitz meiner Frau abhieng, und die bestrittene Weidgerechtigkeit getraue ich mir auch für ihn auszufechten.

In unserer Gegend fängt es an ziemlich kritisch auszusehen. Die aus Frankreich geflüchteten Aristokraten drängen sich immer mehr um den Cardinal *Rohan*, welcher in Ettenheim, 6. Stunden von hier wohnt, zusammen, und es ist gar nicht daran zu zweifeln daß Plane [sic] zu einer Gegen-Revolution geschmiedet werden, welche aus Deutschland ihren Anfang nehmen soll. Vor einigen Tagen ist bey einem hiesigen Knopfmacher für 2000 fl. Knopfmacher-Arbeit zu Uniformen und bey einem hiesigen Sattler sind 600 Sättel bestellt worden. Die Passage der Franzosen ist hier

außerordentlich stark, und vor einiger Zeit giengen etl. u. 60 Stück Pferde hier durch, welche vorgeblich dem Prinzen *Condé*, der in Worms sich aufhält, gehören solten, mir aber gerade so aussehen, als wenn sie zu Dragoner-Pferdten [sic] bestimmt wären. Im Österreichischen werden alle Ställe in den Dörfern aufgenommen und besichtigt, und die Wege am Rhein | aufs schleunigste ausgebeßert. So viel ist gewiß, daß 2. Kayserliche Infanterie-Regimenter auf dem Marsch sind, sonst hört man aber so mancherley Gerüchte, daß man nicht weiß, was man für wahr halten soll, oder nicht. Begreifen kann ich es übrigens nicht, was die Aristokraten in der hiesigen Gegend gegen Frankreich ausrichten wollen, da der ganze Rheinstrom von Basel an mit wichtigen Festungen dicht besäet ist. Anhang würden sie freylich bald finden, denn die meisten Officiers unter der Französischen Armee sind im Herzen aristokratisch gesinnt, aber um diesen benutzen zu können, müsten sie doch erst festen Fuß gefaßt haben, und das dürfte meinen Einsichten nach wohl so leicht nicht seyn. Die Zeit muß alles aufklären, wenn es aber zu bunt hier hergehen solte, so packen wir unsere besten Siebensachen zusammen und flüchten zu *Ihnen*.

Aus dem Elsas haben wir von unsern Verwandten gar keine Nachricht, und ich weiß daher nicht, ob sie ihre Theilung der mütterlichen Erbschaft schon geendigt haben oder nicht.

Neues weiß ich *Ihnen* gar nichts zu schreiben. Wir haben Gott Lob! den Anschein zu einem sehr gesegneten Jahr, aber doch stehen Getraide und Wein noch immer über dem Mittel-Preiß, weil in der Pfalz und im Württembergischen die Fruchtsperre noch nicht aufgehoben ist. Leben *Sie* auch in dem heute für *Sie* angetretenen Jahr und noch in vielen folgenden recht gesund, vergnügt und wohl, lieben *Sie* mich ferner wie bisher, und seyn *Sie* fest versichert, daß ich in der Nähe und in der Ferne unausgesetzt und unveränderlich bin

*Ihr*

unterthäniger Diener u. Neveu  
Fr. von Zinck.

## 89

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen

Empfänger: Johann Georg Jacobi in Freiburg

Datum: 25. Dezember 1791

Quelle: B (Nr. 84)

Emmendingen, den 25sten December 1791.<sup>310</sup>

Verzeihen SIE, MEIN THEUERSTER FREUND, daß ich IHNEN mit meinem Briefe an einem Tage beschwerlich falle, der für SIE zu wichtig seyn muß, als daß *SIE* ihn durch etwas heterogenes entweyhen möchten; und wenn ich nicht überzeugt wäre, daß IHNEN der Glückwunsch eines wahren theilnehmenden Freundes auch an diesem Tage nicht unwillkommen seyn kann, so würde ich mich wohl gehütet haben, IHNEN mit einem leeren Compliment zu einer Zeit lästig zu werden, wo IHR Herz von den liebevollsten Empfindungen überströmt. Gern hätte ich IHNEN metrisch gesagt, wie viel Theil ich an IHREM Glück nehme, wie sehr ich wünsche, SIE bis in das späteste

---

<sup>310</sup> Der 25. Dezember 1791 war der Vorabend von Jacobis Trauung mit Ursula Maria Müller aus St. Peter.

Alter froh und glücklich zu sehen, wenn mir nicht der Geist *Capriccio*<sup>311</sup>, deßen Einfluß sogar SIE werden selbst erfahren haben, die Gabe zu dichten versagt hätte. Empfangen SIE daher in Prose meine herzlichsten Wünsche für das Glück IHRES künftigen Lebens, denn was bedarf es im Grunde der Dichtung, wo sie dem Herzen so fremd ist? Bleiben SIE auch in Zukunft mein Freund – ein Titel, auf den ich stolzer bin, als auf die erhabensten Würden, die ich von den Göttern der Erde erhalten könnte! – wie bis her, und geben SIE uns – denn ich spreche zugleich im Nahmen meiner Frau, welche seit einigen Tagen wieder aufs neue mit Zahnschmerzen geplagt ist – den ersten Beweis davon durch einen baldigen Besuch mit IHRER – Marie – sie wird auch als Gattin IHNEN unter diesem Nahmen theuer seyn. Für sie füge ich keinen Glückwunsch hinzu, denn wie könnte die Gattin eines Jakobi eines Glückwunsches bedürfen? sondern schließe diesen Brief, deßen Verlängerung ich für einen Eingrif in die Rechte des Tages halten würde, an welchem SIE ihn erhalten, mit den aufrichtigsten Versicherungen der vollkommensten Hochachtung und ungeheucheltsten Freundschaft IHRES ganz ergebensten

Fr. von Zinck.

An des Herrn Rektor Magnifikus *Jakobi*, Wohlgeb[oren] Magnificenz zu Freyburg.  
Postfrey.

## 90

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen  
Empfänger: Christian Friedrich Eberhard in Leipzig  
Datum: 3. August 1792  
Quelle: A (Nr. 77), fol. 147r-150v

Emmendingen, den 3ten August, 1792.<sup>312</sup>

Lieber Freund!

Ich muß unsren erneuerten Briefwechsel gleich wieder mit Entschuldigungen anfangen, denn ich bin schon seit dem 6ten vorigen Monaths hier, und schreibe *Dir* erst heute, doch ich vermuthe, daß ich in Zukunft auch manchen Brief von *Dir* lesen werde, der sich mit Entschuldigungen anfangen wird. *Du* kanst Dir leicht vorstellen, daß man nach einer 3monathlichen Abwesenheit so manches zu besorgen und in Ordnung zu bringen findet, daß man der Besuche so viele zu geben und zu empfangen, so mancherley Fragen zu thun un zu beantworten, so vielerley sich gegenseitig zu erzählen hat, daß in den ersten Tagen nach der Zurückkunft ans Briefschreiben nicht zu denken ist. Dabey war unser kleines Städtchen eine Zeitlang so geräuschvoll, daß ich wieder nicht zum Schreiben kommen konte, und würlklich

---

<sup>311</sup> *Geist Capriccio*: eine von Johann Jacob Bodmer (1698-1783) aus einer Dichtung des Jesuitenpaters Tommaso Ceva (1648-1736) abgeleitete Personifikation der Laune (vgl. J. J. Bodmer, Neue Critische Briefe, über gantz verschiedene Sachen, Zürich 1749, 336), die wie eine Bergziege (lat. capra) von einem Gegenstand, einer Stimmung gleichsam zum und zur nächsten springt. Möglicherweise spielt Zinck hier auf den Vorbericht zu Wielands *Neuem Amadis* (1771) an, in dem ebenfalls vom »Geist Capriccio« die Rede ist.

<sup>312</sup> Unter dem Datum von anderer Hand (Eberhardt?): „pr. d. 14. Aug. 1792“.

bin ich so eben wieder von meinem Schreibtische aufgestört worden, weil vor meinem Hause ein Zug Kayserlicher Kriegs-Fuhrwägen in Unordnung gerieth, und erst nach einer Menge Ungarischer Flüche, daß es Flüche waren verrieth mir wenigstens der Ton, in welchem sie ausgesprochen wurden, wieder in Ordnung gebracht werden konte. Doch ich komme zuförderst [sic] zu der versprochenen Geschichte unserer unmerkwürdigen Reise, welche nicht anders als unmerkwürdig ausfallen konte, weil wir auf einer schon oft bereisten Tour reisten — blos um das Ziel der Reise zu erreichen, und uns nur in Frankfurth und Schwetzingen aufhalten wolten, woran wir aber, wie *Du* in der Folge erfahren wirst, von den Göttern des Himmels und der Erde verhindert wurden. Wir fuhren den 28sten früh von Poserne nach Naumburg, wo wir der Messe wegen den Rest des Tages zubrachten. Ob diese Messe mehr ist, als ein großer Iahrmakkt, ob sie wichtig genug ist, um den Titel Messe zu führen und mehrere Wochen zu dauern, das kann ich Laye in den Mysterien Merkurs nicht beurtheilen. Abends besuchten wir das Schauspielhaus, welches sich neben dem Leipziger ausnehmen würde, wie ein Duodezband neben einem Folianten, und sahen das rothe Käppchen. Wie man diesem elenden Singspiel Geschmack abgewinnen kann, | begreife ich nicht, wir wenigstens kontens nicht, sondern verließen das von Hitze glühende Schauspielhaus nach dem Ende des ersten Aufzugs, und begaben uns wieder in den Schutz unsers geharnischten Manns, wo uns aber einige Cavallerie-Officiers, welche neben und über uns logirten, eine ziemlich unruhige Nacht machten. Die Aufführung — es war die zweyte Sekondaische Gesellschaft — war nicht so, daß sie die Armseligkeit des elenden Stücks hätte verstecken können, und von den obskuren Nahmen der Schauspieler und Schauspielerinnen ist mir auch nicht Einer im Gedächtniß geblieben. Von Naumburg wolten wir am 29sten sehr früh abreisen, da wir aber einige Zeit auf die Postpferde gewartet hatten, so erfuhren wir, daß der H. Postmeister beliebt hatte, unsere Bestellung zu vergeßen, und so sahen wir uns genöthigt, noch eine Dosis von dem Kräutlein Patientia einzunehmen. Zwischen Naumburg und Auerstädt fanden wir Stellenweise herrliche Chaussee, von da an aber bis Erfurth den alten Sächsischen Weg, den nur der Mutter Natur nach lang anhaltendem trockenem Wetter gut zu machen überlaßen ist. Der Buttelstädter Postillon fuhr uns mit seinen abgematteten Acker-Pferden so langsam Erfurth zu, daß wir erst nach 8. Uhr da ankamen. Auf dem Wege nach Gotha trafen wir den 30sten einen Theil der Artillerie an, welche die Weisheit des Königs von Preußen beliebt hat an die Mosel und den Rhein zu schicken, um den Franzosen Despotismus zu predigen. In Gotha blieben wir über Mittag, und Nachmittag nöthigte uns ein Gewitter, das uns überfiel, in einer Dorfschenke anzuhalten, wo wir uns 1 ½. Stunden in der Unterhaltung eines Preußischen Officiers vom Regiment Schönfeld, welchen die nemliche Naturbegebenheit dahin verschlagen hatte, welche uns gedrungen hatte einen Zufluchtsort zu finden, ganz wohl befanden. Das Gewitter hatte die Luft abgekühlt, und wir kamen des angegebenen Aufenthalts wegen auch in Eisenach erst spät an, ungeachtet wir nur eine Tagreise von 6. Meilen gemacht hatten. Den 1sten schickte ich früh meinen alten getreuen Pudel, welcher krank geworden war, zu dem Scharfrichter, um sein Gutachten zu hören und ihm verordnen zu laßen. Als dieses geschehen war, reisten wir weiter, und fanden auf der der [sic] nächsten Station in Berka alles voll blauröckichter Frankenbekehrer vom Regiment Kleist, welche mich ausführlich examinirten, ungeachtet man es mir wohl auf 100. Schritte ansehen muß, daß ich ein ehrlicher Deutscher und eine ganz unverfängliche Person bin. Den sonst so abscheulichen Weg von Berka auf Vach fanden wir Dank sey es der unnöthi-

igen Reise des Königs von Preußen nach Coblenz auf diese Reise hin doch wenigstens in so fern gebeßert, daß er nun ohne die Besorgniß, Arm und Beine oder gar den Hals zu brechen, zu passiren war. In Vach, einem elenden Hessischen Städtchen, nahmen wir ein Mittagmahl ein, das dem Ansehen und der Beschaffenheit deßelben vollkommen entsprach, und von da kamen wir auf den herrlichen Fuldaischen Chausseen nach Hünfeld. Das Wetter war zum Reisen sehr erwünscht, allein dieses alles konte meine Laune nicht heiter stimmen, denn mein armer getreuer Pudel lag krank zwischen meinen Füßen, ungeachtet er in Vach an unserm schlechten Mahl mit ziemlich gutem Appetit Theil genommen hatte. Zucke die Achseln wer da will, das gutmüthige Thier hängt mit so vieler Treue an mir, daß ich mich selbst undankbar schelten würde, wenn ich diese Anhänglichkeit nicht erwidern [sic] wolte. Um aber doch diese Pudelgeschichte mit einemahl zu endigen, so will ich *Dir*, ohne mich in weitere Details einzulaßen, nur kurz referiren, daß es unsern vereinigten sorgfältigen Bemühungen gelungen ist, ihn lebendig hieher zu bringen, und daß er ietzt ganz gesund unter meinem Stuhle liegt, und sich, so ein gescheutes Vieh er sonst ist, wohl nicht träumen läßt, daß ich *Dich* von ihm unterhalte. In Hünfeld fanden wir im Posthause alles mit Zurüstungen auf den Empfang des Königs von Preußen beschäftigten [sic], und wir musten mit ~~auf~~ unaufgeräumten Zimmern vorlieb nehmen, welches ich auch gern that, weil ich den Postmeister von meinen vorigen Reisen her als einen artigen gefälligen Mann kante, und guten Iohannisberger in seinem Keller wuste. Den 2ten wechselten wir in Fulda und Neuhof nur die Pferde, aßen in Schlüchtern zu Mittag, unterhielten uns in Saalmünster mit einem gesprächigen Franciscaner, den wir im Posthause antrafen, und kamen bey guter Zeit in Gelnhausen an, wo wir den Abend in der Gesellschaft einer iungen von hier gebürtigen Frau zubrachten, welche vor 2. Jahren einen Kaufmann in Gelnhausen geheyrathet hat. Gelnhausen ist eine alte, bergichte, übelgebaute Reichsstadt, welche der Landgraf von Hessen-Cassel durch Bedrückungen mancher Art zu entreichsstädten sucht. Den 3ten giengen wir Vormittag nicht weiter als bis Hanau, und wolten in Frankfurth über Nacht bleiben, um doch etwas von dem glänzenden Geräusch des Wahltags zu genießen. Allein da wir in Frankfurth an das Hanauer Thor kamen, wurden wir, weil ich zu keiner Gesandtschaft gehörte, und keinen Protections-Schein von einer Gesandtschaft hatte, an das Neue Thor verwiesen, wo uns angekündigt wurde, daß wir nicht bleiben dürften, {[\*Am unteren Rand:\*) Nota. Diese Verweigerung hatten wir den Franzosen zu danken, deren man keine in Frankfurth dulden wolte, und um sie nicht gerade zu zu beleidigen, wurde das Verbot auf alle Fremde [sic] ausgedehnt.} und wir wurden erst auf die Versicherung, daß wir bloß durchpassiren wolten, eingelassen. Ich nahm mir vor, bey der Chur-Sächsischen Gesandtschaft um einen Protections-Schein einzukommen, welchen ich leicht zu erhalten hofte, weil ich die zufällige Gnade habe, mit der Fr. Gräfin von Schönberg verwandt zu seyn, al-|lein da ich im Römischen Kayser kein Logis fand, und vor mehrere Wirthshäuser hätte fahren können, ohne Logis zu finden, so entschloß ich mich kurz und gut, Postpferde kommen zu laßen. Und so verließen wir nach einer Stunde Aufenthalt das geräuschvolle Frankfurth wieder, ohne daß ich auch nur meinen alten Freund, den Baron Ulmenstein, gesehen und gesprochen hatte, weil er nicht aufzufinden war. Bey Höchst wären wir durch die Unvorsichtigkeit des Postillons beynahe unglücklich gewesen, doch kamen wir noch mit dem Schrecken davon. – Die Trommel hat mich schon wieder vom Schreibtische weggerufen, nicht etwa, daß ich ihr folgen solte, nein! sondern es marchiren heute 2. Bataillons von *Gülay* hier durch, und 3. Compa-

gnieen sind bereits passirt. – Von Haddersheim fuhren wir mit Sonnen-Untergang weg, der Himmel war heiter, der volle Mond schien in seiner ganzen Klarheit, wir fuhren durch die Traubenhügel von Hochheim, deren Blüten die Luft mit balsamischen Gerüchen durchwürzten, links der maiestätische Schein und vor uns das alte ehrwürdige Maynz, kurz lauter Gegenstände, uns zum Vergnügen zu reitzen, wenn wir diese NachtReise freywillig gemacht hätten. Allein wir waren von dem Churfürstl. Collegium dazu gezwungen worden, es war uns ein Plan vereitelt, von dem wir uns viel versprochen hatten, wir sehnten uns nach Ruhe, lauter Ursachen, warum 2. Drittheile von diesen Schönheiten für unsern Genuß verlohren waren. In Maynz kamen wir um 10. Uhr an, und fanden in dem Maynzer Hof, wo wir einkehren wolten, alles besetzt, doch besann sich der Kellner endlich noch auf ein leeres Zimmer. Wir aßen in einem geschmackvollen Saale, aber desto elender und stallmäßiger war unser Zimmer. Daß die Fenster die Aussicht auf des Nachbars Feuermauer hatten, das hätte nichts geschadet, denn wir wolten hier nur schlafen, aber daß meiner Frau Bette unter ihr einstürzte, Wanzen unseren Schlaf wegbissen, und ein kleines Kind neben uns uns die ganze Nacht die Ohren vollmusicirte, das war unsere Gedult ein bischen stark auf die Probe gesetzt. Zwischen Frankfurth und Maynz und in Maynz selbst wimmelte alles von ausgewanderten Franzosen, und man erzählte uns manches Pröbchen von der Impertinenz dieser edeln Herren. Auch diese Nacht war überstanden, und da wir am folgenden Morgen, den 4ten, lange auf die Postpferde warten musten, so benutzten wir diese Verzögerung unserer Reise, um auf der Rheinbrücke, welche hier und in Mannheim eine Schifbrücke ist, ein wenig spazieren zu gehen, die Sonnenhitze trieb uns aber bald wieder zurück. Endlich kamen die Postpferde, wir fuhren bey der Favorite vorbey, und kamen erst um 1. Uhr nach Oppenheim, wo man noch traurige Spuren von der Französischen Menschlichkeit aus dem vorigen Jahrhunderte sieht. In Worms wechselten wird die Pferde so schnell als möglich, bey Frankenthal überfiel uns ein Sturm mit Regen, und so kamen wir

Schon wieder Trommelschlag! |

um 9. Uhr in Mannheim an. Wir aßen in angenehmer Gesellschaft zu Nacht, worunter sich auch eine Danziger befand, der aus Frankreich zurück kam, und die Postmeisterin selbst ist eine verständige Frau von guter Lebensart, verspäteten uns in dieser Gesellschaft bis gegen 11. Uhr, und giengen den folgenden Morgen, den 5ten, früh sobald die Thore geöffnet waren wieder von Mannheim weg. In Schwetzingen konten wir, weil es die ganze Nacht geregnet hatte und noch regnete, nicht in den Garten gehen, welchen wir noch nie in der schönen Jahreszeit gesehen haben, also wieder ein vereiteter Plan. Durch Carlsruhe passirten wir *incognito*, um den einem ermüdeten Reisenden so lästigen Besuchen auszuweichen, und blieben in Rastatt über Nacht. Hier sahen wir am folgenden Morgen, den 6ten, einen Theil der zum Creiß-Contingent bestimmten Markgräfl. Badischen Truppen – auch Franzosenbändiger! – sich zum Exerziren versammeln. Sie sahen so Reichs- und Kreiß-mäßig aus, daß man bey ihrem Anblick sich nicht erwehren konte, an Roßbach zu denken. Wir kamen, denn ich sehne mich ietzt nach dem Ende dieser langweiligen Reise-Beschreibung so sehr, als von 4. Wochen nach dem Ende der Reise selbst, von Rastatt über Bühl, Appenweyer, Offenburg, Friesenheim und Kenzingen Abends um 8. Uhr glücklich und wohlbehalten hier an, und fanden unser kleines Emmendingen unverändert und dießmahl auch ohne Einquartierung wieder. Zwey Tage nach unserer Ankunft weckte uns früh vor Tage die Ianitscharen-Musik des durchmarschirenden Regiments Neugebauer, und einige Tage darauf rückte ein

*Bataillon* von dem Ungarischen Infanterie-Regiment Gelaschitz – ob ich die Rechtschreibung getroffen habe, das weiß der Himmel! – mit 3. Kanonen hier und in die benachbarten Dörfer ein. Das sind Kerls wie Vieh! ~~Hundert~~ Fünfzig Prügel auf den Hintern achten sie so wenig, als ein Pariser *Elegant* einen Fächerschlag. Rauben und Stehlen sind ihre natürlichen Eigenschaften, welche sie auch hier nicht verläugnen konten. Gnade Gott denen, wo diese Leute als Feinde hinkommen! Sie unterscheiden sich von den deutschen Infanterie-Regimentern durch blaue Ungarische Hosen, und die Officiers, welche aber gröstentheils Deutsche sind, wie sie denn auch deutsch commandirt werden, tragen statt der Degen Säbel. Wir hatten 6. Tage das Glück, sie hier zu haben, und an dem nemlichen Morgen, da diese weiter marschirten, rückte 1. Bataillon von Gülay, auch Ungarn, hier ein, welche 7. Tage blieben. Diese waren ein wenig disciplinirter, weil der Obristlieutenant, welcher sie commandirte, und seine Frau bey sich hatte, thätiger war, als der podagrische Greis, der die vorigen anführte. Seitdem haben wir hier viel Durchmärsche gehabt, von Erzherzog Ferdinand, auch Ungarn, von Neugebauer, welcher nach Freyburg zurückmarschirte, um die Besatzung von Altbreisach abzulösen, Kayser *Chevaux legers*, u. | Kayser Dragoner, und, wenn ich nicht irre, auch ein Theil von Schröder. Neues weiß ich Dir nichts zu schreiben, was Du nicht schon in den Zeitungen würdest gelesen haben, denn wir selbst wissen wenig mehr, als was wir in den Zeitungen lesen. In den nächsten Tagen soll bey Kenzingen, 3. kleine Stunden von uns, bey dem Cisterzienser Frauen-Kloster Wonnenthal ein Lager geschlagen werden. Übrigens fürchte ich nicht, daß unsere Ruhe und Sicherheit Gefahr läuft, denn allem Anschein nach wird unsere Gegend der Schauplatz des Krieges nicht, sondern die Pfalz, das untere Elsas und Lothringen. Auf Landau soll, wie man sagt, der erste Angrif gerichtet seyn, und Landau ist sehr fest. So ein Panischer Schrecken bey der Kriegserklärung hier alles ergriffen hatte, so sorglos leben wir ietzt hier den gewohnten Gang unsers Lebens fort, und die Anstalten zum Krieg, welche vor unsern Augen gemacht werden, dienen nur dazu, der Einförmigkeit desselben mehr Abwechslung zu geben. In allen Zusammenkünften wird von diesem Kriege gesprochen und wie sich versteht nach Herzenslust gekannegießert. Daher ist man nie, man mag auch vor sich haben wen man will, auch bey den disparatesten Köpfen um Stof zur Unterhaltung verlegen, und dieß ist gewiß kein geringer Vortheil in großen und kleinen Städten, denn nicht in allen Gesellschaften befindet man sich von dieser Seite so wohl, wie in der Gesellschaft Deiner vortreflichen Frau Schwägerinn, der ich mich zu gütigem Andenken empfehle, wo wie an ienem unvergeßlichen Sontage in der geistreichsten Unterhaltung die Stunden wie Augenblicke vorübergehen. Wäre ich nur in Leipzig durch mancherley Verhältnisse nicht so sehr eingeschränkt gewesen, daß ich meine liebsten Bekantschaften vernachlässigen muste! Gerade in der angenehmsten Tagszeit, am Abend, war ich nur sehr selten Herr über meine Zeit. Und meine Frau, welche sich Dir aufs freundschaftlichste empfiehlt, wie gern hätte sie diese Bekantschaft und die Bekantschaft Deiner Frau Gemahlin, welcher Du mich gleichfalls empfehlen wirst, gemacht, wenn fatale Verhältnisse sie nicht daran verhindert hätten.

Ich schicke Dir im Anschluß den Aufsatz, den *Du* für – ich weiß nicht welches – Journal von mir verlangt hast. *Du* wirst *Dich* über meine Papier-Verschwendung wundern, daß ich Dir eben so viel leere als beschriebene Blätter schicke, der Aufsatz war aber im Concept länger, ich habe aber im Abschreiben viel weggestrichen, und nur wenig hinzugesetzt. Es ist meine Gewohnheit so, daß ich die kritische Feile immer aufs Abschreiben verspare, zumahl bey einem Aufsätze, der schon so alt ist,

wie dieser. Übrigens schicke ich *Dir* ihn zu beliebigem Gebrauch, und überlaße ihn ganz Deiner Disposition. |

Heute früh vor 6. Uhr – ich schreibe dieses den 6ten – sind wieder ohngefähr 800. Mann vom Regiment *Güilay* [sic] durchmarschirt. Die Ungarischen Infanterie-Regimenter sind alle über 4000. Mann stark. Wenn man an diese kolossalischen Ungarn, unter welchen sich auch Zigeuner befinden, gewöhnt ist, so scheint ein deutsches Regiment aus lauter Zwergen zu bestehen. Die Ungarischen Grenadiers, welche aber in den Niederlanden stehen, sollen vollends halbe Riesen seyn. Ihr Tanz hat etwas sehr ausgezeichnetes, und gleicht dem Hanackischen und Kosakischen.

Das Manifest des Herzogs von Braunschweig, welches Du ohne Zweifel wirst gelesen haben, ist mir sehr sonderbar vorgekommen. Der Herzog wird doch nicht erwarten, daß auf dieses Manifest hin die Franzosen ihm ihre Festungen öffnen werden? Im Ganzen herrscht – nach meiner Empfindung wenigstens – ein unerträglich despotischer Ton, welcher die Franzosen, so weit ich sie zu kennen glaube, unmöglich bewegen kann, den darin enthaltenen Aufforderungen zu entsprechen, und am Ende wird nicht etwa versprochen, daß den so sehr begründeten Beschwerden der Nation abgeholfen werden soll, sondern unbedingte Unterweisung unter die vorige so sehr mißbrauchte Gewalt gefordert. Gemäßigter hat mir das Manifest des Königs von Preußen geschienen. Die Drohungen gegen die Stadt Paris sind mir eines so großen Generals, wie der Herzog v. Braunschweig ist, unwürdig vorgekommen. Man geht auch mit einer starken Armee so gleich nach Paris! Prinz Condé soll mit 6000. Franzosen ins Breisgau kommen. Dafür wolle nur der Himmel bewahren! Lieber Panduren und Kroaten als diese ausgewanderten Franzosen, denn wir kennen diese feinen Herren. Der Chur-Fürst von Sachsen soll ia nach einer Zeitungs-Nachricht dem Bündniß gegen Frankreich nun auch beygetreten seyn? Da muß man ia wohl in Sachsen auch etwas von Rüstungen hören. Daß Archenholz Paris und ganz Frankreich verlassen hat, wirst *Du* schon wissen. Mir ist es für seine Minerva und für seine ganze Schriftstellerey sehr lieb, denn so ein schätzbarer Schriftsteller Archenholz mir ist, so konte ich doch bisher seine Minerva wenig *goutiren*.

Ietzt wäre, dächt' ich, dieser Brief voluminös genug, und ich könnte ihn wohl mit Ehren schließen, wenn ich nicht mehr Ehre davon gehabt hätte, ihn früher zu schließen. Lebe daher recht wohl. Ich erwarte auf diesen ersten Brief wenigstens eine baldige Antwort, und bin mit aller Freundschaft

Dein

aufrichtiger  
Fr. v. Zinck.<sup>313</sup>

## 91

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen  
Empfänger: Christian Friedrich Eberhard in Leipzig  
Datum: 24. Januar 1793  
Quelle: A (Nr. 78), fol. 151r-152v

Emmendingen, den 24sten Jänner, 1793.

Liebster Freund!

---

<sup>313</sup> Auf fol. 150v von anderer Hand (Eberhardt?): „Emmendingen, den 14. Aug. 1792. H. Hofr. v. Zinck.“

Ich mache mir selbst Vorwürfe, daß ich Deinen traurigen Brief nicht eher beantwortet habe, allein die Umstände erlaubten es nicht früher. Ich habe sogar meinen Tanten seit 10. Wochen erst gestern zum erstenmahl wieder geschrieben, und dieß ist der zweyte Brief, welchen ich von meiner so sehr vernachlässigten Correspondenz nachhole. Die Vorsehung hat Dich hart geprüft, und ich will über Deine Leiden weiter nichts sagen, als daß ich wünsche, daß Gott Dir Dein Kind erhalten und Deiner Gesundheit Dauer schenken möge. Mein Herz blutet noch oft im Stillen an der Wunde, welche ihm nun schon vor mehr als 14. Jahren der Tod meines Erstgebohrnen schlug, und ieder Anblick eines Kindes von diesem Alter erneuert meinen Schmerz.

Was Deinen Auftrag, Dir in der hiesigen Gegend einen Dienst zu verschaffen, betrifft, so weißt Du selbst, lieber Freund, wie schwer es hält, in einem fremden Lande eine Bedienung zu erhalten, wenn man nicht entweder einen großen Ruf oder wichtige Gönner hat. Allenthalben ist der Teich Bethesda<sup>314</sup> so stark besetzt, daß es einem Fremden äußerst schwer wird hindurchzudringen. Die Beschaffenheit unserer Bedienungen kanst Du aus der Vorrede zu Baurittels Instruction<sup>315</sup> etc., deren Verfaßer ohne Ruhm zu melden Ich bin, kennen lernen, es bliebe also nichts übrig als die Laufbahn, welche der ietziige Geh. Rath Brauer in Carlsruhe, auch ein Ausländer, gemacht hat, nemlich etliche Jahr als Regierungs-Assessor ohne Besoldung zu dienen. Dazu ge-|hören aber außer wichtigen Empfehlungen noch ausgezeichnete Talente, vorzügliche Geschicklichkeit in mehrern Fächern, denn mit der bloßen bürgerlichen Rechtsgelehrsamkeit kommt man bey uns nicht weit, und eiserner Fleiß. Durch den letzten hat sich Brauer in seinem 40sten Jahr, denn er ist nicht älter als ich, zum kränklichen Greise gearbeitet. Im Oesterreichischen ist trotz aller gepriesenen Toleranz für einen Protestanten vollends gar nichts zu thun, und da mütest Du mit allen Subtilitäten des *canonischen* Rechts bekant seyn, und in diesem wirst Du so wenig ein Held seyn als ich. Wäre dieß alles nicht, so würde ich selbst mich schon lange um eine Regierungs-Raths-Stelle in Freyburg beworben haben. *Iakobi*'n empfahl zu der neuen Professur der Aesthetik sein Ruf und Schlossers Empfehlung. Ich rathe Dir daher, in Deiner Vaterstadt abzuwarten, daß die allmächtige Zeit den gerechten Schmerz über Deinen Verlust lindere, oder in einer andern Sächsischen Stadt einen Dienst zu suchen, denn was woltest Du doch jetzt in einem vom Krieg so nahe bedrohten Lande? Erlaubten es Dir aber Deine Verhältnisse, mich auf einige Zeit zu besuchen, so kanst Du versichert seyn, daß Du mir und meiner Frau, welche sich Dir auf das freundschaftlichste empfiehlt, recht herzlich willkommen seyn wirst. Solten die Franzosen auch, wie ich doch nicht fürchte, zu uns kommen, so wollen wir ihnen schon geschwind genug aus dem Wege gehen.

Im vorigen Herbst sind wir mit dieser Besorgniß oft genug allarmirt worden, und wir haben würrklich nicht nur einen Theil unserer besten Effekten nach Haslach im | Kinzinger Thal geflüchtet, sondern wir waren auch im Begriff, selbst mit allem, was

---

<sup>314</sup> *Teich Bethesda*: vgl. Johannes 5, 1-15.

<sup>315</sup> *Baurittels Instruction*: Carl Wilhelm Baurittel (1742-1798), *Practische Anleitung für alle bey Land-, Amt und Stadtschreibereyen vorkommenden Geschäfte um angehende Scribenten zu bilden und zu vervollkommenen*, 3 Bde., Karlsruhe (Macklot) 1792-96. Die Vorrede zum ersten Band (i-xviii, datiert auf den März 1791) ist zwar mit Baurittels Namen unterschrieben, läßt vom Sprachduktus her aber tatsächlich Zincks Autorschaft vermuten.

wir ohne gar zu große Unkosten fortbringen konnten, nach Tübingen oder Sulz am Neckar zu gehen.

Im Anfang des Novembers kamen 3. von unsern Vettern, Herren von Hoen, zu uns, und diese sind eigentlich Schuld daran, daß ich Dir bis jetzt nicht habe schreiben können. Sie waren Capitains unter dem Französischen Regiment 99., vormals *Royal-Deuxponts*.<sup>316</sup> Sie wurden von der einen Seite von den Unter-Officiers und Gemeinen ihres Regiments mit allen übrigen Officiers so chicanirt, und von der andern Seite durch die Insinuationen, Drohungen und Versprechungen der Prinzen und Großen so inducirt, daß sie im Monath May zu *Philippeville* den Abschied nahmen, und nach Hause giengen, bis sie im Julius genöthigt werden solten, unter den National-Garden als Gemeine Dienste zu nehmen. Hierauf thaten sie den unglücklichen Schritt, zu der sogenannten Prinzen-Armee zu gehen, und da diese im Oktober entlassen wurde, so kamen sie nach vielen Gefahren und Beschwerlichkeiten hierher. Weil hier kein Ausgewanderter sich länger als 24. Stunden aufhalten darf, so mußte ich ihres Aufenthalts wegen in Carlsruhe anfragen. Das gab dann mancherley Schreibereyen, und einige kleine Reisen. Dazu kam noch eine sehr vorsichtig einzurichtende Correspondenz mit ihrer Schwester, um den Verkauf ihres Vermögens zu verhindern, und ihre Rückkehr in ihr Vaterland zu bewürken, welches alles mir fast meine ganze Zeit raubte, zumahl da ich nicht anhaltend sitzen darf, weil ich sonst gleich wegen Mangel an Bewegung | Schmerzen auf der Brust spüre, weswegen ich auch seit einigen Wochen meine Flöte muß ruhen lassen.

Vom Krieg weiß ich Dir nichts zu schreiben, was Du nicht aus den Zeitungen wissen soltest. Wir leben hier ganz ruhig, und wissen vom Kriege so wenig, daß wir nicht einmahl Einquartierung haben, denn alle Truppen in unserer Gegend, welche aus 2. Bataillons Schröder, 1. Bat. Neugebauer, 1. Bat. *Gülay*, dem Regiment Kaiser Dragoner und einer Abtheilung von *Michaelowitsch* bestehen, stehen weiter vorne am Rhein. Oberhalb Freyburg gegen Basel stehen 3. Bat. Erzherzog Ferdinand, 1. Bat. Neugebauer[,] 1. Bat. *Gülay*, das Regiment Hohenzollern Cuirassiers und das *Michaelowitschische* Frey-Corps. Das Hauptquartier des Grafen Wallis ist in Freyburg, und das *Condéische Corps* steht auf dem Schwarzwald. Im Oktober, da der Fürst Esterhazy sich von Rheinfeldern zurückzog, hatten wir den Prinz *Condé* 3. Tage hier, und ich hatte 3. von seinem Corps, den *Marquis de Clermont*, *Marquis de Montesson* u. C[o]mte de *Montesson*<sup>317</sup> im Quartier. Das waren 3. Peinliche Tage für mich. Den ganzen Tag muste ich Französisch sprechen, so daß ich Abends ganz erschöpft ins Bette sank, und ihren Aristokratischen Unsinn anhören, ohne meine Meynung so frey äußern zu dürfen, wie ich gewünscht hätte. Den letzten Abend hätte ich aber doch beynahe noch Händel mit ihnen gekriegt. Mit dem Betragen der Franzosen seit 6. Monathen bin ich aber auch äußerst unzufrieden.

Meine Brust erinnert mich abzubrechen, ich hätte Dir sonst noch manches zu schreiben. Deiner Fr. Schwägerin und allen, die sich meiner erinnern, empfiehl mich, lebe recht wohl und sey von meiner unverbrüchlichen Freundschaft überzeugt.

Fr. von Zinck.<sup>318</sup>

---

<sup>316</sup> Die Umwidmung des Regiments Royal Deux-Ponts zum „99ème régiment d’infanterie de ligne“ geschah zum 1. Januar 1791.

<sup>317</sup> *Marquis de Clermont ... Comte de Montesson*: Marquis de Clermont, möglicherweise Gaspard Paulin de Clermont-Tonnere (1750-1842), Offizier der Condé’schen Emigrantenarmee, ab 1795 Oberst eines Dragonerregiments; die beiden übrigen Personen nicht ermittelt.

<sup>318</sup> Am oberen Rand von fol. 152v von anderer Hand (Eberhard?): „Emmendingen den 24. Ian. 1793 H. Hofr. v. Zinck“.

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen  
 Empfänger: Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck, in Leipzig  
 Datum: 5. April 1793  
 Quelle: A (Nr. 79), fol. 153r-154v

Emmendingen, den 5ten April, 1793.

Gnädige Tante!

Länger kann ich es nicht anstehen laßen, *Ihnen* zu schreiben, sondern an dem Tage, an welchem *Sie* zum erstenmahl das Licht der Welt erblickt haben, muß ich *Ihnen* Beweise geben, nicht meines theilnehmenden Andenkens, denn davon sind Sie schon hinlänglich überzeugt, sondern daß nicht Nachlässigkeit die Ursache meines bisherigen Stillschweigens war, sondern die kleine körperliche Indisposition, wovon ich schon in meinem letzten Briefe geschrieben habe, und welche noch nicht ganz vorüber, nach den Versicherungen des Prof. Gebhardt<sup>319</sup> aber von gar keiner Bedeutung ist. Erleben *Sie* den heutigen Tag noch oft gesund, zufrieden und froh, und erhalten *Sie* mir und meiner Frau, welche sich *Ihnen* unterthänig empfiehlt, noch fernerhin *Ihrer* Gnade und Liebe.

Meine Frau nimmt sich die Freyheit, *Ihnen* mit folgenden Aufträgen beschwerlich zu fallen: 1., ein [Pfund?] Thee von Hn. Schmidt von der bewußten Qualität u. 2., von Hn. – – ia wenn ich seinen Nahmen noch wüßte! – kurz von dem Posamentierer, der in dem ehemaligen Büschelischen Laden feil hat, 10. Ellen 4. Finger breite und 10. Ellen 2. Finger breite Garn-Spitzen. Sie schicken beydes durch *Ihren* schnellfüßigen Johann an Hn. Götz, Buchhändler von | Mannheim, in der Nikolai-Straße in des StadtLieutenant Zinzsch Hause, und laßen sich die Auslage dafür von dem Osmarslebischen Pachtgelde ersetzen.

Von den Kriegsbegebenheiten, welche auf allen Seiten eine so günstige Wendung nehmen, kann ich *Ihnen* nichts schreiben, was *Sie* nicht noch vor dem Empfang dieses Briefes in den Zeitungen solten gelesen haben. In Maynz sollen die 2000. Franzosen, welche *Custine* dort zurückgelaßen hat, von den Bürgern umgebracht worden seyn. In unserer Gegend, das heißt von Basel bis Kehl, ist alles ruhig und stille. Seit etlichen Tagen sind 4. *Bataillons* deutsche Infanterie, eine Divison oder 2. Compagnien Ungarische Scharfschützen und 2. Regimenter Husaren angekommen. In Freyburg errichtet der Graf *Caraccioli* ein neues Frey-Corps, welches ausserordentlichen Zulauf {hat}. Auch soll die Regierung von Constanz nach Freyburg zurückkommen. Sobald Maynz wieder erobert ist, welches schon geschehen seyn wird, und Landau belagert wird, wollen wir auch unsere geflüchteten Sachen von Haslach wieder holen, denn als dann haben wir wohl die ganze *Campagne* hindurch keinen Beschuß von den Franzosen zu befürchten. In einem *Bulletin*, welches mir vorgestern der Obrist Gr[af] Alcaini<sup>320</sup> *communicirte*, stund unter andren [sic] auch, daß Kinder von 11-13. {Jahren} marschiren müßten, um *Custine* zu verstärken, welches mir aber unglaublich scheint. Im Elsas sollen durchgängig Gährungen der Conterrevolution seyn. Unsere Vettern sind noch in Ettenheim, und besuchen uns wechselweise so, daß immer einer hier ist. Von ihrer

<sup>319</sup> Prof. Gebhardt: Franz Karl Anton Gebhardt (1733-1811) war allerdings erst von 1796 an bis zu seinem Tode Professor der Medizin an der Freiburger Universität.

<sup>320</sup> Obrist Graf Alcaini: Johann Baptist Graf Alcaini (1748-1800), ab 1794 Generalmajor, ab 1799 Feldmarschalleutnant, fiel im Oktober 1800 bei der Belagerung des norditalienischen Tortona.

Schwester haben wir seit 4. Wochen, und von dem ältesten Bruder seit Jahr u. Tag keine | Nachricht. Er wurde vor einem Jahr Rittmeister unter dem 8ten Cavallerie-Regiment, ehemals *Saintonge*, und ietzt wissen wir nicht, ob er noch lebt oder nicht, denn wäre er ausgewandert, so würde er hieher gekommen seyn, wie seine Brüder. Heute vor 3. Wochen kamen wir zu einem unangenehmen Auftritt in Endingen. Wir fuhren Nachmittag hin, um dem Obristen und seiner Frau eine Visite zu machen, und sahen im Hineinfahren, daß sich die Compagnie, welche dort *cantonnirt*, versammelte. Die Officiers erzählten uns gleich, daß vor einer Viertelstunde ein Deserteur sey eingebracht worden, über den Standrecht würde gehalten werden. Wir sahen ihn vorbeiführen, und in einer halben Stunde drauf war er todtgeschoßen. Der Obrist war ganz außer sich, denn es war das erste Todesurtheil, das er hat vollziehen lassen. Erst vor 4. Wochen hatte er den nemlichen Mann, einen Polen von 26. Jahren und von beträchtlicher Größe, *pardonnirt*, und ietzt war er vom Posten weg mit Gewehr und allem *desertirt*, um zu dem Feind überzugehen. Er hatte 3. Tage auf einer Rhein-Insel von Brodt und Rheinwasser gelebt, und bey seiner Arretirung einen Mann mit dem Seitengewehr gefährlich blessirt. Unser Martin hat ihn totschießen sehen, ich schlug aber die Einladung der Officiers mit hinaus zu gehen aus.

Morgen oder übermorgen sollen, wie ich so eben erfahren habe, Truppen hier durchmarschiren. Wir haben schon lange keine gesehen, außer 5. 12pfündige und 2. 18pfündige Kanonen, welche vor etlichen Wochen durchpassirten. Man vermuthet, daß die Breisgauische Armee, welche ietzt die Generals Staader, Fürst von Fürstenberg und Iordis commandiren, bey Kehl über den Rhein gehen wird. Dazu ist sie aber meines Erachtens ietzt noch nicht stark genug. |

Wenn *Sie* meinen Schwager sehen, so entschuldigen *Sie* mich bey ihm, daß ich ihm auf 2. Briefe noch nicht geantwortet habe, damit, daß es mir bey den Schmerzen auf der Brust, mit welchen ich schon seit 10. Wochen incommodirt bin, und welche [weder auf] eine [sic] Aderlaß noch auf abführende Mittel haben weichen wollen, äußerst beschwerlich fiel zu schreiben, daß ich ihm aber schreiben würde, sobald sich diese Beschwerlichkeit würde verlohren haben.

Der gnädigen Frau Tante empfehlen wir uns zu Gnaden, und sonst allen, die sich unserer erinnern, zu gütigem Andenken. Leben *Sie* recht wohl, und seyn *Sie* versichert, daß ich mit unausgesetzter Ergebenheit und Verehrung bin

*Ihr*

unterthäniger Diener u. Neveu  
Fr. von Zinck.

93

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen  
Empfänger: Johann Georg Jacobi in Freiburg  
Datum: 7. April 1793  
Quelle: B (Nr. 85)

Emmendingen, den 7ten April, 1793.

SIE werden durch die Fr. Rätthin Willius<sup>321</sup> einen Brief von dem He[rr]n Special Gockel<sup>322</sup> nebst einem handschriftlichen Aufsatz über den Tod Ludwigs XVI. erhalten. Ich habe einen Theil davon gelesen, und finde ihn – nach meinen Einsichten wenigstens – des Drucks ganz unwürdig. He[rr] Special Gockel findet das nemliche, und hat mir aufgetragen, IHNEN zu melden, was ihm selbst zu thun untersagt ist, daß der He[rr] Landvogt von Liebenstein<sup>323</sup> der Verfasser deßelben ist, und SIE zu ersuchen, IHR Urtheil darüber ohne alle Rücksicht freymüthig, wie SIE ohnehin gewohnt sind, über Plan und Ausführung, welche mir beyde gleich mißglückt scheinen, zu schreiben. Vielleicht irre ich in meinem Urtheile über das schriftstellerische Verdienst des He[rrn] v. L., sollte dieß aber nicht seyn, so halte ich es für Pflicht einen sonst braven, zum Schriftsteller nicht berufenen durch Autorsucht aber verblendeten Manne von einer Thorheit abzuhalten, die ihn lächerlich machen könnte.

Gern schriebe ich IHNEN über mancherley ausführlicher, wenn mich nicht meine noch immer anhaltenden Brust-Schmerzen vom Schreibtische wegtrieben. Meine Frau und ich empfehlen uns IHRER und IHRER Fr. Gemahlin fortdauernder Freundschaft. Von der Unverbrüchlichkeit der unsrigen, so wie von unserer unwandelbaren Hochachtung können SIE vollkommen überzeugt seyn.

Fr. von Zinck.

N[ach-]S[chrift]

Die Fr[au] Rätthin weiß weder den Inhalt dieses Briefs, noch den Inhalt des Pakets von He[rrn] Special Gockel.

An des Herrn Professor *Jacobi Wohlgeb[oren]* zu Freyburg.

94

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen  
Empfänger: Christian Friedrich Eberhard in Leipzig  
Datum: 7. August 1793  
Quelle: A (Nr. 80), fol. 155r-156v

Emmendingen, den 7ten Aug. 1793.<sup>324</sup>

Theuerster Freund!

---

<sup>321</sup> *Fr. Rätthin Willius*: Witwe des Wilhelm Ludwig Willius (1726-1786), Doktor der Medizin, fürstlich Badischer Rat und Landphysikus in der Markgrafschaft Hochberg, Apotheker in Emmendingen. Er gehörte zu den Honoratioren der Stadt und war auf wissenschaftlichem Gebiet schriftstellerisch tätig (*Beschreibung der natürlichen Beschaffenheit der Markgrafschaft Hochberg*, Nürnberg 1783). Die Witwe wohnte mit ihrer Tochter im Erdgeschoß des Zinckschen Hauses.

<sup>322</sup> *Herr Special Gockel*: Christian Bernhard Gockel (1743-1811) war Special (Superintendent) des Amtes Hochberg und Stadtpfarrer von Emmendingen. Nach Zincks Tod ist er mehrfach mit kleinen poetischen Arbeiten in Jacobis *Iris* in Erscheinung getreten.

<sup>323</sup> *Herr Landvogt von Liebenstein*: Landvogt Johann Ludwig Friedrich Freiherr von Liebenstein (1749-1824) war seit 1788 der Nachfolger J. G. Schlossers in Emmendingen.

<sup>324</sup> Am linken oberen Rand von anderer Hand (Eberhard?): „[\*Kürzel: pr oder ps mit Punkt und nach unten offenem Bogen darüber:\*) den 15. Oct. 1793“.

Schon lange habe ich nichts von Dir gehört, daß ich im Ernst befürchten muß, *Du* mögest ein neues Unglück erlitten haben. Ich ergreife daher die Gelegenheit auf [sic] Gerathewohl, dem Hrn. Meerwein, dem Sohn des hiesigen Landbaumeisters und Neveu des bekanten RRath Schlettwein, diesen Brief an Dich mitzugeben, um so zu erfahren, ob *Du* noch unter den Lebendigen wallest, und *Dich* an meine eigne Existenz zu erinnern, und von der Fortdauer derselben, obschon unter mancherley Abwechslungen von allerhand Beschwerlichkeiten, zu versichern. Neues, wenn auch sonst dieses Neue nicht durch die lange Reise dieses Briefs, welchen sein Ueberbringer die Kreutz und die Queere in Deutschland herum zutragen gesonnen ist, alt würde, weiß ich *Dir* nichts zu schreiben, denn, so nahe wir der Französischen Gränze sind, so ist doch das kein Schauplatz des Kriegs, und wird es, Dank sey es dem Vater Rhein! auch hoffentlich nicht werden. Sonst wüßte ich *Dir* auch nichts erhebliches zu schreiben, und wenn, so würde ich Bedenken tragen, es einem Briefe anzuvertrauen, deßen Schicksal so zweifelhaft ist. Ich empfehle *Dir* also Hn. Meerwein und *Deiner* Freundschaft mich

*Deinen*  
alten unveränderlichen Freund  
Fr. von Zinck.

Dem Andenken *Deiner* Frau Schwägerin empfehle ich mich aufs angelegentlichste. Eben fällt mir ein, daß *Du* mehrere Frau Schwägerinnen hast oder haben kanst, also welcher? – Was das für eine Frage wäre!! –

III. P. S. Viele Empfehlungen von meiner Frau.

IV. [P.S.] Zeige diesen Brief wegen seiner vielen P[ost]S[kri]pte ia keinem Frauenzimmer.

[\*am linken Rand, quer zum Haupttext:\*) Noch eins! Ich muß Dich doch mit dem Ueberbringer dieses Briefs ein wenig bekannter machen. Daß er H. Meerwein heißt, weißt Du schon. Daß er kein *lumen mundi*<sup>325</sup> ist, wirst Du bald entdeckt haben. Uebrigens ist er ein guter Mensch, hat in Iena und Marburg Cameralwissenschaften studiert, ob mit Erfolg, weiß ich nicht, und sein Vater hat Mosen und die Propheten.<sup>326</sup> || |<sup>327</sup>

An  
des Herrn Actuarius EBERHARDT,  
HochEdelgeb.

ZU

---

<sup>325</sup> *lumen mundi*: ein bedeutender Mensch, nach dem Wort Jesu an seine Jünger Matth. 5, 14: „Ihr seid das Licht der Welt“ (Vulgata: „Vos estis lux mundi“). Nach Büchmann (<sup>19</sup>1898, S. 60) möglicherweise kontaminiert mit der Bezeichnung Ciceros (*in Catilinam oratio* III, 24) „lumina civitatis“ für herausragende Staatsmänner.

<sup>326</sup> *hat Mosen und die Propheten*: sprichwörtlich für „er hat Geld“. Angelehnt an die – wahrscheinlich aus antisemitischem Ressentiment heraus mißinterpretirte – Stelle im Gleichnis vom armen Lazarus und dem reichen Manne (Luk. 16,19-31), in der Abraham die Bitte des reichen Mannes ablehnt, seine fünf Brüder durch den auferstandenen Lazarus vor jenem Lebenswandel warnen zu lassen, der ihn selbst in die Hölle gebracht hat: „Abraham sprach zu ihm: Sie haben Mose und die Propheten; laß sie dieselben hören“ (Luk. 16, 29), i.S.v. sie sind bereits ermahnt durch die Vorschriften des mosaischen Gesetzes und die Warnungen der Propheten. Nach Büchmann (<sup>19</sup>1898, S. 75) liegt eine Kontamination vor mit der jiddischen Redewendung ‚Moos haben‘: „Das jüdische Wort ‚Moos‘ für ‚Geld‘ ist der schlecht gesprochene Pluralis eines nur im Junghebräischen der Mischna vorkommenden Wortes, welches im Singularis eine kleine Münze [...] bedeutet“ (ebd.).

<sup>327</sup> Ffol. 155v und 156r sind leer.

im *Concilio academico*  
zu erfragen.<sup>328</sup>

Leipzig.

95

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen  
Empfänger: Johann Georg Jacobi in Freiburg  
Datum: 16. Mai 1794  
Quelle: B (Nr. 86)

Emmendingen, den 16ten May, 1794.

Es liegt mir zu viel daran, die Hofnung, welche SIE mir in IHREM letzten Briefchen machen, bald realisirt zu sehen, als daß ich nicht die erste Gelegenheit ergreifen sollte, die Hinderniß dieser Realisierung sobald als möglich durch die Nachricht aus dem Wege zu räumen, daß mein Kostgänger, der *Chevalier de Massanne*, das hier einige Zeit grassierende Faulfieber nie, sondern nur ein ganz gewöhnliches Wechselfieber gehabt hat, von welchem er aber schon seit 8. Tagen vollkommen wiederhergestellt ist. Dieß darf SIE also nicht davon abhalten, uns das Vergnügen IHRES Besuchs zu schenken. Ich bin unveränderlich IHR aufrichtig-ergebener Freund u[nd]

Diener Fr. von Zinck.

N[ach-]S[chrift]

Ich habe schon am 4ten dieses [Monats] durch die Post an den He[rrn] Prof[essor] Gebhardt geschrieben, um ihn wegen meiner Gesundheits-Umstände um Rath zu fragen. Wolten SIE wohl die Gütigkeit haben, ihn zu fragen, ob ihm dieser Brief zugekommen ist, denn ich habe keine Antwort erhalten.<sup>329</sup>

96

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen  
Empfänger: Johann Georg Jacobi in Freiburg  
Datum: 12. September 1794  
Quelle: B (Nr. 87)

Emmendingen, den 12ten September, 1794.

Mit Vergnügen sehen wir, meine Frau und ich, dem Zeitpunkt entgegen, wo wir SIE mit IHRER Familie einige Zeit hier sehen sollen. Wir sind seit Pfingsten nicht aus Emmendingen gewichen, und haben auch jetzt keine Entfernung vor, so daß SIE uns also ganz unfehlbar hier finden werden, wenn wir, wie SIE uns so schmeichelhaft

---

<sup>328</sup> Am linken Rand, quer zur Adresse, von anderer Hand (Eberhard?): „Emmendingen den 15. Oct. 1793 H. Hofr. Zinck“.

<sup>329</sup> *Herrn Professor Gebhardt*: Zincks wohl ständig angegriffene Gesundheit wird immer wieder thematisiert; es bleibt zu vermuten, ob die notarielle Ausfertigung eines Testaments mit dem Datum 8. April 1794 zum gegenwärtigen Gesundheitszustand des Barons in direktem Bezug steht. Franz Karl Anton Gebhardt (1733-1811) war allerdings erst von 1796 an bis zu seinem Tode Professor der Medizin an der Freiburger Universität.

hoffen lassen, etwas dazu beytragen können, IHREN hiesigen Aufenthalt angenehm zu machen. Ich habe schon längst auf diesen Zeitpunkt einige poetischen [sic] Kleinigkeiten aufgehoben, die ich diesen Sommer über gemacht habe, und welche ich IHRER freundschaftlichen, ausführlichen, aufrichtigen und strengen Kritik unterwerfen werde. Mein Frau ersucht SIE, am Tage IHRER Ankunft mit uns zu eßen, nur bitte ich mir vorher zu melden, ob diese Mittags oder erst gegen Abend erfolgen wird.

Dem He[rrn] Prof. Gebhardt bitte ich nebst meiner Empfehlung zu melden, daß ich vor 8. Tagen wieder einen Anfall von den Hämorrhoiden gehabt habe, doch wurden sie nicht wie vor 4. Monaten fluid, und ihn zu fragen, ob er gut finde, daß ich die von ihm verordneten Pillen nebst der dazugehörigen Tisane einige Wochen nehmen soll. Ich habe die Ehre, mit der ausgezeichnetsten Hochachtung zu seyn DERO gehorsamster Diener u[nd] aufrichtiger

Freund Fr. v. Zinck.

An Herrn Professor Jacobi.<sup>330</sup>

97

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen

Empfänger: Johann Georg Jacobi in Freiburg

Datum: 16. März 1795

Quelle: B (Nr. 88)

Emmendingen, den 16ten März, 1795.

Eine poetische Antwort auf IHRE so gefällige Epistel vom 8ten Jänner<sup>331</sup> steht schon halb auf dem Papier, und halb schlummert sie noch als Embryo in meinem Kopfe. Nehmen SIE einstweilen meinen herzlichen prosaischen Dank dafür an. SIE haben meinem Geist und meinem Herzen eine größere Wohlthat damit erwiesen, als SIE sich vielleicht vorstellen. Es hatte sich meiner Seele ein solcher Stumpfsinn bemächtigt, daß ich zu allem, wozu Seele gehört, fast ganz unfähig war; IHRE Epistel hat mich auf einmal herausgerißen, und meinem Geiste neue Thätigkeit gegeben, und meinem Herzen, das so oft verkant wird, und darüber fast mißmuthig geworden wäre, that es unaussprechlich wohl, von einem Manne, wie SIE sind, von einem so guten Manne, gekannt und geschätzt zu seyn. Uebrigens bin ich ungeachtet des ewigen Winters, der mich oft ganze Wochen in mein Haus einschloß, vollkommen gesund, und itzt bey dem Herannahen des Frühlings biete ich allen Anfällen des leidigen Hypochonders Trotz.

Endlich habe ich gestern die noch rückständigen Exemplare IHRES Taschenbuchs erhalten, und schicke Sie [sic] IHNEN in der Anlage. Morgen, wenn Weg und Wetter es erlauben, komme ich vielleicht nach Freyburg, und bin auf den Mittag IHR Gast. Wenn ich aber um 10 Uhr nicht bey IHNEN bin, so komme ich erst einen andern Tag, denn für mich ist IHR Tisch, wie SIE wissen, immer reichlich genug besetzt. SIE

---

<sup>330</sup> Über der Adresse von anderer Hand (Jacobi?): „beantwort. d. 15t[en] Septemb. 94.“

<sup>331</sup> *Epistel vom 8. Jänner*: Die genannte Epistel ist, ebenso Zincks Antwort, in Jacobis Taschenbuch für 1796 abgedruckt. Aus Jacobis Anmerkung zum Epistelpaar aus dem Taschenbuch für 1798 wird deutlich, daß Jacobi Zincks Antworten vor der Veröffentlichung überarbeitet hat; besonders strich er Stellen, die er für zu persönlich hielt.

werden den Zusammenhang dieses denn nicht recht begreifen können: es ~~geht~~ begegnet mir nicht selten, daß ich in meiner Gedankenreise ein Mittelglied auslaße, das der Leser oder Hörer alsdann nicht recht wohl errathen kann. Dieses denn sollte eine Beruhigung für IHRE Frau Gemahlin seyn, wenn ich etwa unvermuthet komme: SIE wissen ja, daß selbst die Künste eines Apicius<sup>332</sup> bey mir verschwendet sind. Leben SIE mit IHRER liebenswürdigen Familie recht wohl.

Fr. von Zinck.

[\*am linken Brieffrand:\*) Es regnet, und ~~deshal~~ der Himmel drohet noch mehr zu regnen, und so dürfte meine Reise zu Ihnen wohl auf mehrere Tage verschoben seyn.

98

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen  
Empfänger: Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck, in Leipzig  
Datum: 21. März 1796  
Quelle: A (Nr. 81), fol. 157r-158v

Emmendingen, den 21sten März, 1796.

Gnädige Tante!

IHR langes Stillschweigen hatte mich wegen IHRER beyderseitigen Gesundheit besorgt gemacht. Es freut mich von Herzen, daß SIE so wohl sind. Erleben SIE den 6ten April in Gesundheit und Vergnügen, und erleben SIE ihn noch oft so. Ich werde an diesem Tage auf IHR Wohlseyn ein Glas Wein mehr trinken. Das ist kein großes Verdienst, werden SIE sagen. Je nun, wenn SIE mit Einem Glase nicht zufrieden sind, so soll es mir auch allenfalls auf ein kleines Räschchen nicht ankommen, und dann will ich IHNEN auch ein *Vivat* hoch! rufen. Mich und meine Frau empfehle ich bey dieser Gelegenheit IHRER Gewogenheit, Gnade und Liebe.

Ueber das Alter meiner Briefe dürfen SIE sich nicht wundern, denn unser Postwesen ist durch den Krieg ganz zerrüttet. Auch IHREN Brief vom 22sten Febr. erhielt ich erst den 9ten März.

Ietzt komme ich auch wieder mit einer Commission angestiegen. Haben SIE doch die Gnade, mir durch den Buchhändler Hn. Götz von Mannheim 2. Stücke wollenen Geraer Zeug [sic] von der feinsten Qualität und neuesten | Geschmack mitzugeben. Ich werde ihm dazu, nebst dem Gelde für die gnädige Frau Tante, welcher wir uns zu Gnaden empfehlen, 20 rh: schicken, und wenn der Zeug [sic] etwa ietzt, wo alles theurer ist, mehr kosten solte, so wird es H: Götz auf meine Rechnung bezahlen. Er wird IHNEN viel von der Belagerung von Mannheim erzählen können, denn er war während derselben in Mannheim gegenwärtig. Man spricht ietzt davon, daß in dieser Stadt der Friedens-Congreß gehalten werden soll. Mir sieht es aber noch gar

---

<sup>332</sup> *Künste eines Apicius*: Apicius, unter dessen Namen ein lateinisches Kochbuch überliefert ist, war der Name mindestens dreier spätantiker römischer Feinschmecker, wie bereits Pierre Bayle in seinem *Dictionnaire historique et critique* (Rotterdam 1697) festgestellt hatte. In der Zurückweisung des kulinarischen Raffinements, das mit dem Namen des Apicius verbunden ist, zugunsten einer einfachen Küche mag ein weiterer horazischer Zug, den Zinck sich zu eigen gemacht hat, gesehen werden.

nicht Friedensmäßig aus, denn alle Partheyen spannen die Sayten noch gar hoch, und Frankreich hat durch das gezwungene Anlehen neue *Ressourçen* [sic] erhalten. Erst vor einigen Tagen ist ein neues Cürassier-Regiment, Carl Lothringen, über den Schwarzwald her in der Gegend von Freyburg angekommen, und aus unserm OberAmt gehen morgen 28. Rekruten zu Ergänzung des Badischen Contingents nach Carlsruhe ab. Es wäre am besten, man machte Frieden, denn von dem neuen Generals-Commando nach *Clairfait's* Abgang verspreche ich mir keine glänzenden Thaten. Unsere Bauern sind durch Einquartierungen und Frohn-Fuhren sehr gedrückt, und die Theuerung ist noch immer ungeheuer. Doch ist auch viel Geld im Lande, und der ist glücklich, der viel Getraide, Wein und Heu zu verkaufen hat. Es sind mir seit 6. Monathen Capitalien unerwartet von Leuten abbezahlt worden, denen ich sonst Jahr lang auf die Interessen warten musste. |

Wir haben diesen ganzen Monath hindurch sehr rauhes Wetter gehabt, und ietzt noch alle Nächte Frost. Der Schwarzwald liegt voll Schnee. Dieß thut nun freylich weiter noch keinen Schaden, als daß es die Arbeiten in den Gärten und Weinbergen aufhält, und viel Holz kostet, das ohnehin, wie alles übrige erstaunlich theuer ist. Vor 18. Jahren bekam ich das Klafter buchenes Holz von 5. Schuh um 4 fl. 30 xr. auf den Hof geliefert, und ietzt kostet es mich mit dem Fuhrlohn über 9 fl.

Von unserm iüngsten Vetter haben wir noch keine Nachricht. Ich erhielt im Ianuar einen sehr rührenden Brief von ihm aus Portsmouth, und ietzt wissen wir nicht, ob er auf der Flotte des Admirals Christians, welche so viel Widerwärtigkeiten ausgestanden hat<sup>333</sup>, eingeschifft gewesen, oder noch in England ist, denn vor einigen Wochen stand in den Zeitungen, daß das Löwenstein-Wertheimische Regiment, bey dem er Hauptmann ist, erst eingeschifft werden solte. Zum Glück spricht er, wenn er in Französische Gefangenschaft gerathen solte, fertig Deutsch und Englisch, und er wird als dann kein Narr seyn, und sich verrathen, daß er noch fertiger Französisch spricht, und ein ausgewanderter Französischer Officier ist. Von der Fr. v. Hoen haben wir vor einiger Zeit durch einen Baron von Krane aus Westphalen, der aus dem Elsas kam, wo er sich wegen seiner Frau Vermögen, die eine gebohrne von Günzer aus Strasburg ist, einige Zeit aufgehalten hatte, Nachricht erhalten. Sie befindet sich nebst ihrem ältern Bruder, der Friedens-Richter ist, wohl, und ließ mir sagen, ich möch-|te ihr doch einen sichern Canal, den mir der H. von Krane angab, von ihren 3. Iüngsten Brüdern Nachricht geben. Dieß habe ich auch mit aller möglichen Vorsicht gethan, aber keine Antwort erhalten.

Die gewesene Fr. von Teuffel ist ietzt schon seit länger als 3. Monathen mit dem Auditeur<sup>334</sup> Klor vom Regiment Wilhelm Schröder verheyrathet. Seit 14. Tagen ist sie wieder bey ihren Eltern, und der Himmel hängt, wie ich höre, nicht mehr so voll Geigen, wie Anfangs. Die größte Thorheit ist noch die, daß sie sich von keinem catholischen Geistlichen hat copuliren lassen, und er sie also als seine Concubine fortschicken kann wenn er will.

Hn Wilhelm versichern SIE meiner vollkommnen Theilnahme und des herzlichsten Wunsches baldiger Besserung, der Fr. Tante von Natzmer, Fr. v. Witzleben, Frl. v.

---

<sup>333</sup> *Flotte des Admirals Christians*: Während des Ersten Koalitionskrieges sollte eine große britische Kriegsflotte unter dem Kommando von Admiral Sir Hugh Cloberry Christian (1747-1798) die französischen Überseebesitzungen in der Karibik bedrohen und erobern. Die Expedition wurde zweimal von widrigen atlantischen Winden nach Großbritannien zurückgeworfen, beide Male unter großen Verlusten. Erst beim dritten Versuch, zu genau der Zeit, als Zinck seinen Brief schrieb, gelang die Überfahrt.

<sup>334</sup> *Auditeur*: vgl. Brief 39.

Adlerstein, Fr. v. Krahm, Fr. von Grünberg u. Hauptmann von Anselm empfehlen SIE uns aufs angelegentlichste, leben SIE recht wohl, und seyn SIE versichert, daß ich mit unveränderlicher Hochachtung und Ergebenheit bin

IHR

unterthäniger Diener u. Neveu  
Fr. von Zinck.

N.S. Unser Papagay [sic], das arme Thier, hatte sich wieder ein wenig erholt, ist aber jetzt wieder so krank als jemals. Ich glaube, daß der Vogel schon alt ist. An sorgfältiger Verpflegung fehlt es ihm nicht, denn wir haben ihn alle sehr lieb, weil er ein gar zu gutes Thier ist. Ich habe ihn gestern, da er besonders sehr [sic] krank war, und schwer Athem holte, länger als 1. Stunde auf meinem Finger am Fenster in der Sonne sitzen gehabt, weil er nicht wieder von mir weg wolte. Heute ist er wieder etwas beßer. [\*Am linken Rand, quer zum Text:\*) Unser Möpschen ist an der Hundsseuche crepirt.

99

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen

Empfänger: L. J. von Münchhausen, geb. von Zinck, und eine andere Tante in  
Leipzig

Datum: 13. Juli 1796

Quelle: A (Nr. 82), fol. 159r

Emmendingen, den 13ten Jul[ius] 1796.

Gnädige Tanten!

Ich schreibe IHNEN nur einige Zeilen, um sie [sic] wegen meines Schicksals zu beruhigen. Unangenehm ist meine Lage immer, aber nicht gefährlich. Die Gründe zu IHRER Beruhigung kann ich, wie SIE leicht einsehen, einem Briefe nicht anvertrauen, deßen Schicksal ich nicht voraussehen kann. Meine Frau ist schon den 25sten Jun. mit dem Vetter nach Basel und von da den 6ten nach Schafhausen gegangen, ich aber bin und bleibe hier, und würde einen großen Fehler begangen haben, wenn ich fortgegangen wäre. Wenn SIE in den Zeitungen lesen, daß die M bewafnete Mannschaft des Breisgau im Felde steht, so gilt dieß nur von den Oesterreichern, von den Markgräflern nicht. Die Franzosen stehen schon seit dem 2ten 5. Stunden von hier, und sind seit dem bey uns nicht weiter vorgerückt. Es wird auch wieder beßer werden. Vielleicht ist der Friede näher, als man glaubt. Man wird ia doch endlich einmahl in Wien einsehen lernen, daß es nicht geht. Ich empfehle mich Ihrer fernern Gnade, Gewogenheit und Liebe. Leben SIE gesund und wohl. Ich bin wenigstens vollkommen gesund, und habe die Gnade, mit der vollkommensten Hochachtung und Ergebenheit zu seyn

IHR

unterthäniger Diener u. Neveu  
Fr. von Zink.

100

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen  
Empfänger: Johann Georg Jacobi in Freiburg  
Datum: 13. Juli 1796  
Quelle: B (Nr. 89)

Emmendingen, den 13ten Jul[ius] 1796.

Verzeihen SIE, theuerster Freund, daß ich IHR Billet, welches ich richtig erhalten habe, ietzt erst beantworte. Die Trennung von meiner Frau, die traurige Stille meines verödeten Hauses, und die Unruhen des Kriegs mehr als Besorgniß für mein Individuum machten mich bis her zu allem andern unfähig, als an meine Frau zu schreiben. Sie ist ietzt in Schafhausen, und zwar traurig, aber doch gesund. Ich bin Gott Lob! vollkommen gesund und resignirt. Mein einziger Wunsch ist Friede, meine größte Beruhigung festes, unwandelbares Vertrauen auf Gott. *Non si male nunc & olim Sic erit!*<sup>335</sup> dann eile ich wieder zu IHNEN, dann wollen wir uns der überstandenen Leiden ~~freuen~~ erinnern, und uns freuen, daß sie überstanden sind. Dann wollen wir uns von friedlichern Gegenständen unterhalten, als die sind, welche ietzt uns umgeben, und von welchen man wider seinen Willen sprechen muß. Vielleicht ist diese glückliche Zeit näher, als wir glauben! Daß die Citadelle von Mayland in den Händen der Franzosen ist,<sup>336</sup> wissen SIE doch schon? He[rr]n Schnetzler habe ich fast täglich erwartet. Er hatte es meiner Frau versprochen, und seine Gegenwart würde mir sehr viel Trost gewährt haben. Sagen SIE ihm dieß nebst vielen Empfehlungen. Leben SIE alle so wohl, als man ietzt leben kann, und seyen SIE versichert, daß zwar das Kriegsglück wechseln kann, aber meine Freundschaft gegen SIE nie.

Fr. v. Zinck.

An des Herrn Professor *Jacobi*, Wohlgeb[oren] zu Freyburg.

---

<sup>335</sup> *Non si male nunc et olim sic erit*: Horaz, *Carmina II*, 10, Vers 17; sinngemäß: „Wenn es jetzt schlecht ist, heißt das noch lange nicht, daß es später ebenso sein wird“. Das zitierte Gedicht preist die stoische Tugend der *aurea mediocritas* als probates Mittel gegen die Stürme und Wirren des Lebens.

<sup>336</sup> *Citadelle von Mayland in den Händen der Franzosen*: Nach der Schlacht an der Brücke von Lodi (10. Mai), in der das österreichische Italienkorps eine vernichtende Niederlage erlitten hatte, war die siegreiche französische Armee unter dem Oberbefehl Napoléon Bonapartes bereits am 15. Mai 1796, also zwei Monate zuvor, in Mailand eingezogen.

101

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen  
Empfänger: L. J. von Münchhausen, geb. von Zinck, u. eine andere Tante in Leipzig  
Datum: 3. August 1796  
Quelle: A (Nr. 83), fol. 160r-161v

Emmendingen, den 3ten August, 1796.

Gnädige Tanten!

Ich weiß nicht, ob *Sie* meinen letzten Brief, den ich *Ihnen* vor ohngefähr 4. Wochen geschrieben habe, erhalten haben, und ob *Sie* diesen erhalten werden, dennoch gebe ich ihn auf gut Glück auf die Post. Am 16ten des vorigen Monats rückten, nachdem wir vorher viel Angst und Schrecken, besonders während der Retirade der Kayserlichen und Condéischen und der vorhergegangenen Gefechte 3. Stunden von hier, ausgestanden hatten, denn die ganze Retirade gieng hier durch Waldkirch und Fortwangen zu, die Republikaner hier ein. Am nemlichen Tage kam auch schon der Divisions-General *Ferino*<sup>337</sup>, der ehemdem unter dem Kayserl. Regiment Bender gedient hat, und ein alter Bekanter von ~~hier~~ mit ist, hier an. Wir hatten den 16ten u. 17ten 2. stürmische Tage. Ich hatte den Commandanten der Artillerie mit seinem Adjutanten und einen *Chef de brigade* im Quartier. Der erstere schützte durch sein Ansehen mein Haus vor Unordnungen und Plünderungen. Uebrigens können *Sie* sich leicht vorstellen, daß ich große Unkosten gehabt habe, – ich hatte 8. Tage lang einen Grenadier als *Sauve-garde* im Hause – und noch habe, und wenn ich, wie es sehr wahrscheinlich ist, den dießjährigen Ertrag meines Zehenden verliere, und meine Frau, welche noch in Schafhausen ist, noch lange an einem fremden Orte leben muß, so wird mir für die Zukunft bange, und ich sehe nicht ein, wie ich auch bey der grösten Einschränkung, der ich mich gern und ohne Unzufriedenheit unterwerfe, künftig werde leben können. Auch meine Frau spart in Schafhausen so viel sie kann, und hält täglich nur Eine Mahlzeit, aber gleichwohl kostet es viel Geld. Wir leben in traurigen Zeiten. | Es bleibt uns nichts übrig, als den Waffen der Republikaner den glücklichsten Fortgang zu wünschen, damit der ganz verblendete Wiener Hof genöthigt werde, endlich einmahl Frieden zu machen, welchen die Franzosen selbst, dieienigen etwa ausgenommen, welche sich durch den Krieg bereichern, sehnlichst wünschen, und der allein uns in den Stand setzen kann, die tiefen Wunden nach und nach wieder zu heilen, welche dieser seli unselige Krieg uns und unserm ganzen deutschen Vaterlande geschlagen hat und noch schlägt. Wenn die Republikaner, wie ich doch nicht fürchte, weil ich in diesem Stücke hinlängliches Zutrauen auf die Klugheit und Vaterlandsliebe des weisen Churfürsten habe, in etwa auch [nach Sachsen kommen solte [sic], wie der General *Jourdan* schon eine Bewegung gemacht hat, die es befürchten läßt, so rathen sie [sic] nur allen *Ihren* Freunden und Bekanten, ia nicht zu flüchten, denn wo sie ein ~~lee~~ ganz leeres Haus finden, da wirthschaften sie übel. Auf was für harte Bedingungen unsrem Markgrafen ein Waffenstillstand, dem bald der Friede nachfolgen wird, zugestanden worden ist, werden *Sie* aus den Zeitungen wissen. Die Oestereicher sind deswegen, und weil wir ihren unnützen Landsturm nicht mitgemacht haben, sehr aufgebracht gegen uns, und drohen auf die unbilligste Art, uns feindlich zu behandeln. Gesund bin ich Gottlob! immer gewesen, auch meine Frau ists, und mit einem gesunden Körper

---

<sup>337</sup> Divisions-General *Ferino*: Pierre Marie Barthélemy Comte Ferino (1747-1816).

erträgt man alle jedes harte Schicksal leichter. Leben *Sie* recht wohl, gesund und ruhig. Für meine persönliche Sicherheit dürfen *Sie* nicht besorgt seyn: ietzt gilt's klug seyn, und sich in die Zeit schicken. Ich empfehle mich *Ihrer* fernern Gewogenheit und Liebe. Das Vertrauen auf die göttliche Vorsehung hat mich immer aufrecht erhalten, und wird es auch ferner. Ihn, ihn laß thun und walten, Er ist ein weiser Fürst. Leben *Sie* wohl.

Fr. von Zinck. |<sup>338</sup>

An  
die verwittwete Frau Hauptmännin  
VON MÜNCHHAUSEN,  
gebohrne Freyin von Zinck.

Postfrey bis Frankfurth  
am Mayn.

abzugeben auf dem Ranstädter  
Steinwege im blauen Lämmchen.

zu

Leipzig.<sup>339</sup>

## 102

Absender: Gottlieb Konrad Pfeffel in Colmar  
Empfänger: Johann Georg Jacobi in Freiburg  
Datum: 6. September 1796  
Quelle: Stöber (1875), Nr. 4, S. 11

Colmar, den 6. Herbstmonat 1796, den 20 – 12, 4.<sup>340</sup>

[...]

Ich freue mich im Voraus auf die Bekanntschaft mit Ihren neuen Geistesprodukten und weiß nicht, warum Sie mir nicht auch einen Beytrag zu Ihrem Taschenbuche abgefordert haben. Herr von Zinck, der nur kurz bey mir war, hat mir gesagt, daß Sie dieses Jahr keines herausgeben werden. Hätte ich die Ursache eher gewußt, so würde ich Ihnen in der Person des Buchhändlers J. G. Cotta, in Tübingen, einen billigen Verleger höchst wahrscheinlich verschafft haben.<sup>341</sup>

[...]

Ich umarme Sie aus der Fülle meines Herzens.  
Pfeffel. [...]

---

<sup>338</sup> Fol. 161r ist leer.

<sup>339</sup> Am unteren Rand von anderer Hand: „Es empfiehlt sich zu Gnaden [\*durch das Siegel ausgerissene Lücke\*] Andreae“.

<sup>340</sup> *den 6. Herbstmonat 1796, den 20 – 12, 4.*: dem sechsten September (Herbstmonat) des Jahres 1797 nach dem gregorianischen Kalender entsprach der 20<sup>ème</sup> Fructidor de l'an IV de la République Française, der zwanzigste Tag im 12. Monat des per Konventsdekret am 5. Oktober 1793 in Frankreich eingeführten zweiten Republikanischen Kalenders.

<sup>341</sup> *dieses Jahr keines herausgeben ... billigen Verleger*: 1797 erschien tatsächlich kein Taschenbuch. Während die beiden Ausgaben für 1795 und 1796 von Nicolovius in Königsberg und Leipzig verlegt worden waren, kamen die beiden nächsten, 1798 und 1799, bei Flick in Basel heraus, welcher auch Verleger der beiden Romanübersetzungen Zincks wurde.

**103**

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen  
Empfänger: L. J. von Münchhausen, geb. von Zinck, und eine andere Tante in  
Leipzig  
Datum: 25. Oktober 1796  
Quelle: A (Nr. 84), fol. 162r-163r

Emmendingen, den 25ten Oktober, 1796.

Gnädige Tanten!

Gottlob! daß die Unruhe, Angst und Gefahr überstanden, und zwar in so fern glücklich überstanden ist, daß ich und mein Haus,  $\frac{1}{2}$  Dutzend Kartätschen-Kugeln abgerechnet, unbeschädigt und ungeplündert geblieben sind! Seiner weisen liebevollen Vorsehung sey tausendmahl Dank dafür gesagt, aber wovon ich in Zukunft leben will, das weiß ich nicht, – doch davon hernach. Wenn ich *Ihnen* alles erzählen wolte, was ich seit dem 14ten erlebt, erfahren und ausgestanden habe, so müste ich 10. Bogen voll schreiben, und hätte als denn doch vielleicht nicht alles geschrieben. Der 14te Oktober war der unglückliche Tag, an welchem die Franzosen, das Räuberpack, wieder hieher kamen. Die, welche wir im Monath Iulius hier hatten, waren Engel gegen diese Teufel. Wie viel ich im Hause gehabt und gefüttert habe, das weiß ich nicht. Es aßen oft 14.–16. nur an meinem Tische. Alle meine Betten waren besetzt, und ich – muste auf dem Stroh schlafen. Mein Haus glich einem Schweinstalle, und die Kosten waren unermeslich. Um Ihnen einen kleinen Begriff davon zu machen, will ich *Ihnen* nur sagen, daß ich in einem Tage 42. £. Rindfleisch, eine Schweinekeule von 15. £. und ich weiß nicht wie viel Schöpsenfleisch habe holen lassen, u. daß Ein Trompeter von der reitenden Artillerie 16. Bouteillen Wein in Einem Tage getrunken hat. Ich hatte die beyden Generale *Fauconnet* und *Boulant* mit ihrem Gefolge im Quartier, und wer sonst noch zu ihnen gehörte und auswärts logirte, aß doch bey mir. Nie wußte ich, wie viel ich ihrer am Tische haben würde, bis sie sich daran setzten. Den 16ten solte ich durchaus auch noch den General *Desaix* ins Quartier nehmen, und erst nach vielen Impertinenzen, die ich mir, ohne sie erwiedern [sic] zu dürfen, muste sagen lassen, konte ich es durch die äußerste Unmöglichkeit abwenden. Ich war ienen Abend so sehr in Verzweiflung, daß ich im Begriff war, meinen Mantel umzunehmen, im vollen Regen in den Wald zu gehen, mich unter einen Baum zu legen, und mein Haus vollends ganz Preis zu geben. Wir waren keinen Augenblick vor einer allgemeinen Plünderung sicher, denn von Ordnung und ~~Indisciplin~~ Disciplin war gar keine rede. Ihre Forderungen, die allemahl mit Drohungen begleitet waren, waren unerschwinglich. Auf unsere sogenannte Neutralität wurde gar keine Rücksicht genommen. Dazu kam noch, daß wir von aller Communication, mit den nächsten Ortschaften sogar, abgeschnitten waren, und daß beynahe gar nichts für diese Unersättlichen zu haben war. |

Den 13ten fiel ein unbedeutendes Gefecht 1  $\frac{1}{2}$  Stunden von hier vor, das ganz zum Vortheil der Franzosen sich endigte. Da hätten *Sie* den Triumph, den Iubel hören sollen! Den 17ten war wieder ein stärkeres Gefecht, von dem sie gar nicht zufrieden zurück kamen. Den 18ten gieng es noch hitziger her, ich konte den Pulverdampf aus meinen Küchenfenstern sehen, und das Pelotonfeuer sehr deutlich hören. Canonirt wurde nur wenig, desto mehr aber am 19ten, diesem mir ewig unvergeßlichen Tage, an welchem der Dämon des Kriegs in der scheußlichsten Gestalt über unsrem armen Städtchen schwebte. Schon den Abend vorher kamen meine Franzosen, besonders

der General *Fauconnet*, äußerst mißvergnügt nach Hause, und ich merkte wohl, daß etwas wichtiges im Werke war und ihnen nicht ganz wohl bey der Sache war. Am andern Tage erzählte mir Martin, da wir eben an der Suppe aßen, man höre stark canoniren. Die Herren wollen uns nicht in Ruhe zu Mittag eßen lassen, sagten sie, nachdem ich es ihnen Französisch gesagt hatte, standen alle auf, und giengen auf die Bühne. Nun wurde in aller Eil zu Mittag geessen, gesattelt, aufgezäumt und fortgeritten. Von der Action selbst werden *Sie*, wenn *Sie* diesen Brief erhalten, schon mehr in den Zeitungen gelesen haben, als ich *Ihnen* sagen kan. In unserer Stadt weiß ich kein Haus, das nicht mehr oder weniger beschädigt wäre. In der Stadt selbst wurde mit kleinem Gewehr gefochten, von beyden Seiten mit Kanonen in die Stadt, und aus einem 12pfünder, der auf meinem Felde stund, über die Stadt geschossen, welches die Franzosen von der Elz her mit Kartätschen beantworteten, die uns unsere Dächer durchlöcherten. Zwey Kartätschenkugeln, wovon eine einen Fensterflügel in meiner Eckstube flog zerschmetterte, haben wir gefunden, und noch 6. müssen unter dem Dache liegen aber im Holzwerk stecken. Ich war bald auf der obersten Bühne, bald im Keller, bald sahe ich zum Fenster hinaus, zog aber den Kopf geschwind zurück, wenn ich das Pfeifen der Kugeln hörte. Kurz die Nachmittagsstunden von 3.–6. Uhr waren schreckliche Stunden aber für den Erzherzog war der 19te ein glorreicher Tag. Es war unser Glück, daß den Franzosen keine Zeit blieb zu plündern, denn der Erzherzog kam gegen ihr Erwarten vom Kloster Thenenbach her über die Berge, grif ihren rechten Flügel an, und bedrohte ihre Flanke. Er schlug sie an diesem Tage ganz aus dem Gebürge heraus über die Elz zurück, und besetzte noch ienseits der Elz Theningen. Der Erzherzog selbst war während der Action in meinem Gartenhäuschen auf der Burg, und soll die schöne Aussicht aus demselben bewundert haben. Er war den Abend hier, gieng aber in sein Hauptquartier zurück, welches er den folgenden Tag, an welchem wieder ein starkes Gefecht bey Denzlingen und Nimbürg vorfiel, hieher, den 21sten aber, nach Freyburg, welches die Franzosen verlassen hatten, verlegte. Am 19ten Abends um 7. Uhr hatte ich schon einen Kayserl. Hauptmann mit 16. M[ann] im Quartier[.] |

Wir hatten also die Franzosen 6. Tage, und diese unglücklichen 6. Tage haben unser armes Ländchen auf mehr als 3 mahl so viel Jahre hinaus ruinirt, mir an meinen Einkünften, nur mäßig gerechnet, 200. Carolinen geschadet, denn von 30. Saum Zinß-Wein kriege ich keinen Tropfen, von meinem Weinzehenden zu Bamlach eben so wenig, von meinen Getraide-Zinßen vielleicht kaum die Hälfte, meine kleine Erndte den Pferdten gestreuet, 4. Saum Wein wenigstens ausgetrunken, und mich an Geld und anderen Vorräthen ausgefreßen. Es bleibt mir für ein ganzes Jahr höchstens 100. Dukaten Einkünfte übrig. Und dabey diese enorme Theuerung! Ich nehme daher mit Thränen in den Augen meine Zuflucht zu *Ihnen*. *Sie* haben mich von Kindheit geliebt, und ich weiß, daß *Sie* mich noch lieben. Unterstützen *Sie* einen armen Leidenden, Unglücklichen, der es ohne sein Verschulden blos [durch] die traurige Politik der Großen dieser Erde geworden ist. Bitten *Sie* auch die Tante von Natzmer in meinem Nahmen, daß sie ihrem armen geschlagenen Vetter beysteht. Ich weiß, daß sie nicht viel thun kann, aber auch dieß wenige wird Gott segnen, welcher meine Seufzer gehört hat, meine Thränen sieht, und weiß, wie viel dieser Schritt mich kostet. Aber ich möchte gern als ein ehrlicher Mann mich durchbringen und ich habe ia außer meiner Frau auf der ganzen Welt sonst niemanden als *Sie*. Gott wird *Ihr* Alter für die Unterstützung, welche *Sie* mir zufließen lassen, mit Glück und Gesundheit segnen, und die eifrigen Gebete erhören, die ich des wegen an ihn abschicken werde. Ich will mir durch schriftstellerische Arbeiten etwas zu verdienen

suchen, und von Weynachten an wird kein Bedienter mehr gehalten. Meine Frau ist noch in Schafhausen: ich habe Gott tausendmahl gedankt, daß sie nicht hier war. Ich hoffe, daß sie in 14. Tagen längstens zurück kommen kann. Ich habe seit 3. Wochen keine Nachrichten von mir [recte: ihr], und sie nicht von mir. Dieß vermehrt noch meinen Gram: sie wird fast verzweifelt seyn. Es war freylich gut, daß ich einen Theil der Osmarslebischen Kaufgelder in Händen hatte, dadurch wurden aber au[c]h meine Einkünfte verringert. Ich empfehle mich *Ihrer* fernern Gewogenheit und Liebe, mit derienigen Hochachtung und Ergebenheit, mit welcher ich bis ans Grab bin

*Ihr*

unterthäniger Diener und Neveu  
Fr. von Zinck.

**104**

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen  
Empfänger: Johann Georg Jacobi in Freiburg  
Datum: 30. Oktober 1796  
Quelle: B (Nr. 90); vgl. Aurnhammer/Klein, Nr. 2506, S. 397.

Emmendingen, den 30sten Oktober, 1796.

Ich danke IHNEN, mein theuerster Freund, für IHRE gütige Bewirthung, und bedaure nur, daß ich zu einer IHNEN so ungelegnen Zeit kam, und daß ich IHRE kleine stille Haushaltung einigermaßen in Unordnung gebracht habe. Wie wohlthätig dieser kleine Abstecher zu IHNEN für mich gewesen ist, könne SIE daraus sehen, daß ich nicht nur gestern früh die 12. Verse, welche ich IHNEN hier abschreibe, gemacht, sondern auch gestern Nachts noch die angeschlossene Fabel vollendet habe. Mit den erstern bin ich sehr wenig zufrieden. Ein Französischer Dichter würde daraus etwas ganz anders gemacht haben. Ich weiß, daß es IHRER Kritik nicht würdig ist, und doch bitte ich SIE um IHRE Meynung darüber: sie kann mir bey einer andern Gelegenheit nützlich seyn, denn ich weiß sehr wohl, wie viel ich IHRER Kritik zu danken habe. Wenn ich den Gedanken länger hätte ausspinnen können u[nd] mögen, so wäre vielleicht ein leidlicheres Gedicht daraus geworden. Indeßen habe ich es übergeben so wie es da ist, und der Erzherzog nahm es mit vieler Freundlichkeit an.

An

das Gartenhäuschen, in welchem S[eine] K[aiserliche] H[öheit] der Erzherzog Carl während der Action am 19. Okt[ober] 1796. sich aufhielt, von dem Besitzer deßelben.

Den späten Enkeln noch wirst Du zum Denkmahl dienen,  
daß hier einst Deutschlands Retter stand,  
Und Hülfe dem bedrängten Vaterland  
Erkämpfte. — Wenn einst traurige Ruinen  
Den Platz bezeichnen, wo Er stand,  
Wird doch im ganzen Vaterland  
Noch unverwelkt Sein hier errungner Lorbeer grünen.  
Du warst oft meiner Muße Heiligthum:  
Begeisterte mich eines Klopstock Feuer,

So säng ich kühner, würdiger und neuer  
Auf der mit Veilchen nur bekränzten Leyer  
Der Nachwelt Seinen Helden-Ruhm.

Sie sehen ohne mein Erinnern, daß ich dem Horaz einen Gedanken abgeborgt habe, wenn er sich irgendwo, ich glaube in seinen Episteln, auf mir ähnliche Art aber nicht mit eben so viel Grund entschuldigt, daß er Augusts Thaten nicht besingen könne.<sup>342</sup> Die Fabel unterwerfe ich IHRER Kritik. Wann ich Zeit finden werde, sie abzuschreiben, denn noch ist sie es nicht, weiß ich nicht. Ich bin gar sehr mit Einquartierung geplagt: gestern hatte ich 3 Officiers vom Generalstaab, heute bekomme ich den General Keim mit seinem Adjutanten u[nd] morgen ist Rasttag. Ich hoffe, daß es in einigen Tagen vorüber seyn soll. Wenn meine Frau künftigen Freytag nicht kommt, wenn Wetter und Weg nicht gar zu abscheulich sind, und wenn ich ein Pferd bekommen kann, dem ich meinen den Kartätschenkugeln der Franzosen glücklich entronnenen Leichnam anvertrauen mag, so komme ich künftigen Sonnabend nach Freyburg, und dann wollen wir – wo möglich nicht mehr vom Krieg – sondern von nichts als von Versen sprechen. Leben SIE recht wohl, und grüßen SIE Schnetzlern recht herzlich.

IHR unverbrüchlich treuer Z.

## 105

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen  
Empfänger: Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck, in Leipzig  
Datum: 11. Januar 1797  
Quelle: A (Nr. 85), fol. 164r-165v

Emmendingen, den 11ten Ian[uar] 1797.

Gnädige Tante!

Für *Ihr* gnädiges, liebevolles Geschenk statten wir *Ihnen* mit gerührten Herzen den verbindlichsten Dank ab. Gott segne *Sie* dafür mit seinen besten Segnungen, und beglücke *Ihr* Alter mit Gesundheit, Zufriedenheit und Ruhe. Schenken *Sie* uns ferner *Ihre* Gewogenheit und Liebe.

Das Geld, das *Sie* mir geschickt haben, habe ich aber noch nicht, denn *Ihr* Brief kam am 8ten leer an. *Sie* dürfen sich aber darüber nicht beunruhigen, es wird sich schon

---

<sup>342</sup> dem Horaz einen Gedanken abgeborgt: Zinck spielt an auf die erste Epistel des zweiten Buches, die Horaz an Augustus gerichtet hat. Dort heißt es in den Versen 257ff: „[...] Sed neque parvum / carmen maiestas recipit tua, nec meus audet / rem temptare pudor, quam vires ferre recusent. / Sedulitas autem stulte quem diligit, urget / praecipue cum se numeris commendat et arte; / discit enim citius meminitque libentius illud, / quod quis deridet, quam quod probat et veneratur. / [...] [v266] nec prave factis decorari versibus opto;“ doch ein geringes Gedicht gebührt nicht deiner Größe, und meine Scheu wagt nicht, ein Werk zu versuchen, das meine Kräfte zu tragen sich weigern. Übereifer aber, wenn töricht er seine Liebe ausdrückt, belästigt nur, zumal wenn er sich darbietet in rhythmischer Kunst. Nimmt man doch rascher auf und behält lieber im Gedächtnis, was man verlacht, als was man gutheißt und schätzt. Ich kümmerge mich nicht um Aufmerksamkeiten, die mich beschweren, ich wünsche auch nicht in Wachs aufgestellt zu sein mit verunstalteten Zügen, ebensowenig wie in schlecht gebauten Versen gefeiert zu werden! Zitiert nach Horaz/Kytzler (1992), 612f.

finden, und ist wahrscheinlich in Offenburg liegegeblieben, doch bitte ich *Sie*, zu aller Vorsorge den Postschein aufzuheben. Der Posthalter wolte nicht haben, daß ich *Ihnen* gleich schreiben solte, um *Sie* nicht zu beunruhigen: ich konte aber meinen Dank unmöglich länger verschieben, zumahl da *Ihr* Brief so lange gelaufen ist, und ich *Ihnen* so lange nicht geschrieben habe, theils weil ich eine ganze Woche in Bötzingen und Eichstätten war, um meinen magern Einzug zu halten, theils weil ich immer von einer Zeit zur andern wartete, um *Ihnen* die glückliche und für uns so wichtige Begebenheit melden zu können, die ich *Ihnen* Gottlob! ietzt schreiben kann, daß Kehl endlich einmahl nach vielem Blutvergießen und unsäglichen Kosten mit Capitulation übergegangen und gestern Abends um 4. Uhr von den Kayserlichen besetzt worden ist. Ob der Brückenkopf bey Hüningen von den Franzosen zu gleicher Zeit geräumt worden ist, wißen wir noch nicht, | vermuthen es aber daraus, weil die Kayserliche Cavallerie zur großen Erleichterung unsers armen Landes rückwärts ins Württembergische [sic] sich zieht, der Erzherzog, wie man sagt, mit seinem Hauptquartier nächstens nach Mannheim oder Heidelberg geht, und weder Truppen noch schweres Geschütz heute hierdurch passirt ist, da doch die Capitulation vorgestern schon abgeschlossen worden ist. Sollten aber auch die Franzosen sich noch diesen letzten Schritt mit Blut abkaufen lassen wollen, so würde dieß nach der Versicherung aller Kenner keinen Schwierigkeiten unterworfen seyn, weil sie sich gegen schweres Geschütz, das man von Kehl hinführen müste, unmöglich halten könnten. Hüningen selbst soll schon ziemlich zusammengeschoßen, und von den Einwohnern ganz verlassen seyn. Und nun werden wir hoffentlich hier sicherer leben können als jemals, denn die Expedition, welche sie vorigen Sommer gemacht haben, wagen die Franzosen gewiß zum zweytenmahle nicht, auch würden sie bey der allgemeinen Erbitterung der Süd-Deutschen noch weit übler wegkommen, als dießmahl, denn sie haben durch die Bauern in Franken und Schwaben erstaunlich viel Leute verlohren, und meine Frau ist in Schafhausen Zeuge davon gewesen, wie mißhandelt und verstümmelt sie zu hunderten auf der Schweitzergränze angekommen sind. Es blie[b] ihnen also nichts übrig als ein Streifzug durch das Breisgau und die Ortenau um zu rauben, und dazu geht keine Armee von 60000. Mann über den Rhein[,] auch werden die Kayserlichen wohl die Wichtigkeit | des Ober-Rheins haben einsehen lernen, und in Zukunft bessere Vertheidigungs-Anstalten treffen, als bisher, wozu sie auch bey ihrer weit stärkern Artillerie, die sie ietzt haben, besser im Stande sind. Sagen *Sie* daher der gnädigen Frau Tante nebst meiner und meiner Frau unterthänigen Empfehlung, daß ich ihr zwar für ihre gütige Theilnahme an unserm künftigen Schicksale recht herzliche danke, daß sie vollkommen Recht hatte, für uns und unsere Sicherheit besorgt zu seyn, so lange die Franzosen im Besitz von Kehl waren, daß sie aber ietzt vollkommen beruhigt seyn kann, und 100. gegen eins zu wetten sind, daß in diesem Kriege, welchen Gott bald endigen wolle, kein Franzose wieder einen Fuß in unser von der Natur so gesegnetes Breisgau setzen wird.

Das Pa Geld hat der Postwagen, welcher seit dem ich an diesem Briefe schreibe, angekommen ist, mitgebracht, und der Posthalter hat es mir gleich geschickt.

Unser guter Papagay ist schon voriges Jahr an am ersten Osterfeyertage an der Auszehrung gestorben. Das arme Thier hatte Beängstigungen wie ein Mensch, und den Tag vor seinem Tode musten meine Frau und ich ihn beständig abwechselnd herum tragen. Wir haben ietzt kein Thier, als ein altes, altes Canarienvögelchen. — Martin dient ietzt bey einem Kaufmann in Lahr. Sie erweisen ihm zu viel Ehre, da sie [sic] ihn in *Ihrem* letzten Briefe den treuen Martin nanten, denn er war ein sehr

untreuer Diener, der uns viel geschadet hat, und ein ausgemachter Taugenichts. Auch wird er wohl wegen der häufigen Be-|weise seiner Fruchtbarkeit, die er gegeben hat, auf ein halb Jahr ins Zuchthaus spazieren müssen. Unsere Haushaltung besteht ietzt aus dem ihnen [sic] wohlbekanten Kätherle, und ihrer eben so braven Schwester Maylene, der Ich die treuen Dienste, welche sie mir erwiesen hat, so lange ich allein war, Zeitlebens nicht vergelten kann. Wenn ich während des Treffens am 19ten Oktober aus dem Keller gehen wolte, um zu sehen, was passirte, so hielt sie mich beym Rockzipfel, und bat mich mit Thränen, mich doch nicht in Gefahr zu setzen. Ueberhaupt hatte ich an ienem mir unvergeßlichen Tage viel a[n] meinen geflüchteten NiederEmmendinger Bauer[n,] von denen ich das ganze Haus voll hatte, zu trösten. Eine Frau wolte verzweifeln, weil ihr Mann in NiederEmmendingen war, und ein sehr schönes iunges Mädchen lag krank auf den Betten in meinem Keller. Dazu nun der beständige Donner der Kanonen, das Gepfeife der Kartätschen-Kugeln, das Klappern der Ziegeln, das Geklirr eines in meinem Hause eingeschossenen Fensters, und das fürchterliche Geschrey der Kayserlichen Grenadiers! Es war wahrhaftig kein Spaß, und ich wünsche es nicht zum zweytenmahle zu erleben. Meine Frau empfiehlt sich *Ihnen* zu Gnade[n.] Leben *Sie* recht wohl. Ich bin mit der vollkommensten Verehrung und Ergebenheit

*Ihr*

unterthäniger Diener u. Neveu  
Fr. von Zinck.

An alle Bekante [sic] viele Empfehlungen.

## 106

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen  
Empfänger: Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck, in Leipzig  
Datum: 30. März 1797  
Quelle: A (Nr. 86), fol. 166r-167v

Emmendingen, den 30sten März, 1797.

Gnädige Tante!

Viel Glück, Heil und Segen zum sechsten April! Gott laße *Sie Ihre* Tage in mehrerer Ruhe und Zufriedenheit verleben, als wir uns deren leider! hier zu erfreuen haben. Unsere Lage ist durch das Eindringen der Franzosen in Tyrol sehr mißlich, denn solten sie sich gegen Bregenz wenden, so ist ein neuer Uebergang über den Rhein mehr als wahrscheinlich. Auch werden wir künftige Woche schon einen Wagen voll mit unsern besten und entbehrlichsten Effekten und einige Fässer voll Wein in die Schweiz schicken, und dann bey Annäherung der Gefahr nach Schafhausen gehen, wo meine Frau vorigen Sommer so außerordentlich liebeich und freundschaftlich ist aufgenommen und behandelt worden. Ich gehe dießmahl mit, so viel Mühe mich auch der Entschluß kostet, mich von meinen hiesigen Verbindungen und der schönen Natur um Emmendingen herum loszureißen, weil ich nicht wieder ein so angst- und grauenvolles Leben führen mag, wie vorigen Sommer und Herbst. Vergnügt werde ich nirgends seyn, aber doch wenigstens ruhig. — Künftige Messe erscheint von mir ein kleines Werkchen aus dem Französischen übersetzt, das mir etwa 12. Dukaten eintragen wird. Freylich keine große Summe, hingegen habe ich

auch die ganze Arbeit in 3. Wochen geendigt, und man kann ietzt alles brauchen. Ich stehe ietzt mit einer Buchhandlung in Zürich wegen einer andern Uebersetzung in Tractaten, die mir 60-80. Dukaten eintragen kann. Es ist hier noch alles enorm theuer, ungeachtet das Getraide um mehr als ein Drittheil abgeschlagen hat. |

Wir haben den Staab des Cuirassier-Regiments Anspach hier. Der Oberste ist ein Graf Balza. Er wird morgen bey uns essen. So muß man mit großen Unkosten Leute *fetiren*, von denen man sich keinen Schutz versprechen kann, wenn die Gefahr da ist, denn wir sehen die Retirade der Kayserlichen schon ganz deutlich voraus. Unser armes schönes Ländchen wird über alle Beschreibungen gedrückt und ausgesogen. Wir haben 3. Cavallerie-Regimenter dicht um uns herum. Es ist aufs neue eine Lieferung von 122000. Centner [sic] Heu ausgeschrieben worden. – Vor einiger Zeit trug man sich mit dem sonderbaren Gerüchte, das sich von Zeit zu Zeit erneuert, daß die Preußen zu Behauptung der Neutralität der Reichsfürsten im Schwäbischen und OberRheinischen Kreise den Rhein besetzen würden, und ~~hatte~~ heute ist von Freyburg die Nachricht hier angekommen, der Erzherzog Carl sey schleunigst nach Wien berufen worden, um am Frieden arbeiten zu helfen. Wolte doch Gott, es wäre wahr, und er käme bald zu Stande. Ich bin dieses Lebens voll Besorgniß und Gefahr herzlich überdrüssig, und sehne mich nach einem friedlichen und ruhigen Leben. Verzeihen *Sie* mir, daß ich in einem so düstern Tone an *Sie* schreibe, er ist meiner Stimmung angemessen. Ich will deswegen auch ietzt abbrechen, und ein andermahl einen desto längern Brief schreiben, wenn ich in einer zufriednern und frohern Stimmung bin und seyn kann, als ietzt. – Leben *Sie* recht wohl, gesund u. vergnügt, und behalten *Sie* uns ferner lieb. Meine Frau empfiehlt sich *Ihnen* und mit mir der gnädigen Frau Tante unterthänig. Ich bin mit unwandelbarer Verehrung und Ergebenheit

*Ihr*

unterthäniger Diener und Neveu  
Fr. von Zinck.

Wenn ich ietzt bey *Ihnen* wäre, wie viel würde ich *Ihnen* nicht zu erzählen haben! |  
|<sup>343</sup>

An

der verwittweten Frau Hauptmännin

VON MÜNCHHAUSEN,

gebohrnen Freyin von Zinck,

Hochwohlgeb.

Postfrey bis Nürnberg.

Abzugeben auf dem Ran-  
städter Steinwege im blauen  
Lämmchen.

zu

Leipzig<sup>344</sup>

---

<sup>343</sup> Fol. 167r ist leer.

<sup>344</sup> Am unteren Rand, neben dem Siegel, von anderer Hand: „Es empfiehlt sich untert[hän]igst zu Gnaden Andreae“.

107

Absender: Friedrich von Zinck in Schaffhausen  
Empfänger: Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck, in Leipzig  
Datum: 25. April 1797  
Quelle: A (Nr. 87), fol. 168r-169v

Schaffhausen, den 25sten April, 1797.

Gnädige Tante!

Wenn *Sie* diesen Brief erhalten, werden *Sie* das traurige Schicksal der armen Bewohner des Ober-Rheins schon aus den Zeitungen wissen, und aus dem *datum* dieses Briefs sehen *Sie* schon, welche Partie wir ergriffen haben. Wir sind gestern Nachmittag nach vielen Beschwerlichkeiten und Unkosten glücklich hier angekommen, in dieser gastfreundlichen Stadt, wo meine Frau vom vorigen Jahre her viele Bekante hat, die sich gleich nach unserer Ankunft beeiferten, uns unsere bedauerungswürdige Lage erträglich zu machen. Wir erfuhren von den [sic] Uebergang der Franzosen über den Rhein, den wir, wie *Sie* aus meinem letzten Briefe gesehen haben, schon längst befürchteten, den 21ten früh um 6. Uhr. Eine schreckliche Feyer meines 45sten Geburts-Tages! Ich habe gewiß an meinem ersten Geburtstage nicht so viel geweint, als an diesem meinem 45sten. Wir verschoben unsere Flucht bis auf den 24sten, weil ich glaubte, daß die nicht unbeträchtliche Kayserliche Armee im Stande seyn würde, den Feind wenigstens einige Wochen aufzuhalten: allein um 3. Uhr früh am 22sten ließ mir der zweyte Oberbeamte, HofRath Roth, sagen, daß die Franzosen am Abend vorher um 7. Uhr schon in Offenburg eingerückt seyen. Diese Nachricht bestätigte sich leider um 5. Uhr durch die Ankunft des Barons von Ichterzheim<sup>345</sup> von Ettenheim, welcher in Emmendingen ankam, um in die Schweiz zu flüchten. Nun war keine Zeit zu verlieren, weil zu befürchten war, daß die Franzosen sich gleich im Schwarzwalde ausbreiten, und uns den Weg hieher versperren würden. Wir waren daher am nemlichen Tage Abends um 10. Uhr nach einer äußerst beschwerlichen Reise über die hohen Gebürge des Schwarzwaldes schon in Neustadt 6. Meilen von Emmendingen. Da wir am folgenden Morgen nach Donaueschingen kamen, fanden wir alles in der größten Bestürzung, der Fürst von Fürstenberg ~~war schon hi~~, welcher dort residirt, war schon hieher geflüchtet, iedermann bereitete sich zur Flucht, denn die Französische Vorposten solten schon bis Villingen streifen, und es war nicht möglich, Pferde zu bekommen. Endlich verschafte mir ein Fürstenbergischer Officier 4. Pferdte, für die ich 3. Carolinen bezahlen muste, und so kamen wir gestern glücklich hier an. Die Nachrichten sind ietzt beruhigender, die Franzosen sollen bis über Offenburg hinaus an den Rhein zurückgedrängt seyn, so daß die Oesterreicher wieder Meister von dem | wichtigen Paß ins Kinzinger Thal sind, auch spricht man stark von einem bereits publicirten Waffenstillstande, welcher mir aber deswegen unwahrscheinlich ist, weil gestern, wie ich von einem Kayserlichen Officier erfahren habe, wieder geschlagen worden ist. So viel aber ist gewiß, daß am 22sten der Französische General *le Clerc* mit den Friedens-Präliminarien von Salzburg nach Paris durch Donaueschingen passirt ist, dieß hat mir der Kayserliche Officier gesagt, der ihn bis Offenburg begleitet hat, und vorgestern wieder nach Salzburg

---

<sup>345</sup> *Ichterzheim*: deutscher Name des Dorfes Ichtratzheim im heutigen Département Bas-Rhin, etwa 15 km südlich von Straßburg.

zurückgieng. Von diesem allen werden wir in wenig Tagen zuverlässigere Nachrichten haben. Ich habe aber doch eilen wollen, *Sie* über unsere persönliche Sicherheit zu beruhigen. Wir haben unser ganzes Haus ausgeräumt, und vor gänzlich geschlossenem Frieden gehen wir von hier nicht wieder weg. Wir werden heute ein Logis in einem Privathause zu bekommen suchen, und als dann eine eigne Haushaltung führen. Ich bin über das Schicksal meines lieben Emmendingen sehr bekümmert, das ich mit schwerem Herzen verlassen habe. Wenn *Sie* hieher an mich schreiben wollen, so dürfen *Sie* nur auf den Brief setzen:

zu  
Schafhausen in der Schweitz  
*poste restante.*

Von hier kann ich *Ihnen* noch nichts sagen, theils weil ich noch zu kurze Zeit hier bin, theils ich Kopf und Herz noch zu voll von den neuesten Vorfällen habe: im Ganzen aber gefällt es mir hier recht wohl. Leben *Sie* beyderseits recht wohl, und seyn *Sie* versichert, daß ich mit der vollkommensten Hochachtung und Ergebenheit bin

*Ihr*

unterthäniger Diener u. Neveu  
Fr. von Zinck.

Meine Frau empfiehlt sich *Ihrer* beyderseitigen fernern Gewogenheit und Gnade. Wir sind beyde GottLob! gesund, und dieß ist [in] einer solchen Lage keine geringe Wohlthat Gottes. | |<sup>346</sup>

An  
die verwittwete Frau Hauptmännin  
VON MÜNCHHAUSEN,  
gebohrne Freyin von Zinck,

zu

Abzugeben auf dem Ran-  
städter Steinwege im blau-  
en Lämmchen.

Leipzig.

---

<sup>346</sup> Fol. 169r ist leer.

**108**

Absender: Gottlieb Konrad Pfeffel in Colmar  
Empfänger: Johann Georg Jacobi in Freiburg  
Datum: 7. September 1797  
Quelle: Stöber (1875), Nr. 5, S. 14

Colmar den 7. September 1797.

[...]

Sobald ich eine Gelegenheit nach Basel finde, werde ich Dir, liebster Freund, die versprochenen Amtsberichte zuschicken. An Cotta habe ich schon diesen Morgen geschrieben. Vermuthlich trifft Dich dieser Brief in Emmendingen, und da bitte ich Dich Herrn und Frau von Zinck der Ehrerbietung ihres treuen Gevatters zu versichern.

Lebewohl, mein theurer Bruder, und auch Sie, meine liebe neue Freundin, die schon wirklich auf dem Wege ist meine alte Freundin zu werden.<sup>347</sup> Ich umarme Euch mit allen Gefühlen der innigsten zärtlichsten Liebe.

Pfeffel.

**109**

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen  
Empfänger: Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck, in Leipzig  
Datum: 3. Januar 1798  
Quelle: A (Nr. 88), fol. 170r-171v

Emmendingen, den 3ten Ianuar, 1798.

Gnädige Tante!

Zuförderst wünsche ich *Ihnen* Beyderseits zum Antritt des neuen Iahres Glück, Gesundheit, Zufriedenheit und Ruhe. Meine Frau vereinigt ihre Wünsche mit den meinigen, und empfiehlt sich mit mir *Ihrer* fernern Gewogenheit, Gnade und Liebe. Wir befinden uns Gott Lob! beyde recht wohl, und leben ietzt wieder, seit dem uns am 9ten des vorigen Monaths unsere Einquartierung verlassen hat, in unserm alten Gleise. Den hiesigen iungen Frauenzimmern will diese Stille nicht recht gefallen, weil ihnen der militairische Pomp, die Wachparaden, die türkische Musik beym Zapfenstreiche, die Nacht-Musiken, und besonders die Aufwartungen und Süßigkeiten der iungen Officiers gar sehr behagten, aber wir übrigen, die wir mit unserm Geldbeutel rechnen, und rechnen müssen, waren mit der Ordre zum Abmarsch recht wohl zufrieden. Doch muß ich gestehen, daß mir die ersten Abende ziemlich einsam vorkamen, denn der Oberste Ulm, der keinen Abend ausblieb, und vor dem wir uns gar nicht zu geniren brauchten, ist ein sehr unterhaltender und wohldenkender Mann, und daß ich mich von meinem braven verständigen Hauptmann Latscher ebenso ungern trennte, als er von mir. [sic] Er ist Wittwer, und hat einen dreyiährigen Sohn, den er noch nie gesehen hat. Er will, wenn es Friede

---

<sup>347</sup> *Lebewohl ... meine alte Freundin ...*: Der Brief bestätigt die wohlbehaltene Rückkehr Pfeffels nach einem Besuch bei Jacobi in Freiburg. Die neue alte Freundin ist Jacobis Frau Ursula Marie.

bleibt, seine ganze Zeit der Erziehung und Bildung dieses Sohns widmen. Da er jetzt keine nahe Aussicht hat, Staabsofficier zu werden – er sollte, wenn es gegangen wäre, wie es hätte gehen sollen, schon erster Major seyn – so kommt er vielleicht auf Werbung ins Reußische, und dann wird er *Sie* gewiß einmahl in der Messe besuchen, und *Ihnen* viel | von uns und von seinem Aufenthalt in Emmendingen erzählen, denn er war so wie das ganze Regiment sehr gern hier. Nur Schade, daß er bey der Einnahme von Belgrad durch eine Kanonenkugel, die ihm bey dem Kopfe vorbeyschossen ist, auf einer Seite das Gehör verlohren hat! Er ist ein sehr aufgeklärter Kopf, und lebt gern unter Protestanten, deswegen wünscht er auch auf Werbung nach Sachsen zu kommen, ungeachtet Werbegeschäfte eben seiner Neigung nicht sonderlich entsprechen. Er hat uns auf dem Marsche von hier nach Augsburg schon zweymahl geschrieben. Von den Sächsischen Truppen sprachen die Wenkheimischen Officiers mit großer Achtung, besonders von der Sächsischen Cavallerie, und ~~beson~~ vorzüglich von den roth und grünen Dragonern, welche, wie der Oberste sagte, einigemahl Wunder gethan und das unmöglich [sic] möglich gemacht hätten, auch habe er mit dem iüngsten Sächsischen Officier nicht anders als *par H.* Camerad gesprochen. Von meinen Bekanten kante er sonst keinen, als den Major Zanthier von Zeschwitz, den er als einen sehr braven Officier rühmte. Von den Sächsischen Husaren sagte er, daß sie die ihrigen, die doch gebohrne Husaren wären, beschämt hätten. Es that mir wohl, meine Landsleute so loben zu hören, nur möchte ich die wahre Ursache der zweymaligen Zurückberufung des Sächsischen Contingents wissen, welche noch immer ein Geheimniß ist. Wichtig und überdacht muß sie seyn, das läßt sich von der Sächsischen Regierung vermuthen, die alle ihre Schritte mit so vieler Weisheit bezeichnet, und daß der Wiener Hof nicht darüber nach seiner gewöhnlichen Art schimpft, ist ein Beweis, daß der Churfürst von Sachsen, Recht hatte, so zu handeln, wie er gehandelt hat. |

Mit dem von seinem Oberhaupte gegen den Vortheil des Oestreichischen Hauses zu Udine so treulos und unverantwortlich verrathenen und verkauften deutschen Reiche sieht es mißlich aus. Wahrscheinlich geht das linke Rheinufer verlohren, und sind die Franzosen schon jetzt in Besitz von Maynz, und Meister von dem ganzen Rhein. Wir hofften, sie würden nach dem Abmarsch der Kayserlichen Truppen auch ihrerseity das rechte Rheinufer verlassen, allein sie sind noch da, und saugen das arme Land, wo sie sind, auf die unerhörteste Art aus. Keine Art von Erpressung ist ihnen zu unrechtmäßig, kein Mittel, sich zu bereichern zu niederträchtig. Der traurige Rastatter Congreß mit seinen unzähligen Gesandten schleicht seinen Schneckengang, und wird sich wohl erst durch einen Machtspruch von *Buonaparte*, der noch nicht wieder zurückgekommen ist, endigen, denn die Leute, welche man vor 6. Jahren so sehr verachtete, schreiben jetzt Gesetze vor. Doch werden wir nach den neuesten Nachrichten von Carlsruhe Badisch bleiben, und man spricht noch überdem ~~noch~~ von beträchtlichen Entschädigungen des Markgrafen für seine Besitzungen auf dem linken Ufer des Rheins. Auch wüste ich nicht, was man dem Markgrafen für einen Ersatz für sein reiches Oberland hätte geben wollen, denn die Herrschaften Röteln, Badenweiler, Mahlberg, die Landgrafschaft und Markgrafschaft Hochberg, welche zusammen das sogenannte Oberland ausmachen, tragen dem Markgrafen bey einer Bevölkerung von ohngefähr 80000 Seelen gegen eine halbe Million Gulden ein. Das, was mir die gnädige Frau Tante in ihrem letzten Briefe geschrieben hat, würde mich nicht abgehalten haben, im Fall wir Modenesisch hätten werden müssen, nach Zeit und Gelegenheit nach Sachsen zu ziehen. In Leipzig mag es freylich sehr theuer [sein], denn Leipzig war, wie alle volkreiche Städte,

immer ein | sehr theurer Ort; aber Leipzig würde ich mir auch nicht zu meinem Wohnort gewählt, sondern in irgend einem Winkel von Thüringen ein Gut von 25–30000 rh. gekauft, und mir, weil ich doch nun einmahl nicht gewohnt bin, auf dem Dorfe zu leben, eine kleine Stadt, z.B. Querfurth, ausgesucht haben, um da zu wohnen. So viel als ich aus meinem Vermögen hier zu Lande ziehe, würde ich in Sachsen auch gezogen haben, denn von dem, was ich bey dem Verkauf wahrscheinlich lösen würde, beziehe ich kaum 2 ½ *pro* Ct. Das Getraide steht bey uns unter dem mittlern Preise, das Heu ist sehr wohlfeil, auch der Wein ist gefallen, aber sonst ist alles noch sehr theuer, nur das Rindfleisch hat um einen Kreuzer abgeschlagen. Ich habe Weitzen, Korn, 10. Saum Wein und ungefähr 100. Centner Heu zu verkaufen, aber niemand fragt darnach. Das Geld scheint rar zu werden, denn es werden viel Kapitalien gesucht. Im Mahlbergischen soll man 6-7. *pro* Ct. geben. Ich werde zum Nachessen gerufen. Leben *Sie* daher recht wohl, und lieben *Sie* wie bisher

*Ihren*

bis in den Tod ergebenen Neveu  
Fr. von Zinck.

*à propos!* Sind denn *Ihre* Leute verheyrathet? *Sie* schrieben mir, wenn ich nicht irre, einmahl etwas davon.

## 110

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen

Empfänger: Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck, in Leipzig

Datum: 28. März 1798

Quelle: A (Nr. 89), fol. 172r-173v

Emmendingen, den 28sten März, 1798.

Gnädige Tante!

Glück zu zum 6ten April! Erleben *Sie* ihn noch oft gesund, und mit der Heiterkeit des Herzens, die ich mit so vielem Vergnügen in *Ihrem* letzten Briefe bemerkt habe, ungeachtet *Sie* 3. Tage daran schrieben, und erhalten *Sie* mir u. meiner Frau noch, die sich *Ihnen* zu Gnaden empfiehlt, *Ihre* Gewogenheit und Liebe.

Zu gleicher Zeit nehme ich mir die Freyheit, *Sie* mit einigen Aufträgen zu belästigen. 1., Laßen *Sie* mir durch *Ihren* Iohann 5. Stück von den feinsten Geraer wollenen Zeugen zu Mannskleidern kaufen. Die Wahl überlaße ich Iohanns Geschmack, nur eins davon solte hell seyn, etwa blau und grau gestreift oder geflammt, oder was sonst etwa Mode ist, nur müssen die Farben hell seyn. {[\*am linken Rand, quer zum Text:\*) ohngefähr nach beyliegendem Muster} Für den Transport wird H. Götz von Mannheim durch den Buchhändler Kummer sorgen, und auch die Auslagen erstatten. 2., Seyn *Sie* so gnädig, und kaufen *Sie* mir 12. Stränge Zwirn zu Strümpfen, aber nicht vom feinsten, sondern eher etwas grob. H. Götz wird auch dieses besorgen. Glauben *Sie* etwa, daß ich einen Handel anfangen will? Bey den gegenwärtigen geldarmen und gleichwohl noch immer theuern Zeiten wäre es wohl gut, wenn man so etwas anzufangen wüste, aber das ist leider mein Fall nicht, sondern der Zwirn ist für mich, meine Frau und unsern Vetter, den Hn. von Hoen,

welcher mit mir in die Wette strickt, zund zu den Zeugen habe ich so viele Comissionen von Freyburg, Ettenheim u. Diersburg erhalten, daß die 5. Stücke vielleicht nicht einmahl zureichen. Wenn nur die Herren Fabrikanten ihre Waare nicht in der Qualität nach schlechter machten, als sonst, denn der Zeug [sic], den ich vor 6. Jahren in Gera selbst gekauft habe, war in der Qualität weit besser, als der, den *Sie* mir vor 2. Jahren geschickt haben. |

Das beyliegende Gedicht ist von mir auf Ersuchen des hiesigen Stadt-Magistrats gemacht, und dem Markgrafen bey seiner Ankunft am 3ten dieses von dem OberBürgermeister Trautwein überreicht worden. Er reiste von hier nach Müllheim [sic] und Lörrach, und kam am 11ten wieder hieher. Ein Theil der Bürgerschaft ritt ihm bis an die Gränze entgegen, bey seiner Ankunft wurde fürchterlich canonirt, aber nur mit Katzenköpfen<sup>348</sup>, und die iungen Mädchen, alle weiß mit blauem Band gekleidet, überreichten ihm ein Bouquet mit etlichen Versen auf weißen Atlas gedruckt. Am 12ten hatte ich die Ehre, mit ihm zu Mittag zu eßen, und am 13ten nach dem Mittagessen reiste er in Begleitung der berittenen Bürger und läger unter dem Donner der Katzenköpfe durch die in 2. Reihen gestellte Schul-Iugend wieder ab. Alle Gemeinden der ~~an~~ nicht weit von der Straße liegenden Dörfer waren an der Landstraße versammelt, um Abschied von ihm zu nehmen. *Sie* sehen hieraus, daß es mit dem Aufruhr im Badischen Oberland, wovon vor einiger Zeit in den Zeitungen so viel Lärm gemacht wurdem so gefährlich noch nicht steht. Einige Beamte in Lörrach und Candern, die kein gutes Gewissen haben mochten, veranlaßten den übertriebenen Lärm. Alle Vorgesetzte des hiesigen OberAmts waren am 12ten hier versammelt, und der Markgraf hat ihnen durch den CammerPräsidenten von Gayling Erleichterung der Abgaben versprechen laßen, so bald es die Umstände erlauben würden. Eine bessere Oekonomie bey Hofe, besonders Einschränkung des Aufwandes der Frau Erbprinzeßin, würde diese Umstände bald herbeyführen können. Einige bey uns eingeführte Abgaben sind wirklich ungerecht, und durch deren Aufhebung würde der Markgraf die Unterthanen mit unwandelbarer Treue an sich knüpfen. Dahin gehört vorzüglich der sogenannte Trottwein. In alten Zeiten nämlich hatte niemand Trotten oder Keltern, als die Herrschaft, und da musten denn die Bauern für die Erlaubniß, ihre Trauben auf den Herrschaftlichen Trotten keltern zu dürfen, etwas gewißes abgeben, wie man noch thun muß, wenn man auf einer fremden Trotte keltert. Die Herrschaft ließ nach und nach | ihre Keltern meistens eingehen, und unterhält sie nur noch zu eignem Gebrauch an denienigen Orten, wo sie entweder eigne Weinberge besitzt, oder den Zehenden in Trauben bezieht, die Bauern haben sich größtentheils eigne Keltern gebauet, und dieienigen, welche keine eignen haben, dürfen ihre Trauben gleichwohl nicht auf den Herrschaftlichen keltern, und dennoch müssen sie Trottwein geben, als wenn sie sich ihrer noch, wie ehedem, bedienten. Ueberhaupt sind die Badischen Unterthanen sehr stark mit Abgaben angelegt, und doch, im Ganzen genommen, weit wohlhabender, als die Oesterreichischen, welche fast gar nichts bezahlen. Dieß haben sie der guten Ordnung in der Staatsverwaltung, der prompten [sic] und unentgeltlichen Iustiz, der Ermunterung der Betriebsamkeit und der Abschaffung der vielen unnützen Feyertage zu verdanken. Uebrigens würde ich, wenn auch, wie ich nicht fürchte, eine Revolution ausbrechen sollte, nichts zu risquiren haben, denn ich habe mir durch ein freundliches, humanes Betragen,

---

<sup>348</sup> Katzkopf, ein kleines Geschütz. Aufgebohrte, mit Schießpulver gefüllte Kanonenkugeln, die als Salut- oder Signalgeschütz benutzt wurden.

durch Bereitwilligkeit, mit gutem Rath beyzustehen, und durch Nachsicht gegen Arme, die Zuneigung und Achtung der hiesigen Bürger sowohl, als der Bauern, mit denen ich zu thun habe, besonders der Gemeinden Eichstätten, Bötzingen und Oberschafhausen so zu erwerben gewust, daß ich ohne Furcht unter sie treten dürfte. Es gehört nach den Erfahrungen, die ich gemacht habe, gar nicht viel dazu, die Herzen der Bauern zu gewinnen, wenn man ihnen nur zeigt, daß man es gut mit ihnen meynt, sie nicht zu bevortheilen [sic] sucht, mit ihnen spricht, und ihre Anliegen mit Gedult und Theilnahme anhört, besonders aber nicht rauh und wegwerfend gegen sie ist, sondern ihnen die Achtung bezeigt, die ihrem Stande, der doch eigentlich uns alle ernährt, unstreitig gebührt. Ein Beyspiel davon habe ich erst gestern gehört. Der Vogt (Schulze) von Bahlingen war mit noch zwey andern Bauern in seinen Angelegenheiten in Carlsruhe. Sie gehen in die Comödie, und bekommen darinnen sehr unbequemen Platz. Der Markgraf erkennt sie, nickt ihnen zu, und läßt ihnen andere bequemere Plätze anweisen. Eine Kleinigkeit im Grunde, aber *Sie* glauben nicht, wie hoch dieß dem Markgrafen angerechnet wird. Der Vogt erzählt es allenthalben, und ieder Bauer und Bürger glaubt sich in diesem Vogte geehrt, der übrigens ein sehr vorzüglicher Mann in seiner Art ist. |

Ich bin da unvermerkt in Betrachtungen hineingerathen, die *Sie* vielleicht wenig interessieren. Verzeihen *Sie* mir dieß, denn es ist dem Geiste unsers Zeitalters angemessen, über Gegenstände von dieser Art mehr als jemals nachzudenken, und sich selbst diesem Geiste anzupassen. Möchten doch dieß alle unsere Fürsten, und ihre Minister, Räthe und Beamten thun, so würden wir nicht so viele Schiefheiten und Mißgriffe erleben müssen, und hätten nicht das Ungemach und die Greuel dieses unseligen Kriegs erduldet! Aber leider! wollen die wenigsten dieser Herren sich in die veränderten Zeitumstände fügen, sondern diese vielmehr nach ihren kurzsichtigen, einseitigen Köpfen modeln, welches doch zwangsläufig nicht mehr angeht. Der neue König von Preußen<sup>349</sup> ist mein Mann. Das ist doch wieder einmahl ein Fürst, bey dem Kopf und Herz gehörig organisirt ist, und der besonders unser erbärmliches Reichsoberhaupt gewaltig beschämt! Allem Vermuthen nach wird Franz II. nicht lange mehr leben, man hat ihn sogar hier und in Freyburg schon todt gesagt; wer als dann wohl Kayser werden würde? Wahrscheinlich der Churfürst von Sachsen. Ich kann nicht begreifen, warum die Sächsische Gesandtschaft in Rastatt den Sekularisationen [sic] so sehr entgegen ist, wie man sagt. – Die Logis für die deutschen Gesandtschaften in Rastatt sollen aufs neue bis Michaelis bestellt seyn. – Man sagt aufs neue, daß unser Markgraf den ganzen Strich Land von Basel bis Pforzheim bekommen soll. Er war sehr vergnügt, als er hier war, u. so viel ist wenigstens gewiß, daß wir nicht abgetreten werden. – Es ist bey uns noch immer sehr theuer; zwar nicht mehr so theuer, wie die vorigen Jahre, aber die Preise wollen sich doch immer den alten noch nicht nähern, besonders ist Tag- und Fuhrlohn noch sehr hoch, und Holz und alter Wein werden immer theurer. Wir haben noch immer sehr rauhes Wetter, und die Berge liegen bis herunter voll Schnee, da aber noch nichts getrieben hat, so kann es noch keinen erheblichen Schaden thun. – Der Dresdner Scheffel Weizen gilt noch immer über 5. Sächsische Thaler, das £. Butter 5 gl. 4 x. u.s.w. – Meine Frau leidet seit einiger Zeit wieder an Verstopfungen des

---

<sup>349</sup> *der neue König von Preußen*: Friedrich Wilhelm III. (1770-1840), seit 1797 Nachfolger seines Vaters Friedrich Wilhelm II. Seine unmittelbar nach der Thronbesteigung einsetzenden Reformen und sein als bürgerlich empfundener Lebensstil brachten ihm die Sympathie progressiv gesinnter Zeitgenossen ein.

Unterleibes. Sie braucht jetzt die Kämpfischen Klystire<sup>350</sup>, die ihr schon so gute Dienste geleistet haben, welche sie hoffentlich bey der Rückkehr des Frühlings bald wieder herstellen werden. Ich bin gesund und wohl, und niemand will mir glauben, daß ich schon bald 46. Jahr alt bin. Leben *Sie* recht wohl, und seyn *Sie* versichert, daß ich unveränderlich bin

*Ihr* unterthäniger Diener u. Neveu  
Fr. v. Zinck.

[\*am linken Rand, quer zum Text:\*) Empfehlen *Sie* mich allen Bekanten, u. grüßen *Sie* mir auch *Ihren* getreuen Iohann, u. *Ihre* gewesene Fr. Christiane. Sie ist also doch nicht im Wochenbette gestorben, und wird es wohl jetzt noch öfter versuchen.

### 111

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen  
Empfänger: Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck, in Leipzig  
Datum: 24. Juni 1798  
Quelle: A (Nr. 90), fol. 174r&v

Emmendingen, den 24sten Iun. 1798.

Gnädige Tante!

Meine Frau und ich statten *Ihnen* für *Ihr* gütiges Geschenk den verbindlichsten Dank ab. Ebenso sehr danke ich *Ihnen* für die gnädige Besorgung meines Auftrags in Ansehung der Geraer Zeuge: nur bedaure ich recht sehr, daß *Sie* dadurch in eine, obgleich kurze, Verlegenheit gesetzt worden sind, denn Hn. Götz ist, wie er mir schreibt, noch kurz vor seiner Abreise ein Posten eingegangen, und er dadurch in Stand gesetzt worden, *Ihnen* durch Hn. Kummer *Ihre* Auslage ersetzen zu lassen. *Ihr* Iohann hat durch seinen Geschmack in der Auswahl der Zeuge, besonders in Ansehung der Qualität, welche weit besser als an denen, welche *Sie* mir vor 2. Jahren geschickt haben, viel Ehre eingelegt, und ich wünsche ihm dafür bald wieder einen iungen Sohn. Professor Iacobi hat eine herzliche Freude an seinem neuen Rocke, und in meinem Hause paradirt alles mit neuen Röcken, ich aber mit dem meinigen nur Sontags, denn an den Werktagen trage ich meinen alten noch, der vor 2. Jahren, da die Franzosen hier waren, mit meinen übrigen Kleidern und der besten Wäsche, in einem leeren Weinfasse, deren ich jetzt leider! mehr im Keller habe, als volle, versteckt war. Hätte ich vor 4. Jahren die ganze Summe, die ich für Osmarsleben bekam, in Wein verwandelt, hätte ich wenigstens 10000 fl. gewonnen, aber wer konte voraus wissen, was nachher geschah, und als dann hätte ich auch etliche 1000

---

<sup>350</sup> *Kämpferische Klystire*: benannt nach dem Arzt Johannes Kämpf (1726-1787), Badearzt und Leibmedicus der Fürsten von Hessen-Hanau. Er vertrat, wie vor ihm schon sein Vater, die Auffassung, daß chronische Beschwerden meist auf krankhafte Veränderungen des Blutflusses und der Gefäße im Unterleib zurückgeführt werden könnten. Seinen Ruhm befestigte er mit der erstmals 1784 in Dessau und Leipzig erschienenen *Abhandlung von einer neuen Methode, die hartnäckigsten Krankheiten, die ihren Sitz im Unterleib haben, besonders die Hypochondrie, sicher und gründlich zu heilen*, welche in vielen Neuauflagen die medizinische Praxis auf eine halbes Jahrhundert hinaus beeinflussen sollte. Die Therapie der Wahl war diesem Werk zufolge die häufige Verabreichung verschiedener Pflanzenaufgüsse mittels Klistieren, um Unterleibsverhärtungen und -verstopfungen („Stockungen“ und „Infarkte“) aufzuweichen und so einen geregelten Blutfluß wiederherzustellen.

fl. verlieren können, und das hätte auch weh gethan. — Ich habe wegen eines kleinen Guts in Bamlach, wo ich Zehendherr bin, das der verwittweten Ministerin von Rotberg in Gotha gehört, in Handel gestanden, weil es mir eben wegen des Zehenden sehr vortheilhaft wäre, welcher beträchtlicher ist als das ganze Gut, allein sie fordert 48000 fl. dafür, wo ich mein Capital kaum zu 1 ½ *pro Cent* benutzen könnte, und zudem ist ietzt der Zeitpunkt nicht, hier zu verkaufen. Zu meinem Hause fände ich wohl Liebhaber, die es gut bezahlten, und ich getraute mir wohl 5-6000 fl. mehr daraus zu lösen, als ich dafür bezahlt habe, allein meine Bodenzinße könnte nur der Markgraf oder ein Kloster kaufen, und beyde kaufen ietzt nicht. — Man glaubt seit einigen Tagen hier allgemein, daß es der Schweiz gehen werde, wie Venedig<sup>351</sup>, und daß die Unterhandlungen in Selz<sup>352</sup> darauf Bezug haben. — Leben *Sie* recht wohl: wir empfehlen uns *Ihrer* fernern Gnade, und ich bin mit unwandelbarer Anhänglichkeit

Ihr

unterthäniger Diener u. Neveu

Fr. von Zinck.

An

die verwittwete Frau Hauptmännin  
VON MÜNCHHAUSEN.

## 112

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen

Empfänger: L. J. von Münchhausen, geb. von Zinck, u. eine weitere Tante in Leipzig

Datum: 2. Januar 1799

Quelle: A (Nr. 91), fol. 175r-176v

Emmendingen, den 2ten Ian. 1799.

Gnädige Tanten!

Ich würde *Ihnen*, ohne *Ihre* Antwort erst abzuwarten, schon längst wieder geschrieben haben, wenn ich nicht von meinen Zinß-Einzügen zu Bötzingen und Eichstätten, an welchen beyden Orten ich mich die ganze Woche vor Weynachten aufgehalten habe, einen so starken Catharr und Schmerzen in den Augen mit zurückgebracht hätte, daß es mir, besonders der Augenschmerzen wegen, unmöglich gewesen wäre, zu schreiben. Bötzingen ist ein paritätisches Dorf, das heißt, die Einwohner sind theils Markgräfliche theils Oesterreichische Unterthanen: die erstern müssen mir den Zinß ins Wirthshaus bringen, bey den letztern aber muß ich ihn von Haus zu Haus selbst einziehen. Dieß ließ ich bisher, so lange ich einen Bedienten hatte, durch diesen verrichten, allein seit vorm Jahre übernehme ich diese, freylich nicht geringe Mühe und Beschwerlichkeit selbst, weil ich fand, daß ich

---

<sup>351</sup> Die „Serenissima Repubblica di San Marco“ war nach einer fast tausendjährigen Geschichte infolge der Besetzung durch die Franzosen unter Napoléon Bonaparte im Mai 1797 aufgelöst worden. Die Umwandlung der alten Eidgenossenschaft in eine „Helvetische Republik“ unter militärischem Druck und Kontrolle des Pariser Direktoriums war seit Frühjahr 1798 politisches Faktum.

<sup>352</sup> Im elsässischen Seltz, auf der linken Rheinseite gegenüber Rastatt, fanden parallel zum 2. Rastatter Kongreß diplomatische Gespräche statt, da einer der Bevollmächtigten der französischen Seite, Nicolas François de Neufchâteau, als Mitglied des Pariser Direktoriums das Territorium der französischen Republik nicht verlassen durfte.

nicht nur betrogen wurde, sondern daß ich auf diese Art auch meine Zinß-Bücher nicht in der gehörigen Ordnung halten konte. Nun hatte ich meinen Einzug gerade auf eine Zeit ausgeschrieben, wo das Wetter wieder aufgegangen war, und ich also des *salva venia* genug fand. Bötzingen ist zwar gepflastert, allein die kleinen Nebengäßchen, und das dazugehörige Oberschafhausen, welches sich noch dazu den Berg hinauf zieht, sind es nicht: ein tüchtiger Catharr war also unter diesen Umständen eine ganz natürliche Sache. Unterdeßen habe ich vorgestern *Ihre* Briefe erhalten, und wir danken *Ihnen* mit innigst gerührten Herzen für die Herzlichkeit, mit der *Sie* uns *Ihres* Andenkens und *Ihrer* fortdauerndern Gnade und Liebe versichern. Ich konnte [sic] meiner | Frau diese Versicherung, die meinem Herzen, das *Sie*, wie meine zweyten Mütter, verehrt und liebt, so wohl that, nicht vorlesen, ohne von Thränen unterbrochen zu werden. Erhalten *Sie* uns, ich bitte darum als um die kostbarste Wohlthat, auch fernerhin diese Gnade und Liebe, und seyn *Sie* versichert, daß in den herbsten Widerwärtigkeiten, die ich in diesem leidigen Kriege erlitten habe, *Ihr* Andenken gegenwärtig war, welches *Sie* daraus sehen können, daß ich immer, so bald es die Umstände erlaubten, *Sie* über mein Schicksal zu beruhigen suchte. Gott segne, auch in diesem neuen Jahr, *Ihr* ehrwürdiges Alter mit Gesundheit, Ruhe und Zufriedenheit. Wir sind Gott Lob! gesund, und ungeachtet ich in den Jahren 1796. u. 97. viele Seelenleiden gehabt habe, so sieht mir doch niemand mein beynahe 47iähriges Alter an. Dieß verdanke ich meiner strengen Enthaltbarkeit von allen erhitzenden Speisen und Getränken, meiner einfachen LebensArt, und der starken Bewegung, die ich mir mache, wenn es das Wetter erlaubt. Wir beschäftigen uns oft mit Planen, wie wir von hier weg nach Sachsen ziehen könnten, und besonders lieget dieses Projekt meiner Frau so sehr an, daß sie oft die Schwierigkeiten übersieht, die der Ausführung deßelben im Wege stehen. Unser Haus und unsere wenigen Grundstücke könten wir zwar leicht mit großem Vortheil verkaufen, allein den beträchtlichsten Theil unsers Vermögens, den Bamlacher Zehenden und die Zinßen zu Bötzingen und Eichstätten nicht ohne den grösten Nachtheil. Die Herrschaften haben kein Geld, sondern machen Schulden, und die Klöster sind wegen ihrer künftigen Existenz zu ungewiß, als daß sie es wagen solten, Gefälle von dieser Art zu kaufen, der Bauer aber kauft lieber, wenn er Geld hat, Acker und Wiesen, als Zehenden und Zinßen auf deren ~~Behandlung~~ Verwaltung er sich nicht versteht. Ich habe alles ietzt in guter Ordnung, aber es hat mich Mühe gekostet, es dahin zu bringen, und erfordert viele Sorgfalt, es darinnen zu erhalten. |

Von den Friedens-Unterhandlungen in Rastatt kann ich *Ihnen* nichts sagen, als was *Sie* aus den Zeitungen auch wissen. Ich hoffe und glaube, daß der Friede, freylich ein schimpflicher, mit dem Deutschen Reiche zu Stande kommen wird. Frankreich will ihn, das sieht man offenbar, und das deutsche Reich muß ihn wollen, weil es keinen Krieg führen kann, zumahl seit dem Maynz den Franzosen auf eine so schändliche Art ist in die Hände gespielt worden, und der Churfürst von Sachsen und die übrigen mächtigen Reichsfürsten, welche weit vom Schuße sind, werden sich der Rheinbewohner wegen die Köpfe nicht zerstoßen wollen, und wir – wir wüßstens ihnen nicht einmahl dank, denn wir wollen – Frieden, und keinen Krieg, er möchte auch noch so glücklich geführt werden, weil wir zertreten wären, ehe unsere Retter von der Elbe, Weser und Oder an den Rhein kämen, und der beste Krieg, der ein Proceß zwischen zwey Nationen ist, so wie ieder Proceß nichts taugt. Solte das Kriegslustige Oestreich, weil es in seiner heilen Haut nicht schlafen kann, einen neuen Krieg mit Frankreich anfangen, so ist es in einem Betracht ein Glück für uns, daß die Franzosen die Schweiz besetzt haben, so sehr wir auch in vielen andern

Rücksichten darunter leiden. Ietzt brauchen die Franzosen, um Oestreich in seinem Innern anzugreifen, nicht mehr den weiten ~~W~~ und gefährlichen Weg durch den Schwäbischen und Bayerischen, OberRheinischen und Fränkischen Kreis zu nehmen, sondern sie können es von der Schweiz und der neuen Cisalpinischen Republik aus auf einem kürzern Wege thun, und wir können unterdeßen unsre Wunden ausheilen, so gut es sich thun läßt. Langsam wird dieß aber freylich hergehen, weil alles [sic] Verkehr mit der Schweiz und mit dem Elsas stockt, und es in beyden Ländern eben so sehr an Geld fehlt, wie bey uns. Das Getraide ist bey uns ietzt wohlfeil – der beste Weitzen gilt ohngefähr 4 rh. 16 g. der Dresdner Scheffel – Fleisch und neuer Wein stehen in mäßigen Preißen, aber alles andere ist noch sehr theuer, besonders Eisen, Holz, Leder und Fuhrlohn, und die Caffee-|trinker sind vollends gar übel dran, denn Caffee und Zucker kosten 14 g. das Pfund. In meinem Hause ist die Consumption von beydem sehr gering: meine Frau trinkt, wie *Sie* wissen, keine Kaffee, und ich würde ietzt aus Oekonomie keinen trinken, wenn ich ihm nicht schon vor bey nahe 5. Jahren meiner Gesundheit wegen entsagt hätte. Der alte Wein hat zwar etwas abgeschlagen, ist aber doch noch immer sehr theuer, und die beste Qualität vom neuen gilt 6. Laubthaler der Saum (160. Sächsische Maas). Weil der diesjährige Wein ein vorzügliches Gewächs ist, dergleichen wir seit 1784. nicht gehabt haben, so habe ich doch 20. Saum für 12. u. 13. fl. (7-8 rh) gekauft, und bin ietzt, meinen Zinßwein dazu genommen, auf 4-5. Jahr mit Wein versehen. Er steigt aber im Preise, weil die Schwarzwälder und Schwaben ietzt erst anfangen zu kaufen, und einige Weinorte sind schon ganz ausgekauft, in andern liegt aber noch viel Wein.

Ietzt habe ich *Ihnen* vielerley durcheinander geschrieben: nehmen *Sie* damit vorlieb. Doch – noch eins! Ich habe der hiesigen Winter-Gesellschaft ein Zimmer in meinem Hause mit Holz und Licht wöchentlich für 5 fl. vermietet. Helfe was helfen kann! – Leben *Sie* beyderseits recht wohl, und gehen *Sie* mir so oft Nachricht von *Ihrem* Befinden, als es ohne *Ihre* Unbequemlichkeit geschehen kann. Seyn *Sie* versichert, daß ich mit unwandelbarer Verehrung und Ergebenheit bin so lange ich lebe

*Ihr* unterthäniger Diener u.

Neveu

Fr. von Zinck.

### 113

Absender: Johann Georg Jacobi in Freiburg  
Empfänger: Gottlieb Konrad Pfeffel in Colmar  
Datum: 23. März 1799  
Quelle: Schoell (1896), Nr. 2, S. 39

[...]

Uebermorgen gedenke ich mit den Meinigen in Emmendingen zu speisen und da werde ich deinen Gruss an Zink ausrichten. Schnetzler ist als Landständischer Commissarius abwesend.

[...]

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen  
 Empfänger: Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck, in Leipzig  
 Datum: 14. April 1799  
 Quelle: A (Nr. 92), fol. 177r-178r

Emmendingen, den 14ten April, 1799.

Gnädige Tante!

Unsere bisherige traurige, ängstliche Lage muß mich entschuldigen, daß ich *Ihnen* zum 6ten April erst ietzt Glück wünsche. Erleben *Sie* diesen Tag noch oft in größerer Ruhe und Zufriedenheit, als leider! uns gewährt ist, und schenken *Sie Ihren* unglücklichen Verwandten am Rhein noch fernerhin *Ihre* Gnade und Liebe. Wir sehen auf ieden Fall Zeiten entgegen, die uns zu Grunde richten: sollten die Franzosen wieder kommen, diese Nation, die nur in Treulosigkeit und Schandthaten aller Art groß ist, so sind wir ohnehin verlohren, und müssen befürchten, daß uns kein anderes Hülfsmittel übrig bleibt, als der Bettelstab, an dem wir uns bis zu *Ihnen* fortbetteln, fahren hingegen, wie wir hoffen und sehnlich wünschen, die Oestreicher fort zu siegen, so sehen wir bey den schon ietzt ausgeschriebenen unerschwinglichen Lieferung [sic] einer solchen Theuerung und Erschöpfung des Landes entgegen, daß man auf alle Prästationen Verzicht thun muß, wovon unsere Subsistenz abhängt. *Sie* sehen also, wie sehr wir für unsere Zukunft besorgt seyn müssen, und wie wenig ich auch ietzt wieder im Stande bin, der gnädigen Frau Tante, deren Gewogenheit und huldreichen Nachsicht wir uns empfehlen, dasienige zu zahlen, was ich ihr ietzt wieder zu zahlen hätte. Das Herz blutet mir, daß ich ihr [sic] Güte so sehr mißbrauchen muß, aber unser eisernes Schicksal muß meine Entschuldigung seyn, auch leidet meine Gesundheit unter diesen Umständen mehr, als ich meiner Frau merken lassen mag. Wir setzen uns zum Eßen, um die Speisen fast unberührt wieder fort tragen zu lassen, und ich bin seit 4. Wochen so abgefallen, daß die Kleider an mir hängen, wie ein Sack, und mich H. Helisberg, der wahrscheinlich oft zu *Ihnen* kommt, | kaum mehr kennen würde. – Eben sind 4. gefangene Französische Husaren, von 2. Uhlanen begleitet, hier durchgeführt worden – . Wie uns vorige Woche zu Muthe gewesen ist, da die Franzosen, von deren Greuelthaten wir die schrecklichsten obgleich freylich übertriebenen Nachrichten hörten, uns noch 2 ½ Stunden von uns in Bötzingen, wo ich Zinßherr bin, waren, können *Sie* sich leicht vorstellen, zumahl da die beyden ärgsten Ungeheuer, *Vandamme* und *Tasreau*, in AltBreisach waren. Auch hat ihnen und dem General *Ferino* der Stabhalter Albrecht von Ihringen ins Gesicht gesagt: Ihr Herren, ich stehe hier vor euch, ihr könnt mit mir machen, was ihr wollt, aber eure Leute sind keine Soldaten, sondern Spitzbuben. So viel Muth giebt die Verzweiflung, auch war ich entschloßen, da ich hörte, daß mehrere starke Badische sowohl als Oestreichische Gemeinden sich verbunden hatten, sich ihren Plünderungen mit bewaffneter Hand auf das erste Zeichen der Sturmglocke in Bötzingen zu widersetzen, mit der hiesigen Bürgerschaft, welche sich schon rüstete, diesen Unmenschen, denen nichts heilig ist, die feyerlichsten Verträge sogar nicht, zu Vertheidigung unsers Eigenthums und unserer Weiber, Töchter und Schwestern entgegen zu ziehen. Vielleicht hat auch diese Verbindung, von der sie wahrscheinlich Wind erhalten haben, viel zu ihrem schnellen Rückzuge über den Rhein beygetragen, wenigstens hat ihnen der Vogt oder Schulze zu Bötzingen erklärt, daß sie sich nicht ungestraft würden plündern

lassen, und daß bey dem ersten Unfuge, den sie sich erlauben würden, die Sturmglocke würde angezogen werden. Wir haben noch keine Oestreichische Einquartierung, sondern es gehen nur stärkere und schwächere Patrouillen bey uns durch. Die erste Oestreichische Vorposten-Station ist in Waldkirch, 2. Stunden rückwärts von hier, und abwärts stehen die Franzosen 10. Stunden, aufwärts aber etwa 12. Stunden von uns. In Freyburg soll es von Oestreichischen Soldaten wimmeln. Ich werde morgen, wenn Wetter | und Umstände es erlauben, nach Freiburg gehen, um diesen Brief dort auf die Post zu geben, und über Stuttgart laufen zu lassen, weil bey uns der Lauf der Posten gehemmt ist, und dann werde ich selbst sehen, was an der Sache ist. In den rückwärts von uns gelegenen Gegenden des Schwarzwalds sollen so viel Oestreicher liegen, daß der ärmste Mann 10. Soldaten im Quartier hat, allein was hilft das uns? So lange der Erzherzog Karl nicht in der Schweiz so weit vorgerückt ist, daß sein linker Flügel mit dem rechten eine gerade Linie bildet, so lange können die Oestreicher nicht aus den ~~See~~ Pässen des Schwarzwalds in das Rheinthal, das ist, das Breisgau und die Ortenau vorrücken. Ich bin zwar nicht von diesem unglücklichen *métier*, allein eine siebenjährige traurige Erfahrung hat mich die militairischen Stellungen und Operationen ziemlich richtig beurtheilen gelehrt. Wir sehen deswegen den neuesten Nachrichten aus der Schweiz mit Ungedult entgegen. Nach den letzten, die wir erhalten haben, hat General Hotze die Franzosen bey Frauenfeld geschlagen, und in der Gegend von St. Gallen sollen die Schweizer in vollem Aufstand gegen sie seyn, die Unterwaldner Rache schnauben, und die Solothurner und Berner gegen Lucern im Anmarsch seyn. So viel ist gewiß, daß *Massena's* Hauptquartier in Basel ist. Von Rastatt wissen wir nichts, außer daß Graf Metternich vorgestern abgereist ist, und der Paß, mit welchem gestern die Frankfurter Post hier ankam, von den Französischen Gesandten unterschrieben war. Wenn ich *Ihnen* alle kleinen Umstände von dem, was sich seit dem 11ten März bey uns zugetragen hat, schreiben wollte, so müßte ich mehrere Bogen anfüllen. Leben *Sie* recht wohl, und erhalten *Sie* uns *Ihre* fernere Gewogenheit und Liebe. Ich bin mit unveränderlicher Verehrung und Ergebenheit

*Ihr*

unterthäniger Diener u. Neveu  
Fr. von Zinck.

## 115

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen  
Empfänger: Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck, in Leipzig  
Datum: 12. Juni 1799  
Quelle: A (Nr. 72), fol. 179r-180v

Emmendingen, den 12ten Jun. 1799.

Gnädige Tante!

Die liebevolle Theilnahme an mir und meinen Schicksalen, die *Sie*, wie H. Helisberg in allen seinen Briefen schreibt, gegen ihn bezeigen, so oft er *Sie* besucht, hat mich schon ungemein gerührt und gefreut, und ietzt das großmüthige, unerwartete Geschenk, das *Sie* mir durch ihn anbieten lassen! – Wie soll ich *Ihnen* dafür danken? Worte vermögens nicht; könnten *Sie* aber in mein Herz sehen, *Sie* würden gewiß mit

den Empfindungen zufrieden seyn, die *Sie* darinnen läsen. Diese 50. Thaler, die *Sie* mir, wie ich weiß, nicht von *Ihrem* Ueberfluße, und aus wahrer, ungeheuchelter Liebe geben, gewiß sie sind meinem Herzen mehr werth, sind mir lieber, als ein Geschenk von 100000. Rubeln, das mir Kayser Paul als glücklichem Feldherrn oder als ausgezeichnetem Schriftsteller machen könnte. Ich würde *Ihnen* schon längst geschrieben haben, wenn ich nicht von einer Zeit zur andern darauf gewartet hätte, *Ihnen* von einem für unsere Gegend wichtigen Kriegs-Vorfalle Nachricht geben zu können. Ich sage mit Fleiß, für unsere Gegend wichtigen, denn etwas im Ganzen Wichtiges kann ietzt und wird, wie wir hoffen, nie wieder in unserer Gegend vorkommen. In Lörrach sind die Franzosen noch, und sollen dort, bey Klein-BaseL und Riechen [sic] starke Verschanzungen angelegt haben. Hingegen sind die Oestreicher bis Crenzach [sic] vorgerückt, und wenn sich die Nachricht von einem neuen sehr beträchtlichen Siege des Erzherzogs bey Brugg an der Aar, zwischen Zürich und BaseL, welche schon seit einigen Tagen hier herum läuft, bestätigt, so wird ihres räuberischen Bleibens in iener Gegend wohl nicht mehr lange seyn. In der Schweiz solten sie ieden Ort, den sie verlassen, vorher ausplündern. Das Elend in diesem von den Franzosen unglücklich gemachten Lande ist sehr groß, und der Erzherzog findet zum Unterhalt seiner Armee gar nichts | darinnen, sondern muß alle Bedürfniße aus seinen Magazinen nachführen lassen, wozu er den Rhein nur bis Schafhausen wegen der Rheinfälle bey Schafhausen und Lauffenburg benutzen kan. Bei AltBreisach haben sich zwar die Franzosen auch stark verschanzt, und sollen sogar einen Theil des Rheins um diesen von Natur festen Ort herum geleitet haben, sie sind aber so schwach, daß sie von den Bauern in den umliegenden Dörfern in Respekt erhalten werden, und die Besatzung in Neu-Breisach soll nach den Versicherungen eines von dort entflohenen hiesigen Postknechts nur etliche und 40. Mann stark seyn. Wir hoffen daher, daß sie entweder von AltBreisach werden wegmanövriert werden, wenn ihr eignes Land von der Schweiz her bedroht wird, oder daß doch die Einnahme dieses Postens wenig Zeit und Blut kosten wird. Von Oestreichern sind in Freyburg der General *Giulay* [sic] mit 2. schwachen Bataillons leichter Infanterie und dem Staab von Erzherzog Ferdinand Husaren, in Bötzingen, 2 ½. Stunden von hier, und ebenso weit von AltBreisach, ist ein Rittmeister mit einer halben Escadron Husaren vom nemlichen Regimente, in Kenzingen ein OberLieutenant mit einem Streif-Commando von 20. Ulanen, u. wir haben ietzt seit 14. Tagen hier ein Stations-Commando von einer halben Escadron Ulanen vom Meerfeldischen Regimente, das vorher in Waldkirch stationirt war, und alle 4. Tage von dorther abgelöst wird, so daß wir ietzt schon den vierten Rittmeister hier haben, und übermorgen den ersten wieder bekommen, und rückwärts sollen viele Rothmäntler und Scharfschützen liegen. General Meerfeld selbst ist noch immer in Hornberg, 9-10. Stunden von hier rückwärts, vermuthlich weil er seine Augen nicht klar auf unsere Gegend, sondern auch auf das Kinzinger [sic] Thal und Offenburg, den Eingang in dieses Thal, richten muß. In Offenburg, Kehl und iener Gegend sollen die Franzosen 4-5000. Mann stark seyn, welches eine wahre Kleinigkeit wäre, doch streifen sie bis Kürzel und Schuttern herauf, und sind vor einigen Tagen auch wieder in Allmansweyer gewesen, welches Hn. Helisberg wichtig seyn wird, weil er die dortige Pfarrerin, die älteste | Tochter des hiesigen Superintendenten, sehr gut kennt, doch in allen Ehren. Von den Oestreichischen Truppen in iener Gegend weiß ich nichts, außer, daß in Mahlberg ein Lieutenant mit einem starken Streifcommando steht, und daß unterhalb Offenburg in dem OberKappeler Thale fast täglich zwischen den Franzosen und den Bauern und Oestreichern Gefechte vorkommen, die erstern aber

noch jedesmahl zurückgetrieben worden sind. Dieß sind meine KriegsNachrichten alle, und eben deswegen weil sie so mager sind, wollte ich erst abwarten, ob sie nicht fetter werden würden, ehe ich *Ihnen* schriebe. Eine zweyte Abhaltung war die Beschäftigung mit der Uebersetzung eines Französischen Werkchens, die ich gern fertig haben wollte, um sie gleich fortschicken zu können, so bald der Paß wieder offen seyn würde, denn bisher war ich durch die Franzosen von meinem Verleger abgeschnitten. Deswegen weiß ich auch nicht, ob die Neue Reise in meinem Zimmer herum, die ich im vorigen Herbste übersetzt habe, in der letzten Ostermesse erschienen ist, oder nicht, und H. Helisberg könnte mir eine große Gefälligkeit erweisen, wenn er sich bey dem Buchhändler Beygang darnach erkundigen wollte. Diese beyden Uebersetzungen sollen mir 13. Carolinen eintragen.

Wir werden von den Oestreichern durch Lieferungen hart mitgenommen, und sehr gehäßig behandelt. Die unschuldigsten und rechtschaffensten Leute laufen Gefahr, auf die Denunciation eines schlechten Kerls arretirt und gebunden fortgeführt zu werden, und wenn man sie etliche Wochen in unnützen Verhören herumgeschleppt hat, und am Ende doch los lassen muß, so erhalten sie gegen ihre Verläumer keine Satisfaction. Den meisten Haß gegen die Markgräfler äußert der General Graf Giulay, der eine Tochter des Minister von Edelsheim in Carlsruhe zur Frau hat, aber von ihr getrennt lebt. Er soll ein sehr roher und grober Mann seyn. Die Ulanen, welche hier im Quartier sind, betragen sich ordentlich, und sind gern hier, nur erlaubt sich dann u. wann ein ungebildeter, ungeschliffener Officier unartige, unverständige Ausfälle und unanständige Schimpfworte. H. Helisberg kann *Ihnen* erzählen, wie sich der Ge- [\*weiter am linken Rand, quer zum Text:]\*neral Giulay vor 2. Jahren in Mahlberg gegen den damaligen Landvogt von Blittersdorf betragen hat. — Wir sehen zum Glück, denn so bald dürfte dieser Krieg und folglich auch unsere Lieferungen kein Ende nehmen, einer gesegneten Heu- und Getraide-Erndte entgegen, auch Erdäpfel u. Obst werden gut gerathen, nur in den Weinbergen sieht es mißlich aus, u. der Wein steigt täglich.

[\*Auf 179v am rechten Rand, quer zum Text:]\* Wir haben auf einen harten Winter einen sehr rauhen Frühling gehabt. Erst vor 4. Tagen habe ich zum erstenmahle Sommerkleider angezogen, u. gestern schon wieder den Tuchrock hervorgesucht, weil es auf das erste Gewitter, das wir vorgestern hatten, wieder frisch geworden ist. An Kirschen und Erdbeere [sic] ist noch gar nicht zu denken, u. an grüne Gemüser noch eben so wenig. Dies ist hart für unsere Bürger, die den Ulanen das Eßen in die Wirthshäuser, wo sie der Pferdte [sic] wegen einquartiert sind, bringen müssen.

[\*Auf 179r am linken Rand, quer zum Text:]\* Meine Frau verneinigt ihren wärmsten und herzlichsten Dank mit dem meinigen, und empfiehlt sich *Ihnen* und mit mir der gnädigen Frau Tante zu fortdauernder Gnade, Gewogenheit und Liebe. Leben *Sie* recht wohl, und seyn *Sie* versichert, daß ich Zeitlebens mit der grösten Verehrung, und mit ungeheuchelter Anhänglichkeit seyn werde

*Ihr*

unterthäniger Diener u. Neveu  
Fr. von Zinck.

Vor einer Stunde ist ein Officier mit einem Commando von hier abgegangen: vielleicht bringt er auf den Abend ein Paar Franzosen gefangen mit. |

An  
die verwittwete Frau Hauptmännin  
VON MÜNCHHAUSEN,  
gebohrne Freyin von Zinck,  
zu  
LEIPZIG.

**116**

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen  
Empfänger: Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck, in Leipzig  
Datum: 18. November 1799  
Quelle: A (Nr. 94), fol. 181r-182v

Emmendingen, den 18ten November, 1799.

Gnädige Tante!

Endlich ist der eine Zeitlang durch eine neue Diversion der Franzosen gehemmte Lauf der Posten wieder frey: ich würde es sonst nicht so lange haben anstehen laßen, *Ihnen* zu *Ihrem* Geburtstage meinen unterthänigen Glückwunsch abzustatten. Möge die göttliche Vorsehung *Ihnen* alle die Güter verleyhen, welche sie für dienlich erachtet, *Ihr* ehrwürdiges Alter zu erheitern und zu beglücken! Ihre Weisheit und Güte wird gewiß dazu die tauglichsten aufzufinden wißen, ich aber ergreife diese Gelegenheit, mich und meine Frau aufs neue *Ihrer* fernern Gnade, Gewogenheit und Liebe aufs angelegentlichste zu empfehlen.

Wenn *Sie* diesen Brief erhalten, denn leider! laufen ietzt alle Briefe sehr langsam, so werden *Sie* schon aus den Zeitungen den neuen großen Sieg wißen, welchen der General Melas bey *Mondovi* und *Savigliano* über die Franzosen erfochten hat, und der gestern durch ein feyerliches *Te Deum* in Freyburg gefeyert worden ist. Auf uns kann dieser Sieg in sofern einen beträchtlichen Einfluß haben, daß *Massena* in seinem Rücken bedroht wird, und daher auf seine Sicherheit denken, oder doch wenigstens durch Detaschirungen [sic] zur Italiänischen Armee sich so schwächen muß, daß er nicht im Stande ist, Angriffsweise gegen den Erzherzog zu agiren, welcher in seiner Stellung unverrückt stehen bleibt, die nach meinem Bedünken den Vortheil hat, daß er schwer anzugreifen ist, und ieder von dem Französischen Raubgesindel bedrohten Gegend, ohne sie im Ganzen zu verändern, zu Hülfe kommen kann. |

Noch beträchtlicher würden die Vortheile des Siegs seyn, wenn der ungeschickte Korsakof sich nicht hätte auf eine so schändliche Art aus der Schweiz verdrängen laßen, oder der vortrefliche Erzherzog Carl nicht durch Wiener Kabalen in seinen Operationen wäre gehindert worden. Doch darüber hängt ein dichter Schleyer, und es läßt sich nicht gut laut davon sprechen.

Ebenso werden *Sie* bey dem Empfang dieses Briefs schon aus den Zeitungen von der neuen Revolution unterrichtet seyn, welche *Buonaparte* an der Spitze der 17ten Division in *Paris* bewürkt hat, und von der der hiesige Postmeister vorgestern in der Nacht von Basel aus die erste Nachricht erhielt. Ob sie für uns günstige Wirkungen haben, das heißt den sehnlich gewünschten Frieden befördern wird, darüber würden alle Muthmaßungen noch zu voreilig seyn, da wir von den besondern Umständen dieses wichtigen Vorfalls noch wenig oder gar nichts wißen. Der König

von Preußen weiß von dem ganzen Zusammenhange vielleicht am meisten: überhaupt hoffe ich, daß dieser iunge Monarch, den ich sehr in Affektation genommen habe, noch eine sehr ehrenvolle und wohlthätige Rolle bey den ietzigen Verwirrungen in Europa spielen würde. Wenn ~~we~~ man von dem was seit 7. Jahren geschehen ist, auf das schließen kann, was wahrscheinlich geschehen ~~würde~~ wird, so dürfte von dieser Revolution weder großer Nutzen zu hoffen, noch Nachtheil zu fürchten seyn, denn wir haben gesehen, daß dergleichen Vorfälle immer das Werk einer Faction waren, die, sobald sie gesiegt hatte, ihre herrschsüchtigen und geldsüchtigen Absichten ebenso gut zu erreichen suchte, als die gestürzte. Wenn einer von den Häuptern der ~~ge~~ Faction, die ietzt die Obergewalt erhalten hat, sich nicht unverzüglich unter irgend einem Titel zum Machthaber aufwirft, | so sehe ich nicht ein, wie sie bey der Nation den Schritt rechtfertigen oder nur entschuldigen wollen, daß sie die Constitution so gewaltsam beleidigt, und Frankreich in den Zustand einer wahren Anarchie dadurch versetzt haben, daß sie die ganze National-Repräsentation vernichteten, und dadurch die Republik in ihren Grundfesten erschütterten. Doch über das alles muß uns erst die Zeit aufklären. *Enragirte* Oestreicher sehen schon den Herzog von *Angoulême*, der die Französische Prinzeßin, seine *Cousine*, geheyrathet hat, auf dem wiederhergestellten Französischen Throne: allein so viel ich die Franzosen kenne, so verabscheuen sie alle *Bourbons* mit ihrem Anhang, und Frankreich braucht ietzt einen König von ganz andern Fähigkeiten, als der Sohn des Grafen von *Artois* haben mag.

Wir leben hier im Ganzen so ziemlich ruhig, und haben seit langer Zeit keine Soldaten gesehen, als die 3. Husaren, welche hier auf Ordonnanz stehen, hingegen sind mehrere Ortschaften des hiesigen OberAmts durch Einquartierungen hart mitgenommen, und liefern müssen wir, daß uns die Schwarte knackt, ohne Geld dafür zu sehen. Dieses hat einen nachtheiligen Einfluß auf den Viehstand und die Circulation des Geldes. Letzteres ist sehr rar, weil zum Unglück Hanf und Wein mißrathen sind, alle übrige Artikel aber, aus denen der Landmann Geld lösen könnte, in die Kayserlichen Magazine geliefert werden müssen, der Soldat hingegen auf Discretion lebt, und sogar die Officiers freye Zehrung verlangen, und wie sehr der Viehstand leidet, davon ist das ein Beweis, daß unsere Viehmärkte, deren wir monatlich einen haben, mit Kühen überführt werden, und man*n* ietzt um 33 fl. eine Kuh kaufen kann, die vor einem Jahr 100 fl. gegolten haben würde.

Die Weinlese ist noch schlechter ausgefallen, als man geglaubt hat, und auch ich habe das empfinden müssen, denn ich habe nur den 4ten Theil, also statt 30. Saum nur 7 ½ erhalten. Dieß ist ein | Schade von 40-45. Karolinen, und dabey ist der Wein so herzlich schlecht und sauer, daß im Frühlahr ihn niemand wird kaufen mögen, wenn sich die Weinberge nur ein wenig gut anlassen, und wir etwa bis dorthin Frieden bekommen sollten, wodurch die Consumption [sic] verringert, und die Zufuhr aus dem Elsas wieder geöffnet würde.

Ietzt will ich *Ihnen* noch etwas von unserer Haushaltung schreiben. Wir haben unser getreues Kätherle ietzt schon 7. Jahr, und ihre Schwester 4. Jahre, und beyde sind wieder aufs künftige Jahr gemiethet. Wir haben eine Kuh, die vortreflich ist, und ungeachtet sie schon ein Vierteljahr wieder trächtig ist, doch immer noch wöchentlich 4 £. Butter und drüber giebt. Ferner eine Mutter-Saue, welche mir der hiesige Apotheker für einen Aufsatz, den ich ihm in einer Angelegenheit gemacht hatte, vor 1 ½ Jahren als Spanferkel zum Präsent machte, u. die meine Frau aufgezogen hat. Mit dem ersten Wurfe sind wir nicht glücklich gewesen, sie ist aber wieder trächtig und so schön, als eine Saue nur seyn kann. Truthühner haben wir,

iung und alt, 17. Stück, Kapaunen 18., 12. Hühner und 2. Hähne. Mit der Pfauenzucht sind wir nicht glücklich gewesen: wahrscheinlich waren sie zu alt, und jetzt ist der Hahn crepirt, und hat uns seine Henne als Wittwe zurückgelaßen. An Hausthieren haben wir 3. Canarienvögel, und einen ungemein schönen Pudel, weiß und braun, von beträchtlicher Größe für einen Pudel, und jetzt sehr an mich gewöhnt, welches mich aber ziemlich viel Mühe gekostet hat, denn ich habe ihn erst vor 7. Monathen von dem Postmeister geschenkt bekommen. Da lief er denn im Anfange immer wieder auf die Post, jetzt aber weicht er nicht mehr von mir, und liegt jetzt wirklich neben mir. An Künsten kann er nichts als aufwarten und die Pfote geben, ist aber sonst ein lustiges Thier.

H. Helisberg ist in Wien, und wartet nur auf den Waffenstillstand, von dem man allgemeine spricht, um wieder hieher zu kommen.

[\*Am linken Rank, quer zum Text:.\*] Empfehlen *Sie* mich und meine Frau der gnädigen Frau Tante zu fortdauernder Gewogenheit und Gnade, leben *Sie* recht wohl, und seyn *Sie* versichert, daß ich mit der unverbrüchlichsten Ergebenheit und Verehrung Zeitlebens bin

*Ihr* unterthäniger Diener u. Neveu Fr. von Zinck.

## 117

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen

Empfänger: Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck, in Leipzig

Datum: 2. Januar 1800

Quelle: A (Nr. 95), fol. 183r-184v

Emmendingen, den 2ten Ian. 1800.

Gnädige Tante!

*Ihren* letzten Brief vom 16ten August habe ich erst am 14. December erhalten, denn H. Helisberg kam erst am 10ten des gedachten Monaths von Wien hieher zurück, und weil ich diese Woche gerade auf meinen Zinß-Einzügen in Bötzingen und Eichstätten abwesend war, so bekam ich ihn erst bey meiner Zurückkunft am 14ten. H. Helisberg scheint in der stolzen Kayserstadt gegen das kleinere weniger glänzende Leipzig ganz gleichgültig geworden zu seyn, wenigstens weiß er mir über das, was ich ihn von Leipzig frage, selten eine befriedigende Antwort zu geben, und Bekantschaften muß er auch nur wenige gemacht haben. Auch scheint er in Oestreich allenthalben Illuminaten zu wittern gelernt zu haben, denn er versichert mich, daß die Universität zu Leipzig, Professoren sowohl als Studenten, aus lauter Illuminaten und gefährlichen Leuten bestehe, und überhaupt merke ich, daß er in Sachsen in 4. Monathen nur sehr wenig kennen gelernt hat. Desto mehr freuet es mich, allenthalben so viel Rühmlisches von der vortrefflichen und weisen Staatsverwaltung des allgemein geachteten Churfürsten von Sachsen zu lesen. Schreiben *Sie* mir doch recht viel von ihm, denn es thut einem Menschenfreunde wohl, jetzt, in den Zeiten der Franze und Pauls, von einem Fürsten zu hören, der sein Land mit Liebe und Weisheit regiert. Zwar hat das nördliche Deutschland noch mehrere vortreffliche Regenten, worunter ich besonders den iungen König von Preußen, den Kronprinzen von Dänemark u. die Herzöge von Braunschweig und von Gotha rechne, aber den Churfürsten ziehe ich doch allen vor, ihn, der Weisheit und Liebe zu

seinem Lande genug besaß, erst die Polnische und dann nach Iosephs Tode die ihm angetragene Kayser-Krone auszuschlagen, und durch den Strudel des Zeitalters mit wundervoller Vorsichtigkeit hindurchzuschiffen verstand. Doch genug davon! Wir haben ein neues Jahr angefangen, und sogar die sieben mit der achte vertauscht, wozu ich *Ihnen* und der gnädigen Frau Tante vom ganzen Herzen Glück wünsche, und mich bey dieser Gelegenheit, nebst meiner Frau, die sich *Ihnen* zu Gnaden empfiehlt, *Ihrer* fernern Gewogenheit und Liebe empfehle; was wird in diesem neuen Jahre aus uns werden? Werden wir – denn den Frieden halte ich so lange für problematisch, als Pitt u. Paul und eine gewisse Parthey in Wien gegen besseres Wissen und Wollen des Kayzers und des braven Erzherzogs Carl Krieg will, und von Unterjochung der Franzosen und Einsetzung des dicken Ludwigs XVIII. in Mienau träumt – werden wir wieder so leidlich durchkommen, wie dieses Jahr, oder werden wir die Schrecken des Kriegs in ihrer ganzen Abscheulichkeit erfahren müssen? Muthmaßen läßt sich darüber nichts: aber so viel ist gewiß, daß der Erzherzog nicht im Stande ist, den schmalen Strich Landes vom Fuße des Schwarzwaldes bis an den Rhein zu schützen, so lange die Franzosen noch im Besitz der vielen zum Theil sehr festen Punkte auf dem diesseitigen Ufer des Rheins und der Schweiz sind, welche Korsakof, oder wie ihn die Oestreichischen Officiers in ihrer derben Sprache nennen, Ochsenkopf, erobern sollte, und auf eine so schändliche Art ganz verlor, daß er daher seine eigentliche Vertheidigungs-Linie immer auf oder hinter dem Schwarzwalde behalten und das Breisgau und die Ortenau Preis geben muß, denn wollte er Breisach und Kehl angreifen, so wäre er von Maynz und der Schweiz aus auf beyden Flanken und sogar im Rücken bedroht. Es hängt also bloß von der Stärke der Franzosen – an ihrem guten Willen zweifle ich nicht – ab, ob sie zu uns kommen oder nicht, denn abhalten wird sie niemand. Zwar ist der sogenannte Landsturm bey unsern Oestreichischen Nachbarn organisirt, welches gegen Streifereyen von einigen 100. oder auch 1000. Mann ganz gut ist, allein durch Bauern ist unsere ganze Gegend, so viel ich davon einsehe, schlechterdings nicht zu vertheidigen, sobald eine Macht von 15-20000. Mann im Ernst vordringen will, und ein Dutzend wirksamer Kartätschenschüße und etliche angezündete Dörfer – man weiß ja, wie sehr die Franzosen diesen Zeitvertreib lieben – würden die Landesvertheidiger in Bauerkitteln schnell zerstreuen, denn unsere Bauern sind keine Gebürgsbewohner, wie die Tiroler, Odenwalder und Spessarter, oder Kappeler. Bey unsern Bürgern und Bauern ist der anfängliche Enthusiasmus ziemlich verraucht, theils wegen der starken Lieferungen und der vielen Chikanen und Spitzbübereyen, welche dabey vorfallen, theils wegen des schlechten Betragens der Oestreichischen Husaren und ihrer Diebereyen. Unser Markgraf besteht standhaft auf seinem Frieden, und zwar, wie es scheint, mit Vorwissen und Billigung des Erzherzogs Carl, denn da dem hiesigen Oberamt von dem General Graf *Giulay*, der auf die Markgräfer einen besondern Haß geworfen, ungeachtet der Badische Minister von Edelsheim sein Schwiegervater ist, zugemuthet wurde, den Landsturm auch im Hochbergischen organisiren zu lassen, so verlangte dieses einen besondern | schriftlichen Befehl des Erzherzogs, welcher aber bis ietzt noch nicht ist vorgezeigt worden. Dieß setzt uns nun zwar manchen plumpen Aeusserungen und andern Unannehmlichkeiten aus, kann uns aber doch, wenn die Franzosen etwa wieder vordringen sollten, wenigstens im Anfange vor Mißhandlungen und übertriebenen Forderungen schützen, und wenn man geschimpft wird, muß man thun, als hörte man's nicht. Vor einigen Monathen waren der Baron Harsch und ein Hauptmann von Freyburg hier auf der Post, wo sie gerade den hiesigen Land-Commissair Winter, einen klugen,

feinen, bedächtlichen Mann von meinem Alter und von einem vortreflichen Charakter, antrafen. Iene sprachen vom Landsturm, und sagten, die Badischen Bauern würden gern mit halten, aber das OberAmt habe es ihnen verboten. Ey! sagte der Landcommissair, meine Herren, halten Sie denn das für unrecht, wenn Unterthanen ihrer Obrigkeit gehorchen, wenn das bey uns nicht geschähe, so wäre es schlimm, und so wie im Anfange der Revolution in Frankreich. Ia, erwiederten [sic] iene, aber das OberAmt sollte es nicht verbieten. — So sollte also das OberAmt, versetzte dieser, die Befehle seiner vorgesetzten Regierung nicht befolgen? Und wie meynen Sie wohl, daß die Ordnung dabey bestehen könnte? — Sie haben Recht, sagte der Hauptmann. Uebrigens haben gleichwohl einige unserer Gemeinden, welche nahe am Rhein und mitten unter Oestreichischen liegen, Leute auf die Pikete geschickt, und es ist auch vor etlichen Monathen ein Bischoffinger Bauer bey einem Gefechte gegen die Franzosen geblieben.

Ueber die hohen Getraidepreise, die *Sie* mir geschrieben haben, habe ich mich sehr gewundert, denn sie sind nur um sehr wenig niedriger als bey uns, ungeachtet unsere Wochenmärkte voll sind, und aufkaufen darf, wer will; nur der Verkauf der Heuer außerhalb Landes ist verboten. Einen neuen Beweis der Seltenheit des Geldes habe ich bey meinen ZinßEinzügen erhalten. Es wird iährlich an Martini von den Ortsvorgesetzten ieder Gemeinde, dem OberAmte und den Verrechnern ein Wein- und Getraide-Preis festegesetzt, welcher der Schlag heißt, und nach welchem sich die Zinßherren gewöhnlich richtig [recte: richten]. Dieser Schlag nun war dieses Iahr so niedrig gemacht worden, daß ich glaubte, meine Censiten würden gröstentheils in Geld bezahlen, und gleichwohl habe ich noch nie seit 14. Iahren, da ich selbst einziehe, so viel Getraide *in natura* bekommen, als dießmahl, weil es den Leuten an Geld fehlte, und sie daher lieber auf den Kornboden giengen, als in den Geldbeutel griffen. |

Für das Geschenk, das *Sie* mir durch Hn. Helisberg gemacht haben, statte ich *Ihnen* nebst meiner Frau nochmals den verbindlichsten Dank ab. Gott segne *Sie* mit Gesundheit, Ruhe und Zufriedenheit dafür. H. Helisberg empfiehlt sich zu Gnaden. Er wollte *Ihnen* selbst schreiben, konnte aber nicht fertig werden, weil es ihm gieng, wie ienem katholischen Pfarrer im Elsas. Dieser war aus Colmar gebürtig, und konnte nur wenig Deutsch. Ein Bauer aus seiner Gemeinde kam zu des Pfarrers Mutter nach Colmar. Was macht denn mein Sohn? fragte diese, und wie seyde ihr mit ihm zufrieden? Hen! antwortete der Bauer, vor dem Altar, d.i. beym lateinischen Messe-Lesen, goht's wie's Wetter, aber uf der Kanzel will der Dreck nit von der Schufel. — Er wird *Ihnen* aber mit der nächsten Post schreiben, wenn er anders bis übermorgen mit einem deutschen Briefe fertig werden kann.

Wir empfehlen uns der gnädigen Frau Tante, welche ich um Verzeihung bitte, daß ich nicht besonders an sie schreibe, da ia doch alle meine Briefe an *Sie* Beyde gerichtet sind, und sonst allen, die sich unserer erinnern, besonders der Nieçe in Poserne, von welcher mir H. Helisberg, das abgerechnet, daß sie meine Verse schöner findet, als ich selbst, viel zu ihrem Lobe erzählt hat. Leben *Sie* recht wohl, und schenken *Sie* noch ferner *Ihre* Liebe

*Ihrem*

bis in den Tod treu-ergebenen Neveu  
Fr. von Zinck.

Absender: Christian Bernhard Gockel, Superintendent und Pfarrer in Emmendingen

Empfänger: Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck, in Leipzig

Datum: 7. Dezember 1800

Quelle: A (Nr. 96), fol. 185r-186v

*Reichsfreyhochwohlgebohrne,  
Gnädige Frau!*

Es geschieht aus [sic] Auftrag unsers verehrungswürdigen Herrn Hofraths, Freyherrn von Zink, daß ich die Ehre habe, *Ew. Hochfreyherrlichen Gnaden* schriftlich aufzuwarten. Er hätte es selbst gerne gethan und hat in dieser Hofnung bisher von einem Tage zum andern gewartet, um zugleich mit seiner Antwort auf *Hochdero* letzteres verehrliches Schreiben Seinen herzlichen Glückwunsch zu dem Geburtstage der gnädigen *Frau Domprobstin*, Seiner andern Frau Tante zu verbinden. Doppelt schwer fiel ihm die Unterlassung dieser immer so süßen Pflicht. Aber leider hielt ihn die Krankheit, mit welcher Er schon seit bey nahe einem Vierteljahre kämpft, davon ab. Es war anfänglich eine Geschwulst an den Füßen, wozu sich hernach ein rheumatisches Fieber ~~sich~~ gesellte. Gottlob, daß jetzt ein guter Anschein von Besserung sich zeigt und daß wir eine glückliche Genesung, wozu Gott seinen Segen geben wolte! hoffen dürfen! |

Herr von Zink, *hochdero* würdiger Herr *Neveu* würde zwar seine Antwort durch Seine Frau Gemahlin haben geben lassen, wenn die Sache nicht nun der Art gewesen wäre, daß Er den Brief wörtlich hätte *dictiren* {müssen}, um Sich ganz nach Seinem Sinn bestimmt auszudrücken Dazu aber war Er zu schwach, und Seine zärtlich besorgte Frau Gemahlin zu sehr an Sein Krankenbette und an seine Abwartung *attachirt*, als daß sie Zeit und Fassung genug zum Schreiben gehabt hätte. Beyde aber lassen sich *Ew. Hochfreyherrlichen Gnaden* und der andern Gnädigen Frau *Tante*, unter den besten Wünschen und Bitten, unterthänig empfehlen. Ich habe oft das Glück, Zeuge zu seyn, wie beyde in der Liebe gegen ihre Gnädigen Frauen Tanten wetteifern.

Was nun die aufgetragene Antwort betrifft, so ist der Inhalt dieser:

*Hochdieselben* scheinen wegen des Legats der unlängst selig entschlafenen Frau Tante in einem Mißverständniß zu seyn. Ueber die | Tausend Thaler, welche *Dieselben* zu verwalten haben, hat die selige Frau Tante nicht disponiren können, denn sie gehören *Ihnen* und der ältern Frau Schwester und einst nach *Hochdero* – Gott gebe spätem Ableben, dem Freyherrn von Zink und dessen Schesterkindern.

Herr von Zink hat dieses schon nach Magdeburg *declariren* lassen und die Ausbezahlung des Legats, welches die selige Frau Tante desselben ihm und seiner guten Frau Gemahlin hat gönnen wollen, von der übrigen Verlassenschaft der Seligen gefordert. Er schmeichelt sich, darinn *Hochdero* Beyfall zu erhalten.

Weiter hat Er dermalen nichts zu schreiben, hofft aber bey weiterer Erholung den Faden der Correspondenz selbst wieder anzuknüpfen.

Wäre nicht die Krankheit unsers vortreflichen Herrn von Zink der Anlaß, so würde ich mich glücklich schätzen, *Ew. Hochfreyherrlichen Gnaden* mit einem Schreiben unterthänig aufzuwarten. |

Gott erhalte *Hochdieselben* in erwünschtem Wohlseyn. Ich bin mit tiefer Verehrung

*Euer Hochfreyherrlichen Gnaden*

Emmendingen,  
den 7ten Dec. 1800.

unterthäniger Diener  
C.B. Gockel, Superintendent

**119**

Absender: Wilhelmine Louise Eleonore von Zinck, geb. von Zinck, in  
Emmendingen

Empfänger: L. J. von Münchhausen, geb. von Zinck, und eine andere Tante in  
Leipzig

Datum: 26. Dezember 1800

Quelle: A (Nr. 97), fol. 187v-188r<sup>353</sup>

Emmendingen d. 26ten December 1800.

Meine gnädigen Tanten!

Gottlob mein {Mann} ist wieder außer Gefahr! Heute ist der erste Tag wo ich Sie mit dieser Nachricht hätte erfreuen können. Warum hätte ich Ihnen – wenn seine Verpflegung mir auch Zeit dazu gelaßen hätte – früher schreiben sollen? Um Ihnen zu sagen daß unser armer Fritz Tödlich, beynahe ohne Hoffnung da liegt? Seit 3 Tagen erst hat sich seine Krankheit zu unserem Klück [sic] entschieden! Und ich habe nun denn süßen Trost, daß er ietzt gesunden werden wird als er jemahls war. Seyn entsetzlich dicker Körper hat mich immer besorgt gemacht.

Wir hatten noch ein besonderes Unglück, wo mein armer Mann am krän[k]sten war, starb unser einziger sehr geschickter Artzt, der vorher beynahe alle seine Zeit die ihm von andern Kranken Besuchen übrig war, an dem Bette meines Mannes zubrachte, nun war weiters nichts zu thun | als den – wenigstens dem Ruf nach – geschicktesten Docter von Freyburg kommen zu laßen, es gelang uns glücklich, er besuchte uns alle 2 Tage, verordnete gut, mußte aber doch in den Arzneien viele Verenderungen treffen, aber Gott hat endlich seinen Segen dazu gegeben, und mein Mann wird – zwar langsam den[n] er kann noch nicht aufseyn – wieder gesund werden.

Dieß ist mein erster Bericht, gnädige Tanten, in kurtzer Zeit folgt ein zweyter, und so gott will noch ein beßerer. Vergeben Sie mir meine ehrende Schreiberey, aber ich bin selbst sehr matt, denn ich habe in langer Zeit wenig Ruhe gehabt, und die welche ich mir erlaubt habe, war bloß um zu verhindern, daß mir daß Vermögen nie fehlen möchte, meinen lieben Mann verpflegen zu können.

Leben Sie glücklich meine gnädigen Tanten, enden Sie dieses ~~H~~ Jahr in Vollkommener Gesundheit, und verleben Sie daß künftige eben so glücklich und wohl, dieses wünscht Ihnen von ganzem Hertzen, nebst ihrer Empfehlung in Ihre fernere Gnade

Ihre unterthänigste Nichte  
von Zinck.

[\*Am linken Rand, quer zum Text:\*) Verzeihen Sie mir meine gnädigen Tanten daß ich dießen Brief ~~den ich~~ so ganz in der Unordnung fortschicke, aber ich habe keine

---

<sup>353</sup> Der Brief ist in Eberhardts Briefsammelband falsch eingeklebt: Der Brief beginnt auf fol. 188r und wird auf 187v fortgesetzt; fol. 187r und 188v sind leer.

Zeit mehr meinen Fehler zu verbeßern. Mein kranker Mann, der da neben mir liegt [emp]fielt sich Ihnen 1000 Mahl!

**120**

Absender: Wilhelmine Louise Eleonore von Zinck, geb. v. Zinck, in Emmendingen

Empfänger: L. J. von Münchhausen, geb. von Zinck, u. eine andere Tante in Leipzig

Datum: 22. Januar 1801

Quelle: A (Nr. 98), fol. 189r-190v

Emmendingen, d. 22ten Jänner

1801

Gnädige Tanten!

Die Schuld warum ich Ihnen nicht früher geschrieben habe, mag mein armer Mann über sich nehmen, den [sic] mit seiner Beßerung hatte es wieder so ganz umgeschlagen daß ich aufs neue alle Ursache hatte zu beforchten das er nie wieder genesen würde. Gott Lob ietzt habe ich wieder alle Hoffnung, doch um recht aufrichtig zu seyn muß ich Ihnen sagen – daß wir in diesem Augenblick noch nicht wieder so weit in der Beßerung vorgerückt sind, als wir es damahls waren, da ich daß erste Mahl die Gnade hatte an Sie zu schreiben. Er hat noch alle Tage Fieber, alle Nacht Schweiß, und seyn Fuß ist neuerdings geschwollen, woraus sich der Profeseur von Freyburg gar nichts macht, weill er sagt: Daß die Geschwulst von der Krankheit nicht die Krankheit von der Geschwulst herkömt, und also beydes miteinander vergehen muß. Die sehr wichtigen Zeichen der Beßerung sind folgende: (1 ist der Husten, und der damit verbundene stinkende braune Außwurf, beynahe | ganz weg. 2) kömmt die Eßlust wieder, und er hat von allem was er genießt den natürlichen Geschmack 3) der Schlaf ist anhaltenter [sic] und ruhiger, 4) fühlt er sich ein wenig gestärkter, der Fuß hindert ihn aber gänzlich am gehen.

So sind seine Umstände. Gott wird uns diesen edlen Menschen erhalten! Ich müßte ia vollends ganz trostlos seyn; Meine Eltern sind schon lange Tod, meine einzige Schwester ist ihnen bald nach ihrer Geburth vorangegangen, mein Kind hat nicht die siebende [sic] Woche erlebt, Verwandte [sic] habe ich keine um mich die mir Trost gewähren könnten, wäre also – wenn {mich} auch dieser fürchterliche Schlag noch treffen sollte – allein und verweißt [sic] in der Welt. Beten Sie mit mir daß dieses gränzenlose Ehlend mich nicht treffe.

Wir haben noch keinen Doktor hier, ich muß mich also allein auf fremde [sic] verlassen, die Kosten sind beynahe unerschwinglich, dieß ist aber mein geringster Kummer dabey, aber dieses ist mir unerträglich daß ich nicht alle Augenblicke einen Artzt kann ruffen lassen, und sollte es auch nur zur Beruhigung seyn.

Daß Testament der guten Seeligen Tante ist freylich nicht sonderlich in der Ordnung. Mein Mann hat so gleich nachdem mir [sic] die Abschrift davon erhielten, unsern Hofrath | – welcher unser sehr guter Freund ist – gebeten, dem Atvokat [sic] Lau, der in dieser Sache dem Marschallischen dient du [recte: zu] erklären was über diese Sache zu sagen ist, und daß wir gar nicht gedenken, ihnen diese 1000 Thaler so ganz gutmüthig zu überlassen, darauf bekamen mir [sic] von vorbenanten H. Lau zur Antworth: daß die Marschallischen nichts heraus geben würden. Nun wird unser Hoffrath im Namen meines Mannes an einen alten Freund von ihm, Namens

Sangerhausen in Achersleben [sic] schreiben, und ihn bitten Klage zu erheben. Ich weiß nicht ob dabey etwas heraus kommen wird, als — Kosten. — —

Über den Raschau habe ich mich geärgert daß er Gesichter gemacht hat, was will er denn? Die Tante Natzmer hat ia ihre leiblichen Schwestern übergangen, und nach diesen hatte sie ia noch nähere Verwandten [sic] als seine Kinder, und er ist ia reich, und seine Tochter versorgt und seinem Sohn wird es ia bey seinen Anlagen auch nicht fehlen, ich ärgere mich überdergleichen [sic] schmutzige Gesinnungen! Ich und mein Mann hätten gar nichts ander [sic] Tante Testament auszusetzen gehabt, hätte sie ihren | guten Schwestern nur bey ihren Lebzeiten die Nutznießung von ihrem Vermögen vermacht, daß sie hernach daß ihrige Mädchen hinderlaßen hätte, die sie erzogen hat, und welche sie gepflegt und geliebt haben, — wir [recte: mir] scheinets nichts natürlicher zu seyn wie dieses.

Jetzt Leben Sie wohl meine Gnädigen Tanten, Gottes Segen ruhe auf Ihnen, daß Ihnen Ihr Alter nicht zur Last werde, und froh die künftigen Tage hinbringen mögen. Es quält mich ungemein daß Sie beyde einzige Schwestern so weit von einander entfernt sind, ist denn diesem Übel nicht abzuhelpfen?

Ich empfehle mich und meinen kranken Mann, der Ihnen 1000 hertzliche Grüße schickt, in Ihr Gebet, und in Ihre Gnade

Ihre

unterthänigste Nichte  
Wilhelmine von Zink

N.S. Mein [Mann] hat Lust gehabt Ihnen einige wenige Zeillen zu schreiben, aber seine finger sind kalt, vielleicht ist er aber in wenigen Tagen im Stand, seynen Wunsch zu befriedigen.

## 121

Absender: Johann Georg Jacobi in Freiburg  
Empfänger: Gottlieb Konrad Pfeffel in Colmar  
Datum: 18. Februar 1801  
Quelle: Schoell (1896), Nr. 10, S. 45

[...]

Zink's Umstände sind immer noch misslich, indessen hofft der Arzt mehr als er fürchtet.

[...]

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen  
 Empfänger: L. J. von Münchhausen, geb. von Zinck, u. eine andere Tante in Leipzig  
 Datum: 4. März 1801  
 Quelle: A (Nr. 99), fol. 191r-192v

Emmendingen, den 4ten März, 1801.

Gnädige Tanten!

Daß *Sie* so lange keine weitere Nachricht von mir erhalten haben, daran bin ich selbst Schuld. Meine Frau, diese treue sorgsame Verpflegerin in meiner schweren Krankheit, in welcher sie Tag und Nacht nicht von mir gewichen ist, und mir sogar die Gefahr, in welcher mein Leben sich befand, zu verbergen wußte, wollte schon längst wieder schreiben; weil ich aber glaubte, ein Paar Zeilen von meiner zitternden Hand würden *Sie* mehr beruhigen, als ein langer Brief von einer dritten Person, so hielt ich sie davon ab, mußte aber das Schreiben wegen meiner noch immer fortdauerndern Schwäche von einem Tage zum andern und von einer Woche zur andern verschieben. Ich bin zwar auf der Beßerung, allein bis zu meiner völligen Genesung dürften leicht noch einige Monathe verfließen, denn mein sehr geschickter und sorgfältiger Arzt, der Professor Ecker von Freyburg muß sehr behutsam und vorsichtig zu Werke gehen, weil ich die besten stärkenden Mittel, die China in der Substanz, nicht vertragen kann, sondern allemahl einen Durchfall bekomme, der mich um etliche Wochen zurücksetzt, deswegen kann er mir die China nicht ander als im decoct<sup>354</sup> geben. Was ich für eine Krankheit gehabt habe, weiß ich selbst nicht, und mag es auch nicht eher wissen, als bis ich einmahl wieder völlig hergestellt bin, aber so viel Arzneyen hat, nach des hiesigen Apothekers eigener Angabe, noch kein Kranker genommen, als ich, denn es geht | bey mir nicht, wie bey andern, Löffelvollweise, sondern ich muß alles Tassenvoll nehmen. Unser getreues Kätherle, das in meiner Wartung mit meiner Frau wetteifert, bringt mir früh um 7. Uhr schon die erste Tasse voll China decoct vors Bette, und so geht es hernach alle Stunden fort bis um 11. Uhr, als dann bin ich aber seit 7. Tagen frey. Von meiner Krankheit selbst, so viel ich davon weiß, will ich *Ihnen* schreiben, wenn ich wieder recht gesund bin. Gegen Ende des Novembers starb der hiesige Doctor plötzlich, und ich halte es für einen Zug der göttlichen Vorsehung zu meiner Erhaltung, daß er sterben mußte, weil er mich wahrscheinlich würde geliefert haben. Seitdem brauche ich den Professor Ecker, einen außerordentlich geschickten Mann, den ich schon vorher kannte, und der mich mit der freundschaftlichsten Theilnahme behandelt. Wie viel das aber kostet, können *Sie* sich leicht vorstellen; nur der Fuhrlohn allein kostet für zweymahl die Woche 8 fl. Uebermorgen kommt unser neuer Doctor, der einen sehr guten Ruf hat, und da werden künftigen Sonntag die beyden Aerzte wegen meiner fernern Behandlung mit einander conferiren.

Den Proceß gegen die Marschallischen Geschwister habe ich meinem alten Freunde, dem Iustiz-Commissar Sangerhausen in Aschersleben, übertragen. Ich hoffe, ihn zu gewinnen. Mehr kann ich ietzt nicht schreiben, weil ich meinen geschwollenen Fuß und meine Brust schonen muß. Meine Frau empfiehlt sich *Ihnen* zu Gnaden. Leben *Sie* recht wohl, und erhalten *Sie Ihre* fernere Gewogenheit und Liebe

*Ihrem*

---

<sup>354</sup> *decoct*: Absud, Abkochung.

unterthänigen Diener u. Neveu  
Fr. von Zinck. | |<sup>355</sup>

An  
der verwittweten Frau Hauptmännin  
VON MÜNCHHAUSEN,  
gebohrnen Freyin von Zinck,  
Hochwohlgeb.

Postfrey bis Nürnberg. in  
Abzugeben auf dem Ran-  
städter Steinwege im  
blauen Lämmchen. LEIPZIG.<sup>356</sup>

**123**

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen  
Empfänger: Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck, in Leipzig  
Datum: 28. März 1801  
Quelle: A (Nr. 100), fol. 193r-194v

Emmendingen, den 28sten März, 1801.

Gnädige Tante!

Mit meiner Beßerung, denn ganz gesund bin ich noch nicht, geht es Gott Lob! immer langsam vorwärts, und ich hoffe, *Ihnen* in meinem nächsten Briefe meine gänzliche Wiederherstellung melden zu können, aber gleichwohl schreibe ich *Ihnen* diesen Brief mit gepreßtem, kummervollen Herzen, weil meine arme Frau ietzt schon beynahe 8. Tage an arthritischen Schmerzen in den Füßen im Bette liegt, und Tag und Nacht keine Ruhe hat. *Sie* können sich leicht vorstellen, wie sehr mich diese neue Haus-Kreutz bekümmert, da sie sich dieses, zwar nicht gefährliche, aber doch sehr schmerzhaft Uebel vielleicht durch die sorgfältige Pflege, womit sie mich in meiner langwierigen Krankheit abgewartet, zugezogen hat, und ich ietzt nicht im Stande bin, es ihr zu vergelten. Beten *Sie* mit mir, daß Gott ihr ihre Gesundheit bald wieder schenkt, sie ist mir unentbehrlich, denn was würde doch aus mir geworden seyn, wenn ihr liebevolles Herz nicht für mich gesorgt hätte?

Ich brauch noch immer viel Arzneyen, 4mahl des Tags eine Mixtur von China-Extract<sup>357</sup>, den ich ietzt vertragen kann, und Quassia<sup>358</sup>, 2mahl Isländisches Moos<sup>359</sup> als Thee mit Milch, und 2mahl ein Englisches Mittel vom allerfeinsten China-Extract, Enzian<sup>360</sup> und Pomeranzen in rothem Wein. Mein linker Fuß, der noch immer stark

---

<sup>355</sup> fol. 192r ist leer.

<sup>356</sup> Über der Adresse der Stempelabdruck: „D’EMMENDINGEN“.

<sup>357</sup> *China-Extract*: ein wässriger Auszug aus der Chinarinde, als fiebersenkendes Mittel verabreicht.

<sup>358</sup> *Quassia*: ein Baum aus den Regenwäldern Südamerikas, dessen Bestandteile als Heilmittel gegen Magen- und Darmbeschwerden eingesetzt wurden.

<sup>359</sup> Isländisches Moos: Traditionelles Heilmittel zur Stärkung der Magen- und Darmschleimhäute.

<sup>360</sup> *Enzian*: Wie der Quassia amara wurden auch dem Enzian stärkende Eigenschaften bei Erkrankungen des Magens und des Verdauungstrakts zugeschrieben.

geschwollen war, ist seit 3. Tagen auf die Thedensche Art<sup>361</sup> eingebunden. Dieß ist zwar sehr beschwerlich, hat aber doch schon so viel gewürkt, daß mein linker Fuß dem rechten schon fast ganz gleich ist, so daß ich hoffen darf, daß ich in 8. Tagen bey schönem Wetter werde kleine Spatziergänge in den Garten machen, und ausfahren können, wozu mir unser HofRath Roth schon seine Pferdte angeboten. Meine beyden Aerzte versprechen sich davon sehr viel, auch will mich unser neuer Doctor, der ein sehr geschickter Mann zu seyn scheint, ein elektrisches Bad<sup>362</sup> brauchen lassen, sobald wir eine Elektrisir-Maschine bekommen können. *Sie* sehen aus diesem allen, was noch nach 6. Monathen geschehen muß, wie hinfällig meine arme Gesundheit gewesen ist, und daß es eines so geschickten und theilnehmenden Arztes, wie der Professor Ecker ist, bedurfte, um mir das Leben zu retten. Gott muß doch noch etwas auf dieser Welt mit mir vorhaben, daß er mich so wunderbar erhalten, denn niemand glaubte, daß ich davon kommen würde, nur ich selbst kannte die Gefahr nicht, in der mein Leben war. Ihm sey Lob, Ehre, Preis und Dank!

*Ihr* gnädiges Erbieten, mich zu unterstützen, nehme ich mit dem dankbarsten Herzen an. Es ist eine Wohlthat, die sie mir erweisen, welche *Ihnen*, dieß ist mein Wunsch zum bevorstehenden 6ten April, Gott durch seine besten Gaben vergelten wolle. Der Apotheker-Conto vom 14ten Oktober bis zum 21sten März hat 160 fl. betragen. Hieraus können *Sie* auf das übrige schließen.

Meine arme Brust erinnert mich, zu schließen. Entschuldigen *Sie* mich bey den beyden Raschauen, daß ich ihnen noch nicht antwortete: ich erhielt ihre Briefe, da ich am kränksten war. Empfehlen *Sie* mich der gnädigen Frau Tante, leben *Sie* recht wohl, und seyn *Sie* versichert, daß ich bis an den letzten Hauch meines Lebens mit der größten Ergebenheit und Liebe bin

*Ihr*

unterthäniger Diener u. Neveu  
Fr. von Zinck.

[\*Am linken Rand, quer zum Text:.\*] Meine gute, brave Frau empfiehlt sich *Ihnen* Beyderseits zu Gnaden. Appetit und Schlaf sind gut bey mir, doch schwitze ich noch alle Nächte.

An  
der verwittweten Frau Hauptmännin  
VON MÜNCHHAUSEN,  
gebohrnen Freyin von Zinck,  
Hochwohlgeb.

Postfrey bis Nürnberg.  
Abzugeben auf dem Ran-  
städter Steinwege im  
blauen Lämmchen.

in

LEIPZIG.

---

<sup>361</sup> *auf die Thedensche Art eingebunden*: eine von Johann Christian Anton Theden (1714-1797), Leibarzt Friedrichs II. von Preußen, entwickelte Bandagierung.

<sup>362</sup> *elektrisches Bad*: Eine von dem niederländischen Apotheker und Pionier der Elektrotherapie Willem van Barneveld (1747-1826) entwickelte Behandlungsmethode, bei welcher der auf einem elektrisch isolierten Stuhl sitzende Patient mittels einer Elektrisirmaschine unter Spannung gesetzt wurde, worauf ihm mittels metallischer Gegenstände Funken aus der Haut gezogen wurden. Neben einer allgemeinen vitalisierenden und die Nerven stimulierenden Wirkung würden diese, so glaubte Barneveld, zugleich krankmachende Substanzen aus dem Körper des Patienten entfernen.

124

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen  
Empfänger: Eleonore Dorothee von Zinck, geb. von Zinck, in Leipzig  
Datum: 7. Mai 1801  
Quelle: A (Nr. 101), fol. 195r-196v

Emmendingen, den 7ten May, 1801.

Gnädige Tante!

Ich bin ietzt Gott Lob! gegen aller Menschen Erwartung vollkommen wiederhergestellt, und nehme morgen die letzte Arzney. Die Nachtschweiße haben seit einigen Wochen ganz aufgehört, und Schlaf und Appetit sind vortreflich, nur ist der linke Fuß noch immer geschwollen, so daß ich ihn alle Tage muß einbinden laßen, und mir Schnürstrümpfe von Leder bestellt habe, die ich vielleicht Zeitlebens werde tragen müssen. Die Kräfte aber sind noch so gering, daß ein viertelstündiger Spatziergang mich mehr ermüdet, als ehedem ein Gang nach Freyburg, und auf dem Pflaster kann ich gar nicht gehen, weil meine Fußsohlen durch die lange Entwöhnung und das viele Schwitzen so weich geworden sind, daß mir ieder Schritt weh thut. Doch das würde sich alles geben, und bald geben, wenn nur meine arme Frau nicht noch immer so unaussprechlich litte. Es geht ietzt in die siebente Woche, daß sie liegt; und kein Mittel will anschlagen. Wenn auch bisweilen die Schmerzen einen Tag erträglicher sind, so kommen sie doch Abends mit verdoppelter Wuth wieder, und machen ihr die qualvollsten Nächte. Dazu kommt noch ein gänzlicher Mangel an Appetit, so daß sie würclich ganz unkenntlich ist. Es ist ein Unglück, daß die Aerzte für dieses Uebel kein sicheres Mittel wissen, sondern bald dieses, bald eines versuchen, und immer im Finstern tappen.

Der Durchmarsch der leidigen Franzosen hat noch kein Ende. Nicht nur die benachbarten Oestreichischen Ortschaften liegen voll von ihnen, sondern auch wir sind, aller Versprechungen des General *Moreau* ungeachtet, keinen Tag | frey von Einquartierung und Vorspann. Dabey sind sie so ungenügsam, und besonders auf den Dörfern so brutal und ungezogen, daß es bey nahe nicht auszuhalten ist. Der Vorschrift gemäß ist man ihnen nicht mehr schuldig als einen Schoppen Wein oder ein halb Maaß Bier mahlzeitlich; damit sind sie aber auch bey dem ärmsten Bürger nicht zufrieden, sondern wer Ruhe in seinem Hause haben will, muß ihnen das doppelte und dreyfache geben. Klage bey den Officiers nutzen nicht nur nichts, weil sie keine Autorität haben, sondern machen nur übel ärger, weil sie erbitterter werden. Das schlimmste ist, daß sie, die Elsässer und Lothringer ausgenommen, kein Sauerkraut ~~und~~ essen, und die meisten Leute in dieser Jahreszeit kein anderes Gemüse haben, denn wenn ihnen Sauerkraut vorgestellt wird, so werfen sie es gleich zum Fenster hinaus.

Ich weiß nicht, ob ihn *Ihnen* schon geschrieben habe, daß H. Helisberg – ietzt heißt er *Brunet* – schon zu Ende Novembers unser Haus verlassen hat, und nach Frankreich zurück gekehrt ist. Er lebt vergnügt im Schooße seiner Familie, ist aber noch nicht von der Emigrantenliste ausgestrichen, und darf sein Department nicht verlassen.

Mein Proceß gegen die Marschallischen Geschwister ist ietzt zu Magdeburg anhängig, und mein Freund Sangerhausen, der ihn besorgt, zweifelt nicht im geringsten an einem erwünschten Erfolg. Wie steht es denn mit *Ihnen* in Ansehung der Gerathe?

Ich muß schließen, denn noch immer darf ich meiner Brust, die so hart angegriffen war, wegen nicht lange am Schreibtische verweilen. Meine arme, leidende Frau, diese treue, unverdroßene Pflegerin meines kranken Körpers, empfiehlt sich *Ihnen* und mit mir der gnädigen Frau {Tante} zu Gnaden, ich aber verharre mit der vollkommensten Verehrung

*Dero*

unterthäniger Diener u. Neveu  
Fr. von Zinck.

[\*Am linken Rand, quer zum Text:\*) Sagen *Sie* doch dem iungen Raschau nebst meiner Empfehlung, daß ich ihm nächstens antworten werde, vorher aber noch einige nothwendige Geschäftsbriefe zu schreiben habe. | |<sup>363</sup>

An  
der verwittweten Frau DomProbstin  
VON ZINCK,  
gebohrnen Freyin von Zinck,  
Hochwohlgeb.

Postfrey bis Nürnberg.  
Abzugeben im Reichel-  
schen Gartenhause vor  
dem Thomas-Pförtchen.

in

LEIPZIG.<sup>364</sup>

## 125

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen  
Empfänger: Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck, in Leipzig  
Datum: 25. Mai 1801  
Quelle: A (Nr. 102), fol. 197r-198r

Emmendingen, den 25sten May, 1801.

Beste, liebe, gute, gnädige Tante!

Wie soll ich *Ihnen* genug danken für den neuen Beweis *Ihrer* Liebe und Güte, den ich heute erhalten habe! Meine erste Empfindung nach Durchlesung *Ihres* Briefs gieng unter häufigen Thränen in ein inniges Gebet zu Gott über, daß er *Ihr* ehrenvolles Alter segnen, u. *Sie* für das, was *Sie* seit 49. Jahren an mir gethan haben, mit seinen wünschenswerthesten Gütern belohnen möge. O leben *Sie* doch in Ruhe und Zufriedenheit bis an die äußerste Gränze des Menschenlebens fort! Vielleicht bin ich so glücklich, *Sie* noch einmahl diesseits des Grabes zu sehen, ienseits finden gute Menschen, wie wir sind, einander ia ohnehin gewiß wieder; allein ietzt erlaubten auch bey dem vollsten Beutel unsere Gesundheitsumstände eine solche Reise nicht. Ich trat mit *Ihrem* Briefe in der Hand vor das Krankenbette meiner armen Frau, und sie zerfloß in Thränen der dankbarsten Rührung, und ertrug die Schmerzen gern,

---

<sup>363</sup> Fol. 196r ist leer.

<sup>364</sup> Über der Adresse der Stempelabdruck: „D'EMMENDINGEN“.

welche ihr diese Rührung verursachte. Wir haben den ganzen Tag nur von *Ihnen* gesprochen, und ich bin mein ganzes Leben durchgegangen, und habe meiner Frau erzählt, wie viele Theile deßelben von *Ihren* Wohltaten bezeichnet sind. O könnten wir doch noch einmahl zu ihr! | rief meine Frau weinend. Gott wird uns auch diesen Wunsch noch gewähren, antwortete ich ihr. Seine Hand waltet sichtbarlich über uns, er hat mich vom Rande des Grabes ins Leben zurück geführt, er wird auch dir deine Gesundheit wieder schenken, und unsere gute, liebe, wohlthätige Tante so lange leben lassen, daß wir sie zu ihrer und unserer Freude noch einmahl besuchen können. Gott prüft uns durch harte, sehr harte Leiden, er wird uns auch wieder erfreuen.

Als ich tödlich krank war, tröstete mich oft der Gedanke – denn ich fürchtete den Tod nicht, warum sollte man ihn auch fürchten, da er nichts ist, als Uebergang in ein besseres Leben, das Oefnen einer Thüre in ein schöneres Zimmer? – daß mich bey meinem Eintritt in die Ewigkeit meine selige Schwester u. meine sel. Schwiegermutter, als die beyden Geister, die mich am meisten geliebt haben, empfangen und zu dem Throne des Ewigen, Unaussprechlichen begleiten würden; wenn ich jetzt *Sie* überlebe, so sind *Sie* die dritte verschwisterte gute Seele, die mir bey meinem Eintritt in ienes bessere Leben entgegen kommen und mich von einer Stufe der Seligkeit zur andern geleiten wird.

Meine arme Frau liegt noch immer, doch scheinen ihre Schmerzen sich nach und nach zu verringern. Wir werden, sobald es ihre Umstände erlauben, nach Baden in der Schweiz gehen, um durch den Gebrauch der dortigen Bäder ihre Gesundheit wiederherzustellen, und vor einem künftigen Rückfall zu sichern. Es wird freylich wieder viel kosten, aber was die Gesundheit erfordert, ist keine Verschwendung. |

*Ihren* Brief verstand ich anfänglich nicht, weil ich von dem Tode der sel. Fr. Tante nichts wußte, sondern ihn erst aus dem Zusammenhange errieth. Ein älterer Brief wird also entweder verlohren seyn, oder erst noch nachkommen.<sup>365</sup> Auch wird von mir ein Brief<sup>366</sup> an sie, den ich vor ohngefähr 14. Tagen habe abgehen lassen, erst nach ihrem Ableben angekommen seyn. Wenn sie ihre Papagayen noch gehabt hat, so könnten *Sie* mit einem davon meiner Frau ein sehr angenehmes Geschenk machen, mit dem ich sie überraschen möchte. Ein Kaufmann von Lyon, ein Freund des Hn. Helisberg, der die Leipziger Messen besucht, könnte ihn ~~mit~~ {in} der Michaelis-Messe mitnehmen, u. hieher bringen. Machen *Sie* meiner armen leidenden Verpflegerin doch ia diese Freude, wenn *Sie* können. *Sie* glauben nicht, wie viel sie und unser treues Kätherle<sup>367</sup> an mir gethan haben.

Mit mir geht es noch immer schwach, und die Kräfte kommen sehr langsam wieder; doch bin ich Gott Lob! gesund, und esse u. schlafe gut, darf aber nicht anhaltend schreiben, u. meine Flöte wird wahrscheinlich für immer ruhen. Es thut mir weh, aber welch Opfer wäre wohl zu groß, um es dem größten Gute, der Gesundheit, zu bringen.

Empfehlen *Sie* mich dem iungen Raschau, und sagen *Sie* ihm, ich würde nächstens an ihn schreiben. Leben *Sie* recht wohl, und seyn *Sie* versichert, daß ich mit der dankbarsten Liebe, Anhänglichkeit und Verehrung bin, und zeitlebens bleiben werde

---

<sup>365</sup> Dieser ist wohl das im folgenden Brief (Nr. 126) erwähnte Schreiben der Freifrau von Münchhausen vom 10. Mai.

<sup>366</sup> Mit hoher Wahrscheinlichkeit Brief Nr. 124 vom 7. Mai 1801, der wohl aufgrund des Todes seiner Empfängerin in die Hände der Freifrau von Münchhausen und so schließlich in die Sammlung Eberhards gelangt ist.

<sup>367</sup> *treues Kätherle*: Katharina Nees, die Magd des Ehepaars von Zinck.

*Ihr*

unterthäniger Diener u. Neveu  
Fr. von Zinck.

**126**

Absender: Friedrich von Zinck in Emmendingen

Empfänger: Louise Juliane von Münchhausen, geb. von Zinck, in Leipzig

Datum: 30. Mai 1801

Quelle: A (Nr. 103), fol. 199r-200v

Emmendingen, den 30sten May, 1801.

Liebe gnädige Tante!

*Ihren* Brief vom 10ten, nebst dem unerwarteten großen Geschenke, habe ich erst gestern erhalten, weil er mit der fahrenden, der vom 15ten aber mit der reitenden Post gelaufen ist. Ich eile, *Ihnen* davon Nachricht zu geben, weil *Sie* sonst glauben könnten, Brief und Geld seyen verlohren gegangen. Wie soll ich *Ihnen* für diese neue Wohlthat danken? Ich müßte nur wiederholen, was ich *Ihnen* in meinem vorigen Briefe gesagt habe, und verschließe daher meine Empfindungen in meinem dankbaren Herzen. Gott segne ~~sie~~ *Sie*! Er allein ist im Stande, *Ihre* menschenfreundlichen und wohlthätigen Handlungen zu belohnen und zu vergelten. Ich schreibe *Ihnen* heute nur kurz, weil ich ohnehin in Angelegenheiten mehr zu schreiben habe, als mein schwacher Körper zu ertragen vermag. Mit meiner Frau, die ihre Danksagungen mit den meinigen vereinigt, und sich *Ihrer* fernern Gnade und Liebe empfielt, hat es sich seit den fünf Tagen, da ich *Ihnen* zum letztenmahle schrieb, noch um nichts gebeßert. Wenn man einen Tag glaubt, es sey alles auf gutem Wege, so kommen am Abend oder am folgenden Tage die Schmerzen heftiger wieder, und weichen nur dem Gebrauche des Opium. Seit vorgestern hat sie täglich auf eine Stunde das Bette verlassen, und sich sehr mühselig von zwey Personen in die Wohnstube führen lassen: doch haben wir alle, und sie selbst, bemerkt, | daß es heute leichter gieng, als vorgestern, wo ihr Gang mehr ein Schleppe als ein Gehen war. *Sie* wird heute noch einmahl aufstehen, um sich von unserm neuen Doctor zum viertenmahl magnetisiren zu lassen. Ich halte zwar nicht viel auf dieses Mittel, und meine Frau hält eben so wenig darauf; aber unser Doktor ist sehr dafür eingenommen, und wenn man in der Noth ist, so läßt man nichts unversucht, und greift begierig nach allem, was einem neuen Hoffnung giebt, denn ohne Hoffnung und die frohe Aussicht in ein besseres Leben müßten wir ia in diesem Zustande der Pilgerschaft und Prüfung oft verzweifeln.

Wie in aller Welt ist die sel. Fr. Tante zu einer Krankheit gekommen, die mehr Kräfte voraus setzt, als man in einem so hohen Alter vermuthen kann? Ich habe geglaubt, sie würde an einem bloßen Nachlaß der Natur sanft eingeschlummert seyn. *Ihr* ist ietzt wohl: wären wir alle nur auch schon so weit! Denn auf dieser Welt ist doch nichts als mannichfacher Kummer, und am Ende der Tröster aller Bekümmerten, der unausbleibliche Tod. Ich wünschte nichts mehr, als mit meiner Frau zugleich sterben zu können. Auch wir stehen einsam und verlassen auf dieser Welt, und sind einander einzig Alles. Die Vorsehung hat es so gewollt, wer dürfte da murren?

Ich fühle es wohl, daß dieser Brief die 2g. nicht werth ist, die er *Sie* kosten wird, aber heute konnte ich nicht anders schreiben, und wollte *Sie* doch des Gelds wegen aus

der Unruhe reißen. Leben *Sie* wohl und zufrieden. Ich bin mit den Empfindungen der innigsten Liebe und Verehrung bis an den letzten Hauch meines Lebens

*Ihr*

unterthäniger Diener u. Neveu  
Fr. von Zinck. | |<sup>368</sup>

An  
die verwittwete Frau Hauptmännin  
VON MÜNCHHAUSEN,  
gebohrnen Freyin von Zinck,

Postfrey bis Nürnberg.  
Abzugeben auf dem Ran-  
städter Steinwege im  
blauen Lämmchen.

in

LEIPZIG.<sup>369</sup>

## 127

Absender: Johann Georg Jacobi in Freiburg  
Empfänger: Gottlieb Konrad Pfeffel in Colmar  
Datum: 20. Februar 1802  
Quelle: Schoell (1896), Nr. 33, S. 56

Wir haben wieder einen gemeinschaftlichen Freund verlohren. Zink, welcher hierher gezogen war, um den Prof. Ecker, seinen Arzt, in der Nähe zu haben, ist nach langem Leiden Mittwoch entschlafen und Gestern nach Emmendingen in seine Ruhestätte gebracht worden. Es war traurig, den sonst so muntern Mann in entsetzlicher Entkräftung und stummer Schwermuth zu sehen. Der letzte Kampf dauerte lang.

[...]

Wir verlohren gleich viel, du einen ältern, ich einen Freund, der mir näher lebte und dem ich in meiner Verlassenheit manchen frohen Tag verdankte.

[...]

Bey der Oeffnung fand man den in der Mitte zusammengezogenen Magen in zwey Theile getheilt und unten an demselben zwey grosse Gewächse.

---

<sup>368</sup> Fol. 200r ist leer.

<sup>369</sup> Über der Adresse der Stempelabdruck: „D’EMMENDINGEN“.

128

Absender: Johann Georg Jacobi in Freiburg  
Empfänger: Adolf Heinrich Friedrich Schlichtegroll in Gotha  
Datum: 16. August 1802  
Quelle: B (IV B 1/2)

Freiburg im Breisgau, den 16ten August 1802.

Gewiß, Hochzuverehrender Herr Profeßor, hätte der lebhafte Antheil, den ich mit allen deutschen Patrioten an Ihrem Nekrolog nehme, u[nd] meine aufrichtige Hochachtung gegen der Verfaßer deßelben, mich Ihren freundschaftlichen Brief eher beantworten laßen, wäre mir solches nicht durch unüberwindliche Hinderniße unmöglich gemacht worden. Seit dem Winter litt ich an heftigen Brustbeschwerden, von denen ich noch nicht befreyt bin, u[nd] mußte deßen ungeachtet so emsig für meine *Iris* arbeiten, daß die dringendsten Briefe an mich bis jetzt ohne Antwort, u[nd] selbst meine Geschwister ohne Nachricht von mir blieben. Zwar hätt' ich auch mehr nicht gekonnt, als Ihnen den Empfang Ihres Schreibens anzeigen, indem es mir an den meinen seel[igen] Freund v. Zink betreffenden Papieren gebracht. Nach den Aeußerungen seiner Gattin, welche selbst, mit Gliederschmerzen behaftet, keine Feder anzusetzen im Stande war, u[nd] den Kopf voller Familien-Angelegenheiten hatte, hoffte ich, durch den Kirchenrath Gockel in Emmendingen u[nd] durch den Rath Schnetzler, die nöthigen *data* zu einer Biographie des Verstorbenen zu erhalten; nachdem ich aber Monathe lang darauf gewartet, bekam ich nichts, als den inliegenden Zettel u[nd] das gedruckte Flugblatt. Zu dem ersteren habe ich mit rother Dinte meine Anmerkungen geschrieben, welche alles sind, was ich über diesen Gegenstand zu sagen weiß, u[nd] was mir zu sagen erlaubt ist. In Absicht des Uebrigen seh' ich mich genöthigt, Sie an mein *Taschenbuch* zu verweisen. Aus diesem können Sie, meines Erachtens, wenn Sie meine Gedichte an Z. u[nd] die seinigen an mich, nebst seinem Prosaischen Aufsatz über Emmendingen, benutzen, eine kurze aber interessante Biographie zusammensetzen. Am interessantesten scheinen immer diejenigen, die mit eigenen Stellen eines Autors belegt werden. Auch finden Sie dort den Charakter der Frau v. Zink, einer Dame von Witz, Belesenheit u[nd] eigenthümlicher Laune, von der moralischen Seite geschildert. So gern ich mit meiner Hand meinem unvergeßlichen Freunde, zumahl in Ihrem Nekrolog, ein kleines Denkmahl stiftete, so muß ich mir dennoch diesen Wunsch versagen. Fürs erste geriethen mir *dergleichen* Aufsätze nie; sodann brauche ich eine Cur, während welcher ich meinen Kopf nicht angreifen, u[nd] höchstens nur einige der nöthigsten Briefe beantworten darf. Leider arbeite ich, seit ein Paar Jahren, äußerst langsam, so, daß meine Zeit kaum zu meinen Berufsarbeiten u[nd] zur Besorgung meines Taschenbuches hinreicht; u[nd] die größere Anstrengung, zu der ich in diesen Monathen gezwungen war, hat meiner Gesundheit sehr geschadet. Die Anmerkungen auf beyliegendem Zettel sind, aus dieser Ursache, bloß hingeworfen. Sie werden damit, so wie mit meinem flüchtigen Briefe, vorlieb nehmen. [...]

Leben Sie wohl, u[nd] seyn Sie meiner freundschaftlichsten Hochachtung versichert!

Ihr J. G. Jacobi.

**129**

Absender: Gottlieb Konrad Pfeffel in Colmar  
 Empfänger: Johann Georg Jacobi in Freiburg  
 Datum: 14. Oktober 1802  
 Quelle: Stöber (1875), Nr. 16, S. 35

Colmar, 14. Oktober 1802.

[...]

Hrn. Schnetzler bitte ich mich bestens zu empfehlen; seine Freundestreue gegen die Frau von Zink hat mich sehr gerührt. Da keiner Deiner Briefe ihrer erwähnt, so weiß ich nicht, ob sie unter den Lebendigen oder unter den Todten ist.

[...]

Pfeffel.

**130**

Absender: Christian Friedrich Eberhard in Leipzig  
 Empfänger: Franz Xaver Schnetzler in Freiburg  
 Datum: 14. Oktober 1802  
 Quelle: Erbschaftsakte W. v. Zinck, Badisches Generallandesarchiv Karlsruhe, Bestand 198 No. 173, Anlage 103 (unpaginiert)

Leipzig den 15. Octobr[is] 1802

Theuerster Freund

Ihren mir so schätzbaren Brief, den am 12. Octbr. d. bei mir eingieng, erbrach ich freudig, ward aber durch dessen Inhalt auf das heftigste erschüttert. So sollte ich denn auch diese würdige Frau einbüsen [sic], die iederzeit von den [sic] ersten Augenblick an, da ich sie sah, ein Gegenstand meiner innigsten Verehrung war? Hat denn diese gute Dulterin nicht genug gelitten, daß diesen Leiden nicht nunmehr noch ruhevollere Jahre zugesetzt werden könnten? Ach es wird manchmal recht schwer, mit dem heiligen Sänger auszurufen: Deine Wege sind unerforschlich, du hast sie alle weislich geordnet – Und auch in diesen ihren Leiden denkt diese liebe Frau an mich und die meinen! ewige Dankbarkeit sey ihr, so lange ich lebe dafür gewidmet und dieses Andenken soll so lange ich athme, als solcher Freunde schätzbarste Erinnerung, sich von meiner Hand nicht trennen, so wie ich auch den Befehl (Gott gebe, daß es nicht letzter Wille seyn möge) in Ansehung meines Sohnes in allen nachkommen werde. O könnte ich nur in diesen [sic] Augenblick Nachricht von ihrem Befinden haben! | Da Sie übrigens, theuerster Freund von mir Nachricht wegen Ankunft des Kästgens mit den Pretiosen verlangen, die 6. Octbr[is] mit dem PostWagen ~~eingelaufen~~ abgegangen seyn sollen, so v[er]mel[de], daß ich bis heutigen Tag, (Nachmittags um 5 Uhr) noch [nicht] das geringste erhalten habe.

Für <i>Vogel et Sohn</i> habe ich bereits	597 rh 17g.	– als
19. Jun. an <i>Schubert et Rittershausen</i> –	120 rh	-- Sp.
29. Jun. an <i>Grasermann et Hormes</i> –	210 rh	-- Sp.
9. Octbr. an <i>Krancke et Co.</i> –	260 rh	-- Sp.

Nun werde ich aber vor der Hand nicht weiter *honoriren*, sondern [so] bald noch einige versprochene Gelder eingehen, welches binnen hier und 14. Tagen erfolgen möchte, die Gelder, so ich aniezt 1260 rh. rechnen kann, einsenden. Ich benuze diese Gelegenheit über folgenden Punkt anzufragen. Der H. *Maior von Wizleben* ist wie bekannt dem sämtl. Erbe 2400 rh - - schuldig, mit seinen Interessen à 5 P[ro]C[ent] hält er pünktlich ein, kann aber ietzt nicht gut zahlen, da er das mit seinen Geschwistern in *communione* besessene Ritterguth *Wolmerstaedt* noch nicht verkauft hat. Damit nun jedes [sic] der Erben mit seinen [sic] Antheil {daran} frei schalten und walten kann, so schlug ich in dieser Messe vor, daß Herr v. *Wizleben* 3. Wechsel ausstellen und ieden Erben zu seinen [sic] Antheil besonders als Schuldner anerkennen solle, dieses ward denn bestens angenommen und auf diese Art erhielt ich von *Wizleben* für unsre theure Hofrätin und auf ihren Nahmen gestellt, einen {gerichtlich *recognoscirten*} Wechsel über 1200 f. OsterMeß 1803. zahlbar mit 5 P[ro]C[ent] Zinsen. Soll ich diesen der unter obigen 1260 r. nicht mit begriffen ist, nun einsenden, oder an mich [sic] behalten und ihn, wenn es gienge zu verkaufen suchen, oder wäre er etwa in dortiger Gegend an zu bringen. Hierüber erwarte ich nun *ordre*. | Lebte der *Notar[ius]* Stölzel noch, so dürfte ihn [sic] nichts erlassen werden. Er hat den *Tanten* sehr schlecht gedient und nichts als schlechte Kapitalia und Pfandkaupeleien gemacht, an den [sic] wir nun zu kauen haben. Dafür hat er doch nichts hinterlassen und die Wittbe, die in elendesten Umständen ist, ist zu bedauern. Ein *Document* ihrer Armuth ist, daß sie Allmosen von der Universitaet erhält und solchergestalt würde nur meinen [sic] Beutel gerathen sein, wenn ich *processiren* wollte. Meine Absicht war auch von Anfang nur, einen Schrökschus [sic] unter den schlechten *Debitoren* zu machen, an die nunmehr die Reihe komt. Es ist also das beste wir erlassen es ihr

Da ich morgen früh nach Wittenberg reise, um der dortigen *Academie* ihr Stiftungs*Jubilaeum* mit feiern zu helfen, welches künftgen Sonntag seinen Anfang nimt, so habe ich meiner Frau die nochmals mit mir der guten Frau Hofrätin unterthänig dankt und vereint mit mir die baldigste Wiederherstellung schuldigst wünscht, auf{ge}tragen, Ihnen sogleich den Eingang der Pretiosen zu vermelden.

Leben Sie recht vergnügt und wohl, wir wollen alle vereinigt das Wiederherzustellende Wohl unser lieben Hofrätin zu [sic] erlehen, Hauptsächlich aber erfreuen Sie bald mit einer fröhlichen Nachricht hierüber

Ihren

treu verbundensten  
D. Christian Friedrich Eberhard |

S[eine]r Wohlgeb[oren]  
dem Herrn Magistrats Rath  
Schnezler  
in  
Freiburg  
in Breisgau.

Fr[anco] Fr[ank]f[urt]

**131**

Absender: Johann Georg Jacobi in Freiburg  
Empfänger: Gottlieb Konrad Pfeffel in Colmar  
Datum: 28. Oktober 1802  
Quelle: Schoell (1896), Nr. 42, S. 60

[...]

Frau von Zink ist leider ihrem Manne gefolgt. Da ist wieder ein Freundeshaus für mich öde geworden.<sup>370</sup>

[...]

---

<sup>370</sup> Der plötzliche Tod Johann Georg Schlossers am 17. Oktober 1799 in Frankfurt hatte Jacobi und Pfeffel tief erschüttert; für Achim Aurnhammer stellt dieses Ereignis den „entscheidende[n] Höhe- und Wendepunkt in der Korrespondenz und Freundschaft“ der beiden Dichter dar. Vor diesem Hintergrund verstärkt sich noch der resignative Charakter von Jacobis lakonischen Zeilen. Vgl. Aurnhammer (2010), 31-33.

## 2.3 - Dokumente

### 1

Dokument: Kirchenbuchauszug für Friedrich von Zinck  
Verfasser: M[agister] Johann Peter Wetto, Pastor in Gatterstädt  
Datum: 16. März 1766  
Quelle: LHASA, MD, A 35 G X Nr. 6, fol. 5 r&v

Auf Verlangen soll nachfolgenden Extract, aus unserm hiesigen ordentlichen Kirchen Buche hiermit und Krafft dieses bekennen:

Anno 1752, den 21. Aprilis, ist die Hochwohlgebohrne Frau Friderica Christiana von Zinck, geborne von Büнау, des Hochwohlgebohrnen Herrn Hauptmans von Zinck allhier auf Gatterstedt Frau Gemahlin, mit einem jungen Herrn entbunden worden, welcher den 24. huius getaufft und genennet wurde

FRIEDRICH

Die Pathen waren: 1, Frau Eleonora Helene von Zinck aus Querfurth, 2) Hr Levin von der Schulenburg aus Ungarn, Sardinischer General, 3, Fr. CammerHerrin Hedwig von Büнау, geb. Günther aus We[e]senstein 4, H. CammerHerr Rudolph von Büнау, auf Lauenstein, We[e]senstein, Oelsa, Meusegast<sup>1</sup> p 5) Fr. Geheimde CammerRäthin von Zanthier geb. Günther aus Dresden 6, H General-Maior Vitzthum von Eckstädt<sup>2</sup> aus Sangerhausen 7, Frau Geheimde CammerRäthin von Münchhaußen, geb. von Hanfstengel aus Gatterstedt 8, H. AmmtsHauptmann Burckhardt von Wichmannshausen<sup>3</sup>, 9, Fr. AmmtsHauptmännin von Wiesen, geb. von Günther aus Sangerhausen. 10) H. Vice | CreißDirector Anton von Geusau, aus Farnstedt<sup>4</sup> [?] 11) Frau DomHerrin von Zinck, geb. von Zinck aus Merseburg, 12, H. HofMarechall von Geusau aus Farnstedt 13, Fräulein Johanne Henriette von Zinck aus Tuberaucke 14, H Hauptmann von Jagemann aus Beinbach 15) Fräulein Erdmuthe von Zinck aus Merseburg, 16) H Hauptmann von Griesheim, von Bodesleben 17) Fr. Gräfin von Truchseß geb. von Ludwig aus Halle. 18) H Geheimde KriegsRath von Zeutsch aus Dresden 19, Fr. Hauptmännin Dorothea Charlotte von Grunewaldt, geb. von Zinck aus Tuberaucke, H Wolf Christian von T[r]ebra, aus Voorstedt<sup>5</sup> 21) H Hauptmann Reichardt Vollrath von Zinck aus Leubst<sup>6</sup> 22) H Leberecht Gottvertrau von Zinck aus Staßfurth<sup>7</sup>, 23) H CammerJuncker und Forstmeister, Leberecht Gottlob von Zinck in

---

<sup>1</sup> Lauenstein an der Müglitz bei Altenberg in Sachsen; Weesenstein an der Müglitz, 14 km südöstlich von Dresden; Oelsa mehrere Möglichkeiten; Meusegast bei Weesenstein. Rudolf (VI.) von Büнау mußte 1772 Schloß Weesenstein für 100.000 rheinische Gulden an Johanna Christiane Frfr. v. Uckermann, Gemahlin des hessischen Geheimrates und Generalpostintendanten Baron Johann Jacob v. Uckermann, verkaufen.

<sup>2</sup> Eckstedt im heutigen Kreis Sömmerda, nördlich von Erfurt in Thüringen. Die Vitzthum von Eckstedt waren ein Zweig des daneben noch in Apolda, Roßla und Tannroda belehnten freiherrlichen und gräflichen thüringischen Geschlechts der Vitzthum.

<sup>3</sup> Wichmannshausen an der Sontra bei Eschwege

<sup>4</sup> Farnstädt, Nachbargemeinde von Querfurt im Saalekreis des heutigen Bundeslandes Sachsen-Anhalt.

<sup>5</sup> Voorstedt: vielleicht Voigtstedt bei Sangerhausen.

<sup>6</sup> Leubst: vielleicht Laubst, Ortsteil von Drebkau im Spree-Neiße-Kreis.

<sup>7</sup> Staßfurth: Staßfurt, Stadt im heutigen Salzlandkreis/Sachsen-Anhalt, bei Bernburg.

Emmedingen 24) H CammerJuncker Rudolph von Büнау aus Dresden 25) H Hauptmann von Zehmen aus Schmohn<sup>8</sup>.

Daß nun dieses alles vorherstehende mit hiesigem Gatterstedtischen Kirchen Buche in allem vollkommen übereinstimme, und überein komme habe ich dieses Zeugniß unter meiner Hand und Siegel sub fide pastoralis ausstellen, und obiges bescheinigen wollen, Geschehen Pfarre Gatterstedt am 16. Martii 1766. M. Johann Peter Wetto. Pastor daselbst

## 2

Dokument: Kirchenbuchauszug für Friedrich Ludewig von Zinck  
Verfasser: Johann Peter Wetto, Pastor in Gatterstädt  
Datum: 28. April 1766  
Quelle: LHASA, MD, A 35 G X Nr. 6, fol. 8r

Aus unserm ordentlichen Kirchen-Buche soll unter meiner Hand und Siegel glaubwürdig attestiren, wie daß:

Anno 1765, am 10. Octbr. früh um ein Uhr der Hochwohlgebohrene Herr, Herr Friedrich Ludewig von Zinck Erb-Lehn- und GerichtsHerr auf Gatterstedt, Sr. Königl. Maiesté in Pohlen und Churf. Durchl. zu Sachsen glorwürdigsten Andenkens, bestallt gewesener Capitain bey der Cavallerie nach einer langwierig gewesenen auszehrenden Kranckheit aus dießer Welt geschieden, deßsen entseelter Körper am 13 eiusd[em] mit gewöhnlicher Hochadelicher Ceremonien in sein hiesiges Erb-Begräbniß beygesetzt ward, aetat[is suae] 53 Jahr ein Monat.

Nachdem nun alles dießes, alles vorhergehende, mit unserm hiesigen Gatterstedtischen KirchenBuche, nach meinem guten Wißen und Gewißen richtig übereinkommt; so habe dießes Zeugniß hiermit ausstellen, und obiges bescheinigen wollen,

Gatterstedt am 28. April 1766. M[agister] Johann Peter Wetto. Pastor daselbst.

## 3

Dokument: Vormundschaft R. G. von Zincks über F. von Zinck (Aktenkopie)  
Verfasser: Franz Xaver, Administrator des Kurfürstentums Sachsen<sup>9</sup>  
Datum: 1. Februar 1766  
Quelle: LHASA, MD, A 35 G X Nr. 6, fol. 7r

Wir Xaverius, von Gottes Gnaden, Königlicher Prinz in Pohlen und Litthauen Herzog zu Sachsen, der ChurSachsen Administrator. thun kund; daß Wir dem unmündigen

---

<sup>8</sup> *Schmohn*: heute Stadtteil von Querfurt.

<sup>9</sup> Franz Xaver von Sachsen (1730-1806) fungierte von 1763-68 während der Minorennität seines Neffen, des späteren Friedrich August III., als Administrator (Regent) des Kurfürstentums Sachsen.

Friedrich von Zinck, unsern lieben getreuen Reichardt Gottlieb von Zinck, auf deßelben unterthänigst beschehenes Ansuchen, zum Tutore verordnet haben. Confirmiren und bestätigen derhalben in Vormundschaft p. daran p. zu Urkund p. Dresden, am 1sten Februar 1766.

4

Dokument: Gesuch um Aufschub des Lehenseides für den minderjährigen F. v. Zinck  
Verfasser: Reichardt Gottlieb von Zinck  
Datum: 28. März 1766  
Quelle: LHASA, MD, A 35 G X Nr. 6, fol. 4r-6r (5 r&v entsprechen Dokument 1)

Durchlauchtigster Königlicher Printz, Gnädigster Herr.

Ew. Königl. Hoheit wollen mildest geruhen, Sich in Unterthänigkeit vortragen zu laßen, daß der Hauptmann Friedrich Ludewig von Zinck, so mit einen [sic] zu Gatterstedt [sic] im Fürstenthum Querfurth gelegenen ErbRitterGuthe beliehen, die Lehn zwar, auf die beyden erfolgten Hohen TodesFälle so wohl wegen des Königs in Pohlen Majestaet, als auch des ChurFürst Friedrich Christian Königl. Hoheit glorwürdigsten Andenkens, erfolgten Hohen Ableben, unterthänigst gesucht, wegen deßen an-|haltender Krankheit aber, weder die LehnsPflicht schuldigst leisten, noch die Lehn gnädigst auf diese beyde [sic] Fälle gereicht erhalten können, und daher Hohen Indult erhalten.

Nachdem nun obgemeldeter Hauptmann von Zinck am 10ten Octobris 1765. verstorben, und einen einzigen Sohn, Nahmens Friedrich von Zinck, so laut beyliegenden Attestats noch nicht 14 Jahr alt, hinterlaßen, vor welchen ich, bey Hoher Landes-Regierung zu Dresden im Monath Februarij a.c. als Vormund bestätigt worden, dieser Unmündige Friedrich von Zinck aber wegen vermangelnder Lehns-Mündigkeit dermahlen nicht vermögend, die unterthänigste LehnsPflicht abzulegen, sondern mir obliegen will, als Vormund das gebührende zu beobachten;

Als habe hier mit, vor den Unmündigen Friedrich von Zinck, wegen des nach Ableben seines Vaters an ihm [sic] gefallenen ErbRitterGuths zu Gatterstedt cum Pertinentiis, die Lehn so wohl in manu dominante auf beyde vorgedachte Hohe TodesFälle, als auch in manu serviente auf seines Vaters Ableben, unterthänigst suchen, und anbey devotest | bitten wollen, diesem Unmündigen Friedrich von Zinck, aus dem Hauße Gatterstedt zur würcklichen Lehns-Pflicht Leistung und LehnReichung, biß derselbe die Lehns-Mündigkeit und das 21te Jahr seines Alters erreicht, gnädigsten Indult huldreichst ertheilen zu laßen.

Solche Huld und Hohe Gnade verehret mit unterthänigsten [sic] Danck, in tiefsten [sic] Respect submissesst verharrend

Durchlauchtigster königlicher Printz, Gnädigster Herr, Ew. Königl. Hoheit, unterthänigst Pflichtschuldigt gehorsamster Reichardt Gottlieb von Zinck qua tutor des Unmündigen Fridrich [sic] von Zinck

Merseburg den 28. Martii, 1766.



## 5

Dokument: Indultschein für F. v. Zinck (Aktenkopie)  
Verfasser: Kursächsische Lehensverwaltung  
Datum: 13. Mai 1766  
Quelle: LHASA, MD, A 35 G X Nr. 6, fol. 9r

Indultschein. [\*von anderer Hand:.\*] Zinck.

Den 13. Maij, 1766, ist dem minderjährigen Friedrichen von Zingk [sic] auf seines Vormunds Reichard Gottliebs von Zingk Domdechants zu Merseburg beschehenes Ansuchen zu Empfahung der Lehn an seines verstorbenen Vaters Friedrich Ludwigs von Zingk hinterlaßnen und auf ihn verfallten ErbLehnGuthe zu Gatterstedt und deßen Zugehörungen, bis er das 18de oder 21ste Jahr seines Alters erfüllet, Indult und Anstand gegeben worden, jedoch daß inmittelst die Lehn in dem Stande, darinne sie jezo befunden, verbleibe. Signatum Dresden ut supra.

## 6

Dokument: Vertrag zwischen F. v. Zinck und R. G. v. Zinck über den Verkauf des Gutes Gatterstedt (Aktenkopie)  
Verfasser: unbekannt, Kopie beglaubigt von einem J. G. Lochmann (Notar?)  
Datum: 13. Mai 1766  
Quelle: LHASA, MD, A 35 G X Nr. 5, fol. 6r-21r

*Im Nahmen Gottes!*

*Kund und zu wissen sey hiermit denen es nöthig, daß unten gesetzten dato zwischen Herrn Friedrich von Zinck, Verkäufern an einem, und Herrn Reichardt Gottlieb von Zinck, auf Witzerschorff [sic] omersleben [sic] und Straßfurth, des Hohen Stiftts Merse|burg DomProbst, Stifts- und Consistorial-Rath, Abekäufern am andern Theile, bis auf Landes- und Lehnsherrlichen Consens und höchste Einwilligung, welche unterthänigst zu suchen sich beyde Theile zuförderst und ausdrücklich vorbehalten, nachfolgenden Kauff, verabhandelt und | geschlossen worden, nemlich:*

I. Es verkauffet Eingangs gedachter *Friedrich von Zinck*, das, von seinem seeligen Herrn Vater Herrn Hauptmann *Friedrich Ludewig von Zinck* hinterlassene und auf ihn verfällte Erb-Lehn-RitterGuth zu Gatterstedt, im Fürstenthum *Querfurth* gelegen | an Gebäuden, Feldern, Wiesen, Gärten, Hölzern, Schäferey, Hut-..eifft- und Jagd-Berechtigkeit [sic], die ErbGerichte, über die in dem Dorffe Gatterstedt, zu diesem Ritter-Guthe gehörigen *Neun Fröhner-Höfe*, nebst denen Lehnen und Zinsen, wie das Erb-Zinnß-Buch besaget, deßgleichen auch alle | diesem Ritter-Guthe schuldige und rückständige Lehn-Gelder, ferner dem Erb-Begräbniße und die Helffte [sic] des mit dem *Münchhausischen* Ritter-Guthe, gemeinschaftlich habenden Kirch-Stübgens, in dasiger Kirche, auch allen übrigen Rechten, Berechtigkeiten, Nutz- und Beschwerden, wie sein | seel. Herr Vater und Er selbst solches beseßen, genutzet und gebrauchet, auch nutzen und gebrauchen können und mögen, zu sammt dem vorhandenen *Inventario*, wie solches dem dermahligen Pacht-Contracte beygefüget

und der Pächter Hofmann nach Vorschrift seines *Inventarii*, an Gebäuden, | Vieh, Gärten, Feldfrüchten und sonst zu übergeben hat, auch lassen soll und muß, nichts überall davon ausgeschloßen, an dem [sic] Herrn DomProbst von Zinck, in Bausch und Bogen, um und vor

*Sechzehnen Tausend Thaler.* –

den Thaler zu 24. guten Groschen gerechnet, ganzer und | abgehandelter Kauf-*Summe*, dergestalt und also, daß gleich wie II. dieser Kauf zwar sogleich völlig geschlossen und von beyden Theilen in allen seinen *Puncten* und *Clausuln*, treulich erfüllet und gehalten werden, *Johannis 1774.* aber erst zum völligen *Effect*, | kommen soll, also Herr Verkäufer, bis dahin alle und jede *Onera* tragen, *Johannis 1774.* aber, sothanes Guth *cum Inventario* nach erfolgter Höchster *Confirmation*, Herrn Abkäufern mit vollen Früchten übergeben, und *ratione* des Pächters, wann solchen Herr Abekäufer nicht län|ger den Pacht fort setzen laßen will und sonst *possessionem vacuam* zu verschaffen, sich verbindlich macht.

Eben so sollen auch

III. die *stipulirten* Kauff-Gelder, derer 16000. Thaler eher nicht als *Johannis 1774.* bezahlet, und *respective* zu bezahlen von Herrn Käuffern über|nommen werden, inmaßen diesfalls folgende Abrede genommen worden.

4000. Thlr. in *Conventions-Müntze* an Herrn Verkäuffers Fräulein Schwester *Eleonore Hedewig* [sic] *von Zinck*, als dasjenige Erb-Antheil, so derselben nach dem getroffenen Vergleich ausgesetzt worden. | 1750. Thlr. – oder 2000. M.. – in *Conventions-Müntze*, eine Väterliche Schuld, an des Herrn Verkäuffers Fräulein Tante *Johanne Henriette von Zinck*, welche aber bis zu deren Ableben, wegen der nach dem Groß-Väterlichen *Testamente* bestimmten Erb-Folge, ohnauiszahlt | stehen bleiben sollen, inzwischen aber Landüblich verzinset werden. Ferner

500. Thlr. – in *Louis d'ors*, an die Frau Hauptmannin, *Louise Juliane von Münchhausen*, gebohr. *von Zinck*, als eine väterl. Schuld, und

1000. Thlr. – in *Louis d'ors* Pacht-Vorstands-Geld, an dem [sic] | Pächter Hofmann, solche übernehmen sämmtlich Herr Abekäufer *in partem pretii non soluti, in quali et quanto* zu bezahlen, auch

2750. rh. – behalten Herr Abekäufer verglichnermaassen, vermöge der gepflochenen [=gepflogenen?]\* Berechnung von dem Kauf-Gelde inne zu Berichtigung | der annoch *in rite* befangenen *Blanckensteinschen* Schuld-Forderungen, und des ehedem von dem ietzigen Herrn Käufer, geschehenen Vorschusses, an Bau-Kosten, und so sonst zu Abstossung einiger dringenden Posten verwendet worden, und ziehen vor | *Specificirte* sämtliche Posten von denen *Stipulirten* Kauf-Geldern abe. Wie nun

IV. Vorhergedachte sämtliche Posten zusammen

*Zehen Tausend Thaler* – betragen, also bleiben nach A bezug dererselben annoch *Sechs Tausend Thaler* – zu bezahlen, welche Herr Käufer | *Johannis 1774.* in *Conventions-Müntze* oder *Louis d'ors*, das Stück à 5. rh. – gerechnet, baar zu erlegen, oder durch ein sicheres auszustellendes *Document* annehmlichermaßen zu berichtigen versprechen, und dieserhalb dem Herrn Käuffer die Wahl bleibt, auf welche von beyde [sic] Arten, die Zahlung, die|ser 6000. Thlr. – Kauf-Gelder, zu *praestiren* beliebig.

V. Nachdem wie Herr Abekäufern selbst wohl wissend und am besten bekannt, daß auf diesen [sic] verkaufften Guthe, keine anderweite [sic] Schulden, außer die in dem §. III. übernommene, hatten, als erklärt sich | Herr Verkäufer, dieses Guth, ausser denen §. III. übernommenen Schuld und Pfandfrey zu gewähren.

VI. Nach erfolgter Lehnsherrlichen [sic] *Confirmation* dieses Kaufs, verspricht Herr Verkäufer an Herrn Abekäufern, die Lehn an den [sic] verkaufften Guthe und *pertinentien* | auf zu laßen, dahingegen von denen Ehemaligen drey Mitbelehnten als des seel. verstorbenen Vaters des Hauptmanns, Friedrich Ludewig von *Zinck* Brüdern, Nahmentl. *Reichardt Vollrath von Zinck, Lebrecht* [sic] *Gottlob von Zinck*, und *Levin Daniel von Zinck*, eine *Renunciation* der Mitbelehnschafft oder *Consens* in dem | Verkauf dieses Erb-Lehn-Ritter-Guths, weder anzuschaffen nöthig noch möglich, in dem, wie Herrn Abekäufern zur Gnüge selbst bekannt, auch derselbe hierdurch vor richtig *agnosciret*, daß Ersterer im Monath *Maij* a[nn]o 1770. ohne Hinterlaßung einiger *Descendenz*, gleich wie Lezterer be[reits] a[nn]o 1745. ebenfalls ohne alle *Descendenz* verstorben, der noch lebende Lebrecht Gottlob von Zinck, aber, so auch ohne Leibes-Lehns-Erben, theils die Mitbelehnschafft wie *notorisch*, gehörigermaßen nicht befolgt, theils auch a[nn]o 1746. in einem mit des Herrn Verkäuflers Vater getroffenen Ver|gleiche der Mitbelehnschafft *renunciaret*, und wegen dieses Guthes nach eingenen [sic] Gefallen, die freye *Disposition* überlassen; Als beruhiget sich hierbey Herr Abekäufler völlig, und *renunciaret* auf alle dieser Mitbelehnten wegen an den den [sic] Herrn Verkäufer zu ma|chende Ansprüche, auf das Recht beständigste.

VII. Nach erfolgter völligen Bezahlung derer 6000. Thlr. Kauf-Gelder, will Herr Verkäufer über sämtliche Kauf-Gelder, Herrn Abekäufern behörig quittiren, und an den [sic] Guthe zu Gatterstedt und *pertinentien* gewöhnliche | Verzicht leisten.

VIII. Daheren bey der *Johannis* 1774. oder auch nachhero zu bewürckenden Uibergabe des Guths und dessen *Inventario*, welches leztere der Pächter Hofmann, *praevia taxatione*, so wie es die Vorschrift des Pacht-*Contracts* und *Inventarii* besaget, zu übergeben | hat, nicht demselben gemäß alles *praestiret* werden sollte, so ist Herr Abekäufler völlig befugt, sich deshalb an die mit übernommene *Eintausend Thlr.* – – *Caution* des Pächters zu halten, bis derselbe *praestanda praestiret* hat.

IX. Verspricht Herr Verkäufer alle | zum Ritter-Guthe zu Gatterstedt, und *pertinentien*, gehörigen *Documenta*, Urkunden, und Gerichts-*Acta*, an Herr Abekäufern, bey Übergabe des Guths auszuhändigen.

Wenn dann beyderseits *Contrahenten*, mit vorher befindl. Kauffe, durchgängig wohl zufrieden sind, | auch allen darwider zu machenden *Exceptionen* und Ausflüchten, besonders des Scheinhandels, listiger Überredung, Miß- oder Nich-Verstandes, der Verletzung unter oder über die Hälfte, daß die Sache anders verabredet, als niedergeschrieben worden, daß eine allgemeine Verzicht nicht | gelte, wann nicht eine besondere Erzehlung [sic] aller *renunciandorum* vorausgegangen, und wie sie sonst Nahmen haben, und erdacht werden mögen, *de super transigendo* wohlbedächtig *renunciaren*;

Als ist dieser Kauff-*Contract* zu Pappiere [sic] ge|bracht und von beyderseits *Contrahenten* eigenhändig unterschrieben und besiegelt worden;

Es soll auch derselbe des fördersamsten auf beyder Theile Kosten, zu Landes-Lehnsherrlicher *Confirmation* gebracht, und daß darbey der erforderliche Stempel-Bogen | *adhibiret* werde, angeführt werden. Alles treulich und sonder Gefährde. So geschehen Dreßden, den 8. April. 1774.

L[oco] S[igilli] Friedrich von Zinck.  
L.S. Reichardt Gottlieb von Zinck.

[\*andere Hand:\*) *Concordat originali*

J.[\*?\*) G. Lochmann

Dokument: Erstes Testament Friedrich von Zincks  
 Verfasser: Friedrich von Zinck, Carl Wilhelm Baurittel  
 Datum: 8. April 1794  
 Quelle: Erbschaftssache Fr. v. Zinck, Bad. GLA Karlsruhe 198 No. 173a, fol. 10r-12r

KUND UND ZU WISSEN SEYE HIERMIT, DASS AM Ende gesetzten Dato S[alvo] Tit[ulo] Herr Baron FRIEDRICH VON ZINCK, Markgräflisch badischer Hofrath, dermalen allhier wohnhaft, mir[,] dem Hofraths Secretar und Stadtschreiber Carl Wilhelm Baurittel dahier, und uns den hienach unterschriebenen zu dieser Verhandlung erbetenen 7 Zeugen, bei guter Vernunft u. Sinnen in dermaliger hiesigen Stadtschreiberey Bewohnung u. zwar in dem vordern Eckzimmer, mittlerer Etage, mit deutl[ichen] Worten zu vernehmen gegeben, wie in dem uns überreichten hier angeschlossenen – und mit einmaliger Aufdruckung seines Familien-Petschafts zugesiegelten – mit der Überschrift:

Hierinnen ist mein letzter Wille.

Friedrich von Zinck.

versehenen Paquet sein von Ihm selbst niedergeschriebener freier, letzter und liebster Wille, worzu er von Niemanden [sic] gezwungen – noch hinterlistig überredet worden, enthalten seye. Er wollte daher selbigen als sein wahres Testament vor | uns nach rechtlicher Erfordernis hiem[it] bekräftigt – und uns gebeten haben, dessen wahre Zeugen zu seyen, es zu sole[n]isiren, und uns angelegen seyn zu lassen, daß solch sein letzter Wille nach seinem einst erfolgenden Ableben geh[ö]rig eröffnet, und pünctlich vollstreckt werde. Zu mehrerer Vorsicht hätte er dieses Testament doppelt, gleichlautend in der Absicht verfertigt, um das einte [sic] Exemplar selbst in der Verwahrung zu behalten, das andere aber in hiesig Fürstl. Stadtschreiberey zu deponiren.

Wann nun ich der Hofraths Secretar u. Stadtschreiber von tragenden Amts wegen, und wie die Zeugen aus Gefälligkeit obiger Bitte statt zu geben, keinen Anstand gefunden haben; Also hat man auch diese letzte WillensVerordnung vom Herrn Testator willig angenommen, den Vorgang in dieses ebenfalls doppelt gleichlautend verfertigte Instrument gebracht, und es nach dessen Vorlegung und richtigen Erfund neben dem Herrn Testator mit eigener Hand unter Beifügung unserer Petschaften nicht nur unterschrieben, sondern auch den Umschlag | mit unseren Petschaften verschlossen, sofort das einte Exemplar dem Herrn Testator zugestellt, das andere aber in hiesiger Stadtschreiberey Registratur verwahrlich beigelegt, und dem Herrn Testator einen Depositionsschein hierüber behändigt. So geschehen in einer ohnunterbrochenen Handlung Emmendingen den 8ten April 1794. Nachmittags um 4. Uhr<sup>10</sup>

[\*Siegel\*] Friedrich von Zinck.

*Testes requisiti.*

T[itulo]	F. A. Kolb	[*Siegel*]
T.	C. B. Gockel	[*Siegel*]
T.	Sam. Vogel	[*Siegel*]
T.	AF.: Trautwein	[*Siegel*]

<sup>10</sup> Fol. 10r-11r in Baurittels Handschrift mit eigenhändigen Unterschriften Zincks und der Zeugen.

T. Andreas Stuck [\*Siegel\*]  
T. Reinhard Schmidt [\*Siegel\*]  
T. Adam Friedrich Kreglinger  
[\*Siegel\*]

In Fidem praemissorum

Hofraths Secretar und Stadtschreiber  
Carl Wilhelm Baurittel. [\*Siegel\*] | |<sup>11</sup>

Im Nahmen Gottes!

Da die Dauer des menschlichen Lebens so ungewiß ist, so habe ich mich bewogen gefunden, noch in der Blüte meines Alters über meine künftige Verlaßenschaft nachfolgende testamentarische Verordnung zu machen.

I. Wenn ich aus meiner gegenwärtigen Ehe noch Kinder hinterlaßen solte, so setze ich diese mit ihrer Mutter zu gleichen Theilen zu Erben meiner Verlassenschaft ein.

II. Sollte ich hingegen diese Welt ohne Leibes-Erben verlaßen, so setze ich zur einzigen Erbin meines Vermögens ein meine geliebte Ehegattin Wilhelmine Louise Eleonore von Zinck, gebohrne von Zinck.

III. Substituire ich *vulgariter* meiner obgemeldeten Erbin, meiner sel: Schwester Eleonoren Hedwig von Raschau, gebohrnen von Zinck, nachgelaßne beyde [sic] Kinder, Carl und Amalie von Raschau, zu gleichen Theilen; verordne aber

IV. daß meine Wittwe, als eingesetzte Erbin, nicht verbunden seyn soll, wegen dieser Substitution versiegeln und inventiren zu laßen, und bestimme daher

V. Meine Verlaßenschaft, mit Einschluß der mir als *heredi substituto* gebührenden *rata* an der Erbschaft meiner sel. Tante, Fr. Erdmuthe Helene von Zinck, auf 16000. Rheinische Gulden, wovon iedoch

VI. dasienige, was diese *rata* weniger als 2700 fl. Rheinisch oder 1500 Rthr. Sächsisch, den Thaler zu 1 fl. 48 kr. gerechnet, etwa betragen solte, abgerechnet werden soll, wie ich denn

VII. Ueberhaupt alles, was ich an Wäsche, Kleidern, Waffen, Pretiosen, Büchern, Hausrath und dergleichen verlaßen werde, meiner obgedachten Universal-Erbin *legire*.

VIII. Ich *legire* dem Almosen der Stadt Emmendingen 100 fl., welche 3. Monathe nach meinem Tod ausbezahlt werden sollen, und über welche der Magistrat besagter Stadt nach Gutbefinden zum Besten der Armen disponiren soll.

---

<sup>11</sup> Fol. 11v ist leer. Fol. 12r in Friedrich von Zincks Handschrift.

IX. Ich *legire* der Hochburgischen sogenannten Amalien-Stiftung die gleiche Summe von 100 fl., 3. Monathe nach meinem Absterben zahlbar.

So geschehen Emmendingen, den 8ten April, 1794.

Friedrich von Zinck.

**8**

Dokument: Geburtstagsgedicht für Wilhelmine von Zinck  
Verfasser: Johann Georg Jacobi  
Datum: 1796  
Quelle: Taschenbuch von J. G. Jacobi und seinen Freunden für 1796, 69-72.<sup>12</sup>

**Am ersten May,**  
dem Geburtstage der Freyfrau von Zink in Emmendingen.

Holder, lachender May!  
Tragen auf den zarten Schwingen  
Deine Zephyrs dich herbei,  
Nur, um Freude zu bringen,  
5 Liebesknoten zu schlingen,  
Tanzende Hirtenmädchen zu sehn?  
Willst du, mit der spielenden Rechten,  
Nur die Wiese mahlen, Kränze flechten,  
Nur auf frisch belaubten Höhn  
10 Unter Nachtigall-Gesängen gehn?

Holder, liebender, nein!  
Wenn der thauende Morgen  
Kaum beginnt, so warten höhere Sorgen  
Weit umher auf allen Fluren dein.  
15 In der Blüthen schöne Hülle  
Birgst du süße Früchte die Fülle;  
Wo der Halm aus grün gewordenen Feldern steigt,  
Wo die Rebenknospe sich zeigt,  
Da bereitest du, mit lächelnden Blicken,  
20 Most und Korn, die Erde zu beglücken.

Mild ernährender May!  
Deine reinste Wonne sey  
Für die wenigen, welche dir gleichen!  
So wie zwischen duftenden Gesträuchen  
25 Du voll Anmuth gehst,

---

<sup>12</sup> Neudruck in *Johann Georg Jacobi's Gedichte*, Bd. 2, Wien (Bauer) 1818, 159-161. Die Widmung ist dort anonymisiert, sie lautet lediglich „Der Freyfrau von \*\*. In Emmendingen.“

Und den Weg mit Blüten übersät  
 Bei der Hayne Melodie;  
 Also wandeln sie,  
 Leichten Schritts, dahin durchs Leben,  
 30 Scheinen Freude nur zu nehmen und zu geben,  
 Welkende Blumen nur zu streun auf ihren Pfad;  
 Aber im Verborgnen heben  
 Ihre Seelen sich zu edler Menschenthat;  
 Unter Scherz und Liedern  
 35 Schaffen sie Trost den leidenden Brüdern;  
 Werfen mit ihrer holdseligen<sup>13</sup> Hand  
 Ueber das Gute des Schönen Gewand;  
 Sinnen und dichten und wirken im Stillen,  
 Was die kommenden Zeiten enthüllen.  
  
 40 Werde grüner, o Wald!  
 Haschet euch, ihr jungen Weste!  
 Tönt ein neues Lied, ihr Aeste,  
 Das von jenen Hügeln wiederhallt,  
 Wo, die Thäler zu erfreuen,  
 45 Eine Tochter des Mayen  
 An der BRETMA<sup>14</sup> lustigem Ufer wallt!  
 Liebliche Blüten, fällt  
 Sanft herab zu ihren Füßen!  
 Denn wohin mit wonnigem Grüßen  
 50 Sie sich wendet, läßt ihr Blick  
 Keimende Früchte des Wohlthuns zurück.

J.G.J.

## 9

Dokument: Zweites Testament Friedrich von Zincks  
 Verfasser: Friedrich von Zinck, Franz Xaver Schnetzler  
 Datum: 8. Februar 1802  
 Quelle: Erbschaftssache Fr. v. Zinck, Bad. GLA Karlsruhe, 198 No. 173a, fol.  
 14r&v

Da ich an einer schweren Krankheit darniederliege, und es ungewiß ist, ob ich wieder genesen werde, so hab' ich mich bey noch vollkommen gesundem Verstande, entschlossen, mit Zurückrufung meines schon vor mehreren Jahren gemachten Testaments, meinen letzten Willen auf folgende Art zu erklären:

<sup>13</sup> *holdseligen*: in Jacobi 1818 „segnenden“.

<sup>14</sup> *Bretma*: ein kleiner Zufluß zur Elz, heute Brettenbach; bei Willius (1783), 36, heißt das Gewässer „die Bretten“.

I Setze ich meine geliebte Ehgattin Wilhelmine von Zinck, gebohrne von Zinck, zur Universalerbin meines sämmtlichen bey~~m~~ meinem Absterben vorhandenen Vermögens ein, so zwar, daß sie nach meinem Tode als unumschränkte Eigenthümerin damit schalten und walten kann.

II verordne ich, daß meine Universalerbin folgende Vermächtnisse ausbezahlen soll:  
a Der Amalien-Stiftung {zu Emmendingen} 100 f rh[ei]n[isch] schreibe hundert Gulden.

b Dem Armenfond zu Emmendingen ebenfalls 100 f, schreibe hundert Gulden.

c Meiner getreuen Dienstmagd Katharina Neesinn 200f, schreibe zweyhundert Gulden rhn.

d Dem Herrn Rathe Schnetzler das Schwanische *Dictionnaire* und die alte und neue Allg. deutsche Bibliothek<sup>15</sup> zum freundschaftlichen Andenken. Zur Bekräftigung hab' ich dieß Testament eigenhändig unterschrieben, und mit meinem Familienpetschaft versiegelt. Freyburg den 8ten Hornung 1802

Fr. von Zinck. [\*Siegel\*]

Fr. Xaver Schnetzler M[agistrats-]

Rath als Zeug.

D[oct]or J. Alexander Ecker o,ö Professor der Arzneikunde als Zeug. |

Letzter Wille  
des Markgräflich-Badischen Hof-  
raths Friedrich von Zinck.<sup>16</sup>

[\*andere Hand\*] auf erhaltenen Bürgermeisters amtlichen Auftrag verfügten sich unterzeichnete in die Wohnung des obernannten H. Hofraths Friedrich v. Zinck, welchen sie zwar krank, doch bei ganz gesunder Vernunft antrafen, und empfangen von demselben gegenwärtiges Testament mit der Erklärung, daß hierin sein wahrer letzter Wille enthalten seye, den er nach seinem Absterben vollzogen wissen wolle. Freyburg den 8ten Februar 1802 Dilger Registrator [\*andere Hand\*] Ris Stadtrath

---

<sup>15</sup> *Schwanisches Dictionnaire ... alte und neue Allg. deutsche Bibliothek*: Christian Friedrich Schwan, *Nouveau dictionnaire de la langue allemande et françoise*, 2 Bde., Mannheim (Schwan et Fontaine) 1783-1784; *Allgemeine deutsche Bibliothek*, hg. v. Friedrich Nicolai, 117 Bde. und 19 Anhänge, Berlin 1765-1796, und *Neue allgemeine deutsche Bibliothek*, hg. v. demselben, 107 Bde. und 7 Anhänge, Berlin 1793-1806.

<sup>16</sup> Bis hier, mit Ausnahme der Unterschriften, in der Handschrift Franz Xaver Schnetzlers, der Zusatz auf der Außenseite in der des Freiburger Registrators Dilger.

## 10

Dokument: Erbschaftssache Friedrich von Zinck  
Verfasser: Roth (Landschreiber), L. Beck (Aktuar)  
Datum: 18. bis 25. Februar 1802  
Quelle: Erbschaftssache Fr. v. Zinck, Bad. GLA Karlsruhe, 198 No. 173a, fol. 2r-6v

Actum Emmendingen den 18t Febr 1802

Praes[ens] Tit[ulo] Herr HofRath und Landschreiber Roth.

Schon seit etlich und 20. Jahre hat der – vormals in hiesigen fürstl[ichen] Diensten gestandene – aus Sachsen gebürtige Herr HofRath Baron von Zinck mit seiner Frau Gemalin [sic] ohne Kinder dahier in einem eigenen Haus gewohnt[,] eine Krankheit aber kurz vor lezterer Weihnachten beide veranlaßet sich nach Freyburg zu begeben, um sich der Kur eines dortigen Arztes anzuvertrauen.

Nach einer diesen Morgen erhaltenen Anzeige ist gedachter Herr HofRath von Zinck gestern Abend um 7 Uhr in Freiburg mit Todt abgegangen, und wird mit dortseitiger Erlaubniß morgen Abend hierher transportiret – und dahier beerdiget werden.

Dem Vernehmen nach solle derselbe kürzlich in Freiburg eine – bey dem dortigen löb| lichen Magistrat niedergelegte – lezte Willens-Verordnung ebenso errichtet haben, wie sich eine solche von ihm von frühern Jahren her in dahiesig fürstl. Stadtschreiberei deponirt finden solle.

Da hierorts der Inhalt einer wie der andern unbekannt ist, und also vor der Hand eine Obsignation in der von Zinckschen Behausung dahier gesetzlich nothwendig seyn will; so hat sich obenbenannter Herr Hofrath u. Landschreiber Roth sogleich mit unterschriebenem und verpflichtetem Actuari in gedachte Behausung begeben, welche dermalen nur von der verwittibten Frau Räthin Willius und deren Tochter in einigen Zimmern der untern Etage bewohnt wird, der hiesige Bürger und Glasermeister Schöchlin aber hat seit der Abreise des Herrn und Frau von Zinck | mit beiden Mägden nach Freiburg in einem obern leeren Zimmer gegen dem [sic] Hof Wache gehalten, und dabei gleich der Frau Räthin Willius versichert, daß zu den übrigen gegenwärtig verschlossenen Zimmern des Hauses Herr HofRath von Zinck die Schlüssel mit sich nach Freiburg genommen und behalten habe.

Man hat also von OberAmts wegen mit dem mittleren Oberamts-Signet blos außen an sämtliche Thüren der Zimmer, so wie auch an die Kellerthüre Riegel angeleget, und

Resolviret,

- 1.) den Magistrat zu Freiburg im Extradiction des bei demselben niedergelegt seyn sollenden Testaments ebenso wie
- 2.) Hiesiger fürstl. Stadtschreiberei um Ausfolgung der daselbst niedergelegten Disposition zu ersuchen. [...]

L. Beck |

Actum Emmendingen den 22. F[ebruar] 180[2]

In praes[entia] S[alvo] Tit[ulo] Herrn Geh[eim]Raths und Landvogts Frh. von Liebenstein und S. Tit. Herrn Hofraths und Landschreibers Roth.

Von fürstl[iche]r Stadtschreiberei ist auf Verlangen ein Testament anher gegeben worden, welches so rubrizirt ist: No 33. Emmendingen Letzte Willens-Verordnung S. Tit. Herrn HofRaths Baron von Zinck alda [sic] bei fürstl. Stadtschreiberei deponirt den 8ten April 1794. Auf der RückSeite sind 8 verschiedene Petschaften befindlich sind [sic].

Von dem löblichen Magistrat in Freiburg aber ist eine verschlossene folgender Gestalten rubrizirte Disposition hierher extradirt worden.

[...] Lezter Wille des Markgräv. Badenschen HofRaths Friedrich von Zinck auf erhaltenen bürgermeisteramtlichen Auftrag verfügten sich unter|zeichnete sich [sic] in die Wohnung des obenbenannten H. HofRaths Friedrich v. Zinck, welchen sie zwar krank, doch bei ganz gesunder Vernunft antrafen und empfangen von demselben gegenwärtiges Testament mit der Erklärung, daß hierinn sein wahrer lezter Willen enthalten seye, den er nach seinem Absterben vollzogen wissen wolle. Freiburg den 8n Febr. 1802.  
Ris Stadtrath Dilger Registrator

auf der RückSeite ist ein einziges u. zwar das hier kennbare Petschaft des Hn Testirers aufgehafet.

Der H. Defunctus hat als [In]testat Erben hinterlaßen:

Seiner – vor ihm verstorbenen an einen H. Baron von Raschau in Leipzig verheirathet gewesenen [-] leiblichen Frau Schwester hinterbliebene Kinder, nemlich:

- a.) die Frau Gemalin des H. HofRath von Brand in Dresden und
- b.) einen noch minderjährigen – unter der Vormundschaft seines Hn Vater stehenden Sohn

Für welche ad actum | Publicationis der – hier befindliche H. Regierungs-Advokat Donsbach ex [offi]cio bestallet worden ist.

Die noch in Freiburg sich befindliche Baron von Zinckische Frau Wittwe hat abgewichen Freitag Abend daselbst obenbemercktem hiesigen Herrn HofRath und Landschreiber Roth in Gegenwart des dahiesigen [sic] SpezialSuperintendenten u. Stadtpfarrers H. Gockel erklärt, daß sie zu Anhörung der befragten Testamenten ihres Orts den dahiesigen Herrn LandCommissar Winter beauftraget habe, welches man umso mehr statt förmlicher Vollmacht angenommen hat, als gedachte Frau Wittwe wegen geschwollener Hände eine schriftliche Vollmacht auszustellen außer Stande ist.

Man hat also zu mehrgedachter TestamentsPublikation den heutigen Nachmittag anberaumat, wobei | sich obenbenannte beide Herrn Bevollmächtigte eingefunden haben.

Diesen wurden beide Testamenten ad recognoscenda sigilla exteriora vorgeleget, und nachdem sie solche unversehrt erfunden haben, dieselben eröffnet ~~und~~ publizirt, wo sich dann nach Eröffnung des Erstern vom 8. April 1794 in solchem ein – mit des H.n Defuncti Petschaft versiegeltes – so rubrizirtes Testament:

Hierinn ist mein letzter Wille  
Friedrich von Zinck

nebst einem von 7 Zeugen unterschriebenes und besiegeltes Testament vorgefunden hat.

Auch das Siegel auf vorgedachtem verschlossenem Testament wurde beiden Herrn Bevollmächtigten ad recognoscend[um] vorgezeiget, und als sie nichts dabey zu erinnern hatten, das Couvert eröffnet, das Testament herausgenommen und nebst dem In-|strument publizirt, nachdem die beiden Herrn Bevollmächtigten auch die Unterschriften in dem Testament unterschriebenen Zeugen und des hn. Testatoris recognosciret hatten.

„Hiernächst wurden auch die Unterschriften und Siegel in den eröffneten und publizirten unterm 8ten dieses Monats in Freiburg errichteten Testaments den Herrn Bevollmächtigten ad recognoscend. vorgezeiget, wobei dieselben ihres Orts gleichfalls Nichts zu erinnern gefunden, hingegen sich Abschriften von beiden Testamenten erbeten haben um solche ihren Principalen zur eigenen gutfindenden Masnahme [sic] zufertig[en] zu können.

Conclusum

1., Seyen die gebetnen Abschriften mit dem Anhang zu verwilligen, daß, wenn gegen die befragte [sic] Testamenten nur rechtliche Einsprache gemacht werden wolle, solche binnen 6. Wochen von dato an hier an- und vorgebracht werden solle. |

2., Seye den betreffenden Stellen und Personen von den ihnen verschafften Legaten *officielle* Nachricht zu erteilen. [...] L. Beck, act[uar]ius jur[at]us

Actum Emmendingen den 25. Febr. 1802

*In praes[entia] ut antea*

Da sich gestern Herr HofRath und Landschreiber Roth in Geschäften zu Freiburg befunden und bei dieser Gelegenheit auch die HofRath von Zincksche Frau Wittwe besucht habe, so wurde von derselben gebeten, daß, da sie nach beiden eröffneten Testamenten, folg[lich] in jedem Fall, UniversalErbin seye, die ihre häusliche Einrichtung sehr beschränkende obrigkeitliche Sperre wieder aufgehoben und abgenommen werden möchte

Von Oberamtswegen | hat man dabey k[eine A]nstend gefunden, [...] Herr Hofrath u. Landschreiber Roth also heute die gelegte [sic] Siegel wieder abgenommen, u. *resolvirt* dieses *ad acta* zu bemerken [...] L. Beck |

## 11

Dokument: Testament Wilhelmine von Zincks  
Verfasser: Wilhelmine von Zinck, Franz Xaver Schnetzler  
Datum: 6. Oktober 1802  
Quelle: Erbschaftssache W. v. Zinck, Bad. GLA Karlsruhe, 198 No. 173, Anlagen 2 (unpag.) und 3 (der dazugehörige Umschlag)

Da mich mein letzter Krankheits-Anfall überzeugt hat, welch einen geschwächten Körper ich habe, und wie leicht es möglich sey, einem wiederholten Angriffe zu unterliegen, ohne meine zeitlichen Angelegenheiten in Ordnung gebracht zu haben: so hab' ich mich mit gutem Vorbedacht und beym vollen Gebrauche meiner Vernunft entschlossen, folgende letztwillige [sic] Anordnung, welche ich nach meinem Tode pünktlich vollzogen wissen will, über mein sämtliches liegendes und fahrendes Vermögen zu treffen.

I Ernenne ich zu Erben meines ganzen Vermögens, mit Ausnahme dessen, worüber ich insbesondere disponirt habe, meinen lieben Anverwandten, nemlich a den Herzoglich-Sachsen-Meinungischen [sic] Oberforstmeister Herrn Carl von Teufel auf dem Steckenhofe; b dessen Frau Schwester Eleonore, verehelicht an den Herrn Hauptmann Klorr; c die Kinder des Herrn Kammerherrn von Raschau in Sachsen; d die beyden Brüder Herrn [sic] Philipp Friedrich und Herrn Carl von Hoen.

Da jedoch mein Vermögen nicht nur in Liegenschaften und Mobilien, sondern auch in Bodenzinsen und Zehnden besteht, und es mein ernstlicher Wille ist, daß meine Verlassenschaft, ohne Weitläufigkeiten und ohne einen Schatten von Uneinigkeit angetreten und übernommen werde: so hab' ich mich veranlasst gefunden, jedem der obgedachten Erben seine Erbs-Portion, wie anmit geschieht, anzuweisen.

a Der Herr Oberforstmeister von Teufel soll nach meinem Tode entweder mein Haus, oder, wenn dieß verkauft seyn sollte, den Erlös daraus, jedoch im einen wie im andern Falle mit der Verbindlichkeit erhalten, das auf dem Hause haftende Capital pr. 4000 f, schreibe vier tausend Gulden rhnl. zu übernehmen, (wenn | nemlich das Haus verkauft seyn sollte, so müßten diese 4000 f vom Kaufschilling abgeschlagen werden) und wietere 4000 f, schreibe viertausend Gulden rhnl. an die von Raschauschen Kinder baar auszubezahlen. Weiter soll der Herr Oberforstmeister von Teufel alle Mobilien, die sich zur Zeit meines Todes in meinem Hause oder meiner Wohnung befinden, sie mögen was immer für einen Namen haben, als Schmuck, Weißzeug, Silber, Wein und Fässer etc. erhalten, mit alleiniger Ausnahme dessen, worüber ich besonders verordnet habe.

Endlich soll Derselbe zu seinem weitem Erb-Theile den Eichstetter Bodenzins, meine sämtlichen Matten und das Burghäuschen mit dem anliegenden Ackerfelde bekommen: jedoch soll er gehalten seyn, die untern vorkommenden Legate längstens binnen 3 Monaten nach meinem Tode an die Legatäre baar auszubezahlen, mag er dazu den Erlös des etwa zu verkaufenden Boden-Zinses und der Matten, oder eine andre Quelle bestimmen.

b Die Kinder des Herrn Kammerherrn von Raschau sollen jene 4000 f, schreibe viertausend Gulden, welche der H. Oberforstmeister von Teufel an dem Hause oder dessen Erlöse herausbezahlen muß, dann die 3000 f, schreibe dreytausend Gulden

rhnL., welche ich beyrn Herrn Kammer-Rath Enderlin verzinslich anliegen habe, erhalten.

c Der Frau Eleonore von Teufel, verheyrathet an den Herrn Hauptmann Klorr [sic] weise ich meinen Boden-Zins in Bezingen<sup>17</sup> [sic] als ihre Erbs-Portion aus, jedoch mit der Bedingniß, daß der Bodenzins im Badischen bleiben, oder wenn er abgelöst werden sollte, der Reductions-Betrag im Badischen angelegt werden muß. Auch substituire ich ihr | in Rücksicht dieses Boden-Zinses ihre Kinder mit dem, daß diese nach ihrem Tode alleinige Erben desselben seyn, und die Frau Mutter nur auf den Fall, wenn keine Kinder oder deren Descendenten vorhanden sind, frey mit diesem Boden-Zinse disponiren könne. Nebst dem obigen Bodenzinse soll aber die Frau Eleonore von Teufel, Gemahlin des Herrn Hauptmanns Klorr den ganzen Ueberrest, welchen ich von der Leipziger-Erbschaft noch zu erwarten habe, mag selber in was immer bestehen, als ihr Eigenthum erhalten, jedoch mit der Verbindlichkeit, aus den von meinem Geschäfts-Führer Herrn Dr. Eberhard zu erhaltenden Erbschaftsgeldern jenes Capital pr. 1000 f, schreibe tausend Gulden rhnL., welches ich an Herrn von Montheli in Beaune schuldig bin, nebst jener Summe, welche die von Hoenischen Geschwister noch an mich zu fordern haben, zu bezahlen.

d Die beyden Brüder Herr Philipp Friedrich und Herr Carl von Hoen sollen meinen Antheil am Bamlacher Zehnden {auf Lebenslang} erhalten, und zwar so, daß einer den andern erbt. Jedoch soll nach dem Tode des Letzten dieser zwey Brüder der Bamlacher-Zehend-Antheil den Kindern des Herrn Carl von Teufel auf dem Steckenhofe zufallen; jedoch sollen die Söhne keinen Anspruch darauf zu machen haben, so lang Töchter vorhanden sind.

II verordne ich, daß nach meinem Tode folgende Vermächtnisse baar ausbezahlt, und respective ausgefolgt werden sollen:

1 Der Frau Räthin Willius zu ihrem ganz freyen Gebrauche, um sich in ihrem Alter mehrere Bequemlichkeit zu verschaffen, 1000 f, schreibe tausend Gulden rhnL. Jedoch sollen diese 1000 f nach ihrem Tode ganz allein ihrer Jungfer Tochter Friderike<sup>18</sup> | zufallen, oder auf den Fall, wenn die Frau Räthin vor mir mit Tod abgehen sollte würde, sollen diese 1000 f der Jungfer Friederike [sic] ausbezahlt werden.

2 Dem Herrn Rathe Schnetzler zu Freyburg als einen Beweis meiner Freundschaft [\*zwei od. drei Buchstaben gestrichen\*] {zum} Andenkens 1000 f schreibe tausend Gulden rhnL.

3 Dem Herrn Professor Ecker zu Freyburg, welcher mich nicht nur als Arzt, sondern auch als theilnehmender Freund behandelt hat, meine goldene Nadel mit dem Brillanten zum Andenken.

4 Der Katharina Neesin, meinem getreuen Dienst-Mädchen zu einiger Vergeltung ihrer langjährigen unverdrossenen Dienstleistungen 600 f, schreibe sechs hundert Gulden rhnL.<sup>19</sup>

---

<sup>17</sup> *Betzingen*: Bötzingen am Kaiserstuhl.

<sup>18</sup> *Jungfer Tochter Friderike*: Carolina Friderica Luisa Willius, die älteste Tochter des verstorbenen Landphysicus, deren Alter bei dessen Tod 1786 mit 22 Jahren angegeben worden war; zum Zeitpunkt da, Wilhelmine v. Zinck ihr Testament diktierte, war sie also 38 Jahre alt.

<sup>19</sup> *Katharina Neesin*: das „treue Kätherle“, Tochter des Schulmeisters Neesen aus Bahlingen, seit 1792 im Dienst des Ehepaars Zinck; vgl. Briefe 105, 116, 122.

5 Meinen Dienstbothen, die bey meinen Lebzeiten in meinen Diensten sind, miteinander 400 f, schreibe vierhundert Gulden rhnl. Doch soll die Katharina Neesin, wenn sie auch noch in meinem Dienste ist, gleichen Antheil haben.<sup>20</sup>

6 Der Frau Burgvögtin Pannifex meine Stock-Uhr zum Andenken. Zugleich ersuch' ich sie, den Papagey, welchen ich in Straßburg gekauft habe, zu sich zu nehmen.<sup>21</sup>

7 Der Armenkasse dahier 600 f, schreibe sechshundert Gulden.

8 Der Amalien-Stiftung dahier 400 f, schreibe vierhundert Gulden.

III Endlich verordne ich, daß aus dem vorfindigen baaren Gelde die sich nothwendig ergebenden kleineren Schulden mit Innbegriff des {Doktor- und} Apotheker-Conto's, bezahlt, und mein einfaches, ohne alles Gepräng zu veranstaltendes Leichenbegängniß bestritten werden soll. Der Ueberrest soll sodann unter meine 4 Erben zu gleichen Theilen {getheilt}, auf den Fall aber, wenn die vorhandene Baarschaft zu obigem Endzweck nicht hinreichen sollte, [zwei oder drei Buchstaben gestrichen] das Mangelnde von diesen Erben zu gleichen Theilen ersetzt werden. Daß alles dieß mein freyer und ungezwungener letzter Wille sey, bezeuge und bekräftige ich mit meiner eigenen Hand-Unterschrift, und Aufdrückung meines Familien-Petschafts. Emmendingen den 6ten Oktober 1802.

Wilhelmine Louise Eleonore von Zinck gebohrne von Zinck.<sup>22</sup>

[\*Siegel\*] | |

#### Letzte Willens-Meinung

mein [sic] der verwittweten Frau Eleonore Wilhelmine Louise von Zinck, gebohrnen von Zinck. Aufgesetzt den 6ten Oktober 1802.<sup>23</sup>

---

<sup>20</sup> Beim Tode Wilhelmine von Zincks befand sich neben Katharina Neesen auch noch deren Schwester Friederike, gen. „Maylene“, in Zinckschem Dienst; vgl. Brief 105. Katharina erbte folglich 800, Friederike 200 Gulden; vgl. Erbschaftssache W. v. Zinck, Bad. GLA Karlsruhe, 198 No. 173, fol. 57r.

<sup>21</sup> *Papagey*: Da die Witwe Sophia Pannifex ihre Erbschaft nicht „annehmen könne noch wolle“, „Herr Oberforstmeister von Teuffel aber den Papagai nicht länger füttern will, so bleibet nichts übrig, als beede Legaten öffent[lich] zu versteigern und den Erlöß, wenn Frau Burgvögtin auch darüber nicht anderweit disponiren wird, als ein vacantes Guth dem Fürstl. Fisco zuzuscheiden.“ Aktennotiz vom 6.11.1802; vgl. Erbschaftssache W. v. Zinck, Bad. GLA Karlsruhe, 198 No. 173, Anlage 153.

<sup>22</sup> Wie schon das zweite Testament ihres Mannes, ist auch das Wilhelmine von Zincks in der Handschrift Franz Xaver Schnetzlers aufgesetzt und von Wilhelmine von Zinck lediglich eigenhändig unterschrieben. Das benutzte Siegel ist identisch mit dem auf Friedrich von Zincks beiden Testamenten.

<sup>23</sup> Der dazugehörige Umschlag, in der Handschrift Schnetzlers. Das Testament wurde laut Oberamts-Aktennotiz am 19. Oktober 1802 eröffnet, am darauffolgenden Tag begann die Inventarisierung der Hinterlassenschaft; vgl. Erbschaftssache W. v. Zinck, Bad. GLA Karlsruhe, 198 No. 173, fol. 8r und 1r.

## 12

Dokument: Erbschaftssache Wilhelmine von Zinck  
Verfasser: Roth (Landschreiber), Christian Donsbach (Aktuar)  
Datum: 7. Oktober 1802  
Quelle: Erbschaftssache W. v. Zinck, Bad. GLA Karlsruhe, 198 No. 173, Anlage 4 (unpag.)

Actum Emmendingen d. 7. 8br 1802

Praes[ens] Tit[ulo] Herr Hofrath und Landschreiber Roth.

Frau Eleonore Wilhelmine Louise geb. von Zink, Wittwe des vor ohngefahr einem Jahr verstorbenen Markgr. Baadischen Herrn Hofraths Baron v. Zink haben diesen Morgen um 8. Uhr ausdrücklich gebeten, daß eine O[ber]Amtsperson mit einem verpflichteten Actuario sich bei denenselben in dero Behausung einfinden und das weitere vernehmen möchten.

Nebenbemercker Herr Hofrath und Landschreiber Roth hat sich sogleich mit unterschriebenem | Actuario jurato dah[in] begeben, die Frau von Zink in der obern Etage des Hauses in einem in den Hof gehenden Zimmer zwar zu Bette liegend, aber bei vollkommenem Verstand und guten [sic] Bewußtsein angetroffen, sofort auf die an dieselbe gestellte Frage, was ihr Begehre seie, folgende Antwort erhalten:

Sie habe gut gefunden, über ihre zeitliche Verlaßenschaft [sic] in einem von ihr eigenhändig unterschriebenem und besiegelten Testamente zu disponiren, dieses sodann mit ihrem Pettschaft [sic] versiegelt, und wolle solches hierdurch dem Oberamt mit der Bitte übergeben haben, daß solches zu gerichtlichen Händen [sic] und Verwahrung genommen, sofort seiner Zeit als ein gerichtlich übergebenes Testament eröffnet und in Vollzug gesetzt werden möchte. Dieses dem Oberamt übergebene verschloßene Instrument ist also überschrieben:

Letzte Willensmeinung

Mein [sic] der verwittweten Frau Eleonore, Wilhelmine, Louise von Zink gebornen von Zink aufgesetzt den 6n 8br 1802. |

Während vorstehend[es] in der Frau Testir[e]rin Gegenwart n[ie]dergeschrieben wur[de,] so erläuterte dieselbe, daß eigentlich Wilhelmine ihr erster Taufname, und der Name Eleonore also jenem nur durch ein Versehen vorgesetzt worden seie.

Auf ausdrückliches weiteres Befragen an die Frau Testirerin ob sie zu dem übergebenen Testament von Niemand gezwungen oder durch Ungestümme [sic] Zuredungen verleitet worden seie?

versicherte dieselbe, daß weder eines noch | das andere geschehen, sondern sie ihren letzten Willen aus eigenem freien Antrieb und gutem Vorbedacht errichtet habe, auch wünsche und verlange, daß solcher pünktlich vollzogen werden solle.

Nachdem nun vorstehendes in der Frau Testirerin Zimmer und Gegenwart in ohnunterbrochener Handlung und ohne Beisein einer andern Person geführte Protokoll geendiget ware, so hat sich das | Oberamt cum Actuario wieder entfernt, d[as] übergebene Testament zur Hand genommen, und resolvirt

daßelbe in der OberamtsKanzlei gerichtlich niederzulegen, der Frau Testirerin aber einen Empfangschein zuzustellen. [...] Donsbach act[uarius] jur[at]us]

### 13

Dokument: Aktenvermerk über den Tod Wilhelmine von Zincks  
Verfasser: Roth (Landschreiber), Kistner (Aktuar)  
Datum: 14. Oktober 1802  
Quelle: Erbschaftssache W. v. Zinck, Bad. GLA Karlsruhe, 198 No. 173, Anlage 5 (unpag.)

Actum Emmendingen den 14ten 8br 1802

Praesens Tit[ulo] Herr Geheim Rath und Landvogt Freyherr von Liebenstein.

Nachdem heute Nachmittag um 2. Uhr Herr Oberforstmeister von Teuffel der jüngere bei O[ber]Amt die Anzeige hat machen lassen, daß die verwittibte Freifrau Eleonore Wilhelmine Luise von Zink geb. von Zink, welche an einer beschwerl. GliederKrankheit lange darnieder gelegen habe, gestorben seye und da dieselbe keine natürl. Erben hinterließ, so hat sich nebenbenannter Herr Geheimer Rath und Landvogt | mit unterschriebe[nem] Aktuar eine Stund[e] darauf in das Sterbehaus verfügt, um die gesetzl. Obsignation vorzunehmen, wozu der H. Oberforstmeister von Teuffel [sic] der j[ün]g[e]re, als einer der nächsten Agnaten und Sohn des alten H. Oberforstmeisters von Teuffel, Uncle der verst. Frfrau von Zink, und einzigen IntestatErben beigezogen wurde, u. in dessen Gegenwart die Obsignation nachstehendermasen [sic] vorgenommen worden.

[Es folgt eine Aufzählung der Obsignationsmaßnahmen]

Hiermit wurde dieser | heutige Actus gesch[lossen] und Resolvirt:

Die Beerdigung der verst. Frfrau von Zink nun abzuwarten, sodann aber künftigen Dienstag zur Publikation des hier in der O[ber]AmtsKanzlei deponirten Testaments zu schreiten. [...] Kistner act[uarius] iurat[us]

## 14

Dokument: Auszug aus dem Inventar der Hinterlassenschaft Wilhelmine von Zincks  
Verfasser: Carl Wilhelm Baurittel (Stadtschreiber)  
Datum: 20. Oktober 1802  
Quelle: Erbschaftssache W. v. Zinck, Bad. GLA Karlsruhe, 198 No. 173, fol. 16r-18v

### Emmendingen Inventarium und Realabteilung

Über das von Frau Wilhelmine Louise Eleonore von Zink Wittwe des verstorbenen Markgr. Badischen Herrn Hofraths *Baron* von Zincks, hinterlassene Vermögen [sic] Vorgenommen den 20n [et] seq[uentes] Octob[ris] 1802

[...]

#### Bücher:

120. Bände RitterRom[ane] von Zacheriä <sup>24</sup> [sic] à 6. gr.	-12. - <sup>25</sup>
Wielands Werke 30. Theile <sup>26</sup>	- 6. -
3. Theile Baurittels Anleitung <sup>27</sup>	- 2. -
Das baadische Landrecht <sup>28</sup>	- - 48.
4. Theil Hermann und Ulrike <sup>29</sup>	- - 40.
Reise Beschreibungen von Forster 3. Bände in Quart <sup>30</sup>	- 1.30.
37. Bände Litteratur Zeitungen	- 1.14.
Mytholog. Lexikon von Joh. Joach. Schwaben <sup>31</sup>	- - 30.
Siegfried fried [sic] von Lindenberg <sup>32</sup>	- - 12.
Einige Musikalien	- - 30
Gellerts Briefe p 15 Bänd <sup>33</sup> à 6 g	- 1.30.

<sup>24</sup> Nicht ermittelt; vielleicht aber Justus Friedrich Wilhelm Zachariäs *Der Renommiste. Ein scherzhaftes Heldengedichte*, erstmals Leipzig 1744.

<sup>25</sup> Der Schätzwert der Bücher, so wie im Rest des Inventars in Gulden und Kreuzern.

<sup>26</sup> Von der ab 1794-1811 von Göschen in Leipzig unter dem Titel *C. M. Wielands sämtliche Werke* verlegten Ausgabe letzter Hand waren bis 1797 30 Bände erschienen.

<sup>27</sup> C[arl] W[ilhelm] Baurittels, Markgräfllich-Badischen Regierungs-Secretairs und Stadtschreibers der Markgrafschaft Hochberg *Practische Anleitung für alle bey Land-, Amt- und Stadtschreibereyen vorkommenden Geschäfte um angehende Scribenten zu bilden und zu vervollkommen*, 3 Bde., Karlsruhe (Macklot) 1792, 1795, 1796. Zinck erwähnt in Brief 92 gegenüber Eberhard, daß er selbst anonym die Vorrede zu dieser Instruktionsschrift des Emmendinger Stadtschreibers verfaßt habe.

<sup>28</sup> Das 1810 durch eine Adaption des Code Napoléon als Zivilgesetzbuch für Baden abgelöste Badische Landrecht von 1622 wurde in mehreren Drucken publiziert, zuletzt 1773.

<sup>29</sup> Johann Karl Wezel (1747-1819), *Herrmann und Ulrike, ein komischer Roman in vier Bänden*, Leipzig (Dyck) 1780.

<sup>30</sup> Georg Forster, *Geschichte der Reisen, die seit Cook an der Nordwest- und Nordost-Küste von Amerika und in dem nördlichsten Amerika selbst von Meares, Dixon, Portlock, Coxe, Long u. a. m. unternommen worden sind* [...], 3 Bde., Berlin (Chr. Fr. Voss) 1791; erschien 1792 in einer Oktavausgabe. Alternativ *Des Capitain Jacob Cook dritte Entdeckungs-Reise in die Südsee und nach dem Nordpool* [sic], 4 Bde., Berlin (Haude und Spener) 1789, das auch in einer Quartausgabe vertrieben wurde.

<sup>31</sup> *Benjamin Hederichs [...] gründliches mythologisches Lexicon*, von Johann Joachim Schwaben überarbeitet, erschienen in Leipzig (Gleditsch) 1770.

<sup>32</sup> Johann Gottwerth Müllers (1743-1828) komischer Roman *Siegfried von Lindenberg* erschien erstmals 1779 anonym in Hamburg.

1 altes und ein neues Gesangbuch	– – 36.
19. Bände Ephemeriden der Menschheid [sic] à 4 g.	– 1.16.
5. Bände Horatzens Satyren von Wieland <sup>34</sup>	– 1. –
Sachse [sic] Baadische Geschichte 3 Theile <sup>35</sup>	– 1. –
Gerstlachers Sammlung 3 Bd <sup>36</sup>	– – 30.
Sonnenfels über die Abschaffung der Tortur <sup>37</sup>	– [-] 6.
Moser über die geistl. Regierungen <sup>38</sup>	– – 18.
2. Bänd Schöpfs Reisen durch Nord-Amerika <sup>39</sup>	– – 48.
2. Bände Wenderbarns Reisen durch einige Provinzen Englands <sup>40</sup>	– – 30.
19. Bände Schmidts Geschichte der Deutschen <sup>41</sup>	– 4.45
Mosers Markg. Baadsches [sic] Staats Recht <sup>42</sup>	– – 15.
2. Band Achenwalls Geschichte der Europ. Staaten <sup>43</sup>	– – 20
2 bd <i>Elem. iuris civ. d. Joh. Gottl. Heinricus</i> <sup>44</sup>	– – 24.
1 Band Böhmers <i>Introductio in Jus publicum</i> <sup>45</sup>	– – 6.
1 Bibel	– – 45.

<sup>33</sup> Möglicherweise die zehnbändige, 1767-1775 in Bern und Amsterdam erschienene Ausgabe *Sämtliche Schriften Herrn C. F. Gellerts*, deren erster Band die „Briefe, nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen“ enthält; das „p“ für „perge“ zeigt an, daß bei der Inventarisierung einfach der Titel des ersten Bandes für die Gesamtreihe notiert wurde. Der Überschuß an fünf weiteren Bänden könnte durch weitere, einzeln erschienene Bände zu Gellert und seinem Werk und Leben erklärt werden.

<sup>34</sup> *Horazens Satyren aus dem Lateinischen übersetzt und mit Einleitungen und erläuternden Anmerkungen versehen von C. M. Wieland*, 2 Bde., Leipzig (Weidmanns Erben und Reich) 1786; vielleicht zusammen mit *Horazens Briefe aus dem Lateinischen übersezt [sic] und mit historischen Einleitungen und andern nöthigen Erläuterungen versehen von C. M. Wieland*, 2 Bde., Dessau 1782, (21790 bei Weidmann in Leipzig), sowie *Die Dichtkunst des Horaz [= Ars Poetica], übersetzt und erklärt von K. W. Ramler; in Versen v. Chr. M. Wieland*, Basel (Flick – Zinks späterer Verleger!) 1789.

<sup>35</sup> Johann Christian Sachs, *Auszug aus der Geschichte der Marggrafschaft und des Marggrävlichen altfürstlichen Hauses Baden*, Karlsruhe (Macklot) 1776.

<sup>36</sup> Carl Friedrich Gerstlacher (1732-1795), *Sammlung aller baden-durlach'schen, das Kirchen- und Schulwesen, das Leben und die Gesundheit der Menschen, die Versorgung der Armen und Steuerung des Bettels [...] betreffenden Anstalten und Verordnungen*, 3 Bde., Frankfurt und Leipzig 1773-74.

<sup>37</sup> Joseph von Sonnenfels, *Über die Abschaffung der Tortur*, Zürich (Orell, Gessner und Füesslin und Compagnie) 1775. Mit diesem Werk trug der Wiener Kameralist und Beamte Sonnenfels (1732-1817) dazu bei, daß die Folter 1776 in den österreichischen Erblanden tatsächlich abgeschafft wurde. Vgl. Brief 34.

<sup>38</sup> Friedrich Carl von Moser (1723-1798), *Ueber die Regierung der geistlichen Staaten in Deutschland*, Frankfurt und Leipzig 1787.

<sup>39</sup> Johann David Schöpf (1752-1800), *Reise durch einige der mittlern und südlichen vereinigten nordamerikanischen Staaten nach Ost-Florida und den Bahama-Inseln*, 2 Bde., Erlangen (J. J. Palm) 1788.

<sup>40</sup> Gebhard Friedrich August Wendeborn, *Reise durch einige westlichen und südlichen [sic] Provinzen Englands*, 2 Bde., Hamburg (Bachmann und Gundermann) 1793.

<sup>41</sup> Michael Ignaz Schmidt (1736-1794), *Geschichte der Deutschen*, 5 Bde., Ulm (Stettin) 1778-1783; oder 8 Bde., Wien 1783-1787; und *Neuere Geschichte der Deutschen. Fortgesetzt von Joseph Milbiller*, Wien, 1785-1807; der elfte Band erschien 1802.

<sup>42</sup> Johann Jacob Moser (1701-1785), *Einleitung in das Markgräflich-Badische Staatsrecht*, Frankfurt und Leipzig 1772.

<sup>43</sup> Gottfried Achenwall (1719-1772), *Entwurf der allgemeineren Europäischen Staatshändel des XVII. und XVIIIten Jahrhunderts [...]*, 2 Bde., Göttingen (Vandenhoeck) 1756.

<sup>44</sup> Johann Gottlieb Heineccius (1681-1741), *Elementa juris civilis secundam ordinem Institutionem*, Amsterdam 1725, und *Elementa juris civilis secundam ordinem pandectarum*, Amsterdam 1728; in beiden Fällen mehrere Neuauflagen.

<sup>45</sup> Justus Henning Boehmer (1674-1749), *Introductio in jus publicum universale [...]*, Halle und Magdeburg 1710, viele Neuauflagen.

1 Gesangbuch	- - 2
12 Band Patriot. Archiv für Deutschland <sup>46</sup>	- 2. -
1 Bdchn Schlettwein vom KirchenEigenthum <sup>47</sup>	- - 6.
1 d[ito] Denkwürdigkeiten der Bastille <sup>48</sup>	- - 6.
1 <i>Henrici Elem[ent]a iuris</i> <sup>49</sup>	- - 20.
2. Mosaisches Rech[t]	- - 40.
<i>Corpus iuris civ. in qt.</i>	- 2 -
1 Bd. Geschichte des Hauses Geroldsek q[uar]t. <sup>50</sup>	- - 20
Hübners Staats Zeitungs Lexikon <sup>51</sup>	- 1. -
einige alte Bücher p.	- 1. -
11. Bände Nikolais Reisebeschreibung durch Deutschland <sup>52</sup>	- 2. -
1. Band Gmählins [sic] Gesetzgebung <sup>53</sup>	- - 30.
1. d[ito] Servins pein[liche] Gesetzgeb. <sup>54</sup>	- - 30.
Marquis von Beccarias Werk von Strafen u Verbrechen <sup>55</sup>	- - 24.
3. Bänd. Robertsons Geschichte Kaiser Karl des Vn. <sup>56</sup>	- 1. -
3. Bänd Goldsch. Geschichte der Römer <sup>57</sup>	- - 30.
4. Band alte franz. Comedie	- - 8.
Schlossers Versuch zur Verbesserung deutscher Rechte <sup>58</sup>	- - 12.
6. Theile Don Quixote von Mancha <sup>59</sup>	- - 24.
3 d[ito] Jakobis Werke <sup>60</sup>	- - 24.
1. Band Hirschfelds Briefe über die Schweiz <sup>61</sup>	- - 6

<sup>46</sup> *Patriotisches Archiv für Deutschland*, hg. v. Friedrich Carl von Moser, 12 Bde., Leipzig 1784-1790.

<sup>47</sup> Johann August Schlettwein (1731-1802), *Entwicklung der wichtigen Materien vom Kirchen-Eigenthum* [...], Gießen 1786.

<sup>48</sup> Simon Nicolas Henri Linguet (1736-1794), *Denkwürdigkeiten der Bastille und die Gefangenschaft des Verfassers in diesem königlichen Schlosse vom 27. September 1780 bis zum 19. Mai 1782*, Berlin 1783.

<sup>49</sup> Wie Fußnote 33; dort ist Heineccius bereits einmal zu Heinricus verschrieben.

<sup>50</sup> Johannes Jacobus Reinhard, *Pragmatische Geschichte des Hauses Geroldsek wie auch derer Reichsherrschaften [sic] Hohengeroldsek, Lahr und Mahlberg in Schwaben*, Frankfurt und Leipzig 1766.

<sup>51</sup> Johann Hübner (1668-1731), *Reales Staats- und Zeitungs-Lexicon*, Leipzig (Gleditsch) 1704.

<sup>52</sup> Friedrich Nicolai (1733-1811), *Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781 nebst Bemerkungen über Gelehrsamkeit, Industrie, Religion und Sitten*, 12 Bde., Berlin (Stettin) 1783-1796.

<sup>53</sup> Christian Gottlieb Gmelin (1749-1818), *Grundsätze [sic] der Gesezgebung [sic] über Verbrechen und Strafen*, Tübingen (Cotta) 1785.

<sup>54</sup> [Antoine N. Servin,] *Servin über die peinliche Gesetzgebung. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Johann Ernst Gruner* [...], Nürnberg (Felßecker) 1786.

<sup>55</sup> [Cesare Beccaria (1738-1794)] *Des Herren Marquis von Beccaria unsterbliches Werk von Verbrechen und Strafen. Auf das Neue selbst aus dem Italiänischen übersezet mit durchgängigen Anmerkungen des Ordinarius zu Leipzig Herren Hofrath Hommels*, Breslau (Korn) 1778. Vgl. Brief 42.

<sup>56</sup> [William Robertson (1721-1793),] *Herrn Dr. Wilhelm Robertsons Geschichte der Regierung Kaiser Carls des V. [...] aus dem Englischen übersetzt von Matth. Theod. Christ. Mittelstedt*, 3 Bde., Braunschweig 1770. Vgl. Brief 42.

<sup>57</sup> [Oliver Goldsmith (1728-1774),] *Dr. Goldsmiths Geschichte der Römer von Erbauung der Stadt Rom bis auf den Untergang des abendländischen Kaiserthums*, 4 Bde., Frankenthal (Gegel) 1789.

<sup>58</sup> Johann Georg Schlosser (1739-1799), *Vorschlag und Versuch einer Verbesserung des deutschen bürgerlichen Rechts ohne Abschaffung des römischen Gesetzbuchs*, Leipzig 1777.

<sup>59</sup> Vermutlich die in sechs Bänden erstmalig 1775-77 in Leipzig und Weimar (Fritsch) erschienene Übersetzung von Friedrich Justin Bertuch.

<sup>60</sup> Johann Georg Jacobi, *Sämtliche Werke*, 3 Bde., Halberstadt (Groß) 1773-1775, oder Frankfurt und Leipzig 1779, oder Karlsruhe 1780.

<sup>61</sup> Christian Cay Lorenz Hirschfeld (1742-1795), *Briefe die Schweiz betreffend*, Leipzig (Crusius) 1776, vgl. Brief 44; oder *Neue Briefe über die Schweiz*, Kiel 1785.

2. Bd. Uz poëtische Werke <sup>62</sup>	– – 40.
4. Bd Zimmermann über die Einsamkeit <sup>63</sup>	– – 40
3. Bände einzeln von Kleist p <sup>64</sup>	– – 18.
32. Bände Berlinische Monatsschriften <sup>65</sup>	– 5.20
10 d[ito] in Pappendekel	– – 20.
21. Bände Reuß StaatsGeschichte <sup>66</sup>	– 1.24
4. Bände Herders Ideen <sup>67</sup>	– – 40.
Schillers Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande <sup>68</sup>	– – 6.
4. Bände Franks medizinische Polizei <sup>69</sup>	– 1.36
[...]liambiris von Wieland <sup>70</sup>	– – 30.
Goldschmidts Geschichte der Griechen <sup>71</sup>	– – 15.
Philipps Reisen nach Botany bay <sup>72</sup>	– – 15.
15. Bände Werke Friedrich des II n Kgs. v. Preußen <sup>73</sup>	– 2.30.
1. Italienisches Lexikon	– – 45.
3 Bände, Komisches Theater von Junger <sup>74</sup> [sic]	– – 24.
16. bd. Berlinisches Archiv <sup>75</sup>	– 1.36

---

<sup>62</sup> Johann Peter Uz (1720-1796), *Sämtliche poetische Werke*, 2 Bde., Karlsruhe 1776.

<sup>63</sup> Johann Georg Zimmermann (1728-1795), *Über die Einsamkeit*, 4 Bde., Leipzig (Weidmann und Reich) 1784-1785.

<sup>64</sup> Ewald Christian von Kleist (1715-1759), den Zinck in seinem Aufsatz über Emmendingen „An Herrn Schnetzler“ aufgrund seiner Naturschilderungen mit James Thomson (1700-1748) vergleicht.

<sup>65</sup> Berlinische Monatsschrift, hg. v. J. E. Biester und F. Gedike, Berlin 1783-1811.

<sup>66</sup> Wahrscheinlich die Zeitschrift *Teutsche Staatskanzlei*, hg. v. Johann August von Reuß (1751-1820), Ulm (Stettin) 1783-1801.

<sup>67</sup> Johann Gottfried Herder (1744-1803), *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit*, 4 Bde., Riga (Hartknoch), 1784-1791.

<sup>68</sup> Friedrich Schiller (1759-1805), *Geschichte des Abfalls der Niederlande von der spanischen Regierung*, 4 Bde. Leipzig 1788-1810.

<sup>69</sup> Johann Peter Frank (1745-1821), *System einer vollständigen medicinischen Polizey*, 4 Bde., Mannheim (Schwan) 1779-1788; fünf weitere Bände 1812-1819 Tübingen (Cotta) und Wien (Schaumburg).

<sup>70</sup> Nicht zu ermitteln; denkbar ist jedoch, daß sich der das Inventar aufnehmende Stadtschreiber Baurittel hier zunächst verhört hatte. Wer immer ihm die Titel in der Büchersammlung des verstorbenen Barons von Zinck diktierte, scheint zuerst „Wieland Idris“ gesagt und, vielleicht auf Nachfrage, wiederholt zu haben: „von Wieland“. Daß die Inventarisierung der Zinck’schen Verlassenschaft in Eile stattgefunden hat, legt die summarische Art nahe, mit der die Büchersammlung erfaßt wurde.

<sup>71</sup> [Oliver Goldsmith,] Dr. Goldsmiths Geschichte der Griechen von den frühesten Zeiten bis auf den Tod Alexanders des Großen, 3 Bde., Frankenthal (Gegel) 1788-1789, oder 2 Bde., Leipzig (Schwickert) 1792-93.

<sup>72</sup> [Arthur Phillip (1738-1814),] Kommodore Phillip’s Reise nach der Botany-Bai auf Neuholland [...], Stuttgart 1789.

<sup>73</sup> *Hinterlassene Werke Friedrichs II. Königs von Preussen* [sic], 15 Bde., Kempten (Zeitungskomptoir) 1788-1789.

<sup>74</sup> Johann Friedrich Jünger (1756-1797), *Comisches Theater*, 3 Bde., Leipzig (Göschel) 1792-1795.

<sup>75</sup> *Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks*, hg. v. Friedrich Eberhard Rambach und Ignaz Aurelius Feßler, Berlin (Maurer) 1795-1800.

15

Dokument: Gesuch F. X. Schnetzlers um Erlassung des Nacherbengeldes  
(Aktenkopie)  
Verfasser: unbekannt  
Datum: 25. November 1802  
Quelle: Erbschaftssache W. v. Zinck, Bad. GLA Karlsruhe, 198 No. 173, Anlage  
14 (unpag.)

Ad Cameram, Emmendingen den 25. Nov. 1802

Oberamts und Burgvogtey Hochberg unterthänigster Bericht  
ad suppl[icationem] des MagistratsRath Schnezler von Freiburg  
um gnädigsten Nacherben-Geldes Nachlaß.

S[erenissi]me

Supplicant, der Sohn eines armen Bürgers von Freiburg ist Zögling des Professor Jacobi daselbst, durch diesen mit dem verstorbenen Hofrath von Zink bekannt geworden und diese Bekanntschaft hat zugleich bei demselben eine besondere Anhänglichkeit an das badische Land bewirkt, welche wir in DienstAngelegenheiten ja zuweilen schon mit Vortheil benutzt haben.

Hofrath von Zink und dessen | nun auch verstorbene G[attin] waren einige Jahre lange [...] krank, während welcher Zeit denselben in Leipzig eine beträchtliche Erbschaft angefallen ist, sie hatten bede zu dem Magistratsrath Schnezler ein besonderes Vertrauen, derselbe muste neben ihre hiesigen eigenen auch diese ErbschaftsAngelegenheit besorgen, und während dem die Zinckische [sic] Eheleute Schweizer Bäder gebraucht sich zu den selben dahin begeben, der Hofrath von Zink und deßen Gattin hielten sich geraume Zeit in Freiburg auf wo auch ersterer gestorben ist, und Schnezler bewirkte daß der Leichnam ohne alle Schwürigkeit hierher gebracht und dahier beerdiget werden durfte, er muste dorten täglich ein | auch etlichemal im Haus erscheinen, um sogar die häußliche [sic] Angelegenheiten zu besorgen und zur Vergeltung aller dieser sowohl uns in specie als dem ganzen hiesigen Publico bekannten Dienste hat die Freifrau von Zink dem Magistratsrath Schnezler ein Legat von 1000. f ausgeworfen, wovon derselbe 10 % NacherbenGeld schuldig wäre um deßen huldreichsten Nachlaß er in begehender V[n]terstell[un]g unterth[änig] bittet, welchen auch wir unsern Orts demselben um somehr [sic] wohl gönnen möchten als wir überzeugt ist [sic] sind, daß er die ihm legirte [sic] 1000. f an den von Zinkischen Eheleuten wohl verdient habe, und ihm bei seinen uberh[aupt] notorischen dürftigen Umständen | jeder Abzug allerdings [em]pfindlich machen [sic] fallen müste.

Wir stellen jedoch deßen Gesuch lediglich höchstem Gefallen unterth. anheim und ersterben Euer p

## 16

Dokument: Nachruf auf Zinck aus dem Schlichtegrollschen Nekrolog  
Verfasser: unbekannt  
Datum: 1803  
Quelle: Friedrich Schlichtegroll (Hg.), *Nekrolog der Teutschen für das neunzehnte Jahrhundert*, Gotha (Perthes) 1803 (2. Jahrgang), 49-68.

### **Friedrich Frherr von Zink, Fürstlich Badenscher Hofrath,** geb. 1753. gest. 1802.

Wollt ihr, Freunde des Guten und Schönen, ein Leben sehen, in selbstgewählter Stille dem reinen Naturgenuß, der Wohlthätigkeit, der Freundschaft und den Musen geweiht: so verweilt bey dem ehrwürdigen Namen dieses Mannes, der zu eurer unsichtbaren Kirche gehörte. Wenige kannten ihn im Leben; er wollte es so; viele werden sich seiner nun noch freuen, nachdem schon Grün seinen Hügel überzieht. – Er stammte aus dem Hause *Gatterstädt* bey *Querfurth* in Thüringen, wo er 1753 geboren ward. Unter dem berühmten Rector *Hofmann* in Merseburg legte er den Grund zu seinen nachherigen erweiterten Kenntnissen, und kam 1769 auf die *Leipziger* Universität, wo er unter D. *Zollers* Vorsitz disputirte. Das Andenken an diese Universitätsjahre blieb ihm bis an sein Ende unaussprechlich lieb, weil es ihm durch keine Reue verbittert wurde, und die dort erworbenen Kenntnisse ihm einen fortdauernden reichlichen Genuß gewährten.

Bald darauf, 1774, kam er als ein junger Mann, schätzbar durch seine juristischen und philologischen Wissenschaften nach Karlsruhe, und wurde dort Fürstl. Badenscher Regierungs- Hof- und Ehe-Gerichts-Assessor. Er begleitete aber diese Stelle nicht lange, sondern resignirte bald darauf als Hofrath und lebte dann 25 Jahre hindurch in dem Badenschen Städtchen Emmendingen [sic] im Privatstande an der Seite seiner würdigen Gattin, einer gebornen Fräulein von Zink, von welcher der Dichter *Jacobi* an ihrem Geburtstage singt:

[\*es folgen die letzten zwölf Verse aus Jacobis »Am ersten May«; vgl. Dokument 8\*]

Emmendingen liegt in einer lieblichen Gegend und nur einige Stunden von Freyburg im Breisgau.<sup>76</sup> Beyde Orte sind in unsern Tagen dem Freunde der teutschen Literatur durch zwey merkwürdige Zeitgenossen wichtiger geworden, Emmendingen durch den Philosophen *Schlosser*, der dort Oberamtmann war, Freyburg durch den Dichter *Jacobi*, der noch der dortigen Universität zur Zierde gereicht. Mit beyden lebte *Zink* in dem engsten Bunde der Freundschaft, der durch gemeinschaftliche Pflege der Wissenschaften noch verschönert wurde. Er bildete einen schönen Zirkel um sich her durch seinen geistvollen Umgang, durch seinen liebenswerthen Charakter und durch Unterhaltung einer wohleingerichteten Lesegesellschaft. Als Freund der Ruhe, war er doch gleich voller Thätigkeit, wenn er jemanden helfen oder auch nur Freude machen konnte. Zu jeder nützlischen literarischen

---

<sup>76</sup> Fußnote im Original: „Ueber die Idyllische Lage beyder Orte s. das Jacobische Taschenbuch für 1799 und 1800, wo im ersten der Freyburgische Rats Herr *Schnetzler*, einer der ersten Schüler *Jacobi's* und ein geschmackvoller Kenner der neuen Literatur, von seiner Stadt, -- im zweyten, Baron *Zink* in einem Schreiben an H. *Schnetzler*, S. 73, von Emmendingen sehr anziehende Schilderungen geben.“

Arbeit, zumal wenn etwas zu berichtigen oder jemand zu vertheidigen war (vergl. Necrol. 1793. II, 420),<sup>77</sup> fand man ihn immer bereit. Seine Wahrheitsliebe war unbestechlich; er sagte höchstselten jemanden etwas Schmeichelhaftes ins Gesicht; lobte nicht, was er nicht lobenswürdig fand, und hätte durch eine ihn herabsetzende Unterwürfigkeit selbst die höchste Ehrenstelle nicht erlangen mögen; vielmehr widersprach er, in jüngern Jahren, denen, von welchen sein Glück abhing, mit Freymüthigkeit, sobald er es für seine Pflicht erkannte.

Er besaß ein ansehnliches Vermögen, das aber durch den Krieg, der auch sehr nachtheilig auf seine Gesundheit wirkte, merklich geschmälert wurde. Die wohlthätige Verwaltung desselben machte, außer seinen ganz uneigennütigen, nur aus innerm Trieb entspringenden Studien, seine vorzüglichste Beschäftigung. Eigentliche Bedürfnisse, die großen Aufwand forderten, hatte er nicht. Er lebte einfach, genoß der schönen Natur in seiner Gegend, und machte seine kleinern Reisen, als seine freundschaftlichen Wanderungen nach Freyburg, am liebsten zu Fuße. Bey so manchem Glück seiner Lage, war ihm die Freude nicht gegeben, Kinder um sich her aufwachsen zu sehen; ein einziger Sohn, den ihm seine Gattin im Anfange ihrer Ehe schenkte, erreichte nicht das erste Jahr, und dieser Verlust wurde ihm durch kein anderes Kind ersetzt. In seinem, für stilles, häusliches Glück so gestimmten Herzen schwieg die Trauer über diese vereitelte Hoffnung nur; aber wie leicht und rührend sie erwachte, sagt seine Antwort auf einen poetischen Brief seines *Jacobi*, welche beyde überhaupt einen Blick in das Leben und Denken des edlen *Zink* und in das schöne Verhältniß beyder Freunde thun lassen.<sup>78</sup> *Jacobi* schrieb am 8. Jan. 1795 an ihn:

Indeß, o Freund, im harten Gleise [...]

[\*es folgt, nur in der Orthographie leicht verändert, *Jacobi*s Epistel aus dem *Taschenbuch für 1796*; vgl. Veröffentlichte Schriften 5\*]

*Antwort.*  
*Zink an Jacobi.*

Ja, Freund, das stille Glück des häuslich frohen Lebens [...]

[\*es folgt, ebenfalls nur orthographisch verändert und um den letzten Absatz gekürzt, *Zinck*s Antwort-Epistel\*]

— So fühlte er noch lange nachher den Verlust seiner väterlichen Hoffnungen! – Wie hoch ein solches Herz den Werth der Freundschaft anschlug, spricht von selbst. *Jacobi*, *Schlosser*, der Rathsherr *Schnetzler* aus Freyburg, und noch einige Edle bildeten einen Zirkel der innigsten Traulichkeit und Liebe. — Als *Schlosser*, der

---

<sup>77</sup> Die hier in Klammern eingerückte Angabe bezieht sich auf den Schlichtegrollschen *Nekrolog für das Jahr 1793*. In einem Nachruf auf den Coburger Beamten Johann Christian Hofmann (Schlichtegrollscher *Nekrolog auf das Jahr 1792*, Bd. 2, Gotha 1794; 37-51) wurde *Jacobi* als Begründer eines empfindsamen »Ordens der Sanftmuth und Versöhnung« bezeichnet. *Zinck* veröffentlichte darauf im Intelligenzblatt der Leipziger *Allgemeinen Literatur-Zeitung* vom 18. März 1795 eine Richtigstellung, die hier unter Veröffentlichtes 3 abgedruckt ist und im Schlichtegrollschen *Nekrolog für das Jahr 1793* an angegebener Stelle zusammengefaßt veröffentlicht wurde.

<sup>78</sup> *Jacobi*'s *Taschenbuch* f. 1796. S. 1-20.

bekanntlich nachher eine Zeitlang in Holstein lebte, und zuletzt als Syndicus seiner Vaterstadt Frankfurt viel zu früh starb, — Emmendingen und diese Gegend verließ, fühlte jener schöne Kreis diesen Verlust auf das tiefste. *Jacobi* ergoß seine Klagen darüber in einer andern Epistel an den Freyherrn *Zink*, (s. dess. Taschenb. f. 1798.), und *Zink* stimmte in diese laute Sehnsucht nach dem verehrten Weisen ein. »Denn ach,« — so schreibt er an seinen Freund *Jacobi* im Febr. 1796 zurück, —

— Wie dürftig muß Dir unser Städtchen scheinen, [...]

[\*es folgen die Verse 41-70 aus Zincks Antwort-Epistel aus dem *Taschenbuch von J. G. Jacobi und seinen Freunden für 1798*; vgl. Veröffentlichte Schriften 10\*]

[...] Von *Schlossers* Geist ein leises Wehen! —

Außer diesen und mehrern Poesien, mit denen er seines Freundes *Jacobi* Taschenbücher bereicherte, und einigen Beyträgen zu dem Berliner Archiv der Zeit und des Geschmacks, besitzen wir von ihm einige Uebersetzungen aus dem Französischen, als: Neue Reise in meinem Zimmer herum. Basel, 1798, und Oncle Thomas, nach Pigault Lebrun, Basel 1801, — die an Schönheit der Sprache und des Ausdrucks mit den Originalen wetteifern. Das erste, womit er aufgetreten war, ist der »Aufruf an die Teutschen, *Gustav Adolf* an dem Ort, wo er fiel, ein Denkmal zu stiften,« — ein prosaischer Aufsatz, den *Posselt* in seine Schriften aufgenommen hat.<sup>79</sup>

Seine Prosa hatte Klarheit, Annehmlichkeit und Lebhaftigkeit. War er zuweilen weniger concis, als man hätte wünschen können, so rührte dieß theils von seiner Schnelligkeit im Arbeiten, theils daher, weil er überall, wo es auf Thatsachen ankam, die möglichste Richtigkeit und Vollständigkeit suchte. — Daß er Dichtertalent, besonders einen leichten poetischen Ausdruck, besaß, beweisen die obigen Proben und mehrere seiner Poesien, die aber alle aus seinen spätern Jahren herrühren. In seiner frühern Jugend war er zu bescheiden, es in sich zu ahnden, und daher wurde es nicht ausgebildet. *Jacobi* war lange mit ihm bekannt, ehe er von diesem in ihm liegenden Talent etwas erfuhr. Soviel man weiß, trat er als Dichter zum erstenmal öffentlich in *Jacobi's* Taschenbuch für 1796 auf<sup>80</sup>; nachher lieferte er in jedes der folgenden etwas, nämlich in die für 1798 und 99, und in das Ueberflüssige Taschenbuch für 1800, so wie in das für 1802. Seine oben mitgetheilte Epistel an *Jacobi*, aus dem Taschenb. f. 96, ist wohl das Vollendetste, was er jemals geliefert hat, und drückt zugleich seine Art zu denken und zu empfinden mit sprechender Wahrheit aus. — In dem Ueberfl. Taschenbuch findet sich S. 97, von ihm eine Nachahmung des *Horazischen Schwätzers*, voll origineller Laune, und wiederum zugleich ein Denkmal seiner traulichen auf gemeinschaftliche Liebe zu den Musen gegründeten Freundschaft für *Jacobi*.

---

<sup>79</sup> *Gustav Adolf*: Der Titel der ursprünglichen Publikation, *Gustav Adolph. Eine Aufforderung an Teutschland*, wurde vom Verfasser des Nekrologs so erweitert, daß ihr Inhalt augenblicklich ersichtlich wird. Vgl. Veröffentlichtes Nr. 1.

<sup>80</sup> *als Dichter zum erstenmal*: Der Autor des Nekrologs irrt hier; als erstes Gedicht Zincks wurde im November 1795 die Parodie der horazischen Soracte-Ode (Veröffentlichtes Nr. 4) im *Berlinischen Archiv der Zeit und ihres Geschmacks* publiziert.

Alle seine poetischen Hervorbringungen waren Erzeugnisse froher Stunden, anspruchslos seinen Freunden gewidmet; er legte auf sie keinen höhern Werth als sie hatten. Sie erheiterten ihn und seinen schönen Zirkel, und das war ihm genug. Als ihn sein Jugendfreund, der D. *Eberhard* in Leipzig, aufforderte, ihm ein Verzeichniß seiner schriftstellerischen Arbeiten für das Meuselsche gel[ehrte] Teutschl[and]<sup>81</sup> einzusenden, antwortete er etwa ein halb Jahr vor seinem Tode: — »Nach einem Plätzchen im *Meusel* dürstet es mich nicht; es kann seyn, daß mancher darinn steht, der es so wenig, und vielleicht noch weniger verdient, als ich; aber ich weis zu gut, wie viel mir fehlt, um auf den Titel eines Gelehrten Anspruch machen zu können; und, Freund, würde ich dann glücklicher, das ist, ruhiger und gesünder seyn? O du glaubst nicht, wie sehr ich mich darnach sehne, die Jahre, die mir die Vorsehung etwa noch schenken will, in Gesundheit, Ruhe und Zufriedenheit zu verleben und dann eines sanften Todes zu sterben! Freund Hain lächelte, als er vorigen Winter an meinem Krankenlager stand; o wenn du wieder kömmt, so lächle wieder, Hain!«<sup>82</sup>

Neben der teutschen liebte er noch die lateinische Dichtkunst und die schöne Literatur der Engländer und Italiäner. Was er las und schrieb, prüfte er mit einer sorgfältigen Kritik in Absicht auf Sprache und Kunst, und wurde dadurch auch lehrreich für seine Freunde, ohne in kränkende Härte und Schärfe auszuarten; denn beleidigen konnte sein Herz niemanden.

Er war gut gebildet, von blühendem Aussehen, hatte etwas Einnehmendes in seiner ganzen Gestalt und ein so freundliches, gefälliges, aufgeräumtes Wesen, daß diejenigen, die zum erstenmal ihn sahen, gleich seine nähere Bekanntschaft wünschten. Er las viel, erzählte gern Anekdoten, und war jovial unter Freunden, aber immer im Geleite der Grazien und der Göttin des Maaßes.

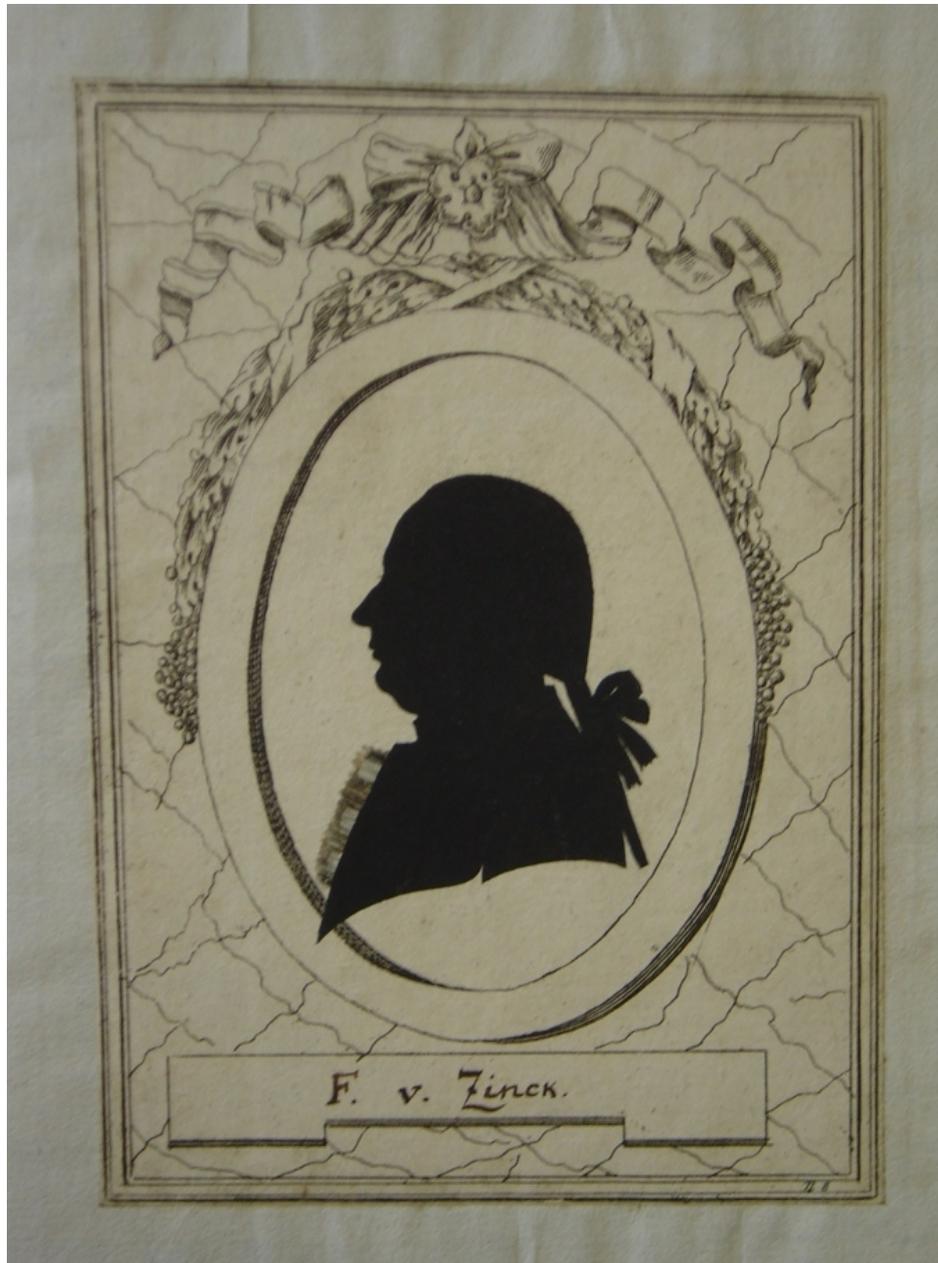
Auf solch einem Leben voll Unschuld, Stille und Würde weilt gern euer Blick, ihr Guten! — Es endete in Harmonie mit dem Ganzen; er starb zu Freyburg im Breisgau, wohin er sich einer Cur wegen begeben hatte, beweint von seiner redlichen Gattin und seinen vieljährigen Freunden, noch nicht funfzig Jahr alt!

---

<sup>81</sup> Der klassische Philologe und Historiker Johann Georg Meusel (1743-1820) war als Dozent an der Universität Halle tätig, wo er wie J. G. Jacobi zum Kreis um den Philologen Christian Adolph Klotz gehörte, bevor er Professor in Erfurt und Erlangen wurde. Ab 1773 führte er das von Georg Christoph Hamberger (1726-1773) begonnene biographische Handbuch *Das gelehrte Teutschland oder Lexikon der jetzt lebenden teutschen Schriftsteller*, den später sog. »Hamberger-Meusel«, fort, dessen fünfte Auflage (Lemgo 1796-1834) in 23 Bänden Daten zu etwa 14.000 zeitgenössischen Autoren bot.

<sup>82</sup> Der hier zitierte Brief, wiewohl in Sprachduktus durchaus „zinckisch“, fehlt in der Eberhard'schen Sammlung.

## 2.4 - Abbildungen

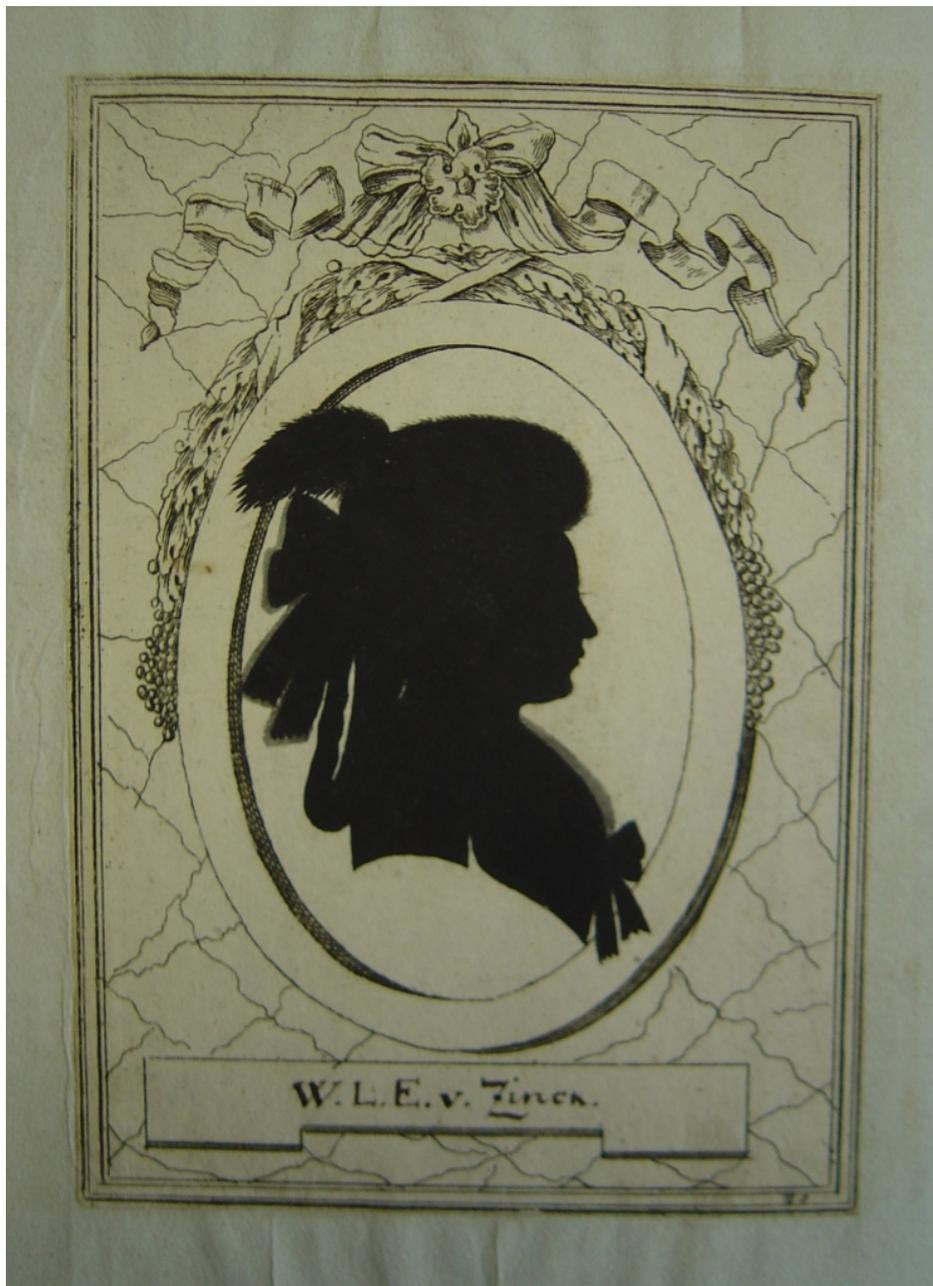


514

1. Silhouette Friedrich von Zincks

UB Leipzig, Ms 0349

514



515

2. Silhouette Wilhelmine von Zincks

UB Leipzig, Ms 0349

515

### 3. – Bibliographie

#### 3.1 – Quellen

##### 3.1.1 – Archivalien

A: Universitätsbibliothek Leipzig, Handschriftensammlung, Ms 0349 (Nachlaß Chr. Fr. Eberhard):

Die Wiedergabe der Briefe erfolgt nach den Handschriften in diplomatischer Transkription unter Beibehaltung der originalen Orthographie und Interpunktion, wobei gelegentlich vorkommende Geminationsstriche generell aufgelöst worden sind.

Konjekturen und editorische Ergänzungen erscheinen in eckigen Klammern. Wo Abkürzungen aufgelöst wurden, stehen die ergänzten Buchstaben ebenfalls in eckigen Klammern und ersetzen einen evtl. in der Handschrift vorhandenen Abkürzungspunkt. Wo das Einfügen editorischer Erläuterungen in das Transkript unumgänglich schien, sind diese zur besseren Unterscheidung zusätzlich zwischen zwei Asteriske gesetzt. Originale Einfügungen in den Briefftext sind durch geschweifte Klammern gekennzeichnet.

A<sup>2</sup>: Universitätsbibliothek Leipzig, Handschriftensammlung, Rep. VI. 25 z 2. 8: Konstitutions-, Protokoll- und Rechnungsbuch der Leipziger Journalgesellschaft

A<sup>3</sup>: Universitätsbibliothek Leipzig, Handschriftensammlung, Rep. VI 16az, Band 1. Protocolle der Journalistengesellschaft 1768-1784

A<sup>4</sup>: Universitätsbibliothek Leipzig, Handschriftensammlung, Rep. VI 16az, Band 2. Protocolle der Journalistengesellschaft 1784-1799

B: Universitätsbibliothek Freiburg im Breisgau, (Nachlaß J. G. Jacobi) NL 7/IV B 546-552

C: Landesarchiv Baden-Württemberg Karlsruhe, Bestand 76 Nr. 8949

Eine kleinere Gruppe von Dokumenten findet sich in der von der Badischen Hofverwaltung über Friedrich von Zinck angelegten Dienstakte, die nun vom vormals Badischen Generallandesarchiv in Karlsruhe aufbewahrt wird. Hier im Wortlaut wiedergegeben sind Suppliken Zincks an den Markgrafen Carl Friedrich von Baden (5) sowie ein Brief an den Kammerpräsidenten August Johann von Hahn.

D: Landeshauptarchiv Sachsen-Anhalt, Zweigstelle Wernigerode, Bestand LHASA, MD, A 35 G X Nr. 6.

D<sup>2</sup>: Landeshauptarchiv Sachsen-Anhalt, Zweigstelle Wernigerode, Bestand LHASA, MD, A 35 G X Nr. 5.

Domherrenmatrikel in der Domstiftsbibliothek Merseburg, Cod. I, 161, fol. 263r

##### 3.1.2 – Druckwerke:

Anonymus 1773: *Akademische Nachrichten auf das Jahr 1773 und 74. Worinnen nebst andern wichtigen Nachrichten die Namen und Aemter aller jetztlebenden Lehrer auf Akademien in und auserhalb Deutschland befindlich sind*, Erlangen (Cammerer) o. J.

Anonymus/Zinck 1798: Anonymus/Friedrich v. Zinck, *Neue Reise in meinem Zimmer herum*, Basel (Samuel Flick) 1798.

Brun 1806: Friederike Brun, *Episoden aus Reisen durch das südliche Deutschland, die westliche Schweiz, Genf und Italien in den Jahren 1801, 1802, 1803* [...], Bd.1, Zürich (Orell, Füßli & Co.) 1806; 107-115.

Brunn 1791: Friedrich Leopold Brunn, *Briefe über Karlsruhe*, Berlin (Unger) 1791.

Churfürstlich Sächsischer Hof- und Staats-Calender auf das Jahr 1775, Leipzig (Weidmann) 1775.

Cranz 1779/80: August Friedrich Cranz, *Meine Lieblingsstunden in Briefen den besten Menschen bestimmt*, 3 Bde, Berlin (Stahlbaum) 1779/80.

Crell 1784: Lorenz Crell (Hg.), *Chemischen Annalen für die Freunde der Naturlehre, Arzneygelahrtheit, Haushaltungskunst und Manufacturen*, Bd. 1., Helmstädt und Leipzig (J. G. Müller) 1784.

Eschenburg 1783: Johann Joachim Eschenburg, *Entwurf einer Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften*, Berlin und Stettin 1783.

Galler 1893: Niklas Graf Galler, „Relation über meine Reise in die Oberlande der Markgrafschaft Baden vom 15. Juli bis 3. November des Jahres 1785“, hg. v. B. Erdmannsdörffer, in: *Badische Neujahrsblätter* 3, Karlsruhe (Braun) 1893.

Gellert 1829: C. F. Gellert, *Sämmtliche Fabeln und Erzählungen in drey Büchern*, Leipzig 1829.

Gottsched 1751: Johann Christoph Gottsched, *Versuch einer critischen Dichtkunst*, Leipzig (Breitkopf) 1751.

Hagedorn 1769: *Des Herrn Friedrichs von Hagedorn Poetische Werke. Erster Theil*, Hamburg (Bohn) 1769.

Hagedorn/Anger (Hg.) 1968: Friedrich von Hagedorn, *Gedichte*, hg. v. A. Anger, Stuttgart 1968.

Hirsching 1795: Friedrich Carl Gottlob Hirsching: *Historisch-literarisches Handbuch berühmter und denkwürdiger Personen, welche in dem 18. Jahrhunderte gestorben sind* [...], 2. Bd., Leipzig (Schwickert) 1795; 258-261.

Horaz/Kytzler 1992: Quintus Horatius Flaccus, Bernhard Kytzler (Hg.), *Sämmtliche Gedichte Lateinisch/Deutsch*, Stuttgart (Reclam) 1992.

Horaz/Schäfer 1997: Quintus Horatius Flaccus, Eckart Schäfer, *Epistula ad Pisones – De Arte Poetica*, übersetzt und mit einem Nachwort herausgegeben von Eckart Schäfer, Stuttgart (Reclam) 1998.

Ittner 1822: Joseph Albrecht von Ittner, *Leben Joh. Georg Jacobi's. Von einem seiner Freunde*, Zürich 1822.

Jacobi (1775): Johann Georg Jacobi, „Vom Briefschreiben“, in: ders. (Hg.), *Iris*, 3. Bd., 3. St., Juni 1775, 193- 202.

Jacobi [1805]: Johann Georg Jacobi, »Über Gelegenheitsgedichte«, in: ders. (Hg.), *Iris. Ein Taschenbuch für 1806*, Zürich [1805].

Jacobi 1819: *Sämmtliche Werke*, Bd. 4, Zürich 1819.

Jacobi (Hg.) 1796a: *Beschreibung einiger der vornehmsten geschnittenen Steine mythologischen Inhalts*, Zürich 1796

Jacobi (Hg.) 1796b: *Taschenbuch von J. G. Jacobi und seinen Freunden für 1796*, Königsberg und Leipzig o.J.

Jacobi (Hg.) 1798: Johann Georg Jacobi (Hg.), *Taschenbuch von J. G. Jacobi und seinen Freunden für 1798*, Basel o.J.

Jacobi (Hg.) 1799: Johann Georg Jacobi (Hg.), *Taschenbuch von J. G. Jacobi und seinen Freunden für 1799*, Basel o.J.

Jacobi (Hg.) 1800: Johann Georg Jacobi (Hg.), *Überflüssiges Taschenbuch für das Jahr 1800*, Hamburg o.J.

Jacobi (Hg.) 1802: Johann Georg Jacobi (Hg.), *Taschenbuch für das Jahr 1802*, Hamburg o.J.

Jördens 1808: Carl Heinrich Jördens, *Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten*, 3 Bde., Leipzig (Weidmann) 1808.

Junkheim/Uz/Hirsch 1773-1775: *Die Werke des Horaz aus dem Lateinischen übersetzt von J. Z. L. Junkheim, J. P. Uz und G. L. Hirsch*, 3 Tle, Ansbach 1773-1775.

Klinger 1787-1780: Friedrich Maximilian Klinger, *Orpheus, eine Tragisch-Komische Geschichte*, 5 Bde, Genf (Legrand) 1787-1780.

Klinger 1798: Friedrich Maximilian Klinger, *Der Weltmann und der Dichter*, Leipzig (Hartknoch) 1798.

Kramer 1791: K. S. Kramer, „Buttler“ [sic], in: *Deutsche Monatschrift* (1791.II), 358.

Krögen 1986: Karl Heinrich Krögen, *Freie Bemerkungen über Berlin*, Leipzig, Prag, o.O. 1785; Neudruck hg. v. Knut-Hannes Wettig, Hanau (Dausien) 1986.

[v. Lamezan] 1780: [Ferdinand Adrian v. Lamezan], „Preisfrage über den Kindermord“, in: *Ephemeriden der Menschheit, oder Bibliothek der Sittenlehre, der Politik und der Gesezgebung*, 2. Bd., 5. St. (November), Leipzig (Weygand) 1780.

Leibniz 1710: Gottfried Wilhelm Leibniz, *Essais de Théodicée sur la bonté de Dieu, la liberté de l'homme et l'origine du mal*, Amsterdam 1710.

Maurer (Hg.) 1796a: Friedrich Maurer (Hg.), *Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks*, Juni, Berlin 1796.

Maurer (Hg.) 1796b: Friedrich Maurer (Hg.), *Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks*, Juli, Berlin 1796.

Maurer (Hg.) 1797a: Friedrich Maurer (Hg.), *Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks*, Oktober, Berlin 1797.

Maurer (Hg.) 1797b: Friedrich Maurer (Hg.), *Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks*, November, Berlin 1797.

Maurer (Hg.) 1797b: Friedrich Maurer (Hg.), *Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks*, Februar, Berlin 1799.

Michaelis (1791): [Johann Benjamin Michaelis,] *Michaelis Werke*, Bd. 2, Wien (Schraembl) 1791.

Miller 1776a: Johann Martin Miller, *Siegwart. Eine Klostergeschichte*, Leipzig (Weygand) 1776.

Miller 1776b: *Beytrag zur Geschichte der Zärtlichkeit. Aus den Briefen zweyer Liebenden*, Leipzig 1776.

Miller 1776/77: *Briefwechsel dreyer Akademischer Freunde*, 2. Bde., Ulm (J. C. Wohler) 1776 und 1777.

v. Moser (Hg.) 1786: Friedrich Karl von Moser-Filseck, *Patriotisches Archiv für Deutschland*, 5. Bd., Frankfurt und Leipzig 1786.

Pigault-Lebrun/Zinck 1801: Charles-Antoine-Guillaume Pigault-Lebrun, *Oncle Thomas, aus dem Französischen des Bürgers Pigault le Brun, 1. Theil*, Basel (Flick) 1801.

von Ragocky 1831: C. B. von Ragocky, *Der flotte Bursch oder neueste durchaus vollständige Sammlung von sämtlichen jetzt gebräuchlichen burschicosen Redensarten und Wörtern, sowie eine genaue Aufführung aller Sitten und Gebräuche, welche bei Comitaten, Aufzügen, Wein-, Bier- und Fuchscommerschen oder sonstigen solennen Festivitäten vorkommen und strenge beobachtet werden müssen; nebst einem Appendix mehrerer Originale, originellen Einfälle und Anekdoten aus der Burschenwelt. Ein Produkt froher Laune für alle Universitäten Deutschlands*, Leipzig (Nauck) 1831.

Pope 1734: Alexander Pope, *An Essay on Man. In Epistles to a Friend. Epistle IV*, London (Wilford) 1734.

Posselt (Hg.) 1786: D[oktor] Posselts wissenschaftliches Magazin für Aufklärung, 1. Bd., 3. St. (Mai/Juni), Leipzig (Jacobäer) 1786.

Posselt (Hg.) 1787a: D[oktor] Posselts wissenschaftliches Magazin für Aufklärung, 3. Bd., 2. St. (März/April), Leipzig (Jacobäer) 1787.

Posselt (Hg.) 1787b: D[oktor] Posselts wissenschaftliches Magazin für Aufklärung, 3. Bd., 3. St. (Mai/Juni), Leipzig (Jacobäer) 1787.

Ramler 1769: Karl Wilhelm Ramlers Oden aus dem Horaz nebst Anhang aus dem Catull, Berlin (Voß) 1769.

von Schilling 1807: Carl Friedrich Schilling von Canstatt (dort Cannstadt), *Geschlechts-Beschreibung derer Familien von Schilling*, Karlsruhe (Müller) 1807.

Schlichtegroll 1794: Adolf Friedrich Schlichtegroll (Hg.), *Nekrolog auf das Jahr 1792* [...] *Zweyter Band*, Gotha (Perthes) 1794.

Schlichtegroll 1795: Adolf Friedrich Schlichtegroll (Hg.), *Nekrolog auf das Jahr 1793* [...] *Zweyter Band*, Gotha (Perthes) 1795.

Schlichtegroll 1803: Adolf Friedrich Schlichtegroll (Hg.), *Nekrolog der Teutschen für das 19. Jahrhundert*, Bd. 2, Gotha (Perthes) 1803.

Schlosser 1776: [Johann Georg Schlosser], *Anti-Pope oder Versuch über den Natürlichen Menschen. Nebst einer neuen prosaischen Uebersetzung von Pope's Versuch über den Menschen*, Leipzig (Weygand) 1776.

Schmid/Hase 1778: Christian Heinrich Schmid/Friedrich Traugott Hase (Hg.), *Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1778*, Leipzig (Weygand) 1778.

Stöber 1874: August Stöber (Hg.), *Johann Gottfried Röderer, von Straßburg, und seine Freunde. Biographische Mittheilungen nebst Briefen an ihn von Goethe, Kayser, Schlosser, Lavater, Pfenninger, Ewald, Haffner und Blessig* [...] Colmar 21874.

Sulzer 1770: *Johann Georg Sulzers Unterredungen über die Schönheit der Natur nebst desselben moralischen Betrachtungen über besondere Gegenstände der Naturlehre*, Berlin (Haude und Spener) 1770.

Uz 1772: Johann Peter Uz, *Poetische Werke*, Leipzig 1772

Voß (Hg.) 1790: Johann Heinrich Voß (Hg.), *Musenalmanach für 1790*, Hamburg (Bohn) 1790.

Voß (Hg.) 1794: Johann Heinrich Voß (Hg.), *Musenalmanach für 1794*, Hamburg (Bohn) [1793]

Wagner 1776: Heinrich Leopold Wagner, *Die Kindermörderin: ein Trauerspiel*, Leipzig (Schwickert) 1776.

Wieland 1794: Christoph Martin Wieland, *Die Satyren des Horaz, aus dem Lateinischen übersetzt, und mit Einleitungen und erläuternden Anmerkungen versehen*, 2. Teil, Wien 1794.

Wieland/Anger (Hg.) 1979: Christoph Martin Wieland, *Musarion oder die Philosophie der Grazien. Ein Gedicht in drei Büchern*, hg. v. Alfred Anger, Stuttgart 1979.

Wieland/Fuhrmann (Hg.) 1986: Christoph Martin Wieland, *Übersetzung des Horaz*, hg. v. Manfred Fuhrmann (Werke in 12 Bd., hg. v. Gonthier-Louis Fink, Bd. 9), Frankfurt a. M. 1986.

Wolff 1750-53: Christian Wolff, *Philosophia moralis sive ethica*, 5 Bde., Halle/Magdeburg (Renger) 1750-53.

Zimmermann 1784: Johann Georg Zimmermann, *Über die Einsamkeit*, 4 Bde, Karlsruhe 1784.

Zinck 1798: Friedrich v. Zinck, *Schreiben an \*\*\* über eine den Herrn Jacobi zu Freyburg betreffende Anfrage, Emmendingen, den 1sten Oktober, 1798*, o.O. [Freiburg]

### 3.2 - Darstellungen:

Adler 2007: Hans Adler, *Nützt es dem Volke, betrogen zu werden? Est-il utile au Peuple d'être trompé? Die Preisfrage der Preußischen Akademie für 1780*, Stuttgart 2007.

Aurnhammer 2002: Achim Aurnhammer, „Vom Freundschaftsbund zur Lesegesellschaft. Literarische Zirkel um Johann Georg Jacobi zwischen 1784 und 1814“, in: ders./Wilhelm Kühlmann (Hg.), *Zwischen Josephinismus und Frühliberalismus. Literarisches Leben in Südbaden um 1800*, Freiburg i. Br. 2002, 247-266.

Aurnhammer 2004: Achim Aurnhammer, „Der Lorenzo-Orden. Ein Kult empfindsamer Freundschaft nach Laurence Sterne“, in: ders./Dieter Martin/Robert Seidel (Hg.), *Gefühlskultur in der bürgerlichen Aufklärung*, Tübingen 2004, 103-124.

Aurnhammer 2006: Achim Aurnhammer (Hg.), *200 Jahre Bürgerkultur: die Museumsgesellschaft Freiburg i. Br. e. V. Ein Jubiläumsband*, Freiburg i. Br. 2006.

Aurnhammer 2009: Achim Aurnhammer, „Johann Georg Jacobi und sein Freiburger Dichterkreis (1784-1814)“, in: ders. (Hg.), *Poeten und Professoren. Eine Literaturgeschichte Freiburgs in Porträts*, Freiburg 2009, 131-151.

Aurnhammer 2010: Achim Aurnhammer, „Gottlieb Konrad Pfeffel und Johann Georg Jacobi. Eine Dichterfreundschaft am Oberrhein um 1800“, in: ders./Wilhelm Kühlmann (Hg.), *Gottlieb Konrad Pfeffel (1736-1809). Signaturen der Spätaufklärung am Oberrhein*, Freiburg i. Br. 2010, 21-35.

Aurnhammer/Klein 2002: Achim Aurnhammer/C. J. Andreas Klein (Hg.), *Johann Georg Jacobi in Freiburg und sein oberrheinischer Dichterkreis 1784-1814*, Freiburg 2002.

Aurnhammer/Klein 2012: Achim Aurnhammer/C. J. Andreas Klein, *Johann Georg Jacobi (1740-1814): Bibliographie und Briefverzeichnis*, Berlin 2012.

Aurnhammer/Kühlmann 2002: Achim Aurnhammer/Wilhelm Kühlmann (Hg.), *Zwischen Josephinismus und Frühliberalismus. Literarisches Leben in Südbaden um 1800*, Freiburg i. Br. 2002.

Aurnhammer/Kühlmann 2010: Achim Aurnhammer/Wilhelm Kühlmann (Hg.), *Gottlieb Konrad Pfeffel (1736-1809). Signaturen der Spätaufklärung am Oberrhein*, Freiburg i. Br. 2010.

Aurnhammer/Martin/Seidel 2004: Achim Aurnhammer/Dieter Martin/Robert Seidel (Hg.), *Gefühlskultur in der bürgerlichen Aufklärung*, Tübingen 2004.

Bad Landesbibl. Karlsruhe 1989: Badische Landesbibliothek Karlsruhe (Hg.), *Johann Georg Schlosser (1739-1799)* [Ausstellungskatalog], Karlsruhe 1989.

Barner 1991: Wilfried Barner, »Gelehrte Freundschaft im 18. Jahrhundert«, in: Wolfram Mauser/Barbara Becker-Cantarino (Hg.), *Frauenfreundschaft — Männerfreundschaft. Literarische Diskurse im 18. Jahrhundert*, Tübingen 1991.

Bosse 2002: Heinrich Bosse, „Die Stunde der Autodidakten. Deutsche Sprache und Literatur an der Universität Freiburg im 18. Jahrhundert“, in: Achim Aurnhammer/Wilhelm Kühlmann (Hg.), *Zwischen Josephinismus und Frühliberalismus. Literarisches Leben in Südbaden um 1800*, Freiburg i. Br. 2002, 571-592.

Bosse 2012a: Heinrich Bosse, „Dichter kann man nicht bilden. Zur Veränderung der Schulrhetorik nach 1770“, in: Heinrich Bosse/Nacim Ghanbari, *Bildungsrevolution 1770-1830*, Heidelberg 2012, 193-236.

Bosse 2012b: Heinrich Bosse, „Gelehrte und Gebildete – die Kinder des 1. Standes“, in: Heinrich Bosse/Nacim Ghanbari, *Bildungsrevolution 1770-1830*, Heidelberg 2012, 327-350.

Bosse/Ghanbari 2012: Heinrich Bosse/Nacim Ghanbari, *Bildungsrevolution 1770-1830*, Heidelberg 2012.

Dann 1981: Otto Dann (Hg.), *Lesegesellschaften und bürgerliche Emanzipation. Ein europäischer Vergleich*, München 1981.

Dedner/Gersch/Martin 1999: Burghard Dedner/Hubert Gersch/Ariane Martin (Hgg.), „Lenzens Verrückung“. *Chronik und Dokumente zu J. M. R. Lenz von Herbst 1777 bis Frühjahr 1778*, Tübingen 1999.

Erler 1909: Georg Erler, *Die jüngere Matrikel der Universität Leipzig 1559-1809 als Personen- und Ortsregister bearbeitet und durch Nachträge aus den Promotionslisten ergänzt*, 3. Bd. (1709-1809), Leipzig 1909.

Freller 2006: Thomas Freller, *Magier, Fälscher, Abenteurer. Cagliostro, Vella, Saint-Germain*, Düsseldorf 2006.

Grosche 1993: Stefan Grosche, *Lebenskunst und Heilkunde bei C. G. Carus (1789-1869). Anthropologische Medizin in Goethescher Weltanschauung*, Diss. Göttingen 1993.

Heinz/Immer 2005: Andrea Heinz/Jutta Heinz/Nikolas Immer (Hg.), *Ungesellige Geselligkeit. Festschrift für Klaus Manger*, Heidelberg 2005.

Hellwig 2008: Marion Hellwig, *Alles ist gut. Untersuchungen zur Geschichte einer Theodizee-Formel im 18. Jahrhundert in Deutschland, England und Frankreich*, Würzburg 2008, zugl. Diss. Gießen 2006.

Hetzel 1989: Ernst Hetzel, „JohannGeorg Schlosser und die ‚Stadt Emmendingen‘“, in: Badische Landesbibliothek Karlsruhe (Hg.), *Johann Georg Schlosser (1739-1799)* [Ausstellungskatalog], Karlsruhe 1989, 103-113.

Immer 2005: Lena Immer, „Der ferne Freund. Ungesellige Geselligkeit in der empfindsamen Freundschaft“, in: Andrea Heinz/Jutta Heinz/Nikolas Immer (Hg.), *Ungesellige Geselligkeit. Festschrift für Klaus Manger*, Heidelberg 2005, 133-146.

Kehn 1991: Wolfgang Kehn, »Die Schönheiten der Natur gemeinschaftlich betrachten«, in: Wolfram Mauser/Barbara Becker-Cantarino (Hgg.), *Frauenfreundschaft – Männerfreundschaft. Literarische Diskurse im 18. Jahrhundert*, Tübingen 1991.

Kindler von Knobloch: Julius Kindler von Knobloch, *Oberbadisches Geschlechterbuch*, 3 Bde. (A-R, dann mit Ende der Monarchie abgebrochen), Heidelberg (Winter) 1898, 1905, 1919.

Kneschke: Ernst Heinrich Kneschke, *Neues allgemeines deutsches Adels-Lexikon*, 9 Bde. Leipzig (Voigt) 1859, 1860, 1863, 1864, 1865, 1867, 1868, 1870.

Kühlmann 1989: Wilhelm Kühlmann, „Impulse und Grenzen der ‚Aufklärung‘ bei Johann Georg Schlosser“, in: Badische Landesbibliothek Karlsruhe (Hg.), *Johann Georg Schlosser (1739-1799)* [Ausstellungskatalog], Karlsruhe 1989, 15-32.

Kühlmann 1998: Wilhelm Kühlmann, „‚Laßt mein Antlitz heiter seyn‘: Uzens Gedicht ‚Das Erdbeben‘ im historisch-epochalen und im Werkkontext“, in: Ernst Rohmer/Theodor Verweyen (Hg.), *Dichter und Bürger in der Provinz. Johann Peter Uz und die Aufklärung in Ansbach*, Tübingen 1998, 99-132.

Kytzler 1996: Bernhard Kytzler, *Horaz. Eine Einführung*, Stuttgart 1996.

Landgraf 2008: Gerald Maria Landgraf, „Moderate et prudenter“. *Studien zur aufgeklärten Reformpolitik Karl Friedrichs von Baden (1728-1811)*, Landsberg 2008, zugl. Diss. Regensburg 2007, [http://epub.uni-regensburg.de/10710/1/Moderate\\_et\\_prudenter.pdf](http://epub.uni-regensburg.de/10710/1/Moderate_et_prudenter.pdf) (abgerufen am 15.06.2012).

Lefèvre 2002: Eckard Lefèvre, „Friedrich von Zinck, Horaz und Johann Georg Jacobi. Zur Rezeption der ‚Schwätzer-Satire‘ (Horaz Sat. I, 9) bei Zinck, Hagedorn und Tieck“, in: Achim Aurnhammer/Wilhelm Kühlmann (Hg.), *Zwischen Josephinismus und Frühliberalismus. Literarisches Leben in Südbaden um 1800*, Freiburg i. Br. 2002, 297-316.

Lichtenberg/Joost 2004: Georg Christoph Lichtenberg, „Avertissement“ gegen Jakob Philadelphia 1777, Faksimile des Erstdrucks, mit einer Einführung von Ulrich Joost, Darmstadt 2004.

Lohmeier 1981: Anke-Marie Lohmeier, *Beatus ille – Studien zum »Lob des Landlebens« in der Literatur des absolutistischen Zeitalters*, Tübingen 1981

Manger/Pott 2006: Klaus Manger/Ute Pott (Hg.), *Rituale der Freundschaft*, Heidelberg 2006.

Martin 1874: Ernst Martin (Hg.), *Ungedruckte Briefe von und an Johann Georg Jacobi. Mit einem Abrisse seines Lebens und seiner Dichtung*, Straßburg 1874.

Maurer, H. 1912: Heinrich Maurer, *Emmendingen vor und nach seiner Erhebung zur Stadt*, Emmendingen 1912

Maurer, M. 2005: Michael Maurer, „Über ‚Du‘ und ‚Sie‘ um 1800“, in: Andrea Heinz/Jutta Heinz/Nikolas Immer (Hg.), *Ungesellige Geselligkeit. Festschrift für Klaus Manger*, Heidelberg 2005, 193-205.

Maurer, M. 2006: Michael Maurer, „Freundschaftsbriefe – Brieffreundschaften“, in: Klaus Manger/Ute Pott (Hg.), *Rituale der Freundschaft*, Heidelberg 2006, 69-81.

Monecke 1964: Wolfgang Monecke, *Wieland und Horaz*, Köln und Graz 1964.

Motsch 1974: Markus Motsch, *Die poetische Epistel: ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur und Literaturkritik des 18. Jahrhunderts*, Frankfurt 1974.

Nickisch 1969: Reinhard M. G. Nickisch, *Die Stilprinzipien in den deutschen Briefstellern des 17. und 18. Jahrhunderts*, Göttingen 1969.

Niehaus 2005: Michael Niehaus, „Wie man den Kindermord aus der Welt schafft“, in: Maximilian Bergengruen/Johannes F. Lehmann/Hubert Thüring (Hg.), *Sexualität – Recht – Leben. Die Entstehung eines Dispositivs um 1800*, München 2005, 7-39.

Nörtemann 1990: Regina Nörtemann, „Brieftheoretische Konzepte im 18. Jahrhundert und ihre Genese“, in: Angelika Ebrecht/dies./Herta Schwarz (Hg.), *Brieftheorie des 18. Jahrhunderts. Texte, Kommentare, Essays*, Stuttgart 1990, 211-224.

Peters 2001: Kirsten Peters, *Der Kindsmord als schöne Kunst betrachtet. Eine motivgeschichtliche Untersuchung der Literatur des 18. Jahrhunderts*, Würzburg 2001.

Pajol 1891: Charles Pierre Victor Comte de Pajol: *Les guerres sous Louis XV. (tome VII)*, Paris 1891.

Liesegang 2000: Torsten Liesegang, *Lesegesellschaften in Baden 1780-1850. Ein Beitrag zum Strukturwandel der literarischen Öffentlichkeit*, Berlin 2000.

Meyer 1964: Hermann Meyer, „Hütte und Palast in der Dichtung des 18. Jahrhunderts“, in: Walter Müller-Seidel, Wolfgang Preisendanz (Hg.), *Formenwandel* (FS Paul Böckmann), Hamburg 1964, 138-155.

Mix 1987: York-Gothart Mix, *Die deutschen Musen-Almanache des 18. Jahrhunderts*, München 1987.

North 2009: Michael North, *Kleine Geschichte des Geldes. Vom Mittelalter bis heute*, München 2009.

Pietsch 1988: Wolfgang Joseph Pietsch, *Friedrich von Hagedorn und Horaz – Untersuchungen zur Horaz-Rezeption in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts*, Hildesheim/Zürich/New York 1988.

Prüsener 1973: Marlies Prüsener, „Lesegesellschaften im 18. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Lesergeschichte“, in: *Archiv für die Geschichte des Buchwesens XIII* (1973), 370-594.

Prüsener 1981: Marlies Stützel-Prüsener, „Die deutschen Lesegesellschaften im Zeitalter der Aufklärung“, in: Otto Dann (Hg.), *Lesegesellschaften und bürgerliche Emanzipation. Ein europäischer Vergleich*, München 1981, 71-86.

Reinlein 2003: Tanja Reinlein, *Der Brief als Medium der Empfindsamkeit. Erschriebene Identitäten und Inszenierungspotentiale*, Würzburg 2003.

Rohmer/Verweyen (Hg.) 1998: Ernst Rohmer/Theodor Verweyen (Hg.), *Dichter und Bürger in der Provinz. Johann Peter Uz und die Aufklärung in Ansbach*, Tübingen 1998.

Saße 1996: Günter Saße, *Die Ordnung der Gefühle. Das Drama der Liebesheirat im 18. Jahrhundert*, Darmstadt 1996.

Schäfer 1976: Eckart Schäfer, *Deutscher Horaz – die Nachwirkung des Horaz in der neulateinischen Dichtung Deutschlands*, Wiesbaden 1976.

Schiewe 2002: Jürgen Schiewe, „Die Universität Freiburg um 1800. Zwischen Autonomie und staatlichem Zugriff“, in: Achim Aurnhammer/Wilhelm Kühlmann (Hg.), *Zwischen Josephinismus und Frühliberalismus. Literarisches Leben in Südbaden um 1800*, Freiburg i. Br. 2002, 559-570.

Schmidt, P. 1998: Peter Leberecht Schmidt, „Uz und Horaz“, in: Ernst Rohmer/Theodor Verweyen (Hg.), *Dichter und Bürger in der Provinz. Johann Peter Uz und die Aufklärung in Ansbach*, Tübingen 1998, 77-98.

Schmidt, B. 2014: Beate Agnes Schmidt, „Schauspielmusik in der ‚klassischen‘ Provinz. Zum Weimarer Theater unter Goethe“, in: Ursula Kramer (Hg.), *Theater mit Musik. 400 Jahre Schauspielmusik im europäischen Theater*, Bielefeld 2014, 69-91.

Schmölz-Häberlein 2000: Michaela Schmölz-Häberlein, „Johann Wilhelm Zimmermann (1700-1788), Bürgermeister von Emmendingen. Handlungsspielräume und Sozialbeziehungen in einer südwestdeutschen Kleinstadt“, in: Gisela Wilbertz und Jürgen Scheffler (Hg.), *Biographieforschung und Stadtgeschichte. Lemgo in der Spätphase der Hexenverfolgung*, Bielefeld (Verlag für Regionalgeschichte) 2000, 71-95.

Schmölz-Häberlein 2003: Michaela Schmölz-Häberlein, „Konfessionelle Konflikte in der Markgrafschaft Hochberg in der frühen Neuzeit. Konfliktregulierung und Kommunikation in einem südwestdeutschen Kleinterritorium“, in: Magnus Eriksson /Barbara Krug-Richter (Hg.), *Streitkulturen. Gewalt, Konflikt und Kommunikation in der ländlichen Gesellschaft (16.-19. Jahrhundert)*, Köln/Weimar/Wien 2003, 309-334.

Schmölz-Häberlein 2006: Michaela Schmölz-Häberlein, „Vom Westfälischen Frieden bis zum Ende des Alten Reichs“, in: Hans-Jörg Jenne/Gerhard Auer (Hg.), *Geschichte der Stadt Emmendingen*, Bd. 1., Emmendingen 2006

Schupp 1989: Renate Schupp, „Schlossers gastliches Haus“, in: Badische Landesbibliothek Karlsruhe (Hg.), *Johann Georg Schlosser (1739-1799)* [Ausstellungskatalog], Karlsruhe 1989, 114-137.

Sengle 1963: Friedrich Sengle, „Wunschbild Land und Schreckbild Stadt. Zu einem zentralen Thema der neueren deutschen Literatur“, in: *Studium generale* 16 (1963), 619-631.

Siegert 1989: Reinhart Siegert, „Johann Georg Schlossers ‚Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk‘ (1771) – ein Symbolbuch der deutschen Aufklärung“, in: Badische Landesbibliothek Karlsruhe (Hg.), *Johann Georg Schlosser (1739-1799)* [Ausstellungskatalog], Karlsruhe 1989, 52-72.

Skreb 1986: Zdenko Skreb, *Gattungsdominanz im deutschsprachigen literarischen Taschenbuch oder Vom Sieg der Erzählprosa*, Wien 1986.

Steiner 2005: Ulrike Steiner, *Die Anfänge der Archäologie in Folio und Oktav: Fremdsprachige Antikenpublikationen und Reiseberichte in deutschen Ausgaben*, Ruhpolding 2005.

Stenzel 1998: Jürgen Stenzel, „Uz ein Metaphysiker! Bemerkungen zur philosophischen Lehrdichtung des Johann Peter Uz“, in: Ernst Rohmer/Theodor Verweyen (Hg.), *Dichter und*

*Bürger in der Provinz. Johann Peter Uz und die Aufklärung in Ansbach*, Tübingen 1998, 133-156.

Ulbricht 1990: Otto Ulbricht, *Kindsmord und Aufklärung in Deutschland*, München 1990.

van der Zande 1986: Johan van der Zande, *Bürger und Beamter, Johann Georg Schlosser: 1739-1799*, Stuttgart 1986.

van der Zande 1989: Johan van der Zande, „Die Tugend der Selbstachtung: Schlossers Verhältnis zu Karl Friedrich von Baden“, in: Badische Landesbibliothek Karlsruhe (Hg.), *Johann Georg Schlosser (1739-1799) [Ausstellungskatalog]*, Karlsruhe 1989, 33-51.

Vollhardt 2002: Friedrich Vollhardt, „Selbstreflexive Aufklärung. Johann Georg Schlosser in den literarischen Kontroversen des späten 18. Jahrhunderts“, in: Achim Aurnhammer/Wilhelm Kühlmann (Hg.), *Zwischen Josephinismus und Frühliberalismus. Literarisches Leben in Südbaden um 1800*, Freiburg i. Br. (Rombach) 2002, 367-394.

Wießner 2003: Matthias Wießner, *Leipziger Lesegesellschaften um 1800. Das Beispiel der Journalgesellschaft*, unveröffentl. Magisterarbeit, Historisches Seminar der Universität Leipzig, 2003.

Wießner 2004: Matthias Wießner, „Die Journalgesellschaft – Eine Leipziger Lesegesellschaft um 1800“, in: *Leipziger Jahrbuch zur Buchgeschichte*, 13. Bd., Wiesbaden 2004, 103-175.

### **3.3 – Nachschlagewerke**

ADB: Allgemeine Deutsche Biographie, 56 Bde., Leipzig 1875-1912

Ersch/Gruber: Johann Samuel Ersch und Johann Gottfried Gruber, *Allgemeine Enzyklopädie der Wissenschaften und Künste*, 167 Bde., Leipzig (Gleditsch) 1818-1889.

Frank 1993: Horst J. Frank, *Handbuch der deutschen Strophenformen*, Tübingen/Basel 1993.

HWPh: Joachim Ritter (Hg.) *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, 13 Bde., Darmstadt 1972-2007.

Köbler 1995: Gerhard Köbler, *Historisches Lexikon der deutschen Länder. Die deutschen Territorien und reichsunmittelbaren Geschlechter vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, Vollständig überarbeitete Auflage, Frankfurt a. M./Wien 1995.

Krünitz: Johann Georg Krünitz, *Oekonomische Encyclopädie, oder allgemeines System der Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft*, 129 Bde., Berlin (Pauli) 1787-1823.

NDB: Neue Deutsch Biographie, 26 Bde., Berlin 1953-2016.